

Mädchen-Pensionat in Freistadt,

Oberösterreich.

(An der Linz-Budweiser Bahn.)

Unter der Leitung der Armen Schulschwestern de Notre Dame.

Das im Jahre 1882 erbaute Institutsgebäude entspricht allen modernen Anforderungen; hohe, lichte, luftige Räumlichkeiten, Bad im Hause etc.

Die Zöglinge besuchen, soweit sie schulpflichtig sind, die mit der Anstalt verbundene 6 klassige, öffentliche Mädchenschule und nach Entlassung aus derselben den 2jährigen Fortbildungskurs. Je nach Wunsch der Eltern erhalten die Zöglinge Unterricht in französischer Sprache, Musik, weiblichen Handarbeiten, Haushaltungskunde und Gymnastik. Aufnahme finden katholische Mädchen im Alter von 6 bis 16 Jahren. Pensionsbetrag monatlich 32 Kronen. Nähere Mitteilungen und Zusendung von Programmen besorgt die Oberin.

Von Seite der Schulbehörde wurde der Anstalt für die vorzüglichen pädagogischen Leistungen wiederholt die lobendste Anerkennung ausgesprochen. Bezüglich der klimatischen Verhältnisse sei erwähnt, daß die infolge der Höhenlage Freistadts (563 Meter über dem Meeresspiegel)
Hügel be-
glinge von

taats-Ober-
Gelegenheit
gewünschte

19

Die Kultur

Österreichische Leo-Gesellschaft


P Germ 260.8


SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG·
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS



DIE KULTUR

VIERTEL-JAHR-SCHRIFT F. WISSENSCHAFT · LITERATUR UND KUNST·

HERAUSGEGEBEN

VON DER

6. JAHRG.



* 1905. *

VERLAG DER LEOGESELLSCHAFT WIEN
o o IX/3, SCHWARZSPANIERSTRASSE 6. o o



Über die Aufgaben katholischer Wissenschaft und Kunst den modernen Problemen gegenüber.

Vortrag von Dr. Richard v. **Kralik**, gehalten in der Festversammlung der österreichischen Leogesellschaft am 14. September in Hall in Tirol.

Das, was heute alle Gemüter bewegt, ist die Frage, wie sich die katholische Wissenschaft, Praxis und Kunst den modernen Problemen gegenüber zu stellen hat. Für Gläubige wie für Ungläubige, für Protestanten wie für Katholiken, für Konservative wie für Fortschrittliche ist dies das Thema aller Themen. Warum sollen wir uns also furchtsam darum herumdrücken? Werden dadurch die Gefahren, die mit einer unzulänglichen Beantwortung der Frage verbunden sind, vermieden? Im Gegenteil. Das Problem muß immer in offener Diskussion bleiben. Nur so ist es möglich, daß es sich immer mehr klärt, daß alle der menschlichen Subjektivität anhaftenden Mängel möglichst abgeschliffen werden und sich gegenseitig aufheben.

Ich möchte nun meinerseits versuchen, zur Lösung dieser Probleme beizutragen mit allem Vorbehalt der Verbesserung; denn es gehört zu den edelsten Rechten des Menschen, immer zu lernen und bereit zu sein, einen besseren und höheren Standpunkt einzunehmen. Nur darin liegt die Möglichkeit des Fortschritts, nicht im starren Festhalten an unseren Meinungen. Die Wahrheit bleibt. Sie ist das Unveränderliche. Aber unsere Stellung zu ihr ist immer verbesserlich, so lang wir in der Form der Zeitlichkeit uns bewegen.

Vor allem ist da zu erörtern, in welchem weltgeschichtlichen Verhältnis sich alles Kirchliche zur modernen Welt befindet, ob nämlich die beiden Richtungen auseinandergehen oder sich zu treffen suchen. Das ist sehr wichtig; denn im ungünstigen Fall müßte die Kirche eine defensive Haltung einnehmen, im günstigen Fall dürfte sie größere Erfolge anstreben.

Da ist nun zuerst der Begriff des **Modernen** zu untersuchen. Er wird im Leben unbesehen in vieldeutiger Weise gebraucht. Die Aufgabe der Wissenschaft aber ist es, vor allem solche schwankende Zeitbegriffe scharf zu umgrenzen, aus ihrer populären Unbewußtheit in die volle logische

Klarheit zu erheben, sie zu definieren, zu unterscheiden. Sonst läuft man Gefahr, ganze Bücher und Polemiken auf grundlosem Fundament aufzubauen und alsbald wieder versinken zu sehen.

Was ist also das Moderne seinem Begriff nach? Wir müssen hier streng zwei Gebiete seines Gebrauchs scheiden. Modern kann entweder rein formal das immer wechselnde, immer sich abwechselnde Wesen alles Zeitlichen bezeichnen oder es kann zweitens einen bestimmten Gehalt einer bestimmten Zeitperiode anzeigen. Im ersten, formalen Sinn ist jeder modern, der so schnell wie möglich immer die neueste Mode mitmachen will, einerlei, welche es sei. Im zweiten, materiellen Sinn ist der modern, der mit der herrschenden Zeitrichtung in seiner tiefinnersten Überzeugung übereinstimmt, gleichgültig dagegen, ob diese Richtung gerade die moderne sei oder nicht. Ich will ein sinnfälliges Beispiel dieses Unterschiedes geben. Im formalen Sinn ist der modern, der alle Moden der Bekleidung mitmacht, heute die einer engen, knappen Tracht, morgen die einer weiten, bequemen, faltigen, einerlei, ob es seiner Überzeugung entspricht oder nicht. Im zweiten Sinn wird der Mensch, der seinem Charakter nach eine faltige Tracht vorzieht, modern, wenn die Mode zufällig seinem Geschmack entgegenkommt, ohne daß er deshalb ein charakterloser Geck wird.

Nach beiden Richtungen dieses richtigen Begriffs des Modernen ist es aber wesentlich, daß das Moderne wechselt, sowie nach dem philosophischen Grundsatz die verschiedenen Modi einer Substanz (davon kommt ja das Wort) wechseln können. Der Begriff des Modernen liegt in der Modifikation, in der Modulation, in der verschiedenen Wendung der Zeiten zum ewig Einen und Bleibenden. Das griechische Wort dafür ist Tropos.

Die älteste Anwendung des Wortes modern stammt aus der Scholastik. Die scholastische Methode, die mehr logische, aristotelische, wurde damals als modern bezeichnet im Gegensatz zur älteren, platonischen Methode. Daraus entwickelte sich dann schon eine Nebenbedeutung. Man bezeichnete nämlich besonders die am meisten antiplatonische, die nominalistische Modifikation der Scholastik als die eigentlich moderne.

Darin liegt schon der Keim einer mißbräuchlichen Anwendung des Wortes modern, als ob nämlich die ganze Weltgeschichte hindurch eine moderne Weltanschauung mit einer unmodernen, gewissermaßen veralteten, ringen müßte.

Man gebraucht da den Ausdruck modern im Sinn von säkular, als weltlich, „aufgeklärte", revolutionäre, voraussetzungslose Weltanschauung im Gegensatz zu einer jenseitigen, idealistischen, religiösen, konservativen. Gegen diesen unlogischen Mißbrauch haben wir entschieden zu protestieren. Er ist von der ganz unhistorischen, unwissenschaftlichen Tendenz eingegeben, schon im Schlagwort ein Vorurteil über das wirkliche Verhältnis der Parteien unterzuschieben und damit Freunde wie Gegner zu verwirren und zu blenden.

Es herrscht nun infolge dieser Kriegslist leider fast allgemein die, wie ich glaube, falsche Meinung, als ob sich die Kultur immer mehr vom Glauben entferne, als ob die Geschichte nichts anderes sei als ein immer entschiedenerer Sieg der Verneinung, der Kritik, des Rationalismus über alles Religiöse. Diese Ansicht ist in tendenziöser Absicht von den Verneinern ausgebreitet worden und wirkt nun mit suggestiver Kraft auch auf die Reihen der Positiven. Man sagt, schon Homer habe den alten Götterglauben aufgelöst, die griechischen Tragiker und Komiker hätten ihn immer fortschreitend untergraben, bis Epikur und Lucretius endlich den reinen Naturalismus für immer siegreich erkämpft hätten. Man betrachtet das Mittelalter als einen barbarischen Rückschlag und sieht in der Ketzerhistorie einen erneuerten Emanzipationskampf der reinen Vernunft vom Aberglauben. Man faßt die Reformation Luthers als die Vollendung dieses Kampfes, als Beginn der Überwindung jeder festen Glaubensform. Man erblickt im Deismus, in der Freidenkerei und Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, in der großen französischen Revolution, in der Bibelkritik, im Materialismus, im Liberalismus, im Naturalismus, in der Sozialdemokratie des neunzehnten Jahrhunderts die fortschreitenden konsequenten Etappen auf diesem vermeintlichen Siegeszug gegen den vernichteten Glauben. Und von dieser falschen Vorstellung des Laufes der Weltgeschichte sind wir alle hüben wie drüben mehr oder weniger beeinflußt.

Aber diese Vorstellung ist eben ganz falsch, unhistorisch, ganz einseitig und irreführend. In Wirklichkeit überwiegen zu allen Zeiten die positiven Kräfte. Die Ilias ist doch ein ganz klerikales Gedicht, worin es sich nur um die Rächung des beleidigten Priesters Chryses handelt und der in ihm beleidigten Gottheit. Die griechischen Tragiker sind in ihrer demokratischen, radikalen Zeit ob ihrer konservativen Tendenz zu bewundern. In der Geschichte der Philosophie bedeuten Sophistik und Epikureismus überwundene Standpunkte, die immer wieder vom lebendigen Idealismus begraben werden, um immer wieder als Gespenster die wirkliche, sonnenhelle Welt des göttlichen Kosmos zu belästigen und zu erschrecken.

Das Mittelalter ist auch kein barbarischer Rückschlag, sondern die Vollendung und organische Ausgestaltung dieses positiven religiösen Triebes. Und der Fortschritt der Kultur beruht nicht auf der Reihe revolutionärer Ketzererscheinungen, sondern auf der dauernderen und bleibenden Arbeit ihrer Überwinder.

Es ist auch falsch, die Reformation als den Beginn der Rationalisierung alles Religiösen aufzufassen. Das wollte selbst Luther nicht, mag er auch selber nicht genau gewußt haben, was er wollte. Die Reformation bedeutet vielmehr auch zugleich den Beginn einer wirklichen strengen Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, wie sie innerhalb der Kirche schon längst gefordert und innerhalb der Kirche auch sogleich glänzend durch das Trienter Konzil vollendet wurde. Und auch den weiteren negativen

Tendenzen der folgenden Jahrhunderte stehen immer überwiegende Tendenzen der Restauration alles Religiösen gegenüber. Jede Generation dieser Zeit hat ihre Heiligen, ihre Ordensstifter gehabt und so wie Ignatius dem Dr. Luther gegenübersteht, so Alfons von Liguori dem Voltaire usw.

Die große französische Revolution aber bedeutet nicht nur die Vollendung und den Gipfel aller vorangehenden zerstörenden Bestrebungen, sondern zugleich auch eine heilsame Reaktion dagegen, eine Restauration des Glaubens. Man pflegt mit teilweiser Berechtigung zu sagen, die Revolution von 1789 habe eigentlich erst dem Mittelalter das Ende bereitet. Ja, vieles scheint diesen Satz zu bestätigen, so die ungeheuren Säkularisationen des Kirchengutes, der Klöster, der geistlichen Herrschaften in jener Zeit, in der Zeit der Revolutionskriege, des Reichsdeputationshauptschlusses. Aber man kann mit gleichem und besserem Recht sagen, die Revolution habe nach dreihundertjährigem einseitigen und doktrinären Humanismus das Mittelalter erst wieder restauriert. Sie hat der Romantik zum Durchbruch verholfen, die das ganze neunzehnte Jahrhundert beherrscht.

Denn das neunzehnte Jahrhundert ist nicht nur, wie man einseitig hervorhebt, ein Jahrhundert der Revolutionen, des Materialismus, des Naturalismus und der naturwissenschaftlichen Standpunkte, der zersetzenden Kritik, sondern es ist ebenso, ja noch mehr, ein Jahrhundert der Restauration, der Regeneration alles Kirchlichen, der Romantik. Alle Revolutionen im Gebiet der Politik und der Kultur sind siegreich überwunden worden und nach allen Kulturkämpfen steht keine Sache so siegreich und so zukunftreich da wie die des Glaubens und der Kirche, trotz aller Schwierigkeiten, die auch sonst immer da waren.

Das ist die Lehre der Geschichte. Ähnlich ist die Lehre der Philosophie, der Psychologie. Man hat früher dem kritischen Verstand gegenüber alle Mächte des Gemüts unterschätzt und als atavistische Überbleibsel aus der halb unbewußten Urzeit betrachtet. Aber eben diese intuitiven Mächte machen sich heute wieder mehr als je geltend und können eine Befriedigung nur im Zusammenhang mit einer Religion, einer positiven Kirche finden.

So ergibt sich mir aus der Betrachtung unserer Zeit und ihrer Grundlagen überall die Tatsache, daß trotz aller feindseligen Negationen nichts mehr ersehnt und angestrebt wird als eine Befriedigung der Zeit durch den Glauben, durch Religion. Und man kann sagen, gerade heute, seit den letzten Jahren ist nicht mehr die rein soziale Frage oder irgend eine andere ökonomische, politische, wissenschaftliche Frage so zuvorderst auf der Tagesordnung wie die religiöse, die konfessionelle Frage oder sagen wir es ganz gerade heraus: die katholische Frage.

Wenn man die Zeichen der Zeit richtig versteht, wenn man sich nicht verblüffen und verwirren läßt, so sieht man, wie alle Welt nichts so sehr und so eifrig sucht wie die Kirche. Dahin weisen alle Kompasse Und der Hauptgrund, warum alle Welt die Kirche doch nicht findet, ist

nicht der, daß die Welt von der Kirche, wie sie jetzt ist, enttäuscht wäre oder ihre Reformierung, ihre Anbequemung an die Welt forderte, sondern der Hauptgrund ist der, daß man die Kirche nicht genügend kennt, sie einfach nicht sieht. Das ist freilich eine Hauptschuld der Suchenden. Aber es ist auch eine Schuld der sich suchen Lassenden.

Unsere Aufgabe ist nun, auch soweit wir nicht Theologen sind, die kirchlichen Grundsätze auf dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst auseinanderzusetzen. Das ist unsere höchste Kulturaufgabe! Das ist, meine ich, der einzig mögliche Ausgleich der Kirche mit der modernen Kultur. Das ist auch das Hauptmittel, die „religiöse Gefahr“ zu überwinden. Darin liegt eine Hauptschuld, eine „maxima culpa“, die wir abzuzahlen haben. Das ist die Hauptreform, die wir an uns auszuführen haben, die Reform unserer Unwissenheit, unserer Unkenntnis der eigenen Schätze, unserer Trägheit, sie der Welt in glänzendster Weise zu vermitteln.

Dreifach ist nun unsere Aufgabe in dieser Beziehung, denn dreifach ist die Erwartung der Welt von einer wahren religiösen Weltanschauung. Sie erwartet erstens von ihr die Einheit aller wissenschaftlichen Einzelbestrebungen, ohne die alles Stückwerk bliebe; zweitens die ethische Erleuchtung und Erlösung und drittens die beseligende ästhetische Schönheit in aller Kunst und allem Leben.

Was sind also zuerst die besonderen Aufgaben der theoretischen Wissenschaften, Philosophie, Naturwissenschaft und Geschichte?

Bekanntlich wogt in unserer Zeit der Hauptkampf um die scholastische Philosophie. Mit großer Zähigkeit wird sie von der einen Seite festgehalten, mit großer Leidenschaftlichkeit von der anderen angegriffen, verachtet, als Ursache aller Übel hingestellt. Ich möchte versuchen, hier zu vereinigen, ohne rechts und links etwas wegzunehmen. Es scheint unzweifelhaft, daß die scholastische Philosophie als legitime Fortentwicklung der platonischen und aristotelischen Philosophie im Besitz des richtigen Schlüssels ist, und es scheint der Grund der heutigen Anarchie auf philosophischem Gebiet zu sein, daß in dieser Richtung nicht konsequent fortgearbeitet wurde, von beiden Seiten. Die Philosophie ist von den klassischen Meistern des Altertums richtig als Begriffswissenschaft erkannt und aufgebaut worden.*) Die Scholastiker haben diesen Bau fortgesetzt, sie sind aber in seiner Vollendung überrascht und abgelenkt worden. Der Dom der Begriffswissenschaft steht ebenso unausgebaut, wie so viele Dome seit der Reformationszeit unausgebaut stehen blieben. Aber gerade wie für viele dieser Dome, so ist auch für das definitive System der Begriffswissenschaft nun die rechte Zeit gekommen. Diesem System könnte durch nichts anderes besser vorgearbeitet werden als durch ein umfassendes Wörterbuch der philosophischen Begriffe, wie solche von anderen Seiten in

*) Siehe darüber meinen „Sokrates“.

neuerer Zeit reichlich aufgetaucht sind. Vielleicht wäre es einer Gesellschaft wie unserer Leogesellschaft würdig, ein imponierendes Werk dieser Art zu schaffen, sowie wir schon ein Staats- und ein Kirchenlexikon besitzen.

Die Naturwissenschaften besitzen schon seit über einem Jahrhundert ein System, das in seiner teleologischen Ordnung sich immer mehr zu einem imponierenden physiko-theologischen Gottesbeweis ausbildet. Da hat ein kühner Einfall Darwins die Möglichkeit eröffnet, das Bestehen dieser Welt höchster Zweckmäßigkeit nicht mit Zuhilfenahme einer bewußten Absicht, eines höheren Willens zu erklären, sondern durch den bloßen Zufall. Dieser zuerst so blendende Gedanke hat sich aber als wissenschaftlich unhaltbar erwiesen. Daß dieser Versuch auftrat, ist nichts spezifisch Modernes. Das Altertum kannte ihn schon. Modern daran ist nur, daß der menschliche Verstand jener immer gewaltiger erscheinenden Harmonie der Natur sich vorübergehend entziehen wollte und so jenes verzweifelte Mittel wiederum ergriff. Modern ist die gründliche Auseinandersetzung des Für und Wider, so daß wir sagen können, daß nun auch dieser letzte dialektische Einwand gegen eine Theodizee endgültig aus der Welt geschafft ist.

Wie in einem platonischen Dialog spann sich dies ganze Problem in einigen Sitzungen der philosophischen Gesellschaft zu Wien 1902 ab. Da gaben in eingehenden Berichten Zoologen und Botaniker davon Zeugnis ab, daß sich die Darwinsche Zufallshypothese der allmählichen Modifikation nirgends in exakter Weise bewährt habe, und es wurde dabei ein bezeichnender Ausspruch eines früheren darwinistischen Forschers angeführt: „Jene Anpassungs- und Zuchtwahlphantasien werden kommenden Geschlechtern genau so kindisch unzureichend erscheinen, wie uns die mosaischen und empedokleischen Schöpfungsmärchen. Sie sind als wissenschaftlich mehr oder weniger wertlose Spekulationen erkannt und werden von den führenden Geistern kaum mehr so ernst genommen, daß man sich Mühe gäbe, sie zu diskutieren." Da äußerte ein anwesender Gelehrter, ein Mediziner, die Konsequenz dieser Sachlage sei dann der Ruf: Die Selektionstheorie ist tot, es lebe der physiko-theologische Gottesbeweis! Dieser Ausspruch nun war Ursache, daß die ersteren Referenten ihre Verurteilung des Darwinismus wieder abschwächten, um jenem unausweichlich scheinenden Dilemma zu entgehen. Ein klassisches Beispiel von dem, was man unter Voraussetzungslosigkeit versteht. Auch der Urheber jenes Ausspruchs schwächte sein Wort nachträglich etwas ab, nahm es aber nicht zurück, sondern erklärte, es sei eine wohl zu erwägende Frage, ob jene ursprünglich scherzhaft gemeinte Formel nicht doch der scharfe Ausdruck der wissenschaftlichen Situation sei, und er führte das auch in gründlicher Rede durch. Er kam zum Schlusse, daß wohl für das Individuum die immerhin denkbare Möglichkeit vorhanden sei, der Schöpfer habe bei der Entwicklung einer Spezies aus der vorhergehenden oder wenigstens beim Übergang des Proanthropos zum Homo sapiens immer neu eingegriffen, aber für die

Wissenschaft bedeute dies nicht mehr als das Gebet einer Frau, daß ihr keimendes Kind ein Knabe werden möge, für die Embryologie, oder die Hoffnung, Regen erbeten zu können, für die Meteorologie. Aber das schließt nicht die Teleologie aus, die der Welt vor dem Beginne jeder Entwicklung eingepflanzt sein mag: „Die Entwicklung der organischen Welt gehört der Naturwissenschaft und ihrer Kausalität. Was vor und außer jener Entwicklung und damit außer aller möglichen Erfahrung liegt, das ist das Gebiet, wo die Spekulation und das religiöse Bedürfnis ihre Befriedigung finden." Diese vorsichtigen Worte Dr. J. Breuers unterscheiden sich vorteilhaft von dem, was heute nur mehr die Rückständigkeit einer Gruppe von Sozialdemokraten und Volksschullehrern für modern hält, und ich vermute, daß die führenden Geister dem Supranaturalismus bald noch weitere Zugeständnisse werden machen müssen und daß sich der Zweckbegriff nicht nur vor aller Entwicklung als wirksam und erfahrungsgemäß nachweisen lassen wird. Das wird die Aufgabe katholischer Naturwissenschaft sein.

Nun die Aufgaben der Geschichte. Zweifellos haben wir seit dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert immer besser gelernt, Sage und Geschichte kritisch zu scheiden; aber es hat sich dadurch ein Wahn erzeugt, als ob die Kritik imstande wäre, alle Geheimnisse der Überlieferung zu durchschauen. Dieser Wahn ist heut auf dem Gebiet der klassischen und germanistischen Philologie überwunden; er ist nicht mehr modern. Man hat eingesehen und erfahren, daß sich alle die scheinbaren Ergebnisse höherer Kritik, die einst mit solcher Sicherheit aufgestellt wurden, nicht über wenige Generationen einer engen Schule halten konnten. Wolfs kühne Homerkritik ist ebenso aufgehoben wie Lachmanns Nibelungenkritik, auch die neueste Eddaforschung verzichtet auf alle unmöglichen Konstruktionen und lockenden Hypothesen; sie will nur einen Text herstellen, wie er im späteren Mittelalter mag gelesen worden sein. (Siehe die Edda von Detter und Heinzel.) Wir haben erfahren, daß wir nicht viel hinter die Überlieferung der Handschriften mit unseren Konjekturen zurückgehen können. Wir sind immer konservativer, traditioneller geworden. Wenn es sich nun heute mit der Bibelkritik anscheinend noch anders verhält, wenn wir da noch mitten im abenteuerlichsten Konstruieren stecken, so ist das eben ganz erklärlich, wenn man bedenkt, daß auf diesem viel später von der Kritik angebauten Feld erst die ganze Saat mit allem Unkraut in die Halme schießen muß, bis man schließlich auch hier zu ähnlichen Erfahrungen kommen wird. Der Radikalismus der gegenwärtigen Bibelkritik ist also nichts Modernes, er ist eher eine Rückständigkeit, er ist die von der klassischen und germanistischen Philologie abgelegte Mode und wird auch bald abgetragen sein. Schon heute beruhen ja die großen Erfolge der biblistischen Wissenschaft auf der Arbeit des Spatens, und die zeigt schon ähnliche Resultate wie auf klassischem Gebiet. Der Spaten hat die negative Homerkritik zerstört, er hat die homerische Überlieferung in ungeahnter Weise bestätigt. Der gläubige

Schliemann hat über den Zweifler Wolf gesiegt. Auch die asiatischen Ausgrabungen überraschen durch die auffallenden Bestätigungen der biblischen Überlieferung. Ich selber habe, um eine Kleinigkeit nebenbei zu erwähnen, nur infolge meines festen Vertrauens in die strenge Geschichtlichkeit des Buches Esther die Persönlichkeit des Aman in einem Amyntas bei Herodot wiedergefunden (vgl. Die Kultur, II, 251—267, bes. S. 255 f.).

Hier muß ich noch etwas erwähnen, was die historische Kritik mit der Naturwissenschaft gemein hat. Beide weisen gern gewisse wunderbare Ereignisse ab, die vom Glauben, von der Erfahrung Gläubiger, von der ganzen geschichtlichen Überlieferung reichlich bezeugt werden. Warum leugnet das die Wissenschaft? Aus methodischen Gründen, die in der Wissenschaft selber liegen? Nein, nur aus einem apriorischen, widergeschichtlichen und jedenfalls nicht erfahrungsgemäßen Vorurteil, aus dem vermeintlichen Axiom heraus, daß es so etwas nicht geben könne. So hat ja auch einmal die Wissenschaft alle Überlieferungen von Meteorsteinen als Fabel erklärt und zum Leidwesen unserer jetzigen Mineralogen alles kostbare alte Material vernichtet und aus den Sammlungen hinausgeworfen. Den psychischen Problemen der Suggestion u. s. w. gegenüber ist man heute schon vorsichtiger geworden und ich glaube, in dieser Richtung weiter geht der moderne Weg. Die katholische Geschichtschreibung wird noch methodischer zu zeigen haben, daß ohne das Wunderbare und Mystische die ganze Geschichte lückenhaft und unverständlich ist.

Aus dem Gebiete der praktischen Wissenschaften greife ich drei heraus, die Pädagogik, die Moral und die Staatswissenschaft. Es ist die dankbare Aufgabe der katholischen Pädagogik, alle Welt davon zu überzeugen, daß gegenüber den nur durch eine theoretische Schriftstellerei maskierten Mißerfolgen der religionsfreien Systeme die wirklich praktische Bewährung auf Seite der katholischen Gründungen ist. Nur ein Beispiel, auf das eben in letzter Zeit wieder hingewiesen wurde. Pestalozzi ist mit seinen paar gut gemeinten Versuchen nach kürzester Zeit verkracht, Don Bosco hat in zehn Jahren 200 blühende Erziehungshäuser hinterlassen. Und doch redet man von Pestalozzi und verschweigt Bosco.

Auf dem Gebiet der Moral wirft man der Kirche vor, alle Heteronomie sei unmoralisch. Die kirchliche Moral sei aber heteronom, da sie ihre Gesetze nicht aus der Natur der Sache, aus dem Gewissen, sondern aus Gottes Befehl ableite. Aber die Gebote Gottes sind nicht verschieden von den Geboten des Gewissens und von der höchsten Zweckmäßigkeit, die in allem Tun liegen soll. Gott hat sein Gesetz in die Herzen der Menschen hineingeschrieben und in die Mechanik alles Tuns hineingelegt. Der Unterschied zwischen beiden Sanktionen ist aber dieser: die bloß natürliche Sanktion kann nur relativ gebieten: Wenn du tötest, stiehlst, raubst, die Ehe brichst, allen Leidenschaften folgst, so dulde die schlimmen Folgen deiner Taten: Krankheit, Tod, Rache, Strafe. Die übernatürliche Sanktion aber gebietet

absolut: Du sollst die schon durch natürliche Sanktion geahndeten Verbrechen durchaus vermeiden als vollkommenes Kind und Geschöpf Gottes, der höchsten Güte. Daß diese Sanktion die alleinig-sichere ist, geht daraus hervor, daß in der Tat eine dekadente Schule als äußerste Konsequenz aus der religionslosen Ethik diese Grundlehre zieht: Folge ungescheut deinen Lüsten, genieße die vorübergehenden Genüsse, die sie dir bieten, mag ihnen auch der Katzenjammer, der Krach, der Kerker oder der Galgen drohen. Defraudiere und laß dich dann einsperren! „Greif zu und iß — dann dulde!" sagt Richard Dehmel höchst prägnant und ungeniert.

Und mit der Staatswissenschaft ist es ähnlich bestellt. Jede naturalistische oder mechanistische Begründung des Staats, mag sie nun sozialistisch oder anarchistisch geschehen, tendiert schließlich notwendig zum anmutigen Wechselspiel von Tyrannis und Revolution. Der soziale Kontrakt allein kann sich nie durchsetzen. Er hat keine suggestive Kraft. Das klassische Beispiel dafür ist die französische Revolution. Nichts ist so freiheitsmörderisch wie die demagogische Parole von der Freiheit geworden. Das hat im Jahre 1798 die Schweizer Eidgenossenschaft an sich erprobt. Lavater durfte damals mit Recht das erste Jahr der helvetischen Freiheit in Wahrheit als das erste Jahr der Sklaverei bezeichnen, der schamlosesten Ausbeutung durch die Tyrannis der Demagogen. Mit Recht stellt sich die christliche Eschatologie das Antichristentum vor als die absoluteste Tyrannei. Dagegen ist das Joch Gottes das leichteste und die einzige Garantie der individuellen Freiheit. Hätten wir die Kirche nicht als Verteidigerin der Freiheit gehabt, so wäre das Kaisertum Heinrichs IV. oder Friedrichs II ebenso wie das Napoleons in die unerträglichste orientalische Despotie ausgeartet. Nur die Kirche wird uns, wenn wir alle ein wenig unsere Pflicht tun, vor der ähnlichen Despotie einer neuen sozialdemokratischen oder cäsaropapistischen Demagogie bewahren. All das wissen seit einem Jahrhundert die führenden Geister. Und die es nicht wissen, sind eben rückständig auf einem überwundenen Standpunkt stecken geblieben, sie sind unmodern geworden, wenn sie sich auch das Gegenteil einbilden und anderen einreden wollen. Dessen ungeachtet erkläre ich gern, daß die Sozialdemokratie und der Anarchismus für den Fortschritt der Wahrheit auch weiters dieselbe wichtige Funktion hat wie Goethes Mephistopheles:

> Des Menschen Tätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
> Er liebt sich bald die unbedingte Ruh',
> Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
> Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.

So äußert sich eben

> . . . ein Teil von jener Kraft,
> Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Zum Schluß betrachten wir auch die Kunst. Man will uns einreden, die moderne Kunst sei der Naturalismus, alles andere sei veraltet. In

Wirklichkeit verhält sich die Sache gerade umgekehrt. Ich habe wiederholt sowohl auf dem Gebiet der bildenden Kunst wie auf dem der Poesie nachzuweisen gesucht, daß die ganze Entwicklung seit etwa 1800 von den Prinzipien der Romantik getränkt ist, von Prinzipien, die geradezu aus denen der Kirche abgeleitet sind.*) Modern ist die Kunst der Nazarener, der Präraffaeliten, der Beuroner, der Neuidealisten. Modern ist der Erzromantiker Richard Wagner und sein Freund Liszt. Ähnliches strebt die modernste Literatur an. Aber natürlich, wenn wir uns von den Gegnern überreden lassen, daß das modern sei, was jene dafür ausgeben, dann ist es auch erklärlich, daß wir uns endlich überreden ließen, wir seien inferior. Das mag nun jeder halten, wie er will. Ich wenigstens erkläre mich nicht für inferior und nicht für unmodern, obwohl oder vielmehr, weil ich erzkatholisch bin. Und ebendarum wage ich's, es mit jedem da draußen aufzunehmen, und ich weiß, daß ich dabei Mitkämpfer habe. Die Inferiorität der katholischen Literatur beruht nur darin, daß sie nicht genügend gekannt ist, und zwar gerade von jenen innerhalb unseres Lagers, die jenen Vorwurf erheben. Die Superiorität der akatholischen Literatur beruht wesentlich auf der Suggestion der Reklame, die Freund und Feind umnebelt und alles andere ausschließt. Das sage ich nicht, um die Reklame für uns herauszufordern, sondern um jene, die im Besitz dieser Reklame sind, selbstlos aufzufordern, sich nun auch, um ganz gedeihlich zu wirken, auf unseren Boden zu stellen. Wir werden ihnen dann gerne weichen und ihnen die Kränze aufsetzen, die dem wahren Verdienst gebühren.

Der Hauptzug der modernen Kunst, wie ich sie verstehe, ist die Überwindung des unorganischen Humanismus, der Renaissance und Reformation, wie sie von 1500 bis 1800 geherrscht haben; wir wollen zurückgehen auf die traditionellen organischen Mächte des Mittelalters und der Antike. Das wird in der überzeugendsten Weise bewiesen durch die neueste Entscheidung auf dem Gebiete der kirchlichen Musik. Ihre Renaissancefassung, der mediceische Choral soll überwunden werden, es soll wieder angeknüpft werden an den echten traditionellen Choral des christlichen Altertums und Mittelalters. Wir werden in dieser Beziehung gewiß noch die mächtigsten Anregungen erfahren. In der Tat erwartet die moderne Musik ganz gewaltige Förderung von der monodischen Musik des Mittelalters und der Antike. Und da ist die Kirche allein imstande, zu vermitteln und sich als modernstes Kulturelement zu bewähren.

Ich glaube also zusammenfassend sagen zu können, daß alles das, was sich als gegenkirchlich, als säkular in unserer Zeit wie in mancher anderen hervortut und eine Alleinherrschaft erstrebt, durchaus nicht das Moderne an sich ist, sondern daß es im Gegenteile auf veralteten Prinzipien

*) Siehe meine „Ästhetischen und historischen Grundlagen der modernen Kunst", ferner „Neue Kulturstudien" S. 324 ff.



beruht, die in der Zeit von 1500 bis 1800 ihre zeitgemäße Ausbildung erfuhren, nun aber schon längst auf den Gipfeln der geistigen Welt als überwunden durchschaut sind. Die katholische Wissenschaft und Kunst hat also durchaus keinen Grund, sich in Gegensatz mit den modernen Bestrebungen zu fühlen, sie hat darum auch keinen Grund, mit dem, was sich fälschlich moderne Kultur nennt, ein Konkordat zu schließen, also daß sie etwa in manchen traditionellen, aber nicht wesentlich scheinenden Punkten nachgibt. Im Gegenteil, die wirklich moderne Zeit erwartet alle Erneuerung von der Kirche, und zwar in unabgeschwächter Weise. Ich glaube aus vielfältiger Erfahrung mit der modernen Welt, der ich ja durchaus angehöre, sagen zu können, daß eine kirchliche Betätigung, die einen Ausgleich mit einer unkirchlichen Welt suchen wollte, keine werbende Kraft hätte. Ebenso ist es nicht nur das „Wesentliche", das mit anderen Gemeinsame, was imponiert und was der Kirche allein Kraft gibt, sondern gerade die höchst individuelle Ausgestaltung alles Kirchlichen, das spezifisch Katholische ist es, was Eindruck macht. Es werden keine Konvertiten mehr zu uns kommen, wenn nicht einmal mehr in der katholischen Kirche das Bibelwort, das Dogma vor der Kritik und Deutelei bewahrt bliebe. Aufgeklärtere mögen immerhin über Madonnen-, Heiligen-, Reliquienverehrung, Herz Jesu-Andachten, Wundersucht, Wallfahrten, Ordenswesen, Gebetserhörungen u. s. w. spötteln, alles das und noch viel mehr ist es doch schließlich, was man von einer wirklichen und wirksamen Religion erwartet und bei ihr sucht, was man gerade in unserer modernen Zeit im Protestantismus, im Freidenkertum vermißt. Und gerade das Nörgeln beweist das; man will uns dadurch verleiten, all das gering zu schätzen, zu verleugnen und abzustoßen.

Auch am menschlichen Leib gibt es viel Überflüssiges, wie König Lear sagt, als ihm seine unnatürlichen Töchter überflüssigen Luxus vorwerfen. Der letzte Schurz kann weggeworfen werden. Man kann zur Not auch ohne Arme und Beine, ohne Nase und Ohren, mit halbem Gehirn u. s. w. leben. Aber gerade im scheinbar Überflüssigen liegt doch aller Wert des Lebens, alle Freude, aller Glanz, alle Wirksamkeit.

Nach der anderen Seite aber möchte ich raten, daß wir, mögen wir auch noch so entschieden kirchlich und konservativ, traditionell, klerikal, ultramontan sein, uns doch nicht zu sehr vor der Welt, die sich mit fälschlicher Ausschließlichkeit die moderne Welt nennt, fürchten sollen. Das wäre ein unwissenschaftlicher Pessimismus. Hier möchte ich besonders gegen jene allzu übliche Benutzung der als unecht erwiesenen und erklärten Prophezeiungen des Erzbischofs Malachias von Irland protestieren, welche die baldige Depopulation der Religion, das Ende des Papsttums drohen. Wenn die Dichter hie und da davon Notiz nehmen, wie Helle in seinem Antichrist, so ist das verzeihlich. Aber die Wissenschaft sollte nicht mit der gefährlichen suggestiven Gewalt solcher Einbildungen spielen.

Wenn wir auch immer bereit sein sollen, das Ende zu erwarten, so brauchen wir doch nicht pessimistisch alles wegzuwerfen. Auch die Apostel haben die letzte Katastrophe erwartet und doch, welcher Optimismus, welche Menschenfreundlichkeit, welche Liebenswürdigkeit spricht aus allen apostolischen Briefen, welche Tatkraft und Arbeitslust, welcher begeisternder Siegesmut!

So stürmen auch heute auf den Katholiken von zwei Seiten innerhalb der Kirche selber Gedankenreihen ein, die ihn so sehr entmutigen könnten, daß es in der Tat ein Wunder erscheint, wenn die Kirche doch noch besteht. Auf der einen Seite heißt es, der Geist der Welt, das heißt des Fürsten der Welt, sei so herrschend geworden, daß wir am besten die Welt ganz aufgeben möchten. Auf der anderen Seite heißt es, daß die Kirche sich nur höchstens durch äußerste Konzessionen an den Geist der Zeit halten könne, so daß man von einem Mitleid ergriffen wird, das sich fast der Scham und der Mißachtung nähert.

Aber in Wahrheit steht die Sache gar nicht so, und das glaube ich als einer, der sich mit dem Geist der Zeit wohl beschäftigt hat und mitten in der modernen Welt steht, wohl bezeugen zu können. Wenn vom Kriegsschauplatz telegraphiert wird, der Geist der Truppen sei ein vorzüglicher, so wissen wir ganz genau, daß damit das Gegenteil abgeschwächt werden soll. Und wenn die Antikirchlichen verbreiten, daß sie sich als die Modernen und Zukunftsreichen fühlen, so verhält es sich ähnlich. Es ist begreiflich, daß jene so telegraphieren, aber es wäre unverzeihlich, wenn wir es auch glaubten. Nein, wir sind nicht die Unmodernen, die Rückständigen, die Inferioren, sondern im Gegenteil, mit uns ist die Garantie des Fortschrittes und seines Bestandes. Wir machen gewiß Fehler über Fehler, sind träge Arbeiter, unnütze Knechte, wie der Herr sagt, wir könnten noch tausendmal mehr leisten und wir müssen es; denn das ist unsere Hauptaufgabe den modernen Problemen gegenüber. Nur wir können sie lösen. Nur wir haben das ganze Material dazu bereit. Aber wir selber kennen es zu wenig, wir waren zu sehr getreue und furchtsame Schatzhüter wie jener Knecht im Evangelium, wir waren zu wenig geschäftseifrig mit unserem Talent, unserem Depositum. Aber wir wollen nicht länger darüber jammern und uns gegenseitig verklagen, sondern der modernen Welt das zeigen, was unsere Pflicht ist und was sie von uns verlangt: die ganze Fülle der Wahrheit, Güte und Schönheit christlicher Kultur, nach der sie sich bewußt oder unbewußt hinsehnt.





Die wirtschaftliche Bedeutung der äußeren Natur.

Ein Kapitel aus der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre.

Von Reg.-Rat Prof. E. Schwiedland.

Das wirtschaftliche Leben eines Landes äußert sich in der wirtschaftlichen Tätigkeit seiner Einwohner und in der Wirksamkeit der wirtschaftlichen Einrichtungen, über die es verfügt. Die Intensität jener Betätigung und Summe wie Wirksamkeit dieser Einrichtungen wird aber wesentlich bedingt durch die Art der Bevölkerung und durch die äußere Ausstattung des Landes. Der Mensch und das Land sind daher die wichtigsten Faktoren, welche die volkswirtschaftliche Entwicklung bestimmen.

Der Mensch steht mit seiner Eigenart, seinen Fähigkeiten und seiner Gewandtheit gegenüber Kräften und Stoffen der Natur, deren Träger der Boden ist. Dieser ist „das stofflich Zusammenhängende am Staat" (Ratzel). Seine Gestaltung, seine Fruchtbarkeit, seine sonstige natürliche Ausstattung und sein Klima sind maßgebend für seine Besiedlung wie für die kulturelle und politische Entwicklung seiner Bewohner. Daher sind auch wirtschaftlich von Belang: die Gliederung des Landes in Gebirgs-, Hügel- und ebene Landschaften, in Festland, Halbinseln oder Inseln, die Wasserläufe, die klimatischen Verhältnisse, die Fruchtbarkeit des Bodens, seine geologische Zusammensetzung und seine geographische Lage — und zwar im Verhältnis zum Pol oder Äquator und zu politischen Nachbarn.

I. Von der größten Bedeutung ist die Fruchtbarkeit des Bodens. Diese setzt eine bestimmte mechanische und chemische Zusammensetzung voraus; sie hängt aber auch vom Klima ab, d. i. von den Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnissen und der Gewalt der Luftströmungen sowie von der geographischen Breitenlage, dem Verhältnis zu Pol und Äquator. Auch die Erhebungs- und Abflußverhältnisse beeinflußen die Fruchtbarkeit; steil geböschte Gebirge, Überschwemmungsgebiete, die Gefahr der Vermuhrung durch Wildbäche oder Stauseen, der Überschüttung durch Lawinen und Felsabstürze und die Nähe mächtiger Gletscher beeinträchtigen sie. Österreichs dünne Besiedlung wird durch den mächtigen Alpenstock, der es vom Westen her durchzieht, sowie durch die Unfruchtbarkeit und Rauheit des Riesen- und



des Erzgebirges verursacht. Ähnlich wirken die Karpathen im Norden Ungarns und in Siebenbürgen, in den Gegenden, die der magyarische Stamm den anderen Nationalitäten zur Besiedlung überlassen hat.

Die Bedeutung der Fruchtbarkeit ergibt die Tatsache, daß manche Stätten alter Kultur — Ostchina, Indien, Mesopotamien, Egypten — gerade auf fruchtbarem Boden erwuchsen. Freilich macht es der Boden allein nicht aus. Manche Rasse verweichlicht in einem Lande, in dem die Natur zu vieles freigebig gewährt.

Hiezu trägt auch das Klima bei, das in mittleren Zonen anregt, in hohen erstarrt, in heißen erschlafft. Schmoller erblickt in der Bodengestaltung und im Klima Europas die Voraussetzungen der Stellung, die es in der neueren Kultur errang. „Von großen Strömen aufgeschlossen, ein Hügel- und Stufenland mit reichen Ebenen, am gleichmäßigsten mit Regen versehen und daher ein Wald- und Ackerland ersten Ranges, mit Halbinseln und Inseln aller Art, welche teilweise in die subtropische Zone reichen, auch im Norden eine ganz andere wirtschaftliche Entwicklung gestatten als die anderen nördlichen Erdteile, mußte es in der Hand der arischen Stämme die Führung der Menschheit an sich reißen."*) Seeklima wirkt auf den Körper, mäßiges nördliches Klima mit seinem häufigen Wechsel der Witterung auf die psychische Energie anregend, während das gemäßigte Klima überhaupt der Arbeit Lohn gewährt und in seinen wärmeren Teilen sogar die leichteste und schönste Existenz bietet. „Der Mensch braucht im Süden weniger Fleisch und Fett, keine Spirituosen [die braucht er übrigens nach moderner Meinung nirgends], wenig oder kein Heizmaterial; seine Wohnung ist leicht herzustellen, seine Kleidung so viel billiger. Kurz, die wirtschaftliche Existenz ist sehr viel leichter, es können auf derselben Fläche mit geringerer Technik mehr Menschen leben . . . Man ist im Norden . . . arbeitsamer; im Süden lebt man besser, läßt sich mehr gehen", lebt in den Tag hinein, bleibt in manchem zurück und die Völker gewinnen dort leicht einen proletarierhaften Zug.**) Mangoldt***) hebt mit Nachdruck den Einfluß von Wärme und Leuchtgrad, Feuchtigkeit und Bewegung der Luft hervor. „Von ihnen hängt zum guten Teil die Energie und Ausdauer der Arbeitskräfte ab und es liegt gerade darin ein Hauptvorzug gemäßigter und leidlich gleichmäßiger Klimate gegenüber heißen oder kalten oder solchen mit sehr raschen, extremen Temperaturwechseln. Die ungleich beweglichere, aber auch rascher sich aufreibende Natur der Angloamerikaner im Vergleich mit den Engländern wird namentlich auch auf die größere Trockenheit des amerikanischen Klimas zurückgeführt." Freilich kommt gerade hier auch wieder die Rasse in Betracht, die sich

*) Grundriß, S. 128.

**) Grundriß, S. 131/2.

***) Volkswirtschaftslehre, 2. Aufl. S. 46.

in Nordamerika aus Auswanderern gebildet hat. Bedenkt man, daß die Auswanderung nach Nordamerika vor hundert und fünfzig Jahren noch mit Gefahren und Strapazen verbunden war, daß das Verlassen der Heimat immerhin Wagemut voraussetzt, die neuen, fremden Verhältnisse überhaupt zu stärkerem Ansporn aller Kräfte zwingen, so ergibt sich von selbst, daß die Tatkraft der Nordamerikaner auf einer natürlichen Auslese beruht, während die in Europa Zurückgebliebenen sich nicht gleich ausgewählt energischer Vorfahren rühmen können.

Von großer wirtschaftlicher Wichtigkeit ist eine gewisse Gleichmäßigkeit der klimatischen Verhältnisse. Kann man im mittleren Deutschland die landwirtschaftlichen Arbeiten von der Bestellung bis zur Ernte auf etwa 7 Monate verteilen, während es im mittleren Rußland notwendig ist, sie auf 4 Monate zusammenzudrängen, so folgt daraus, daß die deutschen Landwirte für den nämlichen Zweck weniger Arbeitskräfte nötig haben als die mittelrussischen. Die günstigen Folgen des gleichmäßigen englischen Klimas für die Landwirtschaft schildert der jüngere A. Thaer mit folgenden Worten: „Eine Unterbrechung des Pflügens im Winter von 4 Wochen wird für eine sehr große gehalten. Obdach für die Schafe bleibt jahraus, jahrein der freie Himmel, für das Rindvieh und die Schweine einfache Schoppen mit Dach. Einen erheblichen Vorzug bildet auch die lange Vegetationszeit aller Pflanzen in der kühleren, durchschnittlichen Jahrestemperatur, und erklärt sich daher auch ihre vollkommenere Ausbildung, gemehrt in Sicherheit durch einen weit stärkeren Regenfall, Nebel- und Tauniederschlag, als dies unter demselben Breitengrade im nördlichen Deutschland der Fall ist; alle diese Naturbegünstigungen erleichtern das Wirtschaften in England sehr." *) Ebenso erleichtert auf gewerblichem Gebiete die Feuchtigkeit der Luft das Spinnen der feinen englischen Garne, — Wärme, Reinheit und Ruhe der Luft die Bleiche des irischen Leinens.

II. Klima und Fruchtbarkeit bedingen auch die natürliche Flora und Fauna. Doch hierauf wirkt auch der Mensch wesentlich ein. Seine Arbeit und seine technische Findigkeit befruchtet erst recht den Boden, veredelt

*) v. Mangoldt, S. 47. Dr. Karl Peters, der Begründer von Deutsch-Ostafrika, bewertet den Schatz, den England im Golfstrom besitzt, nicht geringer als den Mineralbesitz seines Bodens. „In jeder Haushaltung, in der Kleidung jedes Einzelnen, in der Stallwirtschaft usw. macht er sich, meist unerkannt, geltend" . . . „Er verursacht die Nebel, welche der Schrecken der Besucher auf diesen Inseln sind; ihnen ist es zuzuschreiben, daß Schnee und Eis eine Seltenheit in England und Irland sind, daß die Weide grünt im Winter wie im Sommer, daß das Vieh das ganze Jahr im Freien zubringen kann. Dieser Weidewirtschaft verdankt England die delikate Güte seines Rind- und Hammelfleisches, das Aroma seiner Milch und seiner Butter, welche auch in den dunkeln Monaten den Charakter unserer Maibutter behält." (England und die Engländer, 1904, S. 9.)

dessen Produkte. So gewinnt bei hoher Kultur für manches Land das Fechsen von Weizen oder von Baumwolle, für ein anderes die Schaf- oder Rinderzucht oder ein reicher Forstbestand überwiegende Bedeutung. Ursprünglich freilich hängt die Existenzmöglichkeit des Menschen von dem natürlichen Vorkommen von Pflanzen und Tieren ab; heute aber hat der Mensch die Haustiere und Kulturpflanzen umgeschaffen und der Verkehr ermöglicht den Austausch der in den verschiedensten Gebieten gewonnenen Erzeugnisse. So kann in Norwegen der Engländer heimatliche Konfitüren zum Frühstück, der Deutsche heimatlichen Wein und Zucker verzehren u. s. f. Klima und Boden bedingen sogar in Epochen vorgeschrittener Zivilisation die menschliche Kultur weit weniger als in primitiven Zeiten: Arbeit vermag heute auch in unwirtlicher Gegend Leben zu erschaffen und einseitige Vorzüge — der Gletscherwelt wie der Wüste — lassen überall Kulturstätten entstehen. So ist es denn das Kennzeichen roher Völker, daß sie von den Stoffen, welche ihnen die sie umgebende Natur darbietet, nur einen sehr kleinen Teil sich nutzbar zu machen verstehen, das Kennzeichen hochstehender, daß sie fast allem, was ihnen die Natur liefert, eine nutzbare Seite abzugewinnen wissen.*) Doch das führt schon zu den Rasseneigentümlichkeiten der Bevölkerung über.

Schönheit und Heilkraft der Natur kann auch unabhängig von der natürlichen Fruchtbarkeit wirtschaftliche Bedeutung erlangen. Man denke an Südtirol, die Schweiz, Norwegen, Spitzbergen, dann an wirtschaftlich blühende Bade- und Kurorte. Roscher, der Gastein zu besuchen pflegte, klagte schon: „Wie teuer lassen sich in unserem reiselustigen Zeitalter indirekt die Bewohner mancher Gegenden von den Fremden die Schönheit ihrer Landschaft bezahlen!"**) Diese theoretische Erkenntnis dankte er dem Salzkammergute.

Die Bedeutung des fließenden Wassers für die Fruchtbarkeit des Bodens erkennt man in wasserarmen südlichen Gegenden; so bleibt der an sich reiche Boden Südspaniens aus Wasserarmut dürr und seine in leuchtenden Farben prangende Landschaft arm. Doch abgesehen vom Einfluß des Wassers auf die Fruchtbarkeit ist für ein Land von besonderer Bedeutung dessen Ausrüstung an.

III. Wasserstraßen. Die Okkupation der Erde wurde wesentlich erleichtert durch die Ausnutzung von Wasserläufen zu Zwecken des Verkehres und des Handels wie der gewerblichen Technik. Je schwieriger der Landverkehr war, desto größere Bedeutung hatten die Flüsse, die Pascal sich bewegenden Straßen verglich, und das Meer, das die Haupthandelsstraße der Welt ist. Ihre Leistungsfähigkeit für die Beförderung von wohlfeilen und von Massengütern ist unerreichbar. Kreuzungspunkte ihrer verkehrsreichen

*) v. Mangoldt, S. 50.

**) Grundlagen, § 32.



Linien steigern den Handel und Betrieb, so die Annäherung der Mündungen von Themse, Schelde, Maas und Rhein im Westen der Nordsee. Gide weist*) auf die große wirtschaftliche Wichtigkeit des Stromsystems Amerikas hin, das die Zuleitung der Waren zum Meere erleichtert. Man könne von den Nebenströmen des La Platastromes in jene des Amazonenstromes und von diesen in jene des Orinoko und anderseits aus dem Mississippigebiete in die großen Seen [und von hier in den Atlantischen Ozean] gelangen. England, Frankreich und Nordamerika haben es wohl verstanden, ihre wichtigen natürlichen Wasserwege durch künstliche Wasserstraßen miteinander zu verbinden; Schottland, Irland, England wie Frankreich sind geradezu von einem Meer zum anderen von Kanälen und Flüssen durchschnitten.**)

Die Mächtigkeit der Flüsse ist ebenso wichtig wie ihre Richtung. Es ist Deutschlands wirtschaftlicher Vorzug, daß seine Ströme in die nordischen Weltmeere streben, Österreichs Nachteil, daß sein Hauptstrom in das wirtschaftlich verhältnismäßig bedeutungslose Schwarze Meer sich ergießt. Ein Abfluß der Donau in die Adria wäre heute von weit größerem Belang. Unser Anschluß an die Ost- und Nordsee zu Wasser wird durch ein kostspieliges Netz von Kanälen erst geplant, während das Deutsche Reich durch Rhein, Ems, Weser, Elbe, Oder und Weichsel damit zusammenhängt, was auch für die Entwicklung seiner Seeschiffahrt von Belang war.

Von größter Bedeutung ist an sich die Lage eines Landes zum Meer. Wichtig sind aber auch dessen Eigenschaften: seine geographischen Verbindungen, Vorhandensein, Art und Richtung seiner Strömungen, Vorwalten starker Flut und Ebbe, sowie die Gliederung des Landes in Buchten.

Alle bekannten reichen Handelsvölker saßen am Meer und an großen Strömen. Und mögen auch heute die Eisenbahnen teilweise dem Wasser seine Verkehrsrolle abgenommen haben, am Lorenzo- und Mississippistrome, an Rhein und Elbe, an Seine und Themse konzentriert sich gleichwohl auch heute der Pulsschlag des höchsten wirtschaftlichen Lebens (Schmoller) — dank einem reichen Hinterlande!

Roscher betont,***) daß Englands Klima und Schiffahrt durch den Golfstrom sehr begünstigt wird, während umgekehrt die Meeresströmungen die südamerikanische Westküste von Mexiko geradezu trennen. Der Einfluß des Meeres im Hudson reicht im Ebben und Fluten bis 29 geographische Meilen weit von der Mündung hinein, d. i. bis zur Hälfte seines Laufes, und London nutzt die Flut für einlaufende Schiffe im vollen Umfang; zwölf Stunden des Tages fließt die Themse an der Stadt vorbei stromaufwärts.

---

*) Principes, 9. Aufl., S. 77.

**) Vgl. Eger, Die Binnenschiffahrt in Europa und Nordamerika, 1899.

***) Grundlagen, § 32, Anm. 1 und 2.

Bildeten die Ströme einst Scheidelinien zwischen den Völkern, so sind sie längst, wie die Meere, zu völkerverbindenden Elementen geworden. Die Verkehrs- und Handelszentren entstanden oft an jenen Stellen, bis zu denen man zu Wasser vom Meere aus gelangen konnte. Und solange die Fahrzeuge kleiner waren, wurden sie von der anströmenden Flut weit in das Land getragen, so bis London, Liverpool, Bordeaux, Hamburg; auch sonst konnten sie vom Meer aus bis Paris und Köln, im Altertum vielleicht bis nach Rom gelangen, ohne umzuladen. Die moderne Entwicklung der Schiffahrt bedingte indes die Regelung der Flußläufe und Umgestaltung der Flußmündungen, den Ausbau mancher natürlicher Häfen und die Anlage neuer Häfen unweit älterer, die, für die Schiffahrt früherer Zeiten berechnet, allzuweit stromaufwärts liegen und für die modernen Riesenfahrzeuge unzulänglich zu werden drohten: so Bremerhavens nächst Bremen und Cuxhavens unfern Hamburg. Auch Kanalbauten brachten nach anderer Richtung Fortschritte; man denke an Suez, Korinth und Panama. Wie die Verkehrsgrenzen größerer Gebirgsstöcke mit den Fortschritten des Tunnelbaues aufgehört haben, ein Hemmnis des Handels zu sein, so wurden auch auf dem Gebiete des Wasserverkehres manche natürlichen Hindernisse beseitigt. Strombautechniker haben schon Pläne zu einer künftigen großen Ausgestaltung des Netzes der europäischen Wasserstraßen ausgeheckt.

Auch in gewerblicher Hinsicht sind die Flüsse und Kanäle von großer Bedeutung. Sie bedingen die Standorte der Industrie, weil sie die Beischaffung von Rohstoffen sowie die Wegführung der Fabrikate erleichtern. So entstand in Sachsen, von Bodenbach bis Dresden, eine mächtige Industrie entlang der Elbe. Die kleineren Wasserläufe dagegen, Bäche und Wasserfälle, liefern eine Betriebskraft, die schon in den Anfängen des Fabrikswesens für die Ansiedlung von Betrieben von der größten Bedeutung war. Sie begründen in Oberitalien an eisfreien Wässern die Entwicklung der Pappen- und Papierfabrikation aus österreichischen Holzstämmen. Die frühesten Triebkräfte — Pferde und der Wind — hatten manchen Nachteil. Das Pferd hat einen eigenen Kopf und ist kostspielig, der Wind hingegen unzuverlässig. Als daher die ersten Maschinen aufkamen, zogen die „Manufaktur"- oder „Fabriks"betriebe in entlegene Täler hinaus, wo Wasserkraft zu Gebote stand und auch Erschwernisse seitens der Zünfte nicht zu befürchten waren. Mit der Entwicklung der Industrie gewann der Dampf und damit der Kohlenbergbau erhöhte Bedeutung: Wasser liefert zwar die Natur unentgeltlich, aber nicht zu jeder Jahreszeit in gleicher Menge; der Dampf ist von solcher Beeinträchtigung frei und kann an jedem beliebigen Orte benützt werden, in der Nähe der Rohstofflager, der Absatzorte, in Gebieten wohlfeiler Arbeitskraft. Der Bergbau, die metallurgischen und die Textilgewerbe wandten ihn zuerst in großem Maße an;

Schiffahrt und Eisenbahn beruhen heute ganz darauf. Damit entfaltete sich aber nicht nur der Kohlenbergbau, sondern auch die Maschinenindustrie und der Erzbergbau. Nunmehr steigt indes mit der Verteuerung der Kohlen und der Entfaltung der Elektrotechnik wieder die wirtschaftliche Bedeutung der Wasserkräfte, die man in Frankreich allgemein weiße Kohle (la houille blanche) nennt. Die Valtelinellabahn in Oberitalien, die erste elektrische (von einer ungarischen Unternehmung erbaute) Vollbahn, wird durch Wasserkräfte betrieben. Beim Bau der Tauernbahn wird erwogen, ob man ein gleiches Verfahren anwenden oder lieber die vorhandenen Wasserläufe der Industrie überlassen soll, die sich daran entwickeln und diesen Gebirgsgegenden wirtschaftliches Leben bringen könnte. In Ungarn läßt die Regierung alle namhafteren Wasserkräfte erheben und befaßt sich mit dem Gedanken ihres Ausbaues von staatswegen, um durch die Beistellung wohlfeiler wirkender Kräfte die Begründung industrieller Betriebe zu fördern und sogar eine technische und wirtschaftliche Reform alter Hausindustrien und Kleingewerbe herbeizuführen.

Die Ströme und die Gesamtheit der geographischen Verhältnisse bedingen auch oft die Lage städtischer Siedlungen. „Zwar kann das Wort eines allgewaltigen Herrschers das Zusammenströmen der Bevölkerung an einem Punkte veranlassen, und manche Hauptstadt ist deswegen entstanden; aber solche künstliche Schöpfungen sind nicht von Bestand . . . Anders dort, wo natürliche Verhältnisse den Menschen immer wieder auf eine bestimmte Stelle hinführen. Dort erhalten sich städtische Siedlungen trotz des Wechsels der Zeiten; sie überdauern Zerstörungen, Kriege und andere Verhängnisse und erheben sich immer aufs neue aus den Trümmern . . . Gutgelegene Städte überdauern ihre Begründer, sie überleben Herrscher, Staaten und ganze Völker."*)

Die besondre Bedeutung der Wasserwege für das Entstehen städtischer Siedlungen ergibt sich schon aus den Schwierigkeiten und großen Kosten der Warenbeförderung bis ins XIX. Jahrhundert. Ein Autor sagt: „Große Städte, die ihre Nahrungszufuhr von Gebieten außerhalb des ein oder zwei Tagereisen gelegenen Umkreises beziehen, waren bis 1800 nur möglich am Meere oder an schiffbaren Binnenwasserwegen", und von den zu Holzlieferungen an ihre in der Stadt lebenden Grundherren verpflichteten Bauern in Bayern wird berichtet, daß sie es im XVIII. Jahrhundert schon bei dreitägiger Entfernung vorzogen, Holz in der Stadt zur Lieferung zu kaufen, statt ihr eigenes Holz hinzufahren.**)

IV. Ein weiteres höchst bedeutsames Hilfsmittel, das die Natur darbietet, sind die Schätze im Erdinnern. Zusammensetzung

*) Penck, Die geographische Lage von Wien, 1895. — Vgl. J. G. Kohl, Die geographische Lage der Hauptstädte Europas, 1874.

**) Lotz, Verkehrsentwicklung in Deutschland, 1900, S. 16 u. 17.



und Verwitterung der obersten Erdschichte bedingt zusammen mit dem Klima die Fruchtbarkeit des Landes; die tiefer liegenden Metall- und Kohlenvorräte begründen seinen Bergsegen.

Unter sonst gleichen Umständen verleiht verschiedenen Erzlagern der größere Metallgehalt der Erze, verschiedenen Kohlenlagern die größere Heizkraft der Kohle höheren Wert. Abgesehen hievon spielt auch die Fülle der natürlichen Stoffe, die Mächtigkeit der Lager, eine wesentliche Rolle. Von Belang ist auch das Vorhandensein von Naturstoffen mit ergänzenden Eigenschaften, z. B. von Quecksilber in einem Silberlande, von Kohlen in einem Erzland. Den Standort chemischer Industrien, die wohlfeile Erzeugnisse, sogenannte „chemische Hilfsstoffe", herstellen, bestimmt oft der Fundort ihrer Roh- und Hilfsstoffe. Die Ziegelei von Ruabon in England zieht großen Vorteil daraus, daß sie die Kohle zum Brennen ihrer Erzeugnisse unterhalb ihrer Rohstofflager, der Brüche, findet.*) Wichtig ist ferner die Zugänglichkeit und Transportmöglichkeit der Naturstoffe; anscheinend reiche Eisenerzlager in Spanien bleiben unaufgeschlossen, weil es an Bahnverbindungen fehlt und die Erze auf Maultieren befördert werden müßten. Von Belang sind die physikalischen Eigenschaften der gewonnenen Materialien — Gefüge, Dichte, Hygroskopizität, Zug-, Druck-, Biegungs-, Drehungs-, Knick- und Abscheerungsfestigkeit, Streck-, Bruch- und Elastizitätsgrenze, Dehnbarkeit, Härte, Spaltbarkeit u. s. w. — wie auch ihre technologischen Eigenschaften: Feinheit, Hämmerbarkeit, Schmiedbarkeit, Walzbarkeit, Ziehbarkeit, Preßbarkeit, Teilbarkeit, Gießbarkeit, Härtbarkeit, Frostbeständigkeit, Verdichtbarkeit, Lötbarkeit u. s. w. Bald ist die Härte und Widerstandsfähigkeit, in anderen Fällen die Dauerhaftigkeit und leichte Bearbeitung der Naturstoffe wichtig, je nach der technischen Verwendung, die sie finden sollen. Dauerhaftigkeit hat das Eisen vielfach an die Stelle des Holzes gebracht, geringe Oxydierbarkeit zum Teil die industrielle Verarbeitung der Edelmetalle veranlaßt; der große Nutzen der Tonerden beruht darauf, daß ihre natürliche Weichheit, in welcher sie sich jede Form geben lassen, durch den einfachen Prozeß des Brennens in Härte und Festigkeit zu wandeln ist.

Der Reichtum an Diamantfeldern, Gold- und Silberlagern hat sich freilich für die ursprünglichen Besitzer eines Landes häufig in einen Nachteil verkehrt, indem er den Besitzinstinkt von Erobervölkern weckte.

V. Das politische Moment wird indes noch weit wesentlicher berührt durch die Lage eines Landes, namentlich durch seine Abgrenzung und Nachbarschaft. Die Abgrenzung gegenüber anderen und die Größe eines Gebietes begründen vielfach dessen Selbständigkeit. Hochgebirge, Wüsten, Steppen, weite Sümpfe schließen ab, schützen aber auch. Abessynien ist

*) Benoit-Lévy, La Cité Jardin, 1904, S. 51.

schwer zugänglich; man muß tagelang mühevoll durch Wüste und Steppe ziehen, bis man in das Innere des Landes eindringt. Der so fortschrittsfreundliche Menilek II. weiß aber, welchen Schutz ihm dies gegenüber Glücksjägern, Händlern und nachfolgenden unangenehmen Feinden bietet. Auch in Europa werden noch Gepirgspässe eifrig befestigt, selbst wenn jenseits der Berge ein Bundesgenosse wohnt oder wenn die Neutralität des Landes, wie jene der Schweiz, feierlich garantiert ist. Offene Landesteile werden umsomehr mit Festungen umgürtet. Da bietet denn das Meer gegenüber den meisten Völkern den besten Schutz, ohne deswegen Verkehr und Handel zu hindern. Für England ist seine Insellage ein gewaltiger Vorteil, zumal es sich eine starke Marine schuf. Diese ermöglicht ihm Eroberungen auswärts und einen reichen Handelsverkehr und bietet ihm im Verein mit dem Meere starken Schutz. Daher auch seine selbstgenügsame innere Entwicklung und politische Freiheit. Als vor bald 25 Jahren der Plan auftauchte, einen Tunnel unter dem Ärmelkanal zwischen Frankreich und England herzustellen, begegnete er seitens Englands entschlossenem und hartnäckigem Ablehnen, da es seine Insellage nach keiner Richtung aufgeben will, und selbst die Bahnverbindung Gibraltars mit dem Hinterlande wurde bisher abgelehnt, trotzdem die Eisenbahn, welche jenseits der Bucht, auf eine halbstündige Dampferentfernung, mündet, Eigentum englischer Unternehmer ist. Die Abgrenzung eines Landes gegen andere hat somit politische wie wirtschaftspolitische Bedeutung.

Brentano hat sogar die Tatsache, daß England die Arbeiterfrage sich frei ausleben läßt, dem Umstande zugeschrieben, daß es bisher nicht genötigt war, seine Kraft nach außen aufzuwenden.*) Daher folge dort, wie in Nordamerika, die soziale Bewegung ihren eigenen inneren Kräften; diese führen manchmal zu harten Kämpfen, welche die beteiligten Interessentengruppen unangefochten miteinander austragen; in Deutschland hingegen trachtete man, bald zu einer Organisation zu kommen, die es gestatte, ein friedliches Ziel zu erreichen und dem Lande Kämpfe des Überganges erspare; daher hier staatliches Eingreifen: Arbeiterversicherungen und anderseits Ausnahmsgesetze gegen die Sozialdemokraten während der Neunzigerjahre.

In England gibt es keinen Platz, sagt Karl Peters, der mehr als 72 Kilometer von der See entfernt läge, „und was bei uns kleine Bauern und Taglöhner sind, sind in diesem Lande Schiffer und Fischer."**) Daher konnte sich auch das Größere Britannien nur als Seestaat entwickeln. Seine nationale Waffe ist die Flotte; diese aber läßt der Individualität mehr Spielraum als das Heer. Diese starke eigene Individualität wieder

*) In Conrads Jahrbüchern 1889, I. Bd.

**) Deutsche Monatsschrift, 1904.

hat das englische Kolonialreich begründet, auf dem Englands wirtschaftliche Bedeutung fußt.

Nordamerika, das fast einen Kontinent einnimmt, bedarf aus diesem Grunde keines stehenden Heeres (politischer Umstand); es konnte aber auch deshalb eine eigene autonome Wirtschaftspolitik treiben, d. h. sein Wirtschaftsgebiet abschließen und alle Zweige des Wirtschaftslebens darin unter dem Schutze hoher Zölle zur Entfaltung bringen, bis sie, genügend gekräftigt, mit dem Ausland in Wettbewerb treten konnten. Ein großes, von der Natur wohl ausgestattetes Gebiet kann mit Erfolg Schutzzollpolitik treiben; die kleinen Gebiete hingegen sind, namentlich wenn sie aus dem Durchzugshandel Vorteil ziehen — einerseits die Schweiz, anderseits Holland — zum freieren Handelsverkehr vorausbestimmt.

Vom Deutschen Reiche sagt Ratzel im Hinblick auf seine offenen Grenzen und seine zentrale Lage: „Deutschland kann die Vorteile der zentralen Lage nur nutzen, wenn es stark ist" . . . „ein schwacher Staat würde dem konzentrischen Drucke erliegen," was Bismarck 1888 so ausdrückte: „Gott hat uns in eine Lage versetzt, in der wir durch unsre Nachbarn daran verhindert werden, irgendwie in Versumpfung oder Trägheit zu geraten. Die französisch-russische Pression, zwischen die wir genommen sind, zwingt uns zum Zusammenhalten und wird unsre Kohäsion auch erheblich steigern."

England und Frankreich strebten frühzeitig nach Kolonien, um ihr Wirtschaftsgebiet zu ergänzen; dann konnten sie die Rohstoffe der Tropen auf eigenem Gebiet gewinnen und sie, soweit es nötig schien, im Mutterlande gewerblich verarbeiten, zugleich aber industrielle Erzeugnisse des Mutterlandes in den Kolonien absetzen, also nach zwei Seiten hin ihre wirtschaftliche Macht nnd Unabhängigkeit vergrößern. Aus den gleichen Gründen zeigt Deutschland das Streben nach Kolonien, Nordamerika nach wirtschaftlicher Ausgestaltung, nach Panamerika.*) Und Österreich-Ungarn, das keine Kolonien besitzt — außer etwa in Bosnien und Herzegowina —, ist durch die einander ergänzende Verschiedenheit seiner beiden Reichshälften wirtschaftlich zum Zusammenschluß gedrängt; denn Ungarn erzeugt vornehmlich Agrarprodukte, Österreich vorwiegend industrielle Erzeugnisse und die beiden Gebiete ergänzen sich gegenseitig als Abnehmer. Dieser wirtschaftliche Zusammenschluß wieder hat seinerseits politische Folgen. Das Nachbarverhältnis dieser Staatsgebiete hat mithin weitreichende Bedeutung.

So wirken die Naturverhältnisse in mannigfacher Weise auf den Menschen ein, ihn selbst beeinflußend und seine äußeren Geschicke bestimmend.

---

*) Vgl. v. Peez, Zur neuesten Handelspolitik, 1895.





Was wir lesen.

Blätter aus meinem Merkbuche.

Von

Anton E. Schönbach.

IV.

Draußen hängt die Luft voll grauer, schwerer Nebel, die sich langsam über die Stadt wälzen, naßkalt, frostig, von den trostlos kahlen Bäumen tropft es, alle Wege sind mit zähflüssigem, schwarzem Schleim überzogen und behaglich kann es in dieser Welt, die aussieht, als ob nie eine Sonne über sie geleuchtet hätte, nur werden, wenn man nach dem braunen Kachelofen blickt, in dem ein wärmendes Feuerlein flackert, aus dem die Bilder heller, froher Stunden vergnüglich emporsteigen. Was war das doch für ein herrlicher Sommer, der jüngst verflossene! Tag um Tag, Woche um Woche spannte sich das reine Blau des Himmels über das Tal, von den Zacken der riesenhaften Kalkwände des Rhätikon hinüber bis zum Dreieck der Lobspitze, zu der Pyramide der Vallüla, die vor der Silvrettagruppe Wache steht, zu den Eisflächen und Schneehalden der Madrisa und der Drei Türme vom Schweizer Landrain. In breiten, dunklen Massen steigt der Tannwald von den Felsen herab bis zu den heiteren, hellgrünen Matten der Berglehnen, auf denen, in Laubgruppen gehüllt, die Maiensäße, unter ihnen dann die höchsten Bauernhäuser stehen; von da gleitet der Blick wie geschmeichelt das liebliche Gelände abwärts bis zur Talebene mit ihren stattlichen Dörfern und Kirchen, Villen und Höfen. Dazwischen stürzt sich die klare Litz in verwegenen Sprüngen und Windungen ihrer klaren Wellen hervor aus den alten Bergwerksgräben des Silbertals und die stärkere Ill rollt die grauweißen Fluten ihres Gletscherwassers mit gewaltigem Rauschen hinaus zum nahen Rhein. Mit der Morgenfrühe fort zu friedlichem Spaziergang und erquickendem Umblick von einer kleinen Vorhöhe, dann heim, ehe der Sonnenbrand drückt, und erst wieder aus dem kühlen Gehege des Hauses, wenn das Dämmer von den Bergen sinkt; ein enger Kreis herzlicher Freunde um den braunen Tisch, darauf die Becher munteren roten Tirolers — so sammelten wir uns

zur ‚Abendsprache', wie das unser edler, heute schon dahingegangener Freund benannte, Dr. Robert Bosse, im Alltagsleben königlich preußischer Staatsminister. Viele schöne Monate habe ich im Montafon bereits verlebt, seit ich vor etwa zwanzig Jahren zum erstenmale dort mein ehedem so bewegliches Ferienzelt festwachsen ließ, aber noch nicht so glorreiche Sommerszeit, wie die von 1904, so nutzbar zum Ausruhen, Genießen, aber auch zum Lesen, zur Arbeit. Von daheim und aus dem Reich und sonst der Welt her flogen uns die Telegramme zu, die übel schalten über die verderbliche Bruthitze der Hundstagsmonate. Wir hüllten uns beim Flimmern der abendlichen Sterne behaglich in die warmen Decken, ließen den herbstkühlen Luftzug uns zu Häupten streichen und redeten über die guten Bücher, die wir als treue Nachbarn untertags getauscht und durchblättert hatten.

Damals überlegte ich mir, daß ich aus der bänglich großen Lesekiste, deren Einwohner in meiner stillen Stube auf Tischen und Stühlen sich lagerten, drei Werke wählen wollte, die weiteren Kreisen vornehmlich von der Ernte des letzten Jahres zu rühmen wären; nun ich mich daran mache, das Vorhaben auszuführen, springt mir aus den Spalten meines provinziellen Leibblattes — eine gute alte Muhme! — mit gesperrten Lettern ein Drahtbericht entgegen, und siehe, da stehen die drei Bücher mit triumphierender Aufdringlichkeit: alle drei haben sie diesmal den Bauernfeldpreis in Wien eingeheimst! Soll ich lachen oder mich ärgern? Ich tue keines von beiden, sondern vergnüge mich ganz heimlich an dem braven Zeugnis, das meinem Geschmack der Zufall ausgestellt hat, und hoffe, die weisen Männer des trefflichen Preisgerichtes werden sich darob nicht grämen, wenn sie jemals erfahren sollten, ich sei mit ihnen einer Meinung gewesen. Einer Meinung? Doch nicht so ganz, denn die Ordnung, nach der ich an die drei Erwählten meine bescheidenen Löbchen zu erteilen vermeinte, ist nicht ganz die des Wiener Spruches, demgemäß die Tausende blanker Goldkronen den glücklichen Autoren in die aufgesperrten Beutel rollen. Hier aber halten wir uns, wie sich ziemt, zuvörderst an die Reihenfolge der Wiener Preistafel.

Zwei ordentliche Bände befaßt das Werk vom Thomas Mann: „Buddenbrooks, Verfall einer Familie. Roman", und aus dem Jahre 1904 liegt dessen die „siebzehnte" Auflage (Berlin, S. Fischer) vor mir. Das Eigentümliche des Aufbaus und Inhalts ist in der besonderen Zwischenzeile des Titels passend ausgedrückt: „Verfall einer Familie", denn die Familie der Buddenbrooks ist der Held des Romans, nicht so sehr ihre einzelnen Glieder. Mit dieser Aufgabe war auch die Form des Werkes schon im wesentlichen gegeben: es ist, als blätterten wir eine Familienchronik durch, da und dort, indes die Bogen uns langsam durch die Finger gleiten, haften Hand und

Auge, ein Bild fällt uns auf, wir halten an und lesen eine Strecke durch, dann überschlagen wir etliches und gelangen so allgemach in einer Reihe von Stationen, die uns wie zufällig anmuten, und mit einem steten Nachlassen der Spannung bis zur Ruhe des Ausganges. Das ist kein aufregendes Buch: das alte Lübecker Kaufhaus bricht nicht mit plötzlicher Katastrophe in sich zusammen, es erlischt allmählich, die Kraft versiecht, aus der es aufgestiegen war, und so stirbt es aus, da es doch nicht länger hätte gehalten werden können. Die Charaktere sind nicht in großen Zügen entworfen, nicht ein einziger starker Mensch tritt vor uns, alles Leute fast unter dem Mittelmaß der Gaben, jedesfalls der Bildung, brave, anständige Kaufherrn, die sich aber mehr auf das überlieferte Ansehen ihrer Firma stützen als auf den eigenen Mut und das aufwärts ringende Schaffen. In drei Generationen vollzieht sich des Hauses Schicksal: der alte Herr, der noch im Geschäfte mitspricht, als das Buch beginnt, der die französischen Redensarten der Empirebildung mit Plattdeutsch und Hochdeutsch wunderlich durcheinanderquirlt, besaß noch Feuer und C o u r a g e — sein Lieblingswort —; der Sohn, mit beschränktem Blick, vermag nur in treuer Pflichtmäßigkeit, auf schwächeren Schultern die verantwortungsvolle Last fortzutragen; der Enkel, körperlich unfest, im Innern bereits ohne rechte Sicherheit, läßt sich mehr von der Überlieferung schleifen, als daß er mit ihr herrschte; mit dem hochbegabten Knaben Hanno, in dessen Wesen der künstlerische Einschlag ein dem alten Kaufhause ganz fremdes Element abgibt, bricht die Folge der Geschlechter ab: das wäre nie ein Buddenbrook geworden, wie die Firma während unserer Gegenwart ihn brauchte. In dieser Familie waltet kein tragisches Schicksal, da rast kein Sturm der Leidenschaften wider einen grimmen Zwang, die Erlebnisse verlaufen ohne Gewaltsamkeit. Und doch, die Charaktere dieser wenig bedeutenden Menschen sind mit Sorgfalt und Liebe entworfen und gezeichnet, auch gegen einander gestellt. Ganz ungemein geschickt hat der Autor sich den Rahmen berechnet und zusammengefügt: er stellt uns die zweite Generation, deren Geschick die Breite des Werkes ausfüllt, die beiden Knaben und das achtjährige Schwesterchen Tony, die wie ein Chorus den Lauf der Dinge vorüberziehen sieht, auf den ersten Seiten vor, und am Beginn des zweiten Bandes wird der Knabe geboren, auf dem die Hoffnungen des Hauses ruhen und mit dem sie dann begraben werden: sein Tod reicht herein bis in unsere lebendige Gegenwart. So sind es in Wahrheit drei Geschlechter, mit deren Art wir vertraut werden und deren Lebenszeit gerade ein Jahrhundert ausfüllt, als ob sie der Generationentheorie von Ottokar Lorenz zum Exempel dienen sollten. Auch innerhalb des Gefüges sind alle Einzelheiten sehr hübsch und fein sowohl unter sich als gegen die historischen Zeitläufe

abgestimmt: je größer die Welt wird und ihre Aufgaben, desto kleiner und schwächlicher werden die Buddenbrooks. Das Wichtigste, was wir von ihnen erfahren, sind ihre Heiraten und die fallen eigentlich samt und sonders schlecht aus. Da hat Onkel Gotthold ein armes Mädchen genommen, einen „Laden" aufgetan — man denke: einen Laden! — und sich dadurch deklassiert. Tony, die treueste Genossin des Lesers in dem Werk, wird an einen Schwindler weggeworfen, den der Vater für einen wackeren Kaufmann gehalten hat. Diese Ehe wird gelöst, aber das zweitemal mißglückt es der hübschen Frau noch viel schlimmer: dieser Hopfenhändler Permaneder aus München ist wahrhaft ein ganz unmöglicher Bursch und meines Erachtens die einzige verpfuschte Figur in dem Roman, trotzdem ein Redakteur des „Simplizissimus" doch seine Münchner kennen sollte. Merkwürdig! Noch immer begeistern sich die Norddeutschen für unsere Alpenwelt und suchen in ihr das Idyll, an dem es ihrem ernsten, arbeitsvollen Leben gebricht: darauf beruht doch ihr Interesse für den süddeutschen Bauernroman, dessen Zeit im Ablaufen ist, und nicht ohne gewisse Rührung sehe ich es jährlich an, wie dieses kluge Publikum aus dem Norden jedem „Tiroler"- oder „Steirer"-Quartett mit seinem Enthusiasmus zum Opfer fällt, indes es für uns nur eines Blickes bedarf, um die „Wadelstrümpf" und kurzen Weiberröcke mit Goldflitter als unechten Schwindel, die mit syphilitisch heiserer Stimme hervorgekrächzten Lieder als ein elendes Gewimmer zu erkennen und zu verschmähen. Und gleich daneben verzerrt sich süddeutsches Wesen so leicht für den Norddeutschen zu kläglicher Karrikatur! Mit welcher Roheit überschlägt sich die Sprechweise dieses Bierphilisters Permaneder, der mit dem „Saulueder dreckats", das er der feinen Lübeckerin zuschleudert, auch seiner Ehe den Hals bricht. Und neben diesem Kerl stehen aus der norddeutschen Gesellschaft die feinsten, schärfst beobachteten Charakterköpfe. Da ist der alte wortknappe Lotsenkapitän Schwarzkopf, dann die kleinen Leute aus den Straßen von Lübeck, die Marktfrauen und Lastträger, die Quatschliesen, politische und unpolitische, hinauf bis zu dem vornehmen Senat in die Nähe der regierenden Bürgermeister. Was ist dieser Kesselmeyer für ein lächerliches Subjekt mit seiner empörenden Gemeinheit und Nichtswürdigkeit, im Hochgefühl der niederträchtigen Schadenfreude und der befriedigten Mißgunst: die einzige Szene, in der dieser Mensch sich auftut, ist ein völliges Reifezeugnis für das Beobachten und Darstellen des Verfassers.

So mißraten denn auch die übrigen Ehen des Hauses Buddenbrook; denn selbst Gerda ist für Thomas ein schönes, aber gefährliches Gespenst, und damit besiegelt sich ihr Schicksal. Der Grundakkord des Buches ward schon bei der ersten Szene angeschlagen, dem Gastmahl im Spätherbst, das in

vortrefflich breiter Schilderung vor uns abrollt, als man besprach, wie einstens die stattliche Firma Ratenkamp zu ihrem Ende kam; und nicht minder symbolisch wirkt es, wenn der Knabe Hanno gegen den Ausgang des Werkes mit der überlieferten Goldfeder in der Familienbibel unter den letzten Eintrag einen dicken Querstrich zieht, denn mit ihm läuft die Geschichte der Firma auch wirklich aus. Es ist eine Reihe intimer Familienbilder, die das Werk uns vorführt, in den stimmungsvollen Details liegt der große Reiz dieser Kulturausschnitte, die aus tiefer Kenntnis von Zeit und Menschen, wie eine dankbar aufgenommene Tradition innerhalb der Bürgerschaft sie liefert, geschöpft wurden und mit liebevoller Versenkung beschrieben. Wie zierlich wird die etwas steifbeinige und doch von Reichtum gesättigte Ehrbarkeit des Rokoko-Empire geschildert und wie anmutig fügen die wohlgewählten Verslein sich in die Erzählung. Überall wird durch bequeme Ausführlichkeit des Beschreibens dafür gesorgt, daß wir uns die Lebensführung der Familie ausreichend farbig vorstellen können, auf Einrichtung und Kleider, Speise, Trank und ihre Zutaten wird vieles gewendet, ohne daß die Einzelheiten sich lästig aufdrängten. Und somit halten wir mit den „Buddenbrooks“ eine ganz vortreffliche Familiengeschichte in den Händen. Aber auch nicht mehr. Denn von dem großen Geschick der Handelswelt, zwischen dessen Rädern das Haus Buddenbrook zermalmt wird, erfahren wir nichts. Von der „Arbeit“, die den Puls des Lebens der Firma ausmacht, wird uns nicht berichtet. Scheint denn das gewaltige Ringen eines großes Geschäftes um seine Existenz zwischen den feindlichen Mächten des Mitbewerbes, der kaufmännischen Zufälle, der geistigen Kräfte, dem Verfasser nicht der Darstellung wert, so daß er uns nur notdürftig davon mitteilt: Lichtstreifen, die aus dem mächtigen Lebenskampfe in die Privatzimmer der Familie fallen? Sollen diese feinen Miniaturen, auf Elfenbein gemalt, uns einen Begriff von der zögernden Katastrophe des alten Kaufhauses abgeben? Es bleibt doch der große Vorzug von Gustav Freytags „Soll und Haben“, daß wir dort neben all dem bunten Beiwerk individueller Schicksale und Erfahrungen die Hauptsache, den Gang der Firma Schröter-Mollinary nicht aus dem Auge verlieren. Das Schaffen des Kaufmanns ist dort in der Tat poetisch erfaßt und, wie Julian Schmidts Schlagwort auf dem Titel stand, sucht jener Roman das deutsche Volk bei der „Arbeit“ auf. Darin liegt im Gegenspiel die Schwäche des neuen Buches von Thomas Mann. Dieser hat sich seine Aufgabe wesentlich niedriger gestellt, allerdings hat er sie dann auch wirklich bewältigt mit allen Mitteln seiner feinen überlegsamen Kunst. Dafür gebührt den „Buddenbrooks“ eine auszeichnende Anerkennung: es ist ein gutes Buch, vielleicht ein sehr gutes, aber es gehört nicht zu einer großen

Gattung der erzählenden Poesie und darum kann es den ersten Rang nicht erreichen.

Von diesem Werke bis zum zweiten ist ein ansehnlicher Abstand zu durchmessen, soweit wie von einem historischen Genrebild zu einem Stillleben. Und indes man bei Thomas Mann das Geschick der Familie Buddenbrook ohne sonderliche Anstregung kann an sich vorüberziehen lassen und mit ruhigem Mitgefühl die kleinen Wellen einander folgen und das letzte Rot der Abendsonne darin sich spiegeln sehen, kostet „Peter Camenzind" von Hermann Hesse (Berlin, S. Fischer, 1904) schon etliches Bemühen, es ist ein Buch für nachdenkliche Leute. Die Erzählung kehrt ihr Interesse ganz nach innen, denn nach außen geht in ihr gar weniges vor. Der Held, einer von den vielen Camenzinden, die ein gut Teil des Dörfleins Nimikon ausmachen, das auf dreieckiger Halde zwischen den Felswänden am Walensee liegt — wie ich denke —, lebt das Leben eines armen Schweizer Bauernjungen, dessen Jugend, mit schmaler Güte betreut, sich mühsam aufwärts windet. Grade noch vor dem Ende des Gymnasiums leuchtet ein bißchen Liebe in die letzten Knabenjahre und die trotzige, jedoch selbstbewußte Scheu läßt bereits ahnen, daß der Jüngling den Weg zu Weiberherzen schwerlich finden wird. Die Zeit an der Universität Zürich, voll Lernens und auch Schaffens, erhellt eine herzliche Freundschaft zu einem schönen, reichen Menschen, den ein dummes Schicksal am rechten Anfang seiner Lebensfreuden ertrinken läßt. Der furchtbare Schmerz überwindet bei dem Erzähler das Leid, das ihm eine erste wirkliche Neigung zu einer italienischen Malerin bereitet, Sorge und Plage, wie sie der Tag ihm auferlegt, lassen ihn zum Mann heranreifen. Bisweilen sinkt er, nie geht er unter, weil denn doch ein tüchtiger, obgleich grober Kern in ihm steckt, und so erziehen ihn die Schmerzen und erheben ihn. Denn mit dem Verlust der großen, schönen Liebe zu Elisabeth, den er selbst verschuldet, büßt er das Träumerische, das unbeholfen Schwerfällige, das borniert seinen Ideenflöckchen Nachjagende seines Wesens. Nicht der Wein drängt ihn aus der Bahn eines rüstigen Lebenskampfes, obzwar er ihn mit so kräftig dichterischem Schwunge preist, daß den dünnleibigen Abstinenten unter seinen Lesern wohl das arme Herz schlottern möchte. Und wie das kleine Schreinermädchen Agi stirbt und endlich auch sein armer verkrüppelter Freund Boppi, das alles führt den Erzähler durch harte, bittere Schule doch empor. Das Buch schließt vorläufig mit dem Entsagen, wie es vielen ernsten Menschen nicht erst im letzten, nichtssagenden Jahrzehnt des Alters sich aufzwingt, sondern wie es mitten unterwegs auf gut gangbarer Straße eine Sperre vorlegt und zum Verweilen nötigt; gewiß öffnet sich noch die Bahn und die gesunde, zwar angebrauchte aber nicht vernutzte Kraft wird sich an einer großen Aufgabe noch

bewähren. Wer so an die Macht des Sonnenlieds glaubt, das Franz von Assisi sang — die Modernen haben ihn ja wiedergefunden —, wem die Natur so vieles zu sagen weiß und wer mit so gutem Herzen das echte Leid der weiten Menschheit mitempfindet, dessen harren auch auf Erden noch allerlei und wichtige Probleme, die sich der Reckenhaftigkeit Peter Camenzinds nicht werden weigern dürfen. Das Buch steckt voll Poesie, die bisweilen unerwartet herausschlägt wie eine verborgene Flamme, dann aber nach und nach zu einem hellen, ruhigen Feuer sich verdichtet, das warm hält und Stärke in sich birgt. Gottfried Keller hat dabei zu Pate gestanden, von der Anlage des ganzen Werkes an bis zu Einzelnheiten der Sprache, und es fiele mir schwer den Bestand der Dichtung Hesses mir vorzustellen, wofern ich den „Grünen Heinrich“ mir wegdenken müßte, — allein, wo in aller Welt wird heute ein deutscher biographischer Roman geschrieben, der nicht Meister Gottfried zu Gevatter gebeten hätte! Und gibt sich ein junger Poet dort ans Lernen, dann wirkt er unter gutem Zeichen, dann werden ihm auch die manchen Schoppen des dunkelroten, schweren Veltliners nicht schaden, ja ich möchte sie loben, wenn ihr feiner Geist dieses Buch erzeugt hat, das nur ein echter Dichter so schreiben konnte. Der Band geht nicht sehr ins Gewicht, aber der Jahrgang des Fäßleins ist feurig und wird noch ausreifen.

Das weitaus stärkste unter den Büchern, die mir der Sommer dieses Jahres bescherte, ist jedesfalls „Pastor Klinghammer“ von Wilhelm Hegeler (Berlin, Egon Fleischel & Co.). Nicht bloß weil es ein so leidenschaftliches Werk ist, sondern weil das Temperament darin von dem noch jugendlichen Autor mit Überlegung gezügelt und durch fein ersonnene Mittel zu mächtiger Wirkung geführt wird. Im Mittelpunkte des Werkes steht der sehr komplizierte Charakter des Pastors Daniel Klinghammer, aber zugleich auch ein sehr präzis formuliertes sittliches Problem: kann durch eine schwere Untat und ihre Folgen das Wesen eines Menschen wirklich gehoben und geläutert werden? Daniel ist eine ursprünglich edel angelegte Natur, die, gerade und unverkümmert aufgewachsen, einen trefflichen, reinen Mann gegeben hätte. Neben ihn jedoch tritt sein Bruder Fritz, von schlechten, gemeinen Anlagen, aber mit reichen äußeren Vorzügen ausgestattet. Von dem Augenblicke seiner Geburt ab wird der ältere Bruder durch den jüngeren überall zurückgedrängt: im Herzen der Mutter, in Haus und Schule, allerorts unter den Menschen. Er weiß sich selbst als den Besseren, die Bruderpflicht macht es ihm jedoch unmöglich, sich zu wehren und durchzusetzen. So weicht er aus, läßt sich an die Wand drücken, wird verdrossen, schweigsam, verquetscht und scheu, ja sogar zu kleinen Lügen greift er zuweilen, um sich von der Notwendigkeit zu befreien, daß er gegen

den Bruder Gewalt brauche. Dieser nutzt sein Übergewicht brutal aus, und es ist sehr wohl ausgedacht, wie allmählich alles dahin wirkt, Daniel vor den Leuten als einen feigen, verlogenen Schwächling erscheinen zu lassen, wie aber gerade diese Verhältnisse den Pastor und Bruder zum Morde an Fritz treiben. Der jüngere hat dem Mädchen das Leben gerettet, das Daniel liebt und das seine Neigung warm erwidert; die Umstände verketten sich so, daß Fritz glauben kann, Daniel habe ihn um das Glück mit Marianne tückisch betrogen, und es ist ein wohlberechneter Zug im Vergleich mit dem späteren Gegenzug, wenn der gewesene Offizier den Pastor bei der Auseinandersetzung durch einen Faustschlag zu Boden streckt und dann aushöhnt. Marianne hält fest an Daniel und sie vermählen sich, trotzdem die öffentliche Meinung sich dawider wendet. So hat Daniel dem Bruder das Glück abgewonnen, er kann dessen jedoch nicht froh werden; denn tief sitzt in seinem Herzen das Mißtrauen gegen sich selbst und wuchert als giftiges Unkraut weiter, aber auch gegen Marianne, nachdem der erste Liebesrausch verflogen ist. Selbst seine Kraft in Beruf und Amt schätzt er niedrig ein, im Glauben ist er unfest, und die lementarsten Pflichtverhältnisse, die für jeden tüchtigen Menschen rein bleiben müssen, trüben sich ihm. So verwirrt sich alles, sobald Bruder Fritz wieder in die Nähe kommt und in den gesellschaftlichen Kreis des jungen Ehepaares eintritt. Der sinnliche Zauber, den der vollblütige Mann schon früher in einzelnen Augenblicken über Marianne zu üben wußte, stellt sich nun, bei dem unklaren Zwiespalt ihrer Ehe, bei der ihrer Unzufriedenheit und Unbefriedigtheit vom neuen und viel gewaltiger und andauernder ein denn vorher. Und je deutlicher das wird, desto mehr tritt Daniel in seine alte verknickte Art zurück: er hat den Trotz des Stolzen, aber Erfolglosen; auch wo eine freundliche Wendung das Verschobene wieder ins Gleis brächte, da unterläßt er sie, da ihm doch kein wirkliches Glück gegönnt sei oder er es nicht verdiene. Zugleich steigert sich aber bis zur Wut der Neid und Haß auf den schlechten Bruder, der gekommen ist, ihm Marianne zu rauben. Fast möchte diesem das gelingen und Marianne erklärt sich in wilder Betäubung bereit, mit Fritz zu fliehen und den verlorenen Spieler durch ihr Vermögen zu retten, — daß der Unreine immer nach dem Gelde der Erbin strebt, entzieht ihm vom Anfang ab alle Teilnahme, — als Daniel im letzten Augenblick außer sich gerät, dadurch sich aufrafft und dem Feinde entgegentritt. Ein kurzer Streit und der Pastor erschlägt seinen Bruder und wirft den Leichnam in den Fluß. Die folgende Partie des Buches entrollt uns ein Seelengemälde von erschütternder Naturkraft. Die Tat wird nicht entdeckt, nicht auf ihren Urheber zurückgeführt, es wird Selbstmord angenommen, sie lastet aber erdrückend auf Daniel, der im furchtbaren Schwanken zwischen dem

Drange, sich dem Gerichte mit dem Bekenntnis der Schuld zu stellen, und zwischen dem Wunsche umhertreibt, der aus seinem alten Wesen stammt, sich samt seiner Bürde elend durchs Leben zu schlagen. Die zeitweilige Trennung von Marianne erleichtert ihm das, aber sie muß zu ihm zurück, denn sie wird Mutter eines Kindes, seines Kindes, werden. Und da naht sich die Lösung des inneren Seelenkonfliktes. Marianne hat, in trübsten Stunden vor den freiwilligen Tod gestellt, sich selbst und das Richtige wiedergefunden, der sündige Bann bricht sich und jetzt erst wird sie, was das Weib dem Manne sein muß, die Genossin und Mitträgerin seiner Schmerzen. Da erfühlt sie bald die Schuld seiner Untat und als sie bei der Geburt ihres Kindes in der Erwartung sicheren Todes schwebt, will sie die Verantwortung für den Mord, der um ihretwillen begangen wurde, auf sich nehmen, Daniel von seiner Bürde befreien und damit zugleich sühnen, was sie selbst verfehlt hat. Daniel nimmt das Opfer nicht an, er meldet der Gerichtsbehörde sein Verbrechen, wird wegen Totschlag zu fünf Jahren Kerkers verurteilt und tritt diese Strafe mit dem gehobenen Bewußtsein an, daß er nach ihrer Verbüßung als ein reinerer und besserer Mensch neben dem geliebten Weibe in der Zukunft werde wirken können.

Es wird sich kaum jemand dem mächtigen Eindrucke dieses Buchs zu entziehen vermögen, jedesfalls habe ich lange darunter gestanden. Das Werk ist so straff gegliedert, das Beiwerk ganz knapp gehalten, daß sich das Problem in aller Deutlichkeit und Schärfe vor uns stellt und die aufgeworfenen Fragen ihre Antwort sich erzwingen. Auf das sorgsamste hat der Verfasser alles zugerüstet, alle Wege abgeschnitten, so daß nur die Bahn erübrigt, auf der Daniel zum Brudermord gelangt. Die Zufälle ersparen ihm die Entdeckung, er könnte ungestraft weiter leben, und ohne Zweifel liegt in dem freiwilligen Bekenntnis, das er abstattet, neben der Entlastung des Gewissens noch etwas von sittlicher Befreiung und Erhebung. Wir verstehen die Tat völlig, wir empfinden das tiefste Mitleid mit dem Pastor Klinghammer, der durch einen furchtbaren Schlag das Netz von Mißachtung zerreißt, das ihn zu erwürgen droht; dürfen wir aber darum glauben, daß man durch einen Brudermord eine sittliche Freiheit gewinnen kann, derer man nach so ertragener Buße genießen mag und mit der sich die Pforte zu einem freundlicheren Leben auftut? Nein, Kain und Abel bleiben in ihrer uralten Relation auch dann, wenn Kain ein rechtschaffener evangelischer Pastor und Abel ein wüster Auswürfling, ein Betrüger und Dieb ist und ein Ehebrecher an seinem Bruder sein wollte. Es scheint mir psychologisch unmöglich, daß ein Mann von Bildung, von Gewissen und Ehre sich ein wohlgemutes Fortleben auch nach langer Zeit sollte vorstellen können, der einen Brudermord — und

das war es doch — auf der Seele hätte. Insofern also kann ich mit dem Ausgange von Hegelers Roman nicht einverstanden sein und ich finde meine Seite der Auffassung viel mehr in Otto Ludwigs herrlicher Dichtung „Zwischen Himmel und Erde" ausgedrückt. Das kann aber die freudige Bewunderung für das neue Werk nicht verringern, das auch in allen technischen Einzelheiten völlig modern ist, und den Dank nicht mindern, den mit mir gewiß viele Leser dem Verfasser für die kräftige Erschütterung des Gemütes und die Auslösung reinen, starken Empfindens schuldig sind. Dem „Pastor Klinghammer" von Wilhelm Hegeler möchte ich unter den Preiswerken die höchste Stelle zuerkennen.

Es ist aber doch an sich schon eine sehr erfreuliche Tatsache, daß wir ziemlich gleichzeitig drei wirklich gute erzählende Dichtungen in Deutschland zur Hand bekommen. Zudem es gar nicht einmal die einzigen sind, Klara Viebigs „Schlafendem Heer" wollte ich z. B. gar nicht so weit davon einen Platz einräumen. Und noch ein anderes: scheint es mir, wie ich sonst wo gelegentlich auseinandersetze, ein verhängnisvolles Merkzeichen moderner Erzählungspoesie, daß sie von den Forderungen der literarischen Großindustrie bestimmt und gehemmt, ja gefährdet wird, so läßt sich doch von den erwähnten Büchern behaupten, daß sie ganz eigenartige und freigebildete Erzeugnisse individueller Schöpferkraft darstellen, die von Angebot und Nachfrage im Kreise der deutschen Verlagsassoziationen ebenso unabhängig sind wie von dem Tagesgeschmacke der organisierten Kritik unserer Zeitungen. Freilich dräuen da noch mancherlei Gefahren und es ist noch bei weitem nicht auszumachen, was alles aus den preisgekrönten Autoren werden kann, sobald sie einmal in die Mode gekommen und „gangbare Artikel" geworden sind; allein ihr Auftreten bezeugt doch, daß auf unserem deutschen Boden immer wieder selbständige Talente besonderer Art emporkommen, daß neue Probleme in dem Rahmen der Gegenwart sich zu ehrlicher poetischer Wirkung bringen lassen und daß ein erfolgreiches Buch nicht immer von dem ekligen Parfüm der ohnmächtigen Unsittlichkeit unserer Ästheten und Dekadenten erfüllt zu sein braucht.

Vielleicht erklärt es sich aus einer solchen beginnenden Gesundung der Lebensinstinkte, wenn in dem prachtvollen Weinjahr 1904 — das einmal neben seinem alten Vorgänger 1811 gerühmt werden darf, wofern die Abstinenten uns nicht den edlen Trank völlig verleiden — auch die Bücher so wohl gedeihen. So möchte ich noch den Roman „Krauskopf" von Hermann Wette (erster Band: Leipzig, F. Grunow, 1903; zweiter: 1904) zu dieser guten Lese rechnen. Es ist wieder ein biographischer Roman, in dem die eigenen Erfahrungen des Autors mit literarischen Einflüssen (Raabe,

Keller u. a.) zusammenkochen. Der Knabe, der im ersten Bande heranwächst, der Jüngling, der sich durch den zweiten kämpft, wird von seinen frühesten Stunden ab als etwas Außergewöhnliches betrachtet und von der Dichtung in die Wahrheit des westfälischen Dorflebens und der Bildungsatmosphäre von Münster inszeniert. Das ist ja immer ein bißchen bedenklich, da der Außergewöhnliche gern von seinem literarischen Erzeuger als ein ungemein vortrefflicher und die übrige Menschheit überragender aufgefaßt und dargestellt wird, trotzdem er ja in Wirklichkeit zum mindesten das Maß von Gaben und Leistungen dessen nicht überschreiten kann, der seine Biographie geschöpft hat. So halte ich auch Detmar Wecking keineswegs für ein Genie, sondern — und das scheint mir ganz genug — für einen wohlveranlagten, lebhaften Knaben von starker Phantasie und daneben von starkem Wahrheitssinn — eine höchst schätzenswerte Eigenschaft! — leidenschaftlich, gern in Schwärmerei ausartend, aber durchaus nicht ungewöhnlich. Es tragen denn auch die bunten Bilder aus der Kindheit, so reizend sie an sich sind und so erfreulich der ausgezeichnet getroffene Lokalton wirkt, nichts vor, was anderen Kindern nicht auch begegnen möchte: für meinen ganz persönlichen Geschmack entfalten sich die Arabesken um die einzelnen Szenen etwas zu weitläufig, sie haben etwas Spielerisches, und auch der manchmal prächtige Oheim Dr. Wecking streckt sich etwas gar zu sehr ins Breite, sein sprunghafter, extravaganter Humor wirkt auf mich etwas aufdringlich, noch mehr sind seine Verse doch nur selten wohlgeraten. Doch lebt in dem Buche eine gutmütige, lebensfreudige Frische, die dem Leser wohltut. Im zweiten Bande macht es sich schlimmer fühlbar, was schon der erste erkennen ließ, daß den Verfasser das Vergnügen an den Einzelheiten verleitet, zu selbstvergnügt alles vorzubringen, was er irgend Paßliches weiß: es mangelt der Auswahl die Strenge, oder vielmehr, es wird überhaupt keine Auswahl getroffen. Besonders artet die Schilderung des Münsteraner Gymnasiums und des höchst unerfreulichen Professors Fritz Pannharst zur Ödigkeit aus: über diesen Tropf, der sich mit seinem Dialekt als ein Nachkomme des viel würdigeren Direktors Samuel Heinzerling aus Eckfteins beliebtem „Besuch im Karzer" einbekennt, kann ich wirklich nicht einmal mehr lachen. Und auch Detmar Wecking, der „Krauskopf" selbst ist mir in diesen Flegeljahren nicht mehr so lieb als vorher: er begeht doch gar zu viele Torheiten und weiß seinen Studien und den Menschen, die er kennen lernt, doch gar zu wenig Fruchtbares abzugewinnen. Freilich guckt auch hier noch die Poesie beim Fenster und bei den Türritzen herein und es gibt schöne und rührende Momente darin genug, doch ist mir das Gericht dieses zweiten Bandes nicht hinlänglich substantiell und die Brühe zu dünn.

Man hat diese biographische Erzählung „Krauskopf“ zu einem „katholischen Erziehungsroman“ stempeln wollen. Das war mir schon für sich nicht ganz glaubwürdig, weil der treffliche Verlag von Johannes Grunow, der in der Aufnahme seiner Artikel sehr bestimmte und begrenzte Prinzipien durchführt, sich meines Erachtens auf eine Spezialität dieser Art schwerlich eingelassen hätte. Beim genaueren Lesen ist denn auch diese Einbildung eines Kritikers in nichts zerflossen. „Krauskopf“ läßt sich etwa mit demselben Rechte als „katholischer“ Erziehungsroman bezeichnen, als man Grödner Spielwaren oder Pilsner Bier „katholische“ Erzeugnisse nennen könnte, weil die Bewohner der Gegenden, aus denen sie stammen, vorwiegend Katholiken sind. Gewiß konnte nur ein als Katholik geborener und aufgewachsener Schriftsteller diesen Roman abfassen und den ganzen katholischen Umgrund beschreiben, aber, wofern das Werk überall eine Tendenz hätte, dann ist sie gewiß nicht katholisch, eher das Gegenteil. Was von Menschen außer dem Helden in der Erzählung ihrem Autor sympathisch erscheint und er den Lesern sympathisch machen will, das war entweder nie katholisch oder steht mit beiden Füßen — allermindestens mit einem — bereits außerhalb der katholischen Kirche. Die katholischen Persönlichkeiten des Buches sind teils unliebenswürdig, teils zu Karrikaturen verzerrt. Für „Krauskopf“ war es doch ein rechtes Unglück, daß „Donnerwettersmütterchen“ ihn gebar und erzog, denn das ist im allgemeinen eine ganz bornierte Person, von einem Aberglauben, der bis zur Stupidität sich entwickelt, und mit ihrem Jähzorn und ewigem Geprügel zu jeder Art Erziehung ungeeignet. Kaplan Sauvage jedoch ist ganz einfach ein Scheusal. Wäre das geistige Leben unter den Katholiken des Münsterlandes so beschaffen, wie Hermann Wette es uns entwirft, dann wüßte ich mir nicht zu erklären, wie aus diesem finsteren Winkel Annette von Droste-Hülshoff, die Professoren Junkmann und Storck — um nur zu erwähnen, was mir zuerst beifällt — hätten hervorgehen können. Es bleibt aber jedesfalls sehr lehrreich, wahrzunehmen, wie sich die katholischen Auffassungen und Überzeugungen aus dem Gesichtswinkel des Autors heraus darstellen, — davon kann man sich allerlei Nützliches aneignen.

Da könnte ich vielleicht mit größerem Rechte Wilhelm Fischers „Die Freude am Licht“ (zuerst in zwei Bänden, Leipzig und Berlin, G. H. Meyer, 1902, jetzt schon in mehreren Auflagen erschienen) einen „katholischen Erziehungsroman“ taufen, obzwar das dem Verfasser der „Poetenphilosophie“ gewiß nicht nach dem Sinn wäre. Es ist hier kaum der Platz, dieses Werk zu besprechen, das seinen Weg bereits gemacht hat und noch weiter machen wird. Aus den Anfängen einer etwas wildgewachsenen Romantik und Phantastik, welche die Poesie des Lebens durch Äußerlichkeiten markierte und

mit Träumen oder Gesichten in den Alltag hereintrug, gedämpfter allerdings denn bei T. A. Hoffmann, hat sich dieser Dichter zu einer ruhigen Anschauung der Welt emporgeläutert, in unablässiger Arbeit an sich selbst und seiner Bildung. Heute steht er auf der Höhe, aber mit dem Erwerb seiner gelassenen Objektivität hat er die rechte Freude am Leben, die Fähigkeit, das Schöne zu erkennen und zu genießen, nicht eingebüßt, nicht die Lust am Gestalten und Fabulieren. Dabei ist Wilhelm Fischer ein Mann, dem es heilig ernst ist um seine Kunst, der an ihr mit dem tiefsten Herzen hängt und daher in seine Schöpfungen das Beste seines Wesens mit reifstem Überlegen einträgt. Das wird dem achtsamen Leser schon aus der Sprache dieser Bücher offenbar, die in ihrer gehaltenen Reinheit das saubere Ergebnis langer und sorgfältiger Pflege darstellt. Wilhelm Fischer weiß, daß man als Dichter vor ein ernstes Publikum nur im ernsten, guten Kleide treten soll, es muß ja nicht ein feiertägliches Festgewand sein. Er weiß auch, daß man die Sprache nicht meistern und nicht mit der Launenhaftigkeit des Unwissenden in Dienste zwingen darf, denen sie sich nach ihrer Kraft als lebendiger Organismus versagen muß. Die Sprache steht eben über dem Dichter, und ein Poet, der auf sich und sein Volk etwas hält, muß vor allem die Sprache ehrfürchtig behandeln und in ihrem Geiste denken und schreiben. Wer mit ihr spielt wie mit einer Puppe, ihr die Glieder verrenkt und bricht, sie mit lächerlichen Mätzchen aufputzt und ihren Wortschatz aus allen Buden stiehlt, von der Dorfkneipe bis zum politisierenden Kaffeehaus, vom Jargon der Landstreicher bis zu dem der Volksvertreter, der ist eben ein „Skribent“ im Sinne des alten Liscow, aber nicht einmal ein Schriftsteller, geschweige denn ein Künstler. Der unerfreuliche Eindruck, den die Massenschreiberei unserer Gegenwart in denkenden Lesern hervorruft, gründet sich nicht zum wenigsten auf die weitverbreitete Liederlichkeit und ungezogene Schlamperei im Gebrauch der Muttersprache. Da ist es denn ein wirklicher Trost, bei Wilhelm Fischer zu sehen, daß es noch Autoren gibt, für die auch das Schreiben schlechtweg eine Kunst ausmacht und die das Wortmaterial, angemessen dem Zweck der Darstellung, mit Liebe und Treue auswerten. Mag sein, daß der verdiente Erfolg, dessen „Die Freude am Licht“ teilhaftig geworden ist, dem Werk auch nach dieser Richtung Einfluß verleiht und es erziehend auf unsere Schriftsteller wirken läßt. Jedesfalls bringen die Auflagen dieses Romans — den man zu Unrecht mit Frenssens „Jörn Uhl“ vergleicht, die Art beider Dichter ist zu verschieden — auch die älteren Sachen Wilhelm Fischers wieder zu Tag. Solches ist z. B. den „Grazer Novellen“ (zwei Bände, München und Leipzig, Georg Müller, zweite Auflage 1904) widerfahren. Diese Bilder aus dem Privatleben der Stadt Graz, vom dreizehnten Jahrhundert

bis gegen Ausgang des neunzehnten, sind sehr geschmackvoll gestellt und beschrieben, wenngleich die historische Richtigkeit der Schilderungen für die ältere Zeit nicht recht gewahrt wird. Gewiß erschwert das Bedürfnis der Gegenwart nach Lebenswahrheit in allen Details einem Dichter, der nicht Quellenstudien liefern will, die Arbeit ungemein; andererseits aber möchte ich doch behaupten — und darin besitze ich einige Erfahrung —, daß gerade das wirkliche Vertiefen in die mannigfache Überlieferung der alten Zeit diese selbst und ihre Menschen wiederum viel poetischer erscheinen läßt: die graue Farblosigkeit des ersten Anblicks weicht allgemach einer immer kräftiger hervortretenden Buntheit des wirklichen Lebens, und damit erlangen doch die alten Stoffe die Eignung und den Wert für die moderne Poesie. Jedesfalls bieten uns auch die „Grazer Novellen" lesenswerte und erfreuliche Stücke, Wilhelm Fischers Pfade führen sicherlich noch aufwärts.

Und nun möchte ich für diesmal zum Schluß die Achtsamkeit meiner Leser auf ein Werk lenken, das in England und Amerika gegenwärtig für den eigentlichen literarischen Treffer des Jahres 1904 gehalten wird. Ich habe den Roman «John Chilcote M. P.» von Katharine Cecil Thurston kennen gelernt, als er mit Januar in den seit langem mir so werten und jetzt wieder mit neuer Lebenskraft erfüllten braunen Heften von Blackwoods „Magazine" zu erscheinen begann. Wunderlicherweise bekam der Druck, den Harpers Bazar gleichzeitig in New-York veröffentlichte, einen anderen, viel weniger passenden Titel: The Masquerader, wahrscheinlich meinte der dortige Verleger, das M. P. = Member of Parliament mute sein transatlantisches Publikum zu seltsam an. Schon die ersten Kapitel fesselten mich auf das lebhafteste: das schwierige Thema vom Doppelgänger war hier mit solcher Feinheit und Schärfe erfaßt und außerordentlich verwegen mitten in die Wirbel des modernen London und seiner Politik hineingeschoben, zugleich so geschmackvoll und in so gutem Englisch behandelt, daß die Freude daran neben der Spannung der einzelnen Momente von einem Abschnitt zum anderen stetig wuchs. John Chilcote, ein reicher und hochbegabter Mann, mit einer schönen, klugen Frau begabt, nur über alles verständige Maß selbstsüchtig und gegen sich nachgiebig, ist dem Morphium verfallen, das seine Kräfte reißend aufzehrt und voraussichtlich ihn dem Ende entgegenführt. Der wunderbarste Zufall bringt bei einem der ärgsten Londoner Nebel ihn mit einem Mann zusammen, der körperlich sein allergenauestes Gegenbild, nach Geist und Charakter sich sehr von ihm unterscheidet, auch gewiß über ihm steht, dem Journalisten John Loder, der aus bester Erziehung entstammt, augenblicks nicht vom Glück begünstigt wird und sich mittelst politischer Schriftstellerei kärglich durchschlägt. John Chilcote weiß, daß das Morphium,

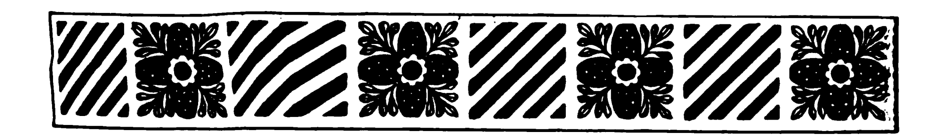
dessen er von Zeit zu Zeit für mehrere Tage bedarf, ihn ruinieren wird, er möchte den Zusammenbruch möglichst hinausschieben und schlägt Loder vor, dieser solle während der Perioden seiner Betäubung durch die Gifttabletten an seine Stelle treten. Er glaubt diesen Schritt wagen zu dürfen, weil er auf die Sicherheit der Täuschung zählt, weil die politische Lage der Zeit das Persönlichste von seiner Stellung im Parlamente nicht verlangt, und endlich, weil die Beziehungen zu seiner Gemahlin sich bis zur Abneigung abgekühlt haben. Loder nimmt im Drange seiner Umstände den gefährlichen Vorschlag an, doch auch heimlich durch starken Ehrgeiz bewegt: er will zeigen, was er zu leisten vermag, wenn er in glückliche, förderpde Verhältnisse gelangt. Frau Eve Chilcote spielt bei seinem Plane, den er übrigens nur für kurze Zeit als durchführbar erachtet, zunächst gar keine Rolle; daß an diesen Bezug nicht gerührt werde, ist ein stillschweigendes Übereinkommen. Anfangs geht alles vortrefflich, niemand, weder Frau Eve noch die Freunde und Diener noch irgendwer vermuten in dem falschen John Chilcote jemand anders denn den echten John Chilcote. Dann aber stellen sich Schwierigkeiten ein: plötzliche Veränderungen der politischen Zustände drängen Chilcote zu Äußerungen im Parlament, die Partei und ihr erleuchteter Führer (Fraide ist, worauf schon der Name hinweist, nach Gladstone gebildet) fordern sein Mitwirken, und indes der echte Chilcote, durch das Morphium immer mehr gelähmt, sich immer häufiger zu tagelangem Schlaf in John Loders Quartier zurückzieht, findet sich dieser mit zunehmender Begeisterung in die Rolle des Politikers, leistet eine glänzende Rede und wird ein gewichtiger Faktor des parlamentarischen Lebens. Damit erfüllt er die Hoffnungen der ehrgeizigen Frau Eve, die freilich durch den erstaunlichen Wechsel zwischen dem Temperament und den Leistungen ihres Gemahls während der Intervalle zwischen dem echten und dem falschen Chilcote in Verwirrung gerät, das Rätsel aber doch nicht zu lösen vermag. Was ihr unmöglich ist, bewirkt der Zufall, der John Loder in seiner Rolle als Chilcote mit dessen jetziger Freundin Lillian Astrupp zusammenführt, die vor Jahren auf einer italienischen Reise seine Freundin gewesen war. Diese etwas zweideutige Dame der Gesellschaft findet den Betrug aus und genießt ein diabolisches Vergnügen darin, John Loder die Macht ihres Wissens über das Geheimnis fühlen zu lassen. Nun entwickeln sich die Dinge rasch: der echte Chilcote eilt dem Tode zu, der falsche Chilcote wird als Politiker immer bedeutender, er verliebt sich in Frau Eve, diese in ihn, der das Ideal wirklich verkörpert, das der morphinistische Chilcote ihr nur vorgetäuscht hatte, und als dieser eine zu starke Dosis Morphium nimmt und daran stirbt, einigen sich John Loder und Frau Eve nach kurzen Erörterungen dahin, daß sie als John

Chilcote M. P. und Gemahlin einfach fortleben wollen. Das Dasein des echten Chilcote ist spurlos ausgewischt, Lillian Astrupp hat das Nachsehen, und — tutto in ordine, die Welt läuft ruhig weiter.

Das ganze tolle Experiment wird mit ausgezeichnetem Geschick durchgeprobt. Allerdings: då hoeret ouch geloube zuo, meinte Walther von der Vogelweide, und muß man stark gläubig sein. Daß Frau Eve, die nun freilich sich auf ganz konventionelle Beziehungen zu ihrem Gatten eingeschränkt hatte, die Unterschiebung nicht bemerkt und auch sonst niemand, das verlangt viele Voraussetzungen. Die Verfasserin weiß aber die beim raschen Lesen auftauchenden Zweifel stets durch ein Wörtchen für den Moment zu beschwichtigen und läßt durch die in Rucken steigende Spannung ihrem Publikum gar nicht Ruhe genug für genaueres Überlegen; man fragt sich nur: wie wird das weiter gehen? — wie wird es enden? Das Ende allerdings, das ist der böseste Punkt und über diese Schwierigkeit ist auch Mrs. Thurston, diese gewandteste Tausendkünstlerin, nicht hinweggekommen. John Loder, dessen Gaben und, Charakter ihn die durch den Zufall ihm aufgenötigte Rolle, die ja an sich schon von recht bedenklicher Art ist, so brillant durchführen lassen, ist doch after all — ein Gentleman. Und wird er als solcher es über sich bringen, einfach in die Schuhe seines toten Doppelgängers zu treten und, sein ganzes Leben lang ein Lügner, die Rechte des anderen, der sich nicht mehr darum wehren kann, in Vermögen und Frau, in Geschäft und politischer Tätigkeit zu usurpieren? Das glaube, wer kann — ich nicht. Und darum ist dieses wirklich mit höchstem Talent geschriebene Buch am Ende doch nur — eine Stunde der Täuschung, aber einer sehr vergnüglichen Täuschung, und ich zögere nicht zu gestehen, daß dieser Roman von Mrs. Thurston mich mehr unterhalten hat als ein ganzes Bündel von Bänden der Sherlock Holmes-Serie des überaus pfiffigen Conan Doyle mit ihren scharfsinnig und peinlich ausgeklügelten Kombinationen.

Also: dieser „John Chilcote M. P." ist kein tiefes und wertvolles Buch und kann nicht entfernt auf eine Linie mit den deutschen Dichtungen gerückt werden, die auf meinen Merkblättern ihm vorangehen — aber es ist ein interessantes, spannendes, vergnügliches Stück modernen Erzählens, und das ist doch auch etwas.





Über die Chemie des Lebens.

Von Prof. Dr. Hans Malfatti.*)

Groß und wunderbar ist die Natur in allen ihren Erscheinungen; den Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit aber erreicht sie in den lebenden Organismen. In diesen stellt sich dem Menschengeiste ein Rätsel vor, dessen Lösung entscheidend ist für die ganze Richtung der Weltauffassung, für die Naturphilosophie. Andererseits findet jede naturphilosophische Richtung hier den Prüfstein auf ihre Richtigkeit — sie steht oder fällt, je nachdem sie den Tatsachen, welche der Naturforscher über das Leben festgestellt hat, widerspricht oder mit ihnen übereinstimmt. Der Naturforscher, nicht der Philosoph, hat also bei der Lösung des Rätsels vom Leben das erste Wort, und unter den Naturforschern wieder der Chemiker, denn chemische Erscheinungen sind es, welche die Lebenstätigkeit als solche charakterisieren und den belebten Stoff so scharf von der unbelebten Materie unterscheiden lassen. Insoferne ist es berechtigt, von einer „Chemie des Lebens" zu sprechen.

Man kann nun die „Chemie des Lebens" in zweierlei Weise betrachten. Einerseits kann man die chemischen Reaktionen ins Auge fassen, welche allen den ungezählten Lebenserscheinungen, der Assimilation und Dissimilation, dem Wachstum und der Vermehrung, der Verdauung und Bewegung, der Licht- und elektrischen Erscheinungen lebender Wesen und so weiter zugrunde liegen, und anderseits könnte man den Versuch machen, das Leben selbst als eine fortlaufende Kette chemischer Reaktionen, als eine große komplizierte „Chemose" darzustellen. Den ersteren Weg zu betreten, schreckt mich die schier unübersehbare und nur schwer unter gemeinsame Gesichtspunkte zusammenfaßbare Menge von Einzelnerscheinungen ab, denn mit Ausnahme der wenigen reinen Schwerebewegungen liegt einer jeden Lebenserscheinung auch ein chemischer Prozeß zugrunde. Der zweite Weg aber, den ich hier zu betreten gesonnen bin, erschreckt durch den Mangel an chemischen Einzelheiten, ja wir werden gleich sehen, daß er ziellos ist, weil man von einer Chemie des Lebens in diesem Sinne überhaupt nicht sprechen kann.

Wenn ich nun trotzdem wage, von etwas zu sprechen, „von dem man eigentlich gar nicht sprechen kann", so geschieht es erstens deswegen, weil die Naturwissenschaft auch vor der negativen Beantwortung einer Frage nicht zurückschrecken darf, und zweitens, weil es gar nicht lange her ist, daß man

*) Vortrag, gehalten in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Sektion auf der Generalversammlung der Leo-Gesellschaft, Hall i. T., 15. September 1904.



die Lösung des Rätsels vom Leben hinter einem komplizierten chemischen Prozeß suchte; ja manche Autoren tun das heute noch, so z. B. sagt Max Verworn, der doch den Materialismus verwirft und sich auf den idealistischen Boden der Philosophie Fichtes stellt, in seiner „Allgemeinen Physiologie“ (Jena, Fischer, 1901): „Wir können also sagen, daß der Lebensvorgang, als dessen äußeren Ausdruck wir die verschiedenen Lebenserscheinungen wahrnehmen, der Wechsel der Materie oder kurz der Stoffwechsel (im allgemeinen Sinn) ist. Demnach ist es der Stoffwechsel, wodurch sich der lebendige vom leblosen Organismus unterscheidet“ (S. 137). Später wird dieser Stoffwechsel noch mit besonderer Schärfe als Eiweißstoffwechsel präzisiert (S. 325).

Solchen Ansichten gegenüber ist der Versuch, festzustellen, daß es sich beim Leben nicht um eine chemische Reaktion handeln kann, gerechtfertigt.

Es gab eine Zeit, — jemand hat sie als die Flegeljahre der modernen Naturwissenschaft bezeichnet, — da glaubte man, wie gesagt, das Rätsel des Lebens durch die Annahme einer recht komplizierten organisch-chemischen Reaktion lösen zu können und das Hineinspielen von ein bißchen Elektrizität machte die unklare Vorstellung noch unheimlicher und verlockender. Als man die Leistungsfähigkeit der organischen Chemie und der Elektrizität besser überblicken konnte und abschätzen lernte, mußte diese Position verlassen werden, und das Rätsel des Lebens, die Lebenskraft, verschanzte sich hinter der geheimnisvollen Konstitution der riesenhaften Eiweißmoleküle mit ihren komplizierten Zerfalls- und Wiederaufbauerscheinungen, ihrer angenommenen Reizbarkeit und Labilität und vor allem ihrer Allgegenwärtigkeit in den belebten Organismen.

Aber auch diese Schanze bietet heute keine Sicherheit mehr. Die Konstitution der im Mechanismus der Zellteilung so wichtigen Nukleïnsäuren ist kein Geheimnis mehr. und der Bau der Eiweißkörper ist schon soweit klargestellt, daß der erfolgreichste der gegenwärtig lebenden Chemiker, E. Fischer, beginnen konnte, in seinen Polypeptiden die niedrigsten Eiweißkörper künstlich aufzubauen. Und schon flüchtet sich die Lebenskraft aus diesen durch die Wissenschaft eroberten Gebieten in ein neues Bollwerk, das man Protoplasma nennt.

Da ist sie nun allerdings gut verschanzt und vor den Verfolgungen der wißbegierigen Chemiker sicher; denn das Protoplasma ist der Tätigkeit des experimentierenden Chemikers unzugänglich. Wohl kann man es in ein Gemisch von Salzen, Eiweißstoffen, Kohlehydraten, Fetten, Cholesterinen und Lezithinen u. s. f. auflösen und die Reaktionen bestimmen, welche diese Körper aufeinander ausüben können, aber was der Chemiker in die Hand bekommt, das ist niemals das Lebende, sondern nur totes Protoplasma und dieses verdient seinen Namen so wenig mehr, als man einen Haufen von Mörtelbrocken, Ziegeln und Steinen ein Haus nennen kann. Mit einem Worte, „Protoplasma“ ist nicht mehr ein rein chemischer Begriff, sondern zu dem Chemismus kommt da noch eine Reihe physikalischer Bedingungen, Strukturen, Spannungen, Anziehungen, Abstoßungen u. s. w. Sollte aber der Physiker Verlangen tragen zu erforschen, welcher Art diese physikalischen Bedingungen seien, so kann man ihm nur schlechte Hoffnung machen, denn

diese Bedingungen sind so subtiler Art, daß man fast von Liebe und Haß, von Willen und Intelligenz reden kann und geredet hat.

Wie man sieht, ist also diese letzte Schanze für die Lebenskraft sehr gut gesichert, aber sie ist auch eng begrenzt und sie bietet uns darum die Möglichkeit, wenigstens die Grenzen festzustellen dessen, was das Leben ist, und zu bestimmen, wodurch sich lebendes und totes Protoplasma unterscheiden.

Wenn wir an diesen Versuch herantreten, so bemerken wir zuerst in der chemischen Wissenschaft das Bestreben, eine immer größere Menge von Erscheinungen, welche früher als vitale Funktionen aufgefaßt wurden, aus dem Tätigkeitsbereiche des lebenden Protoplasmas zu streichen. Schon lange wußte man, daß die Verdauungsfermente auch getrennt von der lebenden Zelle ihre für den Organismus so wichtigen Funktionen zu leisten imstande sind. Buchner bewies in seinen berühmten Versuchen am Preßsaft der Hefe, daß die bekannte Fähigkeit der Hefe, Zucker zu vergären, nicht der lebenden Hefezelle, sondern einer leblosen Zymase(-Ferment) angehöre; in ähnlicher Weise wurde nachgewiesen, daß auch der Zerfall der Kohlehydrate und der Eiweißkörper in den Geweben, also der wichtigsten Kraft- und Wärmequelle der Organismen, nicht eine Funktion des lebenden Protoplasmas sei, sondern unabhängig vom Leben desselben vor sich gehe. Freilich sind diese Versuche nur als Anfänge zu bezeichnen, denn gerade die charakteristische Eigenschaft des belebten Stoffes, die Assimilation und der Aufbau neuer Plasmabestandteile, hat bisher den Versuchen, sie auf tote Fermente zurückzuführen, widerstanden. Die geringen Ansätze dazu, z. B. die Bildung von Plasteïnen aus Produkten der Eiweißverdauung oder von komplizierten Kohlehydraten aus einfachen Zuckern, sind zu unsicher oder belanglos, als daß man sich darüber großer Freude hingeben dürfte.

Eine andere Erscheinung aber gestattet uns, die Lebenstätigkeit des Protoplasmas auf ein Mindestmaß zurückzuführen und zu untersuchen, was dann noch übrig bleibt, und diese Erscheinung ist die Anabiose, der Scheintod.

Wenn ein Frosch oder ein Fisch bei — 20° zu einem glasharten Klumpen gefroren erscheint, wenn andere Organismen selbst auf die Temperatur der flüssigen Luft abgekühlt oder über die Temperatur des kochenden Wassers erhitzt sind, dann ist von den Lebenserscheinungen, von Bewegungen, Wachstum, Stoffwechsel u. s. f. keine Rede mehr. Die Lebenskraft hat alle ihre Tätigkeiten eingestellt, aber das Leben ist doch noch vorhanden. Wie das trockene Samenkorn der Pflanze — das vulgärste Beispiel des Scheintodes — beim Einstreuen in die feuchte, warme Erde vom latenten zum aktuellen Leben erwacht, so erwachen auch solche scheintote Organismen beim Eintritt normaler Temperaturverhältnisse wieder zu voller Lebenstätigkeit.

Was ist also im Zustande des Scheintodes vom Leben übrig geblieben? Nichts, als die Reizbarkeit, in dem engbegrenzten Sinne einer Fähigkeit des scheintoten Protoplasmas, unter bestimmten äußeren Verhältnissen jene Erscheinungen zu zeigen, welche wir als Lebenserscheinungen zu betrachten gewohnt sind.

Damit ist der nackte Satz Verworns: . . . „was das Leben des Organismus ausmacht, worin er sich vom toten Organismus unterscheidet,

das ist der Stoffwechsel des Eiweißes", zurückgewiesen und mit ihm jede andere rein chemische Theorie des Lebens. Wäre das Leben wirklich nur eine aus einander sich ergebende Kette von chemischen Reaktionen, dann wäre die Anabiose — der Scheintod — eine Unterbrechung dieser Kette, ein wirklicher Tod. Das Auskeimen einer Bakterienspore, die etwa die ungenügende Sterilisation überlebt hat, wäre ein Neuaufflackern des Lebens, eine generatio aequivoca. Wenn in einem Feuerwerkskörper die Kette chemischer Reaktionen, welche das Funkensprühen, das Ausstoßen von Leuchtkugeln und die kräftigen Bewegungen der Feuerräder und Raketen bedingt, unterbrochen wird, dann ist der Feuerwerkskörper wirklich tot und nur neuerliches Anzünden kann die prächtigen Erscheinungen wieder ins Leben rufen.

Man könnte nun einwenden, daß während des Scheintodes die chemischen Reaktionen nicht erloschen, sondern nur sehr geschwächt und unterdrückt wären und daß an diesem verborgenen Funken, um bei unserem Beispiele zu bleiben, sich das ganze Feuerwerksstück wieder entzünde. Dieser Einwand scheitert den Versuchen gegenüber, bei welchen der Scheintod durch Erhitzen des Organismus eintritt; und er scheitert bei den abgekühlten Organismen gegenüber dem alten Spruche »corpora non agunt nisi fluida«. Alle Körper, welche im Organismus auf einander wirken, tun dies vermittels des Wassers, in dem sie gelöst oder gequollen sind. Fällt dieses universelle Lösungsmittel durch sein Erstarren fort, so müssen auch die chemischen Prozesse, die darauf angewiesen sind, fortfallen. Die einfache Anwesenheit der im Organismus reagierenden Stoffe genügt nicht, um Leben hervorzurufen. Hefezellen z. B., welche die Abkühlung in flüssiger Luft ausgehalten hatten, lebten nach dem Auftauen in annähernd normaler Weise fort, Hefezellen aber, welche bei dem Versuche abstarben, zeigten nach dem Auftauen Erscheinungen, wie sie etwa der Preßsaft zerquetschter Hefezellen oder durch Aceton getötete Hefe auch zeigen. Es handelte sich einfach um die Erscheinungen des Überlebens.

Ein solches „Überleben" ist aber nicht dasselbe wie das Leben; was ihm fehlt, wodurch es sich vom eigentlichen Leben unterscheidet, das ist eben das Rätsel des Lebens, das ordnungsmäßige, planmäßige — sagen wir objektiv intelligente Nebeneinanderverlaufen und Ineinandergreifen der einzelnen Prozesse.

Wir dürfen nun nicht vergessen, daß das Leben mit seinen materiellen Erscheinungen auch eine materielle Unterlage haben muß, und auch jene Lebensfähigkeit, welche während des Scheintodes im erstarrten Organismus ebenso vorhanden ist wie im aktuell lebenden Wesen, muß ein materielles Substrat besitzen. Ein Chemismus kann das nicht sein; es bleibt also nichts anderes übrig, als an einen physikalischen Zustand zu denken, einen Zustand, wie er in den physikalischen Maschinen verkörpert wird. Eine aufgezogene Uhr, deren Pendel in Ausschlagstellung festgehalten wird, ein Stein, den man am Fallen verhindert, das wären Vorstellungsbilder für das latente Leben im Scheintode.

Tatsächlich haben fast alle Biologen die Erklärung des Lebens als einer „Chemose" aufgegeben und diese Erklärung ganz oder teilweise auf dem Boden physikalischer Betrachtungen versucht. Der ausgebildetste und schönste derartige Versuch liegt in der Dominantenlehre von Reinke vor uns.

Reinke hat auf der 73. Hamburger Naturforscher-Versammlung den Satz gesprochen: „Haben wir alle doch nur ein einziges Ziel vor Augen, nämlich die Wahrheit zu erkämpfen; die Wahrheit, mag sie uns gefallen oder nicht.“ Und dieses ernste Ringen des modernen Naturforschers nach Wahrheit, verbunden mit gewaltigem Können, tritt uns in Reinkes Werken, besonders in seiner „Einleitung in die theoretische Biologie“, so unmitttelbar entgegen, daß auch der ruhige Leser, selbst der kritische Gegner zur Begeisterung fortgerissen werden muß. Das Endergebnis seiner Forschungen ist ein wertvoller biologischer Begriff, die Dominante.

Was ist das nun? Wenn eine Uhr die Zeit anzeigt, ein Phonograph spricht oder singt, eine Dampfmaschine oder ein Wasserfall das Elektrizitätswerk treibt, so kann man dabei nicht von einer einheitlichen Uhrenkraft oder Phonographenkraft reden, sondern es kommen da zwei scharf trennbare Dinge in Betracht: eine mechanische Energie und eine Struktur, welche die Energie zwingt, bestimmte Bahnen einzuschlagen und so bestimmte Endeffekte hervorzubringen. Die Wirkungen, welche von der Struktur verursacht werden, sind für das ganze System ebenso wichtig wie jene, welche die mechanische Energie hervorbringt, und sie müssen daher in dem allgemeinen Helmholtzschen Sinne als Kräfte bezeichnet werden — Kräfte zweiter Hand, sagt Reinke, nach dem Vorgange von Lotze. Man spricht ja auch von der dispergierenden Kraft eines Prismas, von der doppeltbrechenden Kraft des Doppelspats, von der reflektierenden Kraft eines Spiegels. Diese Strukturkräfte beherrschen, der Entelechie des Aristoteles vergleichbar, Materie und Energie sowohl der Maschine wie des Organismus, sie geben dem Ganzen sein Gepräge — daher Dominanten. In den Organismen nun sehen wir, daß alle diese Kräfte in bewunderungswürdiger Weise auf bestimmte Ziele hingeordnet sind und diese Ziele auch mit maschinenmäßiger Sicherheit erreichen; sie sind daher als intelligent zu bezeichnen, aber als unbewußt intelligent, wie dies die Maschinenstrukturen auch sind. (Besser wäre es wohl, diese Verhältnisse mit dem alten Ausdruck „objektiv intelligent“ zu belegen.) Was aber die Maschine vom Organismus unterscheidet, das sind die formbildenden Gestaltungsdominanten, die aufbauenden Kräfte, welche den Organismen innewohnen, bei den Maschinen aber fehlen und durch die kunstfertige Hand des Menschen ersetzt werden müssen.

Jeder einzelne, wenn auch noch so geringfügige Vorgang im Organismus ist bedingt durch eine besondere Struktur, eine Dominante, und alle diese untereinander abgestuften Spezialdominanten werden beherrscht von einer obersten General- oder Integraldominante, welche mit maschinenmäßiger Sicherheit das Farnkraut wie das Wirbeltier vom Ei bis zum fertigen Organismus sich ausbilden läßt, und zwar auf epigenetischem Wege, indem die erste Stufe der entstandenen Spezialdominanten die Ursache der zweiten, diese der dritten wird und so fort, bis im neuen Ei auch eine neue Generaldominante in Erscheinung tritt. Und selbst die Schöpfung, die als ein Akt schöpferischer Freiheit einer kosmischen Intelligenz bezeichnet wird, rückt so an die Seite jener andern, immanent in den einmal entstandenen Organismen fortwirkenden intelligenten Kräfte, der Dominanten.

Wenn an verschiedenen Stellen der Werke Reinkes die Tätigkeit der Dominanten mit der Tätigkeit des Steuermannes im Schiffe oder des zielbewußt arbeitenden Chemikers in seinem Laboratorium verglichen wird, ja selbst die Übereinstimmung mit der Entelechie des Aristoteles anerkannt wird, dann muß man sich allerdings wundern, daß Reinke sein mit soviel Scharfsinn und an der Hand so reichen Tatsachenmaterials aufgeführtes Gebäude zum Schlusse wieder erschüttert durch die These, daß die Dominanten doch nichts anderes als nur eine Funktion der Struktur seien und der Organismus also eine „Chemose mit Maschinen-Struktur".

Damit wird die Lehre von den Dominanten auf den Standpunkt des Neuvitalismus im Sinne von Bunge herabgedrückt, der das Rätsel des Lebens nur insoferne transzendent nennt, als sie den gegenwärtig bekannten Methoden der Erfahrungswissenschaften unzugänglich sind. Dieser Neuvitalismus ist aber im Grunde doch nichts anderes als hylistischer Monismus, wenn er auch nicht in dem Sumpfe des Materialismus vulgaris, wie Driesch diese Lebensanschauung spottend nennt, herumwatet. Allerdings ist Reinke dabei schon himmelweit über Bunge hinausgegangen. Der Geist oder die bewußte Seele des Menschen ist ihm fundamental verschieden von der Maschinenseele des Körpers, die uns beim Menschen wie bei allen übrigen Tieren und Pflanzen entgegentritt. Und wie Reinke über die naturwissenschaftliche Tatsache der Schöpfung urteilt, mögen folgende Worte zeigen: „Wenn man annimmt, daß lebendige Wesen überhaupt einmal aus unorganischen Stoffen entstanden sind, so ist meines Dafürhaltens die Schöpfungshypothese die einzige, die den Anforderungen der Logik und der Kausalität und damit einer besonnenen Naturforschung entspricht. Ich verstehe unter Schöpfung die Tatsache, daß am Abschluß der Zeit, wo noch keinerlei Leben auf der Erdoberfläche sich regte, aus den unorganischen Verbindungen der Erdrinde die ersten Organismen entstanden sind durch Kräfte, die jenen unorganischen Stoffen nicht innewohnten, sondern die von außen her auf sie einwirken mußten; gerade so wie die Kräfte, die Eisen und Messing zu Maschinen gestalten, nicht jenen Metallen eigentümlich sind."

Im Sinne der Dominantenlehre möchte ich da noch hinzufügen, daß solche Kräfte nur ausgehen konnten von der obersten General- oder Integraldominante des Weltalls, welche die Kräfte und die Massen der unorganischen wie der organischen Welt mit Freiheit und Intelligenz zu beherrschen imstande ist, von der obersten Entelechie — von Gott.

Doch wir haben uns mit der Frage zu beschäftigen, ob die Aufstellung des Dominantenbegriffes, der ja sicher ein großer naturwissenschaftlicher Fortschritt ist, das Rätsel vom Leben erklärt; ob eine Chemose mit Maschinenstruktur das zu leisten im stande ist, was die lebenden Organismen leisten. Die Erscheinung des Scheintodes, für welche die chemische Erklärung des Lebens unzulänglich erscheint, sind der mechanischen Erklärung zugänglich. Hingegen bieten für diese letztere die höchsten Funktionen des Lebens, die Entstehungen neuer Arten und Formen — die Variationen und Mutationen — unübersteigliche Schwierigkeiten. Denken wir uns ein mechanisches Kunstwerk, etwa eine Drehorgel, die mit Hilfe stets zugeführter Energie einige Walzer spielt und gleichzeitig aus vorgelegten Materialien nicht nur

eigene Schäden ergänzt, sondern auch nach bestimmter Zeit mit maschinenmäßiger Sicherheit ganz gleiche neue Apparate — junge Drehorgelchen — aufbaut, die dann dasselbe Spiel von vorne anfangen und immer weiterführen. Das wäre schon eine Höchstleistung der Mechanik, aber denkbar ist es noch. Man kann sich auch vorstellen, daß solche Apparate allmählich degenerieren, schadhaft werden, vielleicht den einen oder den anderen Takt oder sogar einen ganzen Walzer nicht mehr in ihr Repertoire aufnehmen. Aber ganz undenkbar wird die Sache, wenn man annehmen wollte, daß ein solcher Apparat plötzlich einen neuen, wenn auch noch so ähnlichen Walzer dazu komponieren, ja nur einen einzigen neuen Takt einfügen sollte. Und doch sehen wir solches an den Organismen. Im Laufe der Erdgeschichte und auch heute noch treten aus den alten Formen neue Arten und Unterarten hervor, mit verschiedenen Eigenschaften, aber alle höchst zweck- und ordnungsgemäß konstruiert; und solche Variationen treten nicht etwa nur infolge innerer Ursachen auf, sondern auch auf äußere, durchaus nicht adaequate Reize hin, infolge von Ernährungseinflüssen, Klimawechsel, Bastardierungen oder Pfropfungen. Da kann man nicht mehr von Maschinenkonstruktion reden, sondern höchstens von Ingenieurkonstruktion.

Hans Driesch, der die Dominantenlehre unter anderem mit dem Argumente bekämpft, daß etwas, was geteilt zu werden und doch ganz zu bleiben vermöge, unmöglich eine Maschinenstruktur sein könne, spricht mit vollem Rechte von einer Autonomie der Organismen und nennt das Lebensprinzip mit dem einzig zutreffenden Aristotelischen Worte Entelechie; ein System *ἐν ἑαυτῷ τὸ τέλος ἔχων* bedarf zu seiner Erklärung der Entelechie.

Aber die Entelechie ist und bleibt ein metaphysischer Begriff, sie führt mit Naturnotwendigkeit zum obersten Formalbegriff, zu Gott, und damit zur Theologie. Liegt da nicht die Gefahr nahe, daß wir zur Erklärung der richtenden, regulierenden, zweckmäßig wirkenden Kräfte des Organismus, statt sie auf dessen mechanische Struktur zu basieren, „einen imponderablen Substanzbegriff für sie konstruieren, wie es die Spiritisten für ihre Geister tun?“ (Reinke).

Das letztere ganz gewiß nicht. Denn die Entelechien, die substanzialen Formen der Naturdinge sind von der Materie so wenig nach Art selbstständiger Geister oder Gespenster trennbar, wie es die Dominanten Reinkes sind. Aber allerdings wird man über etwas Imponderables nicht hinauskommen, etwas, das die Energie zwingt, mit Hilfe von Strukturen in einer bestimmten Menge von Materie einen bestimmten Weg zu gehen. Dieses „Etwas“ sind aber nicht die Strukturen selbst, sondern es ist die Ursache, daß die Strukturen auftreten. Die Strukturen können die Kausalität, die wir in den Organismen sehen, erklären, die Finalität, die das eigentlich Charakteristische der Organismen darstellt, ist nur durch unser „Etwas“ bedingt; und dieses Etwas nannte Aristoteles die naturalen Formen — Entelechie; der beste deutsche Ausdruck dafür ist Seele.

Freilich ist die Entelechie für unser Vorstellungsvermögen unzugänglich, so unzugänglich, wie es neben manchem andern auch die Dominanten Reinkes sind. Es scheint mir der Hauptfehler Reinkes gewesen zu sein, daß er teilweise im Widerspruch mit einzelnen seiner eigenen Äußerungen

dem klar aus den Tatsachen abgeleiteten transzendenten Dominanten-Begriff zum Schluß das Vorstellungsbild von mechanischen Strukturen unterschob.

Wenn aber auch unser sinnliches Vorstellungsvermögen einem Begriffe gegenüber versagt, so darf doch unser übersinnliches Denkvermögen nicht darauf verzichten, aus einer Reihe von Vorstellungen die entsprechende Abstraktion zu ziehen, und wir müssen unserem Denkvermögen doch zutrauen, daß es diese Abstraktionen mit derselben Sicherheit uns darstellt, wie es die so leicht zu täuschenden Sinne mit den Vorstellungsbildern tun. Die Abstraktion: Entelechie, forma substantialis, Seele, Dominante im reinen Sinne des Wortes oder was sonst noch für Ausdrücke gewählt worden sind, bezeichnet etwas ebenso wirklich Vorhandenes, wie es die beobachteten Naturdinge selbst sind.

Wer möchte etwa die Realität des Trägheitsgesetzes leugnen, — und doch ist die Trägheit weder Materie noch Energie, sie ist ein ordnendes Prinzip, das über die Massen und Energien der unbelebten Natur mit unbedingter Gesetzmäßigkeit herrscht, — sie ist eine Abstraktion, abgeleitet aus der Tatsache, daß alle Körper der Ruhelage zustreben, daß ohne Energieaufwand keine Bewegung entstehen und keine vergehen kann, und daß alle Energiegefälle in unbewußtem, maschinenmäßigem und doch oft so wunderbarem Naturstreben sich auszugleichen suchen. Ja, die Trägheit ist da und niemand ist imstande, sich ihr zu entziehen, wenn man auch nicht imstande ist, sie oder die Art ihrer Wirksamkeit sich sinnlich vorzustellen.

Wie die Trägheit über die toten Massen, so waltet über dem belebten Stoffe ein anderes, ebenso unvorstellbares, aber ebenso wirklich vorhandenes oberstes Gesetz, das Lebensprinzip — die Lebenskraft.

Hier leiten wir die Abstraktion ab aus der Tatsache, daß die Erscheinungen des Lebens, obwohl sie in und an trägem Stoffe sich abspielen, die Gesetze der Trägheit gewissermaßen durchbrechen. Der lebende Organismus strebt nicht der Ruhelage, dem Gleichgewicht zu, wie der wachsende Krystall oder der fallende Stein, nein, er tritt immer und immer wieder aus der Ruhelage heraus, in steter Entwicklung und Vervollkommnung, unter beständiger Störung der Gleichgewichtslage und Neuerrichtung immer weiterer Energiegefälle, zu deren Aufbau mit den wunderbarsten Mitteln die Sonnenenergie gezwungen wird.

Aber Trägheit und Lebenskraft sind nicht die ganze „Seele" der unbelebten und der lebenden Natur, sie sind nur eine Äußerungsweise dieser naturalen Formprinzipien, — sie erklären uns nicht die wichtigste und erklärungsbedürftigste Seite des Naturgeschehens, und das ist die Ordnung, die Zielstrebigkeit und Zweckmäßigkeit in der Natur. In der toten Natur sehen wir alle Eigenschaften der einzelnen Stoffe, alle Vorgänge, auch die kleinsten und unscheinbarsten, in wunderbarer Pracht und Ordnung hingerichtet auf ein großes Ziel, auf die immanente Schönheit des Weltganzen und inbezug auf uns Menschen, auf die sinnliche Schönheit und Bewohnbarkeit unseres armen Planeten oder auch anderer Weltkörper.

Im lebenden Organismus aber finden wir die Zweckstrebigkeit nicht als ein Fertiges, Gegebenes, sondern wir erkennen ihr tätiges Wirken sichtbar vor uns. Mit mechanischer Sicherheit entwickelt sich der einzelne Organismus

von der einfachen Eizelle zu dem, was er ist, — und nicht nur das, sondern auch zu dem, was nach tausenden von Generationen aus ihm werden wird. Darum ist gerade im Leben der Organismen gleichsam die Probe gezogen auf die Realität unserer Abstraktion, der Entelechie.

Für den Naturforscher aber ist die Erkenntnis der besprochenen Abstraktion nicht eine Geistesfessel, die ihn mit einem starren: „So hat es Gott gemacht, nun bescheide dich“ zwingt, auf freies Forschen zu verzichten. Nein, das ist das Erhebende an der Naturforschung, daß der Forscher Gottes Gedanken nachdenkt, in seinen Fußstapfen wandelt und durch die Enthüllung der feinsten Einzelheiten und der intimsten Kausalzusammenhänge im Reiche der Natur immer mehr zur Kenntnis des großen Schöpfungsplanes gelangt.

Wenn aber jemand sagen wollte, gerade das sei das Unannehmbare am Begriffe der Entelechie, daß sie Gott zur Voraussetzung habe und mit Notwendigkeit zu ihm führe und so ein „Vorurteil“ in Wissenschaft und Lebensanschauung hineintrage, dann möchte ich mit den Worten Reinkes antworten: „Wir haben alle doch nur ein Ziel vor Augen, nämlich die Wahrheit zu erkämpfen, die Wahrheit, mag sie uns gefallen oder nicht.“

Wenn ich in die stillen Gärten . . . .

Von Ilse Franke.

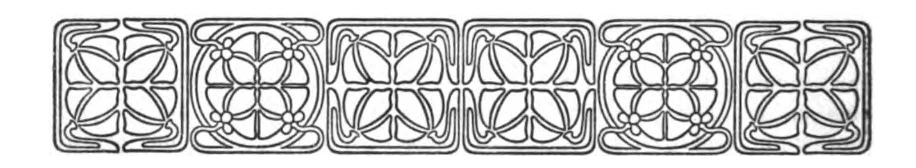
Wenn ich in die stillen Gärten
Meiner toten Kindheit geh',
Weiß ich es, daß ihre Liebe
Mich geleitet je und je.

Alte Schätze find' ich wieder,
Alle meine Blumen blüh'n,
Und in meinem Herzen fühl' ich
Fromme Kinderwünsche glüh'n.

Fremde, schöne Vögel singen.
Alle Menschen sind noch gut.
Und ich such' die kühlen Lauben,
Wo sich's köstlich träumt und ruht.

Und die alten Märchen kommen,
Seh'n mich tief und traurig an,
Weil ich ihren süßen Wundern
Nicht mehr glauben kann.





Joseph Freiherr von Helfert.

Erlebnisse und Erinnerungen.*)

VII.

Post festum.

1.

Der Abschied von Kremsier fiel allen Abgeordneten schwer, so verschiedener politischen Richtung sie sein mochten. „Der 7. März“, schrieb mir nach einigen Tagen der wackere Fleischer, „hat uns in sämtliche Winkel der Monarchie zerstreut. Am meisten schmerzte mich beim Scheiden der Gedanke, alle die braven Männer, die kennen zu lernen ich Gelegenheit gefunden hatte, vielleicht in meinem Leben nicht wiederzusehen.“

Am schwersten traf die Auflösung natürlich jene, die sich in der Oktoberzeit kompromittiert hatten. Die meisten, auf welche das Wiener Kriminal-Gericht fahndete, waren entkommen und irrten jetzt als politische Flüchtlinge durch alle Länder. Nur Prato und Fischhof, gerade zwei von den Mindestschuldigen, wurden festgenommen. Schuselka hätte gern die Gloriole politischen Märtyrertums um sein Haupt gesehen; er zeigte sich in Kremsier bei hellem Tage in allen Straßen, doch kein Scherge der politischen Hermandad wollte Hand an ihn legen, er mußte unangefochten und ungekränkt nach Wien zurückreisen. Noch komischer war es mit Löhner. In der Rede kühn, in der Intrigue bewandert, aber der Straßen-Politik abhold, hatte er sich am Oktober-Aufstande nicht beteiligt und konnte man ihm von dieser Seite nichts anhaben. Dagegen war sein unausgesetzter Verkehr mit Franz Pulszky bekannt und bei dem hervorragenden Einfluß, den die ungarischen Revolutionäre auf die Wiener Bewegung hatten, konnte Löhner immerhin fürchten, vom Untersuchungsrichter ins Verhör genommen zu werden. Er zog es daher vor, derlei Fatalitäten aus dem Wege zu gehen, und ohne Zweifel war es Stadion, der ihm vom Ministerium des Äußern die zur Reise ins Ausland erforderlichen Dokumente verschaffte. Später, als wir schon in Wien waren, erzählte uns Fürst Schwarzenberg lachend bei der Tafel, wie sich Löhner in Frankfurt

*) In der vorigen Fortsetzung (V. Jahrg., Heft 4) ist S. 442, Z. 7 v. u. statt: Graf Heinrich Clar zu lesen: Clam.



zeige, verfolgt und von Gefahren umgeben, als politischer Märtyrer und Flüchtling — „mit meinem Reisepaß in der Tasche".

Aber auch von solchen Deputierten, die in politischer Linie nichts zu fürchten hatten, traf viele die plötzliche Heimschickung schwer. Sie hatten um des Reichstages willen ihre frühere Stellung aufgeben müssen oder hatten während der achtmonatlichen Dauer desselben ihre gewöhnliche Beschäftigung vernachlässigt, die sie jetzt wieder aufsuchen mußten. Hein aus Troppau klagte mir, daß er nun seine Kanzlei in Ordnung bringen müsse — er war Advokat — und wie sehr es ihn reue, sich so lange Zeit um seine Geschäfte so wenig gekümmert zu haben. Thiemann war Oberamtmann und Justiziär auf der Graf Kinsky'schen Herrschaft Bürgstein im nördlichen Böhmen, er glaubte, nicht dahin zurückkehren zu können; ohne Vermögen, seit der Aufhebung des Untertänigkeitsverhältnisses ohne seine früheren Bezüge, seit der Auflösung des Reichstages ohne Diäten, mußte er sich eine Stellung suchen. Da jetzt der Großgrundbesitz an die Neuordnung seiner Angelegenheiten ging, konnte es ihm wohl an einer entsprechenden Anstellung nicht fehlen. Allein er hatte den Privatdienst satt, es zog ihn zum Staatsdienst hin und er meinte, durch seine in der ereignisreichen Zeit gewonnenen Erfahrungen der Regierung gute Dienste leisten zu können. Er war durch seine Haltung im Reichstage bei allen Ministern gut angeschrieben; Bach fand als Minister des Innern bald für ihn einen ehrenvollen Posten in der Verwaltung.

Recht bedauernswert war die Lage Fleischers. Er war gräflich Harrach'scher Armenarzt in Schluckenau, er war angesehen und beliebt und hatte eine schöne Praxis. Jetzt war das alles anders: seine konservative Haltung im Reichstag hatte in einer Gegend, wo die radikale Strömung vorherrschend war, seine dortige Stellung gewaltig erschüttert. Ein Journalist Thaddäus Gube aus Neusalz ließ in seinem Lokalblättchen die giftigsten Artikel gegen ihn los, so daß sich Fleischer nicht getraute, seinen Wahlbezirk aufzusuchen. Er ging zuerst nach Prag und von da nach Leitmeritz, um durch einige Zeit möglichen Insulten aus dem Wege zu gehen. Zuletzt trieb ihn die Sehnsucht nach Weib und Kind doch in seine Heimat, wo Zeitungs-Artikel und Schmähschriften eine nach der andern erschienen, ihn als Zopf, als Reaktionär, als Ministerdiener so verschimpften, daß er sich kaum auf der Gasse sehen lassen durfte. Jede Entgegnung von seiner Seite würde ihm nur neue Schmähungen gebracht haben, er mußte schweigen und dulden. Er war jetzt ohne Gehalt, da die Contribuenten seit 1848 jede Zahlung verweigerten, und ohne Praxis, da ihm während der langen Reichstagszeit die meisten seiner Patienten abgefallen waren. Er strebte eine Stellung in dem neu errichteten Medizinal-Kollegium an. Dieses Ziel erreichte

er nicht und hatte längere Zeit mit allerhand Ungemach zu kämpfen. Er übersiedelte später nach Leitmeritz, wurde geachtetes Mitglied der dortigen Stadtgemeinde und in einiger Zeit zum Bürgermeister gewählt. Er hatte, obwohl Mediziner von Beruf, ausgesprochenes Talent für die Verwaltung und hat die Geschäfte in musterhafter Ordnung geführt.

Wahre Klagebriefe erhielt ich von Eberhard Jonak aus Prag: „Der 7. März hat alles geändert, er hat uns Deputierte extra curtem gesetzt, er hat mich in meiner finanziellen Lage sehr beengt.“ Jonak suchte nach allen Seiten herum, wo sich eine Stellung für ihn fände. Die Lehrkanzel nach meinem verstorbenen Vater war noch immer nicht besetzt; er bewarb sich um sie, obwohl er sich mit römischem und Kirchenrecht nie besonders beschäftigt hatte. Er schlug dem Ministerium vor, ihn auf eine instruktive Reise zu schicken: die Volksschulen der Schweiz, die Schullehrer-Seminare im Großherzogtume Baden, das landwirtschaftliche Institut in Hohenheim, die technische Schule in Berlin, die rheinischen Universitäten, die Real- und Industrieschulen in Belgien, alles das wollte er untersuchen und prüfen und an das Ministerium berichten. Er hat sich dann eine aushilfsweise Stellung bei der böhmischen Finanzprokuratur verschafft und sich zugleich an der Universität habilitiert; einige Jahre später ist er Professor der Statistik geworden, wo er neben seinem Lehramte besonders als Studentenvater gut wirkte und bei vielen seiner Hörer ein gesegnetes Andenken hinterließ.

Noch muß ich meines Kollegen P. Sidon gedenken. Er hatte es am eiligsten mit einer Sollizitation; denn schon am 9., also kaum vom Reichstage zurückgekehrt, wandte er sich an mich. Er war Gymnasial-Katechet in Jičin und legte mir nun dringend ans Herz, das dortige Gymnasium zu einem Lyzeal-Gymnasium zu erheben. Sein Antrag verdiente erwogen zu werden.

* * *

Als die Abgeordneten Kremsier verließen, war ihre erste Sorge um Wien. Einige Tiroler Abgeordnete reisten mit ihrem Landsmanne Gredler dahin ab. Sie fürchteten die Stadt in einem Zustande der Gärung zu finden. „Was Euch nicht einfällt“, sagte Gredler, „illuminieren werden sie!“ Und in der Tat, als sie vom Bahnhof in die Stadt fuhren, zeigten sich hier Lichtchen in den Fenstern, dort Lichtchen in den Fenstern, schüchterne Versuche, der allgemeinen Befriedigung über das Ereignis Ausdruck zu geben.

Es ist wahr, mit der Art und Weise, wie die Auflösung erfolgte, war niemand einverstanden, selbst ruhigere und der Regierung ergebene Personen sprachen darüber laut ihren Tadel aus. Aber daß mit dem Reichstage ein Ende gemacht war, befriedigte alle, die nicht Revolutionäre

von Haus aus waren. Nicht daß es geschah, sondern wie es geschah, machte böses Blut. „Die Regierung", sagten die Leute, „mußte wohl ihre guten Gründe dazu haben, aber warum verschweigt man sie uns? Das Ministerium ist zu stolz, es findet es nicht der Mühe wert uns aufzuklären!"

Was die oktroyierte Verfassung selbst betraf, so war vielleicht nicht einer, der mit allen Bestimmungen derselben einverstanden gewesen wäre, der nicht diesen oder jenen Punkt anders gewünscht hätte. Aber das Ganze und Große fand den unverhohlenen Beifall der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerung.

In Salzburg beschloß der Gemeinderat eine Dankadresse an den Kaiser als Bringer der Verfassung, und ähnliches geschah an andern Orten. Ein Gefühl der Sicherheit durchdrang alle Kreise der erbgesessenen Bevölkerung, sie war der Ungewißheit entrissen, in der sie seit dem März, seit dem Mai, seit dem Oktober vorigen Jahres fortwährend geschwebt hatte; sie hatte sicheren Boden unter sich und sah eine feste Regierung vor sich. „Eine starke Regierung", schrieb mir der Fürst Kinsky'sche Justiziär Emanuel Pippich aus Zlonic, „kann und wird uns mehr nützen als zehn konstituierende Reichstage. Die im Finstern schleichende anarchistische Partei, die sich den Namen des Liberalismus vindiziert, wächst jedem Reichstage über den Kopf und verschlingt ihn, eine starke Regierung aber nicht. Ich gratuliere Ihnen zu dem Vereine mit den felsenfesten Männern, die Österreich vor jahrelanger Anarchie, ja vor dem Zerfalle zu retten berufen sind." Gleiches versicherte mich Professor Bernhard aus Leitmeritz: „Wahr ist freilich, in unserem Vaterlande ist die Zahl jener nicht gering, die in ihrer Eitelkeit meinen, die Weisheit und Tugend gepachtet zu haben, und die darum sich einbilden, allein den Beruf zu haben, den kranken Staat zu heilen. Aber die ungeheure Mehrheit fühlt nur zu gut, daß eben nicht alles Gold ist, was glänzt, und darum sind die meisten sehr zufrieden, daß endlich ein fester Grund gelegt ist und daß man weiß, woran man ist. Hier namentlich ist fast nur eine Stimme, die Verfassung vom 4. März wird freudig begrüßt und gleiches hört man von nah und fern."

Wohl fehlte es nicht an Unzufriedenen mancher Art, und das konnte ja nicht anders sein. Darunter gehörten namentlich die böhmischen Abgeordneten und ihre Wählerkreise. Der Streich war unmittelbar nach der großartigen Vertrauenskundgebung, die das Land nach Kremsier geschickt hatte, gefallen; das Volk war stolz auf seine Abgeordneten, die es jetzt mit den anderen von dem Staube des eingestürzten Treibhauses bedeckt sah. Viele hatten Zweifel in die ferneren Absichten des Ministeriums. „Denkt man an ein konstitutionelles Regime", schrieb mir Brauner, „so

möge man bald zeigen, daß es damit ernst ist; selbst gemäßigte Liberale bezweifeln es". Einzelne Klassen hatten ihre besonderen Gründe der Beschwerde. Die Seelsorgegeistlichkeit, die keinen oder wenig Zehent erhielt und von ihrer Fassion Prozente zahlen sollte, und die Schullehrer, denen man Aufbesserung ihrer Lage verheißen hatte und die noch immer darauf warteten, während die Gemeinden ihnen das Schulgeld vorenthielten, sie alle konnten gewiß keine Lobredner der Regierung sein.

Das Ministerium hatte sehr klug gehandelt, daß es mit der Verfassung gleichzeitig das Entschädigungsgesetz hinausgegeben hatte; denn dadurch hatte es den Großteil der Bevölkerung auf dem Lande, den gesamten Bauernstand auf seiner Seite. Mit der freien Jagd war es freilich vorbei, allein die verständigeren Landleute waren einverstanden damit; sie hatten Lehrgeld genug dafür gezahlt, sie hatten aus Unverständnis und Unvorsichtigkeit einer auf den andern geschossen, benachbarte Gemeinden waren miteinander in Streit geraten u. dgl. m. Die Hauptsache war die Aufhebung der Robot, und diese war ihnen vom Kaiser gewährleistet, was für sie einen größern Wert hatte, als wenn es bloß vom Reichstage ausgegangen wäre. Auch die Gutsbesitzer, dort wo sie ihren fundus instructus beisammen hatten, also namentlich in Böhmen und Mähren, waren mit der Aufhebung der Robot einverstanden; sie hatten Aussicht auf eine anständige, mitunter reichliche Entschädigung in Geld und waren mancher Last und Verbindlichkeit enthoben, die mit dem Untertänigkeitsverhältnisse verbunden waren. Diese günstige Stimmung der ländlichen Bevölkerung herrschte in allen Teilen des Reiches, in den deutschen wie in den slavischen Gegenden Böhmens. „Noch vor kurzem", so vernahm ich aus dem Norden des Bunzlauers Kreises, „seufzten die Bauern über die langen Reden der Abgeordneten; die seien teuer, sagten sie, die Verfassung werde Millionen kosten. Jetzt sind sie froh, daß es der Kaiser schneller und wohlfeiler gemacht hat." Und aus Zlonic: „Ich versichere Sie, nichts von dem ist wahr, was in den radikalen Blättern steht. Wenn der Landmann weiß, daß er nicht mehr roboten wird, so fragt er um das andere wenig. Freilich sind in jeder Gemeinde zwei oder drei Sinnverwandte der Radikalen; doch die geben nicht den Ausschlag."

2.

In der Nacht vom 3. zum 4. März war der Fürsterzbischof von Prag Joseph Aloys Schrenck Frhr. v. Notzing und Egmating gestorben; er stand im siebenundvierzigsten Lebensjahre; als Ursache seines Todes war Gehirnschlag angegeben. Domherr Pessina teilte mir dies sogleich mit und klagte dabei über die schmählichen Verleumdungen, die man über den

Dahingeschiedenen zu verbreiten suche: „Wohl war er ein guter Wirt, doch ohne jemand zu schaden. Sonst hätte er im Jahre 1846 nicht 34.000 fl. den Pragern auf verschiedenen Wegen zugewendet, nicht seine Residenz, um den Leuten Verdienst zu verschaffen, mit 20.000 fl. herstellen, nicht seine Untertanen von Schwaz binnen elf Jahren 50.000 fl. ins Verdienen bringen, nicht im März v. J. den Technikern, Arbeitslosen, Sammlern binnen zehn Tagen mehr als 11.000 fl. darreichen lassen"; einige verkommene Geistliche, meinte Pessina, denen der verstorbene Erzbischof auf die Kappe gegangen war, hätten alles Häßliche wider ihn unter die Leute gebracht: „Er war aber selbst gegen sogenannte Verbrecher voll Leutseligkeit und Milde und unterstützte sie aus eigener Schatulle bedeutend, so daß wir ihn in dieser Mäßigung und Nachsicht nicht genug bewundern konnten. Diese Zeugenschaft besiegle ich mit meinem Seelenheil!"

Es war gewiß schön von Pessina, daß er sich des verstorbenen Kirchenfürsten mit solcher Wärme annahm, und die Tatsachen, die er anführte, waren ohne Zweifel richtig. Allein es waren Dinge ganz anderer Art, die man Schrenck nachsagte und von denen jeder Kleinseitner zu erzählen wußte. Pessina, der eine anima candida war, wußte das wohl nicht. Dem Erzbischof wurde von den Pragern auch das verübelt, daß er in den Juni-Tagen aus der Stadt geflohen war, statt, gleich dem Erzbischof Affre in Paris, seines hirtlichen Amtes zu walten. Es hieß freilich, er sei in der letzten Zeit von geschwächter Gesundheit gewesen; allein auch das wurde von dem Prager Stadtklatsch in boshafter Weise ausgelegt. Jedenfalls war es sehr zu beklagen, daß alle diese Geschichten über einen so hochstehenden Kirchenfürsten gerade in jenen Tagen aufgewärmt worden waren, wo im Kremsierer Reichstage eben die Paragraphe in Verhandlung waren, die sich auf Religion und Kirche bezogen.

Das feierliche Leichenbegängnis wurde am 7. März begangen, am Morgen darnach wurde in Prag bekannt, was sich zu jener Zeit in der Hauptstadt der gesegneten Hana begeben hatte. Die Siebenundsechziger waren überglücklich und auch bei der übrigen Bürgerschaft, namentlich unter den Geschäftsleuten, war man zufrieden und hatte Freude über den glücklichen Ausgang; aber meist nur im Stillen, laut getrauten sich die wenigsten es zu sagen. Es gab in ganz Prag kein großes unabhängiges Tagblatt, das offen und mutig den Standpunkt der Regierung vertreten hätte. Die einzige Zeitschrift „Wage", das ausgesprochene Organ der Siebenundsechziger, ein Oktavblättchen, hielt sich tapfer und besonders Dr. Johann Prasch führte eine spitzige Feder und nahm sich kein Blatt vor den Mund. Die „Prager Zeitung" mußte die Maßregeln der Regierung vertreten; aber eben weil sie

es offen tat, fand sie keinen rechten Glauben. Und dann: was waren die maßvoll und elegant geschriebenen Artikel Leopold Hasners gegen die feurige Beredsamkeit, den Witz und Hohn der Narodni Nowiny?! Und wie wenig Leser hatte die Regierungszeitung! Hawliček wurde eines Tages vor die Stadthauptmannschaft zitiert, wo man ihm das Ärgernis vorhielt, das die Artikel seines Blattes erregten. „Ärgernis?!“ erwiderte er, „bei wem? Bei den sechshundert Abonnenten der Prager Zeitung? Aber die Artikel der Prager Zeitung erregen Ärgernis bei den zehntausend Lesern der Narodni Nowiny! Wenn Sie kein Ärgernis wollen, so verbieten Sie die Prager Zeitung!“

Ich erhielt zahlreiche Briefe aus Prag. „Alles ist wie betäubt von dem jetzt unerwarteten Schlag“, schrieb mir meine Mina, „man kann gar keine Stimmung herausfinden. Wie ich höre, sind viele, ich glaube der größere Teil, mit der Verfassung zufrieden; nur die Art, wie der Reichstag aufgelöst worden, will niemandem behagen.“ Ihr Bruder Heinrich war in jenen Tagen wegen Geschäftsangelegenheiten in Pilsen, dessen Märkte damals für Handel und Industrie eine große Bedeutung hatten. „Von Pilsen zurückgekehrt,“ schrieb er mir, „wurde ich von der Verfassung, ich muß gestehen, angenehm überrascht; denn, weiß Gott, wir brauchten einmal eine energische Sprache. Jetzt können wir mit Gewißheit einen erfreulichen Umschwung der Geschäfte erwarten, bekommen unser Geld herein, und dem für jeden hereinbrechenden Elende ist ein Damm gesetzt. Die Stimmung in der Stadt ist eine geteilte, obwohl die Radikalen von allgemeiner Erbitterung sprechen. Jeder, der irgend ein praktisches Geschäft hat, stellt sich zufrieden. Ich für meinen Teil will nichts anderes als Geschäftsmann sein und nebenbei ein bißchen Musik treiben. Zum Politisieren fehlt mir die Bildung, ohne diese ist ja alles Kannegießerei.“

Dieses Verhältnis der großen Mehrzahl der Befriedigten zu der Minderzahl der Unzufriedenen bestand auch anderwärts. Was aber die Prager Zustände unterschied, war erstens die ungleich größere Rührigkeit der Unzufriedenen und die Feigheit der Befriedigten. „Der Eindruck der letzten Ereignisse, worüber keinem Zeitungsblatt zu glauben ist, ist beruhigend. Aus den 67 sind nun gewiß 67.000 geworden und viele hält nur die falsche Scham ab, vom Ultraliberalismus zu einer gesetzlichen Freiheit, mit der sie in ihrem Innern zufrieden sind, überzuspringen.“*) Andere Mitteilungen lauteten ernster. Die Gutgesinnten seien arg eingeschüchtert, das alte Treiben der Hetzer gehe von neuem an. „Jetzt darf es keinem Patrioten beikommen“, versicherte mich Brauner, „versöhnen oder trösten zu wollen, weil er sich bloßstellt und hundert Stimmen der Opposition wachruft.“

*) Dr. Franz Gülden an mich, 16. März.



Die „Concordie“ nannte die Oktroyierung „das letzte Testament“, „Brejle“ brachten Spottlieder auf das Ministerium, der „Dennik“ und andere radikale Blätter waren voll der heftigsten Ausfälle. „Der Husitismus,“ klagte mir Kanonikus Pessina, „wird hier wöchentlich im Theater produziert und gelehrt.“

Daß dies keine übertriebenen Schilderungen waren, zeigte jeder Tag. Zur Feier des 11. März beriet das Stadtverordneten-Kollegium über die Nationalbelohnung, die dem Bierwirt „zur Goldenen Gans“ gleich in den Märztagen des vorigen Jahres in Aussicht gestellt worden war. Die Belohnung sollte nach einigen in einer Leibrente aus der Stadtkasse bestehen. Zuletzt einigte man sich dahin, Peter Faster solle den freien Genuß der Gastnahrung zum Steinitz (nächst dem Kleinseitner Brückenturm im alten Sachsen-Haus) erhalten und nach seinem Tode dieser Vorteil seinen Kindern bis zur Volljährigkeit des jüngsten belassen bleiben. Unter einem großen Teile der Bürgerschaft gab es darüber allerhand Murren. „Peter Faster“, sagten sie, „war ein bloßes Werkzeug, ein Bajazzo, der ein Saltomortale über Bajonette machte. So etwas mag man mit Geld bezahlen, aber es muß freiwillig geschehen; wie kommen die Stadtrenten dazu, eine solche Last zu tragen?“ Aber diese Leute machten bloß die Faust im Sack. Einen ernsten Widerspruch vor der Öffentlichkeit wagte keiner.

Für den 12. März war ein Tedeum in der Teyn-Kirche für die Verleihung der Verfassung angesagt. Es erschienen solche, die nach ihrer amtlichen Stellung erscheinen mußten und selbst diese nicht alle; freiwillig kam niemand. Dagegen war bei dem Requiem, das am Tage darauf für die im März gefallenen Studenten gehalten wurde, die Kirche zum Erdrücken voll; P. Arnold, derselbe, der am 12. Juni 1848 die verhängnisvolle Messe am Roßmarkt gelesen hatte, zelebrierte und die akademische Legion erschien in voller Wichs. An einem dieser Tage fand das feierliche Begräbnis eines Mitgliedes der bewaffneten Bürgerwehr statt, welchem die Swornoster, ungeachtet der Auflösung ihres Korps, in ihrer Tracht und mit ihren Hellebarden das Ehrengeleite gaben. Viele nahmen Ärgernis daran, aber es geschah nichts; einer der Siebenundsechziger machte den guten Witz, „man solle die Swornoster nicht hindern, daß sie recht zahlreich zu Grabe gehen“.

Aber die größte Feierlichkeit war jene am Abend des 14. März. Es war ein Fackelzug, den die Studenten den Herren des Reichstages darbringen wollten; die 17. und 18. Kompagnie Nationalgarde unter den Hauptleuten Rott und Fingerhut schlossen sich an; es mochten bei 250 Fakulanten sein. Das Militär wurde konsigniert. Der Zug setzte sich aus dem Klementinum in Bewegung und hielt vor Rieger's Wohnung am Altstädter Eiermarkt, wo sich auch Borrosch eingefunden hatte. Das Publikum bildeten Studenten

Literaten, Proletarier, von den Bürgern sehr wenige, die meisten saßen ängstlich zu Hause; denn sie fürchteten immer, es werde von neuem losgehen. Der akademische Gesangverein trug ein böhmisches, ein deutsches und ein serbisches Lied vor. Sodann sprachen die Gefeierten aus einem Fenster, in das zwei Kerzen gestellt waren. Rieger hielt sich ziemlich politisch; er sprach böhmisch, erklärte, er wisse wohl, daß die Ehrung nicht seiner Person gelte, sondern dem Reichstage; man möge keine unnötigen Besorgnisse aufkommen lassen, es gebe keine Reaktion, und wenn es eine gäbe, werde und könne sie nicht zu ihrem Ziele gelangen. Darauf sprach Borrosch, wie sich von selbst versteht, deutsch. Er sagte, es freue ihn ungemein, zu sehen, wie begeistert die Prager Studentenschaft für die Freiheit sei; er sprach von den Errungenschaften des vorigen Jahres, die erhalten bleiben mögen, gedachte mit warmen Worten des Kaisers Ferdinand des Gütigen, des Gebers der konstitutionellen Freiheit, und brachte diesem ein feuriges Hoch aus. Zuletzt coram populo, zwischen den zwei Kerzen, Umarmung und Bruderkuß von Rieger und Borrosch, «Čech a Němec», was die Versammelten unten mit lautem Jubel begrüßten und dazu dem Reichstage ein donnerndes Hoch ausbrachten. Dazwischen „Pereats" auf die oktroyierte Verfassung und deren Verfasser, „Pereat" Stadion, „Éljen" Kossuth! Im nahen Platteis, erzählte man sich in der Stadt, hätten einige anständig gekleidete Flamender die Republik proklamiert. Ein Teil der Studenten zog vom Eiermarkt in die Gürtlergasse vor die Wohnung Palackýs, den sie hochleben ließen.

Am 16. März schrieb mir Debera einen langen Brief. »Prague est tranquille, mais l'ordre n'y regne pas«, so begann er. „Die Studenten und die Zeitungsschreiber sind reine Republikaner. Das Schimpfen auf die Verfassung, auf das Ministerium, auf den jungen Kaiser ist unerhört; man schimpft auf der Gasse, in den Wirtshäusern ungeniert. Öffentlich läßt man Kossuth leben, bringt der Regierung ‚Pereat' aus. Die Nationalen geben sich alle Mühe, Nachrichten von Siegen der Ungarn zu verbreiten; eben heute heißt es, daß Pest wieder in den Händen der Insurgenten sei. Es haben Arretierungen von Leuten stattgefunden, welche Soldaten der ungarischen Regimenter zum Treubruch verleiten wollten; ein Uhrmacher-Gesell Lehner und ein gewesener Soldat Šoltys wurden eingekastelt. Die Journalistik, deutsche wie böhmische, wühlt und hetzt. Tuvora, von der Polizei gesucht, aber nicht gefunden, weilt in Prag und schreibt in Mebaus Zeitung".

Unter den jungen Leuten gärte es unverkennbar. In Professorenkreisen sprach man von geheimen Sitzungen des Studenten-Ausschusses, in denen politische Tagesfragen in Diskussion gezogen würden. Um politischer Zwecke willen strebten viele eine Verbrüderung zwischen deutschen und slavischen

Studenten an; die letzteren standen ganz unter dem Einfluß der Slovanská Lipa. In einem Wirtshause wurde das Gaudeamus igitur angestimmt, gewiß ein heiteres harmloses Studentenlied; als es aber zu dem Verse kam: »Vivat et respublica«, welches letztere Wort mit besonderem Nachdruck herausgestoßen wurde, ertönte lärmender Applaus.

Die starke Einschüchterung aller jener, die für Ordnung und Gesetzlichkeit waren, zeigte sich auch bei den Preßprozessen, deren mehrere in der zweiten Hälfte März abgeführt wurden. Keiner von den Geschworenen getraute sich ein Schuldig zu sprechen, mochten die Gründe für eine Verurteilung noch so triftig sein, und das Publikum auf den Galerien johlte dem Freispruch ausgelassenen Beifall zu. Das fand namentlich bei einem Prozesse statt, wo der k. k. Kameralrat Ignaz Plener als Kläger gegen einen Ehrabschneider auftrat; als Staatsanwalt fungierte Dr. A. W. Ambros, Verteidiger des Angeklagten war Dr. Joseph Frič. Die Staatsanwaltschaft fiel glänzend durch*).

Joseph Náhlowský hatte nicht Unrecht, wenn er meinte, es komme ihm in Prag wieder so „vorpfingstlich schwül" vor wie im Jahr zuvor.

3.

In jenen Tagen war in der Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung zu lesen: „Der Unterstaats-Sekretär Helfert wird als der Mann bezeichnet, der an der Redaktion des Verfassungswerkes sowie an der Durchführung dieser Maßregel den wesentlichsten Anteil hat." Das glaubte man fast allgemein, die einen zu meinem Lobe, die andern zu meiner Anschwärzung und Verunglimpfung. Im Grazer „Leuchtthurm" erschien ein Schmähartikel über „das maigrüne Professorlein", das „kriecht und sich windet, um nur Minister zu werden, und das von den Studien soviel versteht wie ein Teller von der Kochkunst".

Am ärgsten trieben es meine böhmischen Landsleute: ich hatte die Verfassung gemacht, ich hatte den Reichstag aufgelöst, ich hatte den Fischhof arretieren lassen, kurz alles, alles war mein böses Werk. „Gegen dich, edler Lord, werden Pfeile abgeschossen und geschimpft. Die Tschechen sind wütend auf dich, du wirst als Veranlasser und Verfasser des Oktroi bezeichnet" — so Freund Debera. Und mein Schwager Heinrich: „Über niemand wird mehr geschimpft als über dich und Jellačić, dessen Porträt neulich in einer Versammlung auf die gemeinste Art besudelt wurde; du aber hättest die Ehre, vogelfrei erklärt zu werden. Dein größter Fehler ist, daß du es zu etwas brachtest. Ich weiche den Leuten aus, wo ich kann; sollte ich aber einem nächstens die Zähne einschlagen, dann hat er dir Unrecht getan".

* * *

*) Bohemia 1849 Nr. 67 f. vom 20. u. 21. März.

Ich habe früher der Anschuldigung Erwähnung getan, die **Pinkas** Kremsier gegen mich ausgestreut, sowie meiner offenen Erklärung, die ich dagegen in dem „Österreichischen Correspondenten“ einrückte. Sie erschien am 10. März. Am 15. darauf brachten „Narodni Nowiny“ böhmisch und das „Constitutionelle Blatt aus Böhmen“ deutsch eine ausführliche Gegenerklärung Pinkas', in welcher er zwar den Wortlaut: „Wenn die Tschechen nicht parieren wollen, werden wir sie deutsch machen“ zurücknahm, aber eine andere Fassung substituierte, die auf dasselbe hinauslief: „Wenn Bürgerkrieg ausbricht, werden alle Tschechen deutsch gemacht, das wird man davon haben!“

Meine Erklärung vom 7. März war in einem wenig verbreiteten Blatt erschienen, Pinkas' Gegenerklärung jedoch in den beiden gelesensten Blättern Prags. Die Folge war, daß, was Pinkas nun schon zum zweitenmal von mir behauptete, fast alle Welt glaubte und daß die Erbitterung gegen mich noch größer wurde, als sie ohnedies schon war. „Aber, Herr Ministerialrat“ *), schrieb mir **Slawik** aus Altgedein, „was haben Sie denn getan? Sie haben die Tschechen deutsch machen wollen! Hilf Himmel! Das spektakelt in den böhmischen Blättern und mir wäre angst und bang um Sie, wären Sie mir nicht als unser politischer Bayard bekannt! Haben Sie die letzten Witze des Šotek gelesen? Ich bin überzeugt, Sie haben darüber gelacht, obwohl Sie derjenige sind, der ihren Stachel fühlen soll.“ Einer meiner Prager Freunde, der mich verteidigen wollte, da ich, wie er mich kenne, unmöglich eine solche Äußerung gemacht haben könne, lief Gefahr durchgeprügelt zu werden, wenn sich nicht andere auf seine Seite gestellt und, was er von mir gesagt, bekräftigt hätten. Auch die beiden **Fabiane** traten als mein Verteidiger auf. Meine Erklärung im „Österreichischen Correspondenten“ erfüllte den Professor **Johann** mit Wehmut: „Ich merkte sogleich, **was** Sie gesagt haben mögen (ich hatte am 10. ähnliches in eine böhmische Zeitung als **Warnung** einrücken lassen). Ich war innig überzeugt, daß Ihre Worte nur durch blinde Leidenschaft entstellt worden sind. Die Leute in unserer Heimat scheinen wirklich den Kopf verloren zu haben. Aber lassen Sie sich nicht einschüchtern und tragen Sie nicht, was einzelne undankbar Ihnen zur Last legen wollen, der ganzen Nation nach. Ich hoffe zu Gott, daß eine Zeit kommen wird, wo die immense Majorität unseres Volkes auf Ihrer Seite stehen wird. Ich versichere Sie, daß ich mit Millionen Ihnen für die wackere Verteidigung des Eigentums und der katholischen Kirche zum wärmsten Danke verpflichtet bin, den Lohn dafür

*) Der Titel Unterstaatssekretär war den Leuten ungewohnt; viele glaubten Unterstaats**sekretär** wäre weniger als Ministerial**rat**.



mögen Sie oben erwarten!" Pepi Fabian wollte eine Erläuterung meiner Worte, wie ich sie gemeint haben könne, veröffentlichen. Doch ich kam ihm zuvor.

Pinkas' Aufsatz war in einem so höhnischen Tone geschrieben und verdächtigte meine politische Gesinnung in so perfider Weise, daß ich glaubte, nicht schweigen zu dürfen. Ich verfaßte eine kleine Schrift:

Erwiderung an Herrn Dr. Pinkas von Dr. Joseph Alexander Helfert. Wien, Druck von Carl Gerold und Sohn, 1849; 8°, 20 S.

Ich setzte darin den ganzen Verlauf meines Gespräches mit ihm in der Nacht vom 6. zum 7. März auseinander und gab den Wortlaut dessen, was ich damals gesagt: „nicht als Drohung von etwas, was die Regierung, der ich angehöre, zu tun vorhabe, im Falle sie Widerstand fände; nicht als Warnung von etwas, was ich vom Himmel herab wünsche, wenn es zum äußersten kommen sollte; sondern als gut gemeinte Vorstellung, aus der wärmsten Vaterlandsliebe entsprungen, auf daß dasjenige nicht eintreten möge, was ich im schwarzen Bilde vor Augen sah". Ich berief mich auf meine Vergangenheit, auf meine allen, die mir näher stehen, wohl bekannten Gesinnungen, auf mein wiederholtes Auftreten in der Öffentlichkeit als Anwalt meiner böhmischen Landsleute.*) Ich erwähnte, daß ich die Erbitterung kenne, die jetzt, seit mich das Vertrauen meines gütigen Kaisers auf einen höhern Posten gestellt, gegen meine Person herrsche; daß ich nicht hoffen dürfe, daß in einem solchen Zeitpunkte der allgemeinen Aufregung meine Worte ihren Zweck erreichen würden; daß ich aber mit ruhigem Gemüte die Zeit abwarten wolle, wo man billiger über mich urteilen und erkennen werde, daß ich, was mir mein Gegner in den Mund legt, nicht gemeint und gesagt haben könne. Ich schloß mit einer etwas derben Abfertigung meines Angreifers: „Mir schwebt dabei ein Ausspruch Goethes vor Augen. Gegen diesen beklagte sich einst Jean Paul über die Plumpheit der Angriffe, denen er ausgesetzt sei, und meinte: „Nun aber werde ich nicht mehr antworten, es sei denn, daß mich jemand beschuldigte, einen silbernen Löffel gestohlen zu haben". „Auch dann tun Sie es nicht", erwiderte der Altmeister; „wer durch ein Dorf reitet, den bellen die Hunde an, weil er hoch sitzt und schneller vorwärts kommt als sie." ...

Meine Broschüre war weniger zum Verkauf bestimmt als zur Verteilung. Ich schickte ein Paket an die Buchhandlung Calve in Prag, ein anderes an meinen Schwager Heinrich Fügner. Die Buchhandlung verkaufte sie um 6 kr. das Stück, sie gingen reißend ab. Noch ärger ging

*) Gleich nach den Märztagen: „Österreichs künftige Stellung. Sendschreiben an die Männer von Wien." (1. Bl., fol., Wien, Gerold). Nach den Junitagen: „Prag an die Männer von Aussig", Prager Zeitung Nr. 3 vom 4. Juli (anonym).

es in der Rittergasse zu, wo sich das Fügnersche Verkaufsgewölbe befand und wo sie Heinrich unentgeltlich an jeden verteilte, der sie haben wollte. „Die Leute stürmten das Gewölb", schrieb er mir, „weiß der Teufel, wie sie es gleich weg hatten, daß ich Dein Agent bin." Er verlangte dringend weitere 200 Exemplare. Auch Gerold in Wien verlangte einen Nachschub. Das „Constitutionelle Blatt aus Böhmen" u. a. Prager Blätter brachten ein Resumé. Mein ehemaliger Mitschüler Dr. Leopold Ehrenfeld wollte den Aufsatz ins Böhmische übersetzen, was aber, so viel ich weiß, nicht geschehen ist.

Die Broschüre war in Prag das Gespräch des Tages. In einer Sitzung der juridischen Fakultät, der mein Krakauer Kollege Dr. Michel beiwohnte, wurde mein Aufsatz besprochen; alle nahmen Partei für mich und einer rief: „Daran erkenne ich meinen Helfert!" Am Abend nahm Michel sein Exemplar in eine Gesellschaft mit, um es dort vorzulesen; aber alle hatten es schon. Brauner erklärte mir sein volles Einverständnis: „Nur der Schluß wird Dir sehr übelgenommen." Ebenso urteilte Erazim Wocel. Er erschien bei Heinrich, in dessen Nachbarschaft er wohnte, und meinte, daß ich zu scharf ins Zeug gehe; man sollte mich warnen, daß ich nicht zu viel dem Ministerium traue; ich sollte mich mehr den Böhmen nähern.

Aber meine Feinde ließen nicht nach. Meine „Erwiderung" trug das Datum des 19. März. Das war wohl der unglücklichste Namenstag meines ganzen Lebens. Am Vormittag war mir ein böhmisches Witzblatt in die Hände gefallen, wenn ich nicht irre die „Brejle". Der „Abgeordnete für Tachau" war darin dargestellt, wie er seinen Wahlbezirk bereist; es bricht oder reißt etwas am Wagen, seine Wähler eilen herbei, um mit einem Strick den Schaden gut zu machen; der Abgeordnete sagt ihnen seinen Dank und sie erwidern: „Oh, Herr Abgeordneter, Sie haben wohl mehr als einen Strick verdient!" .. Ich hatte in der letzten Zeit genug Angriffe erfahren, ich hatte sie mit Gleichmut hingenommen; aber ich kann nicht schildern, mit welcher Bitterkeit mich dieser Ausfall erfüllte. Am Nachmittag machte ich einen Spaziergang in die Stadt. Als ich vom „Schanzl"*) auf das Glacis einbog, erblickte ich in einiger Entfernung einen großen Haufen Leute, die um etwas herumstanden, was ich nicht ausnahm. Ich fragte. Es waren die Mörder des Latour, die am Galgen baumelten. Es war, als ob sich an diesem Tage alles verschworen hätte, mich in die trübste Stimmung zu versetzen, und ich hatte niemand in meiner Nähe, der mich trösten und auf andere Gedanken bringen konnte!

*) Der Platz am Donaukanal nächst dem damaligen Neutor, wo die Schiffsladungen von Obst ausgeladen wurden.



Einige Tage später erhielt ich aus Prag ein anonymes Schreiben, dessen Wortlaut ich ganz hersetzen will:

Lieber Freund!

Deine „Erwiderung“ hat Dich total geschlagen. „Abwarten“ willst Du? Irrtum! Damit und mit dem Bewußtsein, das Du privatim trägst, kann sich jede Hure trösten. Und „der gütige Kaiser“ — eben! und Goethe — ja wohl, die beiden passen so recht für diese faule Zeit als Reiz- und Stärkmittel. Denn seitdem Goethe sprach: „Nur Lumpe sind bescheiden“, nimmt sich jeder Lump vor, Bescheidenheit zu meiden. Farewell! und tue „abwarten“!

Dein Freund.

Wer mochte den Brief geschrieben haben? Ich konnte mir es wohl denken! Nachdem Pinkas meinen Aufsatz gelesen, äußerte er: „Der läßt sich sehr leicht widerlegen!“ Er veröffentlichte einen neuen Ausfall gegen mich, wie man mir sagte, noch bissiger, noch gröber und perfider als der erste. Ich selbst habe ihn nicht gelesen. Ich hatte von all dieser Geschichte genug.

* * *

Wer unter diesen Aufregungen am meisten litt, war meine arme Frau in Prag. Sie war ohnedies von zarter Konstitution und gewiß haben die Ängsten und Sorgen, die sie seit Wochen und Monaten um meinetwillen erlitt, das meiste dazu beigetragen, ihre Gesundheit zu erschüttern. Es gibt überall dumme Leute genug, die, wenn dich etwas unangenehmes trifft, nichts eiligeres zu tun haben, als dich oder deine Angehörigen davon in Kenntnis zu setzen. Sie tun es mit dem Ausdruck tiefsten Bedauerns oder größter Entrüstung, aber sie bedenken nicht, wie sehr es denen ins Herz schneidet, denen sie die Neuigkeit bringen. So geschah es auch meiner Mina, und was sie bei der Liebe zu ihrem entfernten Gatten und bei der Sorgfalt für ihr Kind darunter litt, läßt sich denken.

In den ersten Tagen nach dem Ereignis von Kremsier, wo die Hetze gegen mich am ärgsten war, war sie außer sich vor Angst. „Die Mina,“ schrieb mir meine Schwester, „war, ich versichere Dich, rein göttlich; sie glaubte immer, die Leute müßten kommen und ihr den Buben wegnehmen aus Rache für Dich; ich lachte mich halb krank.“ Marie und Heinrich nahmen die Sache von der leichten Seite und suchten durch Munterkeit ihre Schwester zu erheitern. Aber die arme Frau litt ernstlich darunter. „Es ist jetzt unheimlich hier,“ klagte sie mir am 13. März. „Wenn mein Bub nur um vierzehn Tage älter wäre, hätte

ich Prag schon verlassen. Ich werde Dir später einmal davon erzählen; ich ärgere mich zu viel, wenn ich mir alles ins Gedächtnis rufe." Ich suchte sie zu trösten: „Wenn sie Dir in meinem Namen eine Katzenmusik bringen, so macht es nichts. Neulich schickte mir Heinrich einen scharfen Artikel gegen mich aus der ‚Deutschen Zeitung'. Ich las ihn, ich versichere Dich auf meine Ehre, mit dem innigsten Vergnügen und zeigte ihn allen Leuten. Denn er bewies mir, daß ich denn doch nicht so bedeutungslos sein könne, wenn sich das Geschmeiß so über mich ärgert!"

Der einzige Trost in ihrer trüben Stimmung war unser kleiner Zdenko. Mein Schwager Heinrich lobte mir den „musikalischen Sinn" des Kindes: „Wenn es im heftigsten Schreien ist und ich pfeife ihm etwas vor, wird es still und horcht auf. Jetzt ist er etwas unwohl, vielleicht Katzenjammer, er wird sich übersoffen haben." Allein die Mutter nahm es ernster. Drei Tage und drei Nächte wachte sie an seinem Bettchen und schlief nicht eine Minute. Ihr wollte das Herz brechen. Sie flehte zu Gott, er wolle des Kindes Leid zehnfach über sie schicken. Die „weise Frau" Matausch wurde geholt, gab ein Mittel, der Bub bekam Appetit und Schlaf und alles war wieder gut. Dazu erhielt sie meinen Brief und sie war wieder etwas getröstet: „Ich muß gestehen, daß mein unruhiges Gemüt viel Schuld an dem Unwohlsein unseres Knaben hat. Ich konnte mir aber nicht helfen. Die Angst um Dich, die Bosheit der Prager, die Furcht, daß wieder Unruhen ausbrechen könnten, alles stürmte auf mich ein."

Der 19. März, der Tag, an welchem ich mich in Wien so unglücklich fühlte, war im Fügnerschen Hause ein großer Festtag. Meine Mina putzte ihren Buben auf das schönste heraus. Es kamen Gratulanten, einer nach dem andern, als ob ich da wäre. Unser Zdenouschek war ganz munter, er schien sich selbst zu gefallen in seinem Putz und machte ein freundliches Gesicht. Seine Mutter war völlig stolz auf ihn: „Er ist ein braver, ein gescheidter Bub und, wie mir scheint, auch ein hübscher Bub. Nur hat er von mir viel zu leiden, ich kann ihn nicht genug küssen."

Nun erschien meine Erwiderung gegen Pinkas. Meine Frau war ganz entzückt davon, sie las sie immer und immer wieder, sie kannte sie zuletzt fast auswendig. Sie bekam jetzt Lob über mich zu hören: „Das Raisonnieren über Dich hat sich schon etwas gelegt. Man fängt an, sich zu wundern über Deine Geschicklichkeit bei der Ausarbeitung der Verfassung. Du bist noch immer der Urheber derselben und arbeitetest ganz allein daran."

Und dann hatte sie ja ihren kleinen Mann! Sie fürchtete jetzt nicht mehr, daß Leute kommen würden, ihn ihr wegzunehmen aus Rache für mich. Nur schreien durfte er nicht, denn dann war es aus mit ihr. Eines Tages

schrieb sie mir: „Du darfst nicht böse sein. Es war ein Herr bei mir, seinen Namen habe ich vergessen, der mir viel Schönes von Dir ausrichtete. Allein da fing unser Bub zu schreien an, und wenn das geschieht, dann habe ich für nichts anderes ein Ohr. Ich mußte zu dem Kleinen und empfahl mich schnell von dem Herrn."

4.

Bei einem früheren Anlasse habe ich erwähnt, wie sehr ich seit meiner Einberufung ins Ministerium von allen Seiten überlaufen und mit den verschiedensten Bitten bestürmt wurde; wie mir jeder Posttag Briefe auf Briefe brachte, von Mitschülern und Bekannten, aber auch von ganz fremden Personen; wie es kein Ministerium, keine Landesstelle und Oberbehörde gab, bei der ich nicht für diesen oder jenen mich verwenden, eine Fürbitte einlegen sollte. Um nur ein Beispiel anzuführen. Mein alter Kumpan „Mylord Schlägterfield" war zum Militär gegangen und als Kadett bei Wellington-Infanterie eingetreten; er wollte nun Lieutenant werden und da bezeichnete er mir drei höhere Generale, bei denen als Regimentsinhabern ich ihn anempfehlen sollte: einen davon, mit dem das Unterrichts-Ministerium in fortwährendem Streit und Hader lag! Auch mein alter Onkel Anton Helfert befand sich unter den Sollizitanten. Er war einer der ältesten Kreis-Kommissäre und jetzt mußte er die Kränkung erfahren, daß ihm ein jüngerer vorgezogen wurde. Ich schrieb an Bach einen sehr warmen Brief, aber geholfen hat meine Verwendung nichts, als daß der Onkel etwas später mit dem Titel eines k. k. Statthaltereirates in den Ruhestand versetzt wurde. Ich hatte ihn innig lieb und war ihm dankbar; aber ich mußte mir gestehen, daß das Ministerium recht hatte: für die neue Zeit und die neuen Verhältnisse paßte Onkel Anton schwerlich.

In manchen Fällen ging es mit meiner Protektion leicht. So beim Ministerialrat Kulhanek, der die Organisierung der neuen Gerichtsstellen auf sich hatte und mir offen gestand, daß er bei der Unmasse ihm unbekannter Namen und Personen, mit denen es dabei zu tun gab, froh sein müsse, wenn ihm jemand von vertrauenswürdiger Seite empfohlen würde. Und nicht bloß in Personalien entschied der Zufall irgend einer Empfehlung. Es war die Einrichtung der Gerichts- und Verwaltungsbezirke im Zuge, wobei eine Stadt der andern den Rang abzulaufen suchte. Die einen machten ihre geographische Lage, ihre Größe, ihre Einwohnerzahl geltend; andere suchten durch freiwillige Herstellung der benötigten Gebäude, durch Lieferung des Beheizungsholzes oder andere in Aussicht gestellte Leistungen zu gewinnen. Einen Wunsch dieser Art hegten auch meine Wähler in Tachau, „weil es ihrer Stadt an jedem Erwerb und Verkehr mangle," und Fürst Windisch-Grätz

selbst habe ihnen geraten, sich an mich als ihren Vertreter im Reichstage zu wenden. Dem nachzukommen, hielt ich für meine Pflicht. Die Wahl des Gerichtsortes in meinem Wahlbezirk schwankte zwischen Plan und Tachau. Die Tachauer hatten mich in den Reichstag gebracht, die Planer hatten mich fallen gelassen; von meinem Standpunkte sprach für Tachau die Pflicht der Dankbarkeit. Ich begab mich daher zu Kulhanek, trug ihm das Anliegen meiner Wähler mit allen Gründen vor, die sie mir an die Hand gegeben hatten. „I, warum denn nicht!“ sagte er und führte mich in das Zimmer, wo die Einteilung der künftigen Gerichtsbezirke vorgenommen wurde. Eine ungeheure Landkarte von Böhmen lag da auf dem Boden ausgebreitet, die Beamten Kulhaneks krochen auf allen Vieren darauf herum und machten, wohin eine der neuen Behörden kommen sollte, mit dem Pinsel um den Ort einen dicken farbigen Strich. Um Plan befand sich bereits ein solcher Ring, den Kulhanek vor meinen Augen auslöschen und den beglückenden Kreis um Tachau zierlich ziehen ließ. Damit war die Angelegenheit zu Gunsten meiner Wähler erledigt.

Überhaupt suchte ich in der ersten Zeit den an mich herantretenden Zumutungen nach Möglichkeit zu entsprechen. Allein zuletzt wurde mir die Sache doch zu dick. Es wäre mir, sagte ich mir, faktisch unmöglich, diesen sich täglich mehrenden Anforderungen zu entsprechen; es würde auf diesem Wege ein Generalbettelmann aus mir werden, wenn ich jedem dienen und für sie aus einem Bureau ins andere laufen sollte; ich müsse damit ein Ende machen. In einer solchen Stimmung befand ich mich, als ein neuer Bewerber um meine Protektion zu mir kam, den ich mit den Worten, daß ich mit derartigen Bitten überlaufen würde, kurz und trocken abwies. Er ging und ich war ihn los. Allein nachderhand kam die Reue über mich. Er hatte zu mir gesagt, „ich sei seine einzige Hoffnung und Stütze“, und ich hatte ihn ohne alle Hoffnung von mir geschickt! Ich habe ihn heute noch vor Augen, wie er enttäuscht und entmutigt zur Türe hinaus mehr wankte als schritt. Ich habe mir seitdem oft gewünscht, daß eine Gelegenheit käme, wo ich ihm oder jemandem aus seiner Familie etwas Gutes erweisen und den schlimmen Eindruck verwischen könnte, den meine damalige Schroffheit auf ihn machen mußte. Es hat sich dann in viel späteren Jahren einer von seiner Familie bei mir gemeldet und mit Freuden wollte ich diesem behilflich sein. Als ich aber über ihn polizeiliche Erkundigung einholte, wurde mir berichtet, daß er ein kompleter Lump und von seiner eigenen Familie aufgegeben sei. Da war also nichts zu machen.

Zu meiner Entschuldigung kann ich anführen, daß mir jener junge Mann in der Tat schon ein Fremder geworden war. Unsere beiderseitigen Eltern verkehrten miteinander, wir selbst hatten als Kinder oft miteinander

gespielt, aber seit langer Zeit hatten wir uns vergessen, hatten seit vielleicht zwanzig Jahren keine Berührung miteinander gehabt. Gegen einen meiner dauernden Freunde und Bekannten würde ich mir, wenn auch noch so sehr von Geschäften überhäuft, nie etwas ähnliches erlaubt haben. Im Gegenteile, ich setzte einen besonderen Wert darein, ihnen zu zeigen, daß ich trotz der geänderten Verhältnisse ihnen gegenüber derselbe geblieben sei. Ich habe mich durch das Beispiel so mancher um mich herum nicht beirren lassen, die ihre Dutzbrüder von ehedem jetzt, um ihrer Stellung nichts zu vergeben, mit Sie anredeten, worauf der Angeredete natürlich mit „Herr Minister" oder „Herr Ministerialrat" antworten mußte, als ob sie einander im Leben zum erstenmal gegenüberstünden. So hat es z. B. Bach mit dem Dr. Gredler und anderen seiner früheren Standes- und Berufsgenossen gemacht, mit denen er vordem auf dem Dutzfuße gestanden hatte. Mir ist dabei immer die Geschichte von zwei Freunden eingefallen, die seit ihren Schuljahren zusammen gelebt, Not und Freuden miteinander geteilt hatten, bis zuletzt der eine von ihnen es zum Hofrat brachte, während die Verdienste des andern, gleich denen des Wallensteinschen Wachtmeisters, „im stillen blieben". Aber neidlos hatte der letztere nichts eiligeres zu tun, als zu seinem Freunde zu eilen und ihm seine herzlichsten Glückwünsche darzubringen. Darauf der Gefeierte: „Mein lieber Freund, ich danke Dir recht sehr für Deine gute Meinung; ich werde mich auch nie gegen Dich verändern und wenn wir untereinander sind, kannst Du mir wie früher Du sagen; aber vor anderen . . ." „Ja freilich vor anderen," fiel ihm jener ins Wort, der gleich merkte, wo das hinaus wolle, „vor anderen kannst Du mich . . . . . ." Sprachs, wandte dem neugebackenen Hofrat den Rücken und verließ ihn von dieser Stunde. Was mich selbst betrifft, so mache ich mir durchaus kein Verdienst daraus; es war mir einfach nicht gegeben, gegen einen meiner früheren Genossen, und wenn sie auf dem untersten Posten geblieben waren, einen andern Ton anzuschlagen, als ich dies in der unbefangenen Jugendzeit gewohnt war. Erwähnen muß ich aber, wie man in höheren Beamtenkreisen über dies mein Benehmen urteilte. „Mein lieber Freund", sagte mir einmal einer meiner lieben Jugendfreunde, „die droben, denen Du jetzt angehörst, werden es Dir nie verzeihen, daß Du uns noch immer als Deine Kameraden ansiehst und mit uns wie mit deinesgleichen verkehrst."

5.

Als wir nach Auflösung des Reichstages Kremsier verließen, sagte mir Stadion: „Jetzt werden wir hoffentlich ein Jahr Ruhe haben zum Arbeiten." In Wien kam ich nun seltener mit ihm und den anderen Ministern zusammen,



ich war in meinem Bureau vollauf beschäftigt und sie in den ihren. Bei Stadion hatten sich schon in den letzten Wochen Spuren einer Krankheit gezeigt, die ihm zeitweilig das Bewußtsein raubte; sie war die Folge der übermäßigen geistigen Anstrengung und hochgradigen Aufregung seit den Lemberger Tagen, in der Innsbrucker und Wiener Zeit, in Olmütz und Kremsier. Er hatte fast keinen Schlaf mehr; die ganze Nacht gärte es in seinem Geiste und er stieß einzelne Worte heraus. Wenn er jetzt mit mir zusammenkam, war er nicht mehr der frühere; er schien verlegen und rückhaltend. Er hatte mich so sehr gedrängt, ins Ministerium zu treten: jetzt kein Wort davon.

Am meisten kam ich noch mit Bach zusammen. Er war mir sehr gut, wie es nur ein gereifter Mann gegen einen jüngern sein kann. Er schien mich zu sondieren und gab mir manche freundschaftliche Mahnung. Es war um diese Zeit Kardinal Schwarzenberg in Wien, es waren die ersten Anknüpfungen des Ministeriums mit ihm wegen Rom. Bach meinte, es könne sich wohl fügen, daß auch ich mit ihm zu tun bekäme. „Aber seien Sie vorsichtig, lieber Helfert!" Eines Tages sprachen wir von den Männern, die sich in der kritischen Zeit bewährt hatten; ich erwähnte Leopold Neumann. „Ja," sagte Bach, „aber er hat zu wenig Reserve." Nun, die hatte ich noch weniger. Auch mit den anderen Ministern stand ich auf bestem Fuß, sie behandelten mich immer als ihresgleichen, aber von meinem Eintritt ins Ministerium war nirgends die Rede. Sonderbar, durch Monate hindurch wiederholt aufgefordert, hatte ich mich dagegen gesträubt; jetzt beunruhigte es mich, daß davon nichts mehr erwähnt wurde.

Das Ministerium des Unterrichts war das einzige, das noch nicht definitiv besetzt war. Man überlegte sich, wer dazu berufen werden sollte, und da war es wohl begreiflich, daß man nach einer andern Seite hin Umschau hielt als nach der meinigen. Meine parlamentarische Tätigkeit hatte unter den geänderten Verhältnissen ihre Geltung verloren. Ich hatte kaum das 28. Lebensjahr hinter mir, ich war ihnen offenbar zu jung, und darin hatten sie gewiß recht. Ich hatte keine administrative Vergangenheit und noch wenig Erfahrung; man brauchte einen Mann, der beides besaß und sich im praktischen Leben der Öffentlichkeit schon bewährt hatte. Dazu kamen Erwägungen anderer Art. Über meine politischen Gesinnungen konnte man keinen Zweifel haben, sie waren entschieden und korrekt, das war keine Frage. Allein ich stand nicht über den Parteien, ich war mit meinen böhmischen Landsleuten noch immer verflochten. Bei der Beratung der Grundrechte im Schoße des Ministeriums hatte ich manchen Satz verteidigt, der ihnen nicht gouvernemental genug war, ich steckte noch etwas in der achtundvierziger Atmosphäre. Mein letzter Federkrieg mit Pinkas war auch nicht etwas, was mich als Minister empfehlen

konnte. Ich hatte mir viele Freunde gemacht, aber die Zahl meiner Neider und Hasser war ungleich größer.

Zuletzt mußte Stadion ganz ausspannen. Er kam in ärztliche Behandlung in der Nähe von Wien, ich glaube nach Maria-Enzersdorf. Für mich war das Scheiden Stadions ein schwerer Schlag, ich meine nicht nach der Richtung meines Ehrgeizes, sondern von der Gefühlsseite. Seit dem Tode meines Vaters hat mir von älteren Personen niemand eine größere Zuneigung gezeigt als Stadion; er schenkte mir sein unbegrenztes Vertrauen, er bewies mir bei manchen Gelegenheiten eine Aufmerksamkeit, die bei dem hochgestellten Manne einem jungen Menschen wie mir gegenüber wirklich rührend war. Von dieser Wehmut ergriffen, schrieb ich einen Brief, der mir aus dem Innersten meines Herzens kam, ich erinnere mich nicht mehr genau, entweder an ihn selbst oder an seinen Bruder, der die Obsorge des Kranken hatte. Ich weiß nicht, ob der Inhalt dieses Schreibens je zu seiner Kenntnis gekommen ist, Antwort habe ich darauf keine erhalten. Stadion wurde bald darauf nach Gräfenberg transportiert, wo ihn Prießnitz heilen sollte. Ich sah ihn nie wieder. Dann und wann kamen Nachrichten über ihn nach Wien; sie lauteten schlimm, die gewünschte Herstellung seiner Kräfte erfolgte nicht, im Gegenteile er verfiel geistig immer mehr, während sein Körper an Fülle zunahm, bis zuletzt die Todesnachricht kam († 8. Juni 1853). Österreich hat an ihm einen seiner bedeutendsten Staatsmänner, der Kaiser einen seiner aufopferndsten Diener, die Gesellschaft einen der geistvollsten und dabei originellsten Persönlichkeiten verloren.

Nach Stadions Abgang führte Bach das Ministerium des Innern provisorisch. Bach war für diesen Posten wie geschaffen, er besaß einen sichern Blick, eine gewandte Hand, er war ein Organisator ersten Ranges. Für die laufenden Geschäfte hatte er Öttel an der Seite, der Bach jetzt ebenso ausdauernd und unermüdlich diente, wie er durch lange Jahre früher Stadion gedient hatte. Bach war viel gouvernementaler als Stadion und Öttel. Diese hätten am liebsten die Bevölkerung sich selbst regieren lassen, ihr Gemeindegesetz hatte dieses Ziel im Auge. Bach erkannte bald, daß es mit dem self-government nicht recht gehen werde; er drang darauf, daß der Bürgermeister von der Regierung bestätigt würde. Stadion und Öttel hatten einen hohen Begriff vom Beamtentum und eine ziemlich geringe Wertschätzung der Beamten des alten Systems. Nichts haßten sie mehr als den Schlendrian, das ausgefahrene Geleise, das Verschieben auf die lange Bank. Beide waren unerbittlich im Dienste für sich und für andere; beide zogen junge Leute vor und kannten gegen alte Beamte keinerlei Rücksicht. Öttel war darum von ihnen ebenso gehaßt, wie von der Dienerschaft verwünscht; er kam oft nach

Mitternacht ins Bureau um nachzuschauen, was etwa eingelaufen sei. Bach kannte seinen Wert; als es 1854 zu den massenhaften Auszeichnungen kam, beantragte er beim Kaiser für Öttel den Leopoldsorden. Als man ihm denselben brachte, sagte Öttel: „Wenn ich einen Orden verdient habe, so war es für das, was ich in Galizien geleistet.“

* * *

Als Stadion für die Weiterführung der Geschäfte unfähig wurde, übertrugen die Minister Herrn v. Thinnfeld die Aufgabe, das verwaiste Unterrichtsministerium zu leiten. Thienfeld war als Minister für Landeskultur an seinem Platze; er hat die Forstakademie von Maria-Brunn und später die montanistischen Lehranstalten seinem Ressort einverleibt; die Gründung der geologischen Reichsanstalt war sein Werk. Allein vom Studienwesen verstand er so gut wie nichts. Wenn ich mit ihm als meinem vorgesetzten Minister zu tun hatte, war er unsicher und verlegen, ich mußte ihn, wo es sich um wichtigere Angelegenheiten handelte, förmlich belehren und trotzdem verstand er sie nur halb. Die Situation war für uns beide peinlich. Meine eigene Stellung im Unterrichtsministerium war so, wie ich sie mir nicht besser wünschen konnte. Ich hatte mich in alle Zweige meines Ressorts bereits so hineingearbeitet, daß meine Räte volles Vertrauen zu mir gewannen und von ihnen nicht das geringste unternommen wurde, worüber sie nicht zuvor meine Entschließung eingeholt hatten. Außerhalb des Ministeriums wußten viele nicht, was für ein Tier das sei, ein „Unterstaatssekretär“, und meine große Jugend machte sie vollends irre. Eines Tages kam der Theologie-Professor Joseph Scheiner in mein Bureau und wollte, da er einen so jungen Menschen da sitzen sah und den Raum für ein Personalzimmer hielt, ins anstoßende Zimmer gehen. Ich trat ihm in den Weg: „Was wünschen Sie?“ „Ich will den Herrn Unterstaatssekretär sprechen.“ „Der bin ich.“ Der gelehrte Herr kam dadurch so außer Fassung, daß er im ersten Augenblicke nicht recht wußte, was er reden sollte. Ich kam ihm zu Hilfe und wir verständigten uns bald. Am komischesten war Phil. Dr. Jakob Goldenthal, der mich regelmäßig „Euer Magnifizenz“ titulierte; er war außerordentlicher Professor für orientalische Sprachen und Literatur, ein sehr verdienter Gelehrter; für ihn war der Rektor Magnificus die höchste Würde, die er kannte.

Zu Ostern rückte Bonitz in Wien ein und nun wurde fleißig am Gymnasialplan gearbeitet. Es gab nur einen Hauptpunkt, über den wir uns nicht einigen konnten. Ich wollte den Schwerpunkt des Geschichtsunterrichtes auf die vaterländische Geschichte legen: in der alten Geschichte besondere Berücksichtigung der Länder, aus denen die österreichische Monarchie entstanden ist, vom Ende der Römerherrschaft Behandlung der allgemeinen Geschichte

am Faden der österreichischen. Ich teilte dem Professor Dr. Karl Vietz in Prag meine Gedanken mit und ersuchte ihn, eine Verteilung des geschichtlichen Stoffes in diesem Sinne durch die einzelnen Gymnasialklassen zu entwerfen; er kam mit großer Bereitwilligkeit meiner Aufforderung nach. Allein Exner und Bonitz waren entschieden dagegen. Exner stellte sich auf den Standpunkt der „Wissenschaft“: man könne, sagte er, die mittlere und neuere Geschichte von Europa am Faden der deutschen Geschichte behandeln, aber nicht am Faden der österreichischen, und daß Bonitz als Deutscher und Preuße ihm beitrat, war begreiflich. Mein Ausgangspunkt in dieser Angelegenheit war ein politischer: die Wissenschaft, meinte ich, müsse am Gymnasium sich dem pädagogischen Zwecke unterordnen; die politische Erziehung unserer Jugend verlange in erster Linie, daß sie im patriotischen Geiste herangebildet werde, daß sie ihr Vaterland kennen und schätzen lerne; die Anforderungen der Wissenschaft zu befriedigen, sei die Universität da, aber auch an dieser müsse die vaterländische Geschichte einen vorzüglichen Platz einnehmen. Von dieser Auffassung war ich ebensowenig abzubringen als Exner und Bonitz von der ihrigen, und so waren wir nach mehreren Wochen über den ganzen Gymnasialplan einig, mit Ausnahme dieses einzigen Punktes, den ich für wesentlich hielt.

Exner war in dieser Zeit voller Sorgen. Er fürchtete einen Druck von oben auf das gesamte Unterrichtswesen; in den höheren Regionen, meinte er, sei man aus Furcht vor der Revolution, die kaum gebändigt, gegen jede Aufklärung; je unwissender das Volk, desto leichter glaube man es regieren zu können. Ich teilte diese Besorgnis nicht; ich gab mich der Hoffnung hin, daß man auch in nationaler Richtung auf dem betretenen Wege fortschreiten werde. Auch sprachen dafür manche Anzeichen. Einer der Vertrauensmänner des Ministeriums war der berühmte Dichter der „Sláwy Dcera“ Jan Kollar. Er schwärmte für ein slovakisches Herzogtum und überreichte einen Plan, wie die dortige Muttersprache von den Volksschulen bis zur Universität zu berücksichtigen und zu pflegen sei. Nebenbei trieb er eifrige Forschungen auf dem Gebiete der slavischen Philologie und Altertumskunde; doch war er weder ein Šafařik auf dem einen noch ein Wocel auf dem andern. Allein um seiner anderweitigen Verdienste willen, wegen seines hochgeschätzten Namens und wegen seines redlichen Strebens glaubten wir ihm, der nicht länger in Ungarn weilen wollte, einen Platz an der Wiener Universität verschaffen zu sollen; im April 1849 wurde er außerordentlicher Professor der slavischen Archäologie.

* * *

Unter denen, die sich um Anstellung an unseren Universitäten bewarben, waren mehrere meiner persönlichen Freunde: Schmidt-Goebel, Franz

Makowiczka und Emil Rößler, die beiden ersteren meine früheren Kollegen in Krakau.

Für Schmidt, der ein tüchtiger Naturhistoriker war, fand sich ein Posten in Olmütz, wo er einige Jahre recht gut wirkte. Sein Unglück war sein ungewaschenes Maul, mit dem er keinen verschonte, am wenigsten die Regierung und ihre Behörden, über die er wie ein Rohrspatz schimpfte. Es fehlte ihm in der damaligen Reaktionsperiode allerdings nicht an Stoff dazu; allein das Ministerium, das sich stark und kräftig fühlte, war nicht geneigt, sich das gefallen zu lassen, und es wurde seine Absetzung beantragt. Da erschien er in meinem Bureau, bekannte reumütig und mit bitteren Tränen seinen Fehler, gelobte feierlich, sich nie wieder dergleichen zuschulden kommen lassen zu wollen und bat flehentlich, seiner unschuldigen Frau und seinem Töchterlein nicht entgelten zu lassen, was er verbrochen. Ich machte seinen Fürsprecher und so wurde er mit einem scharfen Verweise und einer ernsten Warnung wieder zu Gnaden aufgenommen. Als die Universität Olmütz aufgehoben wurde, kam er nach Lemberg. Von da schrieb er mir 1852, er habe vor einiger Zeit vernommen, daß ich ihn für einen Tschechenfresser halte (das war er in der Tat): „Aber da bist Du in einem Irrtum. Ich bin wahrhaftig jetzt sehr zahm, fresse niemand und bin froh, wenn ich nicht gefressen werde. Derlei Tollheiten habe ich längst hinter mir!" Er strebte damals, nach Prag zu kommen. Allein er hatte sich dort vor 1848 durch eine unangenehme Geschichte seine Stellung so gründlich verdorben, daß es absolut nicht anging, ihn dort anzustellen.

Eine andere Bewandtnis hatte es mit meinen beiden anderen Freunden, den beiden österreichischen Abgeordneten in Frankfurt, die sich tief in die dortige Politik, und zwar in einer Richtung, die den Interessen ihres Vaterlandes durchaus zuwider lief, eingelassen und dadurch ihre Anstellung in Österreich gründlich verdorben hatten. Emil Rößler kam eigentlich ganz unschuldig dazu, er war ein Verführter, der nicht recht wußte, was er tat. Er kümmerte sich in Frankfurt mehr um Urkunden und alte Scharteken als um die ganze Politik; sein Wunsch war, als Professor der österreichischen Rechtsgeschichte nach Prag oder Wien zu kommen. Er entschloß sich nur schwer, sich wo anders eine Lebensstellung zu suchen. Er fand sie, aber seine Heimat konnte er nie vergessen. Über sein trauriges Ende habe ich schon berichtet.

Makowiczka war Deutschtümler vom Wirbel bis zur Sohle. „Unsere Wege haben sich geschieden", schrieb er mir; „Du entschiedest Dich für Österreich, ich für Deutschland, jeder von uns glaubte seine Pflicht zu tun." Dennoch zog es ihn, gleichsam gegen seine bessere Überzeugung, ins Vater-

land zurück. Er sollte die Redaktion der „Deutschen Zeitung" in Prag übernehmen; er wollte sie aber nur unter der Bedingung annehmen, daß er sich an der Universität habilitieren könne, um seinerzeit an Kopetz' oder Nowaks Stelle treten zu können: „So gern ich in Klein-Deutschland bliebe, so wäre es mir doch lieber, wenn ich an einer österreichischen Universität wirken könnte." Er machte aus seinen politischen Gesinnungen kein Hehl. Der heißeste Wunsch seines Lebens sei gewesen: Eingliederung von Österreich in den deutschen Bund; da dies nicht gelungen, so sei jetzt sein Grundsatz: Lieber ein Deutschland ohne Österreich als gar kein Deutschland. Mit dieser Gesinnung sitze er in Frankfurt im linken Zentrum. Er habe für die Paragraphe 2 und 3 gestimmt, welche die Verbindung zwischen den deutschen und den nicht-deutschen Bestandteilen Österreichs nur durch das Band der Personalunion zuließen. Er habe gegen die österreichische Verfassung vom 4. März protestiert, weil sie das Verhältnis Österreichs zu Deutschland durchschneide. Und zum Schlusse frug er mich: „Kann ich mit diesen Grundsätzen, die ich nie verleugnen und von denen ich nie abgehen werde, Professor in Österreich werden?" ... Er konnte sich die Antwort auf diese Frage selbst geben: Nein!

Auch trat hier ein höherer Wille dazwischen. Makowiczka hatte schließlich für das preußische Erbkaisertum gestimmt, dasselbe war bei Rößler und noch bei zwei anderen Österreichern der Fall, dem Wiener stud. jur. Joseph Schneider und dem Prager Bankbeamten Heinrich Reitter, und es war der ausdrückliche Befehl des Kaisers, daß keiner von ihnen je eine Anstellung in der Monarchie finden sollte.

6.

Ich sehnte mich nach meiner Häuslichkeit, ich sehnte mich nach Weib und Kind, ich wurde ungeduldig und machte meiner Frau Vorwürfe, als ob sie schuld an der fortwährenden Zögerung wäre. Es war aber der Arzt, der ihr das Reisen mit dem zarten Kindlein untersagte. Endlich in der zweiten Hälfte April kam sie und wir waren nach so langer Trennung wieder glücklich beisammen. Aber was hatte das arme Weibchen von mir? Das Beisammensein beim Frühstück und Mittagmahl und dann abends ein halbstündiger Spaziergang und mitunter ein gemeinschaftliches Abendmahl im Gasthaus; die übrige Zeit war ich in meinem Bureau oder bei meiner Arbeit. Höchstens daß ich mich Sonntags frei machte, wo wir, da der Sommer 1849 fast ebenso schön war wie der des vergangenen Jahres, irgend einen Ausflug in die reizenden und so mannigfaltigen Umgebungen Wiens machten.

Das Portefeuille des Unterrichtes war noch immer verwaist. Ich habe früher erwähnt, wie schwer sich Herr v. Thinnfeld in den Angelegenheiten des Ministeriums, dessen Leitung ihm anvertraut war, zurecht fand. Zuletzt nahm er die Verantwortlichkeit, die seine Kollegen ihm auferlegt hatten, sich so zu Herzen, daß er in eine hochgradige nervöse Aufregung geriet und ihm ein ähnlicher Zustand drohte, wie ihn der arme Stadion erfahren hatte. Es war höchste Zeit, daß ein definitiver Minister ernannt wurde. Ohne Zweifel war es Stadion, der, so lang er noch halbwegs gesund war, die Aufmerksamkeit des Kaisers auf die hervorragenden Eigenschaften des Grafen Leo Thun gelenkt hatte. Thun hatte in Galizien als Gubernialrat mit Auszeichnung gedient und Stadion hatte es tief bedauert, als ihm Thun im April 1848 genommen wurde. Thun hatte den Posten eines Gubernial-Präsidenten in Böhmen übernommen und sich unter den schwierigsten Verhältnissen als ein Mann von gouvernementaler Kenntnis und Einsicht, als ein Charakter von unbeugsamer Festigkeit bewährt. Zum Lohn dafür hatte ihn Minister Doblhoff, der ganz unter dem Einflusse der Wiener Aula und des Sicherheits-Ausschusses stand, von seinem Posten entfernt. Thun hatte seither als Privatmann gelebt. Er hatte gestrebt, in den konstituierenden Reichstag zu kommen; allein die Nationalen, an ihrer Spitze Karl Hawliček, hatten so leidenschaftlich gegen ihn agitiert, daß er in Winterberg gegen einen ganz unbedeutenden Menschen den kürzeren zog. Er hatte dann versucht, auf dem Gebiete der Publizistik seinem Vaterlande zu nützen. Eine Broschüre „über die Zeitverhältnisse, insbesondere im Hinblicke auf Böhmen“, sollte in deutscher und böhmischer Sprache erscheinen; da er des Böhmischen doch nicht in solchem Grade mächtig war, um als selbständiger Schriftsteller aufzutreten, ließ er sich von Joseph Jireček helfen, und beide Männer waren fleißig bei der Arbeit, als den Grafen der Ruf ins Ministerium traf. Thun erklärte sich bereit, stellte aber die Bedingung, daß mit den Angelegenheiten des Unterrichtes jene des Kultus vereinigt würden; auch verlangte er, daß man ihm Zeit gönne, bis seine politische Schrift im Druck vollendet wäre.*) Beides wurde ihm zugestanden.

In der zweiten Hälfte August übernahm Thun die Leitung des nunmehrigen Ministeriums für Kultus und Unterricht. Er war nach Wien gekommen mit der allergrößten Voreingenommenheit gegen mich, man hatte ihm in Prag alles zugetragen, was von Neid und Haß gegen mich in Bewegung gesetzt war. Meine erste Begegnung mit ihm zeigte mir dies;

*) Betrachtungen über die Zeitverhältnisse, insbesondere im Hinblicke auf Böhmen — Uwahy o nynějších poměrech hledíc zwláště k Čechám. V Praze J. W. Calve (Tempsky) 1849.

er war steif und rückhaltend, unverkennbar nicht geneigt, mich in sein Vertrauen zu ziehen. Das dauerte einige Tage und in dieser Zeit sollte der Gymnasial-Entwurf zum Abschlusse kommen, dessen Vollendung sich, wie früher erzählt, nur darum so lang hingezogen hatte, weil ich mich in einem Hauptpunkte, der Auffassung und Behandlung des Geschichtsunterrichtes, zu Exner und Bonitz in grundsätzlichem Gegensatze befand. Der neue Minister entschied gegen mich und das konnte meine üble Stimmung nicht bessern. Ich dachte ernstlich daran, meinen Posten zu verlassen.

Da war es der edle Exner, der — ohne mir davon etwas zu sagen, geschweige denn von mir aufgefordert worden zu sein — eine lange Unterredung mit Thun hatte und ihm eine bessere Meinung von mir beibrachte. Damit war das Eis gebrochen, Thun war gegen mich wie umgewandelt, und bald hatte ich seine Neigung und sein Vertrauen in solchem Maße gewonnen, wie ich es bei Stadion nicht besser haben konnte. An einzelnen Meinungsverschiedenheiten fehlte es wohl nicht, aber da ich stets offen gegen ihn war, so würdigte er meine Gründe, auch wo er ihnen nicht nachgeben zu können glaubte, mit ruhigem Ernste. Das zeigte sich besonders auffallend in einer Sache, deren Entscheidung nach Thuns Auffassung vor den Ministerrat gebracht werden sollte, während ich der Überzeugung war, daß jene Entscheidung einzig und unbeirrt in den Wirkungskreis unseres Ministeriums falle. Ich faßte die Gründe, auf die ich meine Ansicht stützte, in einem Aufsatze zusammen, den ich Thun, da wir über den Punkt in mündlicher Erörterung nicht einig geworden, unmittelbar vor der Ministerratssitzung übergab. Ein paar Stunden später kam mir mein Elaborat mit Thuns Marginal-Bemerkung zurück:

> Sie haben gesiegt. Der Herr Finanzminister willigt ein. Ich bitte nun also schleunigst, den Vertrag arbeiten zu lassen.
>
> Thun m. p.

Thun hatte also bei der Verhandlung im Ministerrate seine Gründe und meine Gründe mit gleicher Unparteilichkeit auseinandergesetzt und das Gremium hatte sich auf meine Seite gestellt. War das nicht ein seltenes Beispiel von Selbstverleugnung eines gebietenden Chefs seinem ihm untergeordneten Stellvertreter gegenüber?!

Nur in zwei Punkten war und blieb zwischen uns beiden ein grundsätzlicher Gegensatz. Ich ließ keinen Anlaß vorbeigehen, um auf die Wichtigkeit der vaterländischen Geschichte hinzuweisen und für sie aus pädagogischen und patriotisch-politischen Gründen einen maßgebenden Platz in der Reihe der Unterrichtsgegenstände zu vindizieren. Als ich mit meinem Plane im Gymnasial-Entwurf durchgefallen war, vertröstete mich Thun auf die Studien-

ordnung der Universitäten; als auch hier die österreichische Geschichte in einen Winkel gesetzt wurde, sollten die Staatsprüfungen aushelfen; doch da kam ebensowenig die von mir gewünschte Remedur. Erst unter den späteren Ministern kam im Gymnasium der Unterricht der österreichischen Geschichte mehr und mehr zur Geltung, freilich noch immer nicht so, wie ich mir es 1849 gedacht hatte. Und mehr als vierzig Jahre dauerte es, ehe unter Minister Gautsch, ich kann wohl sagen auf mein unablässiges Bemühen, die österreichische Reichs- und Rechtsgeschichte auf jenen Platz gestellt wurde, der ihr in der Reihe der juristischen Obligatstudien und unter den Gegenständen der rechtshistorischen Staatsprüfung gebührte.

Der zweite Hauptpunkt, in welchem ich von meinem Minister mich unterschied, betraf die Frage der nationalen Gleichberechtigung. In Wien, dem natürlichen Mittel- und Sammelpunkte des Zentralismus, hatte man in dem Jahre der Wirrnis nur ungern den Forderungen der anderssprachigen Völker nachgegeben; nachdem die Revolution besiegt war, kehrte man allgemach zu der Tradition der Germanisation zurück. Bach, ein geborener Wiener, kannte nichts anderes als die Verbreitung der deutschen „Staatssprache", und die überwiegende Mehrzahl der Beamten in allen Ministerien gehörte derselben Richtung an. So wurde auch Thun, der in der ersten Zeit noch an den Anschauungen und Strebnissen seiner Jugend hielt*), allmählich in eine andere Bahn gelenkt und in seinem eigenen Ministerium wurde er von den meisten seiner Räte auf das eifrigste unterstützt. Ich habe wiederholt gezeigt, wie unparteiisch Exner bis in die Zeit hinein, da ich die Leitung des Ministeriums übernahm, die Forderungen der Nationalitäten beurteilte und berücksichtigte. Aber ohne Zweifel war es Bonitz, der Exners Anschauungen in eine andere Richtung lenkte, und jetzt wurde das Losungswort der „Welt- und Kultursprachen" ausgegeben. „Das Deutsche und das Italienische", sagten Exner und Bonitz, „sind Welt- und Kultursprachen und diese sind in den österreichischen Schulen voranzustellen und zu pflegen." Die anderen Sprachen behielten zwar in der Volksschule die Stellung, die sie im Jahre 1848 erobert hatten und die ihnen verfassungsmäßig verbürgt war. An den Gymnasien der nicht-deutschen Gegenden wurde die sogenannte zweite Landessprache nicht übersehen, im Gegenteile, sie fand von der untersten bis zur obersten Klasse eingehende Pflege, und namentlich Joseph Jireček war es, der sich für die Abfassung geeigneter Sprachlehren und Terminologien und die Zusammenstellung von Lesebüchern in den verschiedenen Landessprachen

*) Über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung (Prag, 1842, Kronberger und Řivnáč); „Die Stellung der Slovaken in Ungarn" (Prag, 1843, Calve).



eifrig bemühte und in dieser Richtung wahrhaft ausgezeichnetes leistete. Viele der von ihm teils unmittelbar verfaßten, teils von ihm beeinflußten Lehr- und Lesebücher waren geradezu mustergiltig zu nennen. Auch an den Universitäten mehrsprachiger Länder wurde für Lehrkanzeln der böhmischen, polnischen, ungarischen 2c. Sprache und Literatur gesorgt und wurden tüchtige, zum Teil hervorragende Vertreter dieses Faches an sie berufen. Allein, wohlgemerkt, all das geschah für diese Sprachen nur als Unterrichtsgegenstand, nicht als Unterrichtssprache. Das einzige akademische Gymnasium in Prag, in welchem die zweite Landessprache ihr volles Recht behauptete, erfuhr von deutscher Seite so konstante Anfeindungen und Angriffe und dem Ministerialrat Kleemann, den Thun zur Untersuchung dieser Angelegenheit nach Prag schickte, wurde von den erbitterten Anklägern der Kopf so heiß gemacht, daß das Resultat war: Aufhebung des böhmischen Gymnasiums und Umwandlung desselben in ein deutsches nach dem allgemeinen System! Von Einrichtung einer nicht-deutschen oder nicht-italienischen Universität konnte schon gar keine Rede sein. Die schwachen Anfänge, die unter mir für allmähliche Einrichtung slovenischer Fakultäten in Laibach gemacht worden waren, wurden nicht weiter ausgebildet: die Frage der Errichtung einer süd-slavischen Universität steht noch heute auf demselben Punkte, ja auf einem noch ungünstigeren als damals.

Noch zwei Angelegenheiten, die mit der Sprachenfrage nichts zu tun haben, gerieten später ins Stocken oder wurden ganz rückgängig. Unter mir wurde die medizinisch-chirurgische Josephs-Akademie aufgehoben aus den sehr triftigen Gründen, die von Seite der Militärverwaltung selbst geltend gemacht wurden: erstens weil dieses Spezialstudium für künftige Militärärzte nicht einmal in Friedenszeiten den erforderlichen Bedarf deckte, und zweitens, weil, was der Militärarzt in seiner besondern Stellung bedarf, sehr leicht auf praktischem Wege nachgeholt werden kann: usus te plura docebit. In den Sechzigerjahren trat an Kottmayers Stelle als Medizinal-Referent im Kriegsministerium der frühere Direktor der Josephs-Akademie, General-Stabsarzt Dreyer, und dieser setzte nun alles in Bewegung, um sein Lieblings-Institut von den Toten zu erwecken. Das Unterrichtsministerium wurde gar nicht gefragt, bei den Verhandlungen erfuhren die Unterrichtsverwaltung von 1849 und tecto nomine jene, die damals das Verbrechen der Auflösung begangen hatten, die heftigsten Angriffe. Die Josephs-Akademie erstand wieder und diesmal reicher ausgestattet und reichlicher dotiert als früher. Sie bestand aber nur ein paar Jahre, dann wurde sie abermals aufgelöst und wohl für immer. Das war eine Satisfaktion für mich.

Die zweite Angelegenheit, mit welcher ich mich in der Zeit meiner Leitung des Ministeriums ernstlich beschäftigt hatte, war die Erbauung einer

allen Anforderungen der Wissenschaft entsprechenden Sternwarte in Prag. Als der verdienstvolle Kreil aus Prag schied, kam an seine Stelle Professor Joseph Georg Böhm aus Innsbruck, welchem die Förderung der Wissenschaft nicht viel Kummer machte. Die Instrumente aus der Zeit des berühmten Tycho de Brahe verschacherte er sub titulo „altes Messing“. Von der Erbauung einer den Anforderungen der Wissenschaft entsprechenden Sternwarte in Prag war keine Rede mehr und wird es jetzt, schon aus finanziellen Gründen, weniger als je sein; denn bei dem Bestande zweier sprachlich geschiedener Universitäten in Prag kann nicht eine, sondern müßten zwei dem Stande der heutigen Wissenschaft entsprechende Sternwarten in Frage kommen.

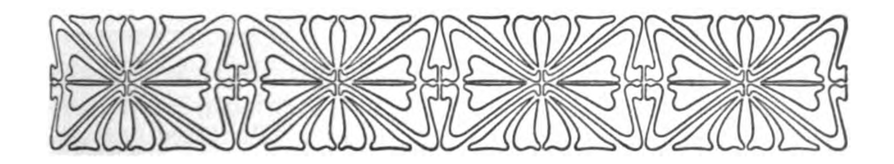


Gruß aus der Ferne.

Von W. O. Noltsch.

Wolkenloser Juli-Abend!
Über üppige Rebenlauben
Weht es aus dem Tal der Talfer
Wie ein kühles Fächerfächeln
Unsichtbarer Frauenhände.
Östlich glüht der Rosengarten,
Und am veilchenfarb'gen Himmel
Westwärts glänzt des Mondes Sichel
Ob der Felsenwand der Mendel;
Ringsum aber ragen Türme
Alter Kirchen, alter Burgen
Aus der Flur des Bozner Beckens,
Aus dem Eden von Tirol! —
Und vor diesem Zauberbilde,
Das beseelt von Heldensagen
Und verklärten Kraftgestalten,
Sitz' ich Vers an Verse reihend
Auf der luftigen Terrasse
Einer Schenke, die mit Recht sich
Schlichtweg nennt „Zum schönen Blick“!
Wenn ein Vers mir aber halbwegs
Dünkt gelungen, schlürf behaglich
Einen Trunk ich von des Etschtals
Feuerflüssigem Rubin. —
Und mit mir am immer wieder
Neugefüllten Becher nippen,
Nur von mir geschaut, so manche
Der verklärten Kraftgestalten
Mit bedeutungsvollem Nicken.
Doch nicht bloß mir wohl vertraute
Geister aus vergang'nen Tagen,
Auch die Seelen lieber Freunde,
Die — wenn auch in weiter Ferne —
Regsam noch hienieden wirken,
Hab' ich mir zu Gast geladen,
Und mit ihnen trink' die „Minne“
Ich in treulichem Gedenken
Als ein weiter nichts vom Leben
Mehr begehr'nder, sel'ger Mann! — —
Bei dem letzten Becher aber
Beugt mein Geist sich dankdurchdrungen
Vor dem Geber alles Guten
Und ich murmle feuchten Blickes:
„Großer Gott! Dich loben wir!“





Neuromantik.

Allerhand Gedanken von **Friedr. Castelle.**

Man hat die Neuromantik in etwas freier Deutung zu dem griechischen νευρός (Nerv) in Beziehung zu bringen versucht und damit, freilich ungewollt und nur rein äußerlich betrachtet, den Charakter dieser Richtung gekennzeichnet. Unsere modernen Lyriker sind Nervenmenschen. Sie haben einen starken Wirklichkeitssinn und rücken mit bewußter Absicht ihre Persönlichkeit, ihre Individualität in den Vordergrund. Etwas von dem Verismus Wagners, von dem Impressionismus der modernen Malerei steckt auch in unserer zeitgenössischen Dichtkunst.

Die neuromantische Lyrik läßt sich wohl am ersten und treffendsten mit der impressionistischen Freilichtmalerei vergleichen. Betrachten wir einmal einen Meister der altmünchener oder altdüsseldorfer Schule: Wir finden bei ihm das gleich fein gestimmte künstlerische Empfinden wie etwa bei den Modernen, dem Deutschen Liebermann, dem Franzosen Millet, dem Dänen Kroyer, dem Holländer Israels. Der Unterschied liegt nur in der Behandlung des Lichtes und dem dadurch hervorgerufenen Eindrucke der Stimmung. Die Alten malten im Atelierlicht. Ihr Prinzip war die „eine Lichtquelle im geschlossenen Raum". Anders unsere Modernen. Bei ihnen lebt das Licht in den Dingen und um diese her. Aus der indirekten kalten Lichtquelle ist die direkte warme Lichtatmosphäre geworden, die das so überaus eindringliche Spielen der Luft hervorruft.

Ist's in der modernen Dichtkunst etwa anders? Zum Vergleiche diene das Naturgedicht, als der einfachste Ausdruck der Stimmung. In der Lyrik des vergangenen Jahrhunderts tritt das Bestreben in den Vordergrund ein landschaftliches Bild der Naturstimmung zu geben und dann, in einer vielleicht mit dem überaus logischen „so" anhebenden Schlußstrophe, die eigene Empfindung gewissermaßen als ein von außen einfallendes, fremdes Licht aufzusetzen. Heute ist das anders. Nicht mehr ein gleichgestimmtes, Sinnbild der eigenen Augenblicksempfindung ist dem Lyriker die Natur. Er geht in ihr auf und sie durchtränkt sein Schaffen mit Gefühlen, die verwandte Saiten in ihm anklingen lassen. Eine starke, von der Persönlichkeit losgelöste und doch wieder streng persönliche Wechselwirkung ist das Charakteristikum der modernen Lyrik.

Wir sehen es am deutlichsten an Liliencron, den wir heute schon wohl unbedenklich an die Spitze dieser ganzen Richtung stellen dürfen. Liliencron ist kein gelernter und gelehrter Dichter. Die Poesie des kecken Dragonerkriegers, der in seinen „Kriegsnovellen" und Kriegsliedern Deutschlands Triumph über den wälschen Feind mit unerreichter dichterischer Kraft besungen und somit wohl als der einzige den Kriegswirren von 1870/71 ein literarisches Denkmal gesetzt hat, — eine Tat, die bisher leider noch viel zu wenig Anerkennung fand, — ist frei von jeglichem Ballast. Ein starker, starrer Wirklichkeitssinn gibt seiner Lyrik etwas bezwingend Natürliches. Er sieht die Dinge, wie sie sind, und stellt sie ohne Scheu vor Trivialität dar. Karl Busse hat das vor Jahren schon angedeutet in einem recht interessanten Vergleiche. „Wenn Theodor Storm", so ungefähr sagte er, „einen einsamen Teich mit Schilf und blauen Libellen darüber schildert, so malt Liliencron noch den zerrissenen Stiefel irgend eines vorübergegangenen Handwerksburschen hinzu." Dieses bewußte Streben nach krasser Wirklichkeit hat den außerordentlich wort- und bildreichen Dichter freilich oft zu Experimenten verleitet, die man kaum noch dichterisch schön nennen kann. Man denke nur an das in seinem letzten Gedichtbuche „Bunte Beute" geschilderte — Eisenbahnunglück. Gemeint ist das seinerzeit von einem Witzblatte famos persiflierte Gedicht „Der Blitzzug", in dem Liliencron in Wortwahl und Rhythmus das Rasseln des Zuges malt:

„Fortfortfortfortfortfort dreh'n sich die Räder
Rasselnd dahin auf dem Schienengeäder ...."

und dann die Katastrophe:

„Halthalthalthalthalthalthalthaltein —
Ein anderer Zug fährt mitten hinein ...."

Doch nicht diese in manchen seiner Gedichte durchbrechende oder gar sie beherrschende Zügellosigkeit des Gedankens, nicht die oft ebenso große Willkür in der Behandlung der Form ist das Charakteristische, das für die Literatur Wertvolle an Liliencrons Lyrik. Das Neue, das er der zeitgenössischen Dichtkunst gegeben hat, ist die aus diesen beiden Elementen erwachsene Kraft der natürlichen, subjektiven Empfindung. Er war neu, durchaus neu in seinem ganzen dichterischen Wesen, neu wie etwa Annette v. Droste-Hülshoff, mit der er ja wesensverwandt ist. Und wenn Liliencron, der heute schon sechzigjährige Holsteinische Dichterbaron, auch oft im Äußerlichen stecken geblieben ist, so hat doch gerade er den Boden bereitet für ein fruchtbringendes Neuland der Lyrik.

Im Drama, um auch dieses heute noch völlig brachliegende Feld der Dichtkunst zu streifen, geht die Entwicklung langsamer vor sich. Dort haben wir heute nur erst rein äußerlich eine neue Erscheinungsform, eine neue Technik. Man denke an den Einfluß des „nordischen Magiers" Ibsen. Nicht seine uns fremde und zumeist abstoßende Weltanschauung veranlaßte den Siegeszug seiner Dramen über die deutsche Bühne. Nicht der

pessimistische Gesellschaftskritiker Henrik Ibsen konnte uns auf die Dauer fesseln; denn sein ganzes, heute wohl sicher abgeschlossen vor uns liegendes Lebenswerk war ein Kampf gegen Windmühlenflügel. Es liegt etwas wie Tragik in dem Gedanken, daß der Dichter der „Stützen der Gesellschaft", der „Nora", des „Volksfeind", der „Gespenster" und der den Schluß der Gesellschaftsdramen bildenden „Wildente" in seinen letzten Dramen: „Baumeister Solneß", — „Die Tragik des versagenden Willens" nennt der Leipziger Literarhistoriker Prof. Witkowski das Bühnenwerk, — „Klein Eyolf", „John Gabriel Borkmann" und „Wenn wir Toten erwachen" zum bitteren Ächter seiner eigenen Weltanschauung, zum ohnmächtigen Antikritiker seiner eigenen Gesellschaftskritik geworden ist. Was Ibsen dem deutschen Drama gegeben hat, ist also nicht das neue Gebiet, das unsere erfolgreichsten deutschen Dramatiker der Gegenwart, mögen sie nun Max Halbe („Jugend"), Otto Fritz Hartleben („Rosenmontag"), Max Dreyer („Probekandidat"), Otto Ernst („Flachsmann als Erzieher" und „Gerechtigkeit"), Walter Bloem („Es werde Recht") oder endlich Adam Joseph Beyerlein („Zapfenstreich") heißen, heute mit mehr oder minder kräftigem Rechen aufwühlen. Was er uns gegeben hat, ist vielmehr die feine Seelen- und Zustandsschilderung, so daß man bei Ibsen von einer Vertiefung des seelischen Lebens auf der Bühne sprechen darf, und die geradezu virtuose neue Technik. Diese beiden Eigenschaften Ibsens werden das heroisch-romantische Drama, das, so scheint es, im Anzuge ist, sicherlich stark beeinflussen. Im Anzuge freilich nur, erscheinen aber wird es erst, wenn wieder eine Weltanschauung sich Bahn gebrochen hat, die wie die Calderons und Shakespeares die feinsten Saiten der Volksseele, die christliche und ethische, erzittern und schwingen macht, die der neuen Form auch den entsprechenden Inhalt gibt. Dazu wird das deutsche Drama aber vielleicht noch einer langen und mühsamen Entwicklung bedürfen.

In der Lyrik, der subjektivsten Kunst, geht diese Umschwungentwicklung, wie schon angedeutet, leichter und schneller vor sich. Hier haben wir heute schon in der neuen Form den neuen Inhalt. Und gerade dieser neue Inhalt verdient in der richtigen Deutung des Wortes die Bezeichnung „Neu-Romantik". Durchblättern wir einmal eine der bedeutenderen Anthologien der letzten Jahre. Etwa das „Hausbuch der Lyrik" von dem Kunstwart-Leiter Avenarius, oder „Wir sind die Sehnsucht" von Karl Ernst Knodt oder Ließems „Poesie für's Haus", die eine gute Tat des Bachem'schen Verlages darstellt. Fast bei jedem der in ihnen zu uns sprechenden Dichter klingt das Motiv der Sehnsucht an. Oft nur einer Sehnsucht, die sich über Alltagsdrang und -dunst hinausheben möchte. Aber auch ebenso oft einer Sehnsucht nach den echten goldenen Idealen des Lebens: nach Reinheit der Empfindungen und des Lebens, nach der Religion und ihrem höchsten Ideale: Gott! Wo die christliche Weltanschauung fehlt, klingt diese Sehnsucht nie oder nur selten rein und

harmonisch aus. Entweder sucht sie ihren Ausdruck in der klang- und glanzvollen Schönheit hellenistischer Religionsempfindungen oder aber sie schließt mit einer grellen Dissonanz.

Nur wenn die christliche Weltanschauung den Grundton bildet, wird die Sehnsucht nach Frieden die für unsere jüngste Lyrik charakteristische Form der religiösen Lyrik finden. Und darin wurzelt die Bedeutung der Neuromantik für unsere katholischen Dichter. Ihnen ist diese Weltanschauung nicht wie z. B. bei dem — Liliencron an Bedeutung und Einfluß am nächsten stehenden — Gustav Falke nur Sehnsucht, sondern von Kindheit an unbewußte und mit dem Erwachen des Bewußtseins erkannte Wirklichkeit. Die Lyrik Eichendorffs als der gesundeste Ausfluß der eigentlichen christlichen Romantik wird vielleicht am ersten zum Vergleiche heranzuziehen sein. Denn wie bei Eichendorff das eng umgrenzte sogenannte religiöse Gedicht, das, der ganzen Zeitrichtung entsprechend, in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unsere katholischen schöngeistigen Zeitschriften beherrschte, hinter dem mit hohen ethischen und christlichen Ideen erfüllten Stimmungsgedichte zurücktritt, so streben auch viele unserer jungkatholischen Dichter danach, ihr ganzes Schaffen mit ihren innersten Empfindungen zu durchtränken. Daß diese Poesie oft freilich von einer fast an Altklugheit streifenden Ausgereiftheit strotzt, daß sie manchmal sogar an krankhaften Auswüchsen reich ist, darf man sich nicht verhehlen. Jedenfalls aber geht durch sie ein Gefühl und jedenfalls sind sie durchweg von einer Weltanschauung getragen, die uns froh in die Zukunft schauen lassen, einer Weltanschauung, die einer unserer Jüngsten, Christof Flaskamp so treffend charakterisiert, wenn er singt:

> Nur wer aus Gott, — die andern werden nie,
> Weil ihre Augen diese Welt nicht lassen,
> Dies freudige Geheimnis fromm erfassen:
> „Die tiefe, selige Weltenharmonie!“





Aus «Des Lebens Sinn».

Gedanken von L. N. Tolstoj.

Gesammelt von W. Tschertkow. — Übersetzt von B. Br.

Wir müssen leben, um zu erfüllen den Willen Des, der uns ins Leben gesandt hat. Und wir müssen so leben, daß dieser Wille erfüllt werde. Die Erfüllung dieses Willens gibt uns ein Recht auf das Leben oder, um mich genauer auszudrücken, gibt uns die Überzeugung, daß unser Leben einen Sinn hat.

Doch Sie werden fragen: Worin besteht dieser Wille? und wie sollen wir wissen, wann wir ihn erfüllen und wann nicht? — Dieser Wille fordert von uns zweierlei: ein beständiges Sichvervollkommnen und ein beständiges Mitwirken an der Errichtung des Reiches Gottes auf Erden, d. h. eine Lebensführung, bei welcher alle Menschen sich als Brüder bekennen und einander lieben. Um bei jeder Handlung zu erkennen, ob der Wille Des, der uns gesandt hat, erfüllt wird oder nicht, mußt Du Dich fragen: Trägt diese Handlung bei zu Deiner Vervollkommung (die Vervollkommung aber besteht in der Vermehrung der Liebe) und zugleich zur Errichtung des Reiches Gottes, d. h. zur Vermehrung der Liebe in den Menschen?

Kurz gesagt ist des Lebens Sinn der, daß jeder lebende Mensch das Werkzeug Gottes ist, — das Werkzeug, durch welches Gott seine Werke vollführt. Und daher liegt des Lebens Sinn darin, daß Du aufs allerbeste das Werk tust, das Gott von Dir verlangt. Ob Du dieses tust oder nicht, kannst Du stets wissen: das Gewissen ist hierbei der Wegweiser. Du mußt ihm nur gehorchen und mußt Dich bemühen, es immer mehr und mehr zu erwecken. —

* * *

Kürzlich dachte ich daran, daß die Aufgabe des Christen darin bestehe, den Willen des Vaters zu erfüllen; jedoch welches ist der Wille des Vaters? Wie sollst Du das erfahren, ohne zu irren? Du fängst an zu überlegen: ist es der Wille des Vaters, daß ich predige und lehre? oder daß ich so oder so lebe? daß ich mit oder ohne Familie lebe? Und wenn Du Dich so zu fragen beginnst, findest Du niemals, welches der Wille des Vaters ist und gerätst in Zweifel und Verwirrung: warum ist mir befohlen, den Willen des Vaters zu erfüllen, aber nicht gezeigt, worin er besteht?

Über dieses denke ich nun folgendermaßen: der Wille des Vaters ist uns klar gezeigt, doch wir suchen ihn nicht dort, wo er uns gezeigt ist. Wir

glauben immer, der Wille des Vaters könne in äußeren Dingen liegen, — wie z. B. Abraham befohlen wurde, in die Fremde zu ziehen oder dergl. — und der Wille des Vaters ist doch nur der, daß wir in dem Joch, in das wir gespannt sind, sanft und demütig seien und daß wir, ohne zu fragen warum, wohin und was wir ziehen, — ziehen, solange unsre Kräfte reichen, anhalten, wann es befohlen wird, weiterziehen, wann es befohlen wird, ohne zu fragen warum und wohin. — „Nehmet auf Euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig!“—

Sei sanftmütig und von Herzen demütig, sei zufrieden mit allem, einverstanden mit jeder Lage und du wirst den Willen des Vaters erfüllen! Also, um den Willen des Vaters zu erfüllen kommt, es nicht darauf an, was Du tust, sondern wie Du das tust, was Du zu tun hast. —

* * *

Wir sind gesandt, diesen sich senkenden Pfad zu durchschreiten, indem wir das Licht hinübertragen, das uns anvertraut ist. Und alles, was wir tun können, ist, einander auf dem Wege beim Tragen des Lichtes zu helfen, — wir jedoch halten uns gegenseitig auf, stoßen uns hinunter, löschen unser Licht und das der andern. —

* * *

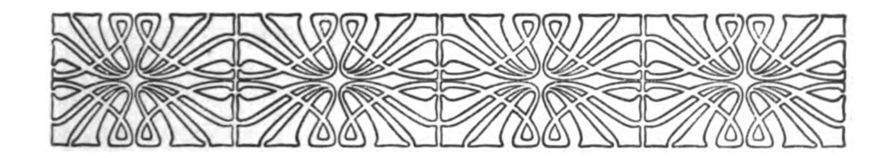
Unser Leben, das der Alten wie der Jungen, unterliegt jeder Minute der Möglichkeit des Aufhörens und daher darf die Erfüllung unsres Lebenswerkes nicht aufgeschoben werden: wir müssen Gott und den Menschen sofort dienen, in jeder Minute unseres Lebens. Dieses Gott und den Menschen Dienen besteht aber in der Vermehrung der Liebe in sich und den andern und dieses Werk können wir immer und unter allen Bedingungen vollführen. —

* * *

Wenn der Mensch bestimmt wüßte, daß sein Dasein mit diesem Leben zu Ende wäre, — was würde er beginnen, wenn er an der Neige des Lebens steht wie ich? All seine Tätigkeit ist in andere, jüngere Hände übergegangen, — was soll nun er machen?

Nur wenn wir glauben, daß unser Leben nicht hier endet, bleibt uns immer die wichtigste und stets interessante Arbeit, — die Arbeit an unsrer Seele, die nicht verloren gehen, sondern drüben notwendig sein wird.





Vor dem Antlitz des Lebens.

Von M. Gorjki.

Übersetzt von B. Br.

Vor dem Antlitze des rauhen Lebens standen zwei unbefriedigte Menschen und auf die Frage: „Was erwartet Ihr von mir?“ antwortete der eine von ihnen mit müder Stimme: „Ich bin empört über die Grausamkeit Deiner Widersprüche; kraftlos müht sich mein Verstand, den Sinn des Daseins zu begreifen und meine Seele ist erfüllt von der Dämmerung des Zweifels. Meine Selbsterkenntnis sagt mir, daß der Mensch das beste unter allen Geschöpfen ist —“ — „Was willst Du von mir?“ fragte ruhig das Leben. — „Das Glück! und für mein Glück ist's notwendig, daß Du die beiden Widersprüche in meiner Seele miteinander versöhnest: Mein ‚ich will‘ mit Deinem ‚Du mußt!‘ —

— „Wünsche das, was Du für mich mußt!“ antwortete rauh das Leben.

— „Ich mag nicht Dein Opfer sein!“ rief der Mensch aus, „ich möchte der Beherrscher des Lebens sein — und muß den Nacken beugen unter das Joch seiner Gesetze, — wozu das?“

— „So sprechen Sie doch einfacher!“ sagte der andere, der dem Leben näher stand; aber der erste fuhr fort, ohne auf die Worte des Kameraden zu achten: „Ich möchte die Freiheit haben, in Übereinstimmung mit meinen Wünschen zu leben und möchte meinem Nächsten aus bloßem Pflichtgefühl weder Bruder noch Diener sein, — ich will das sein, was ich frei erwähle, — Sklave oder Bruder! Ich möchte nicht der Stein in der Allgemeinheit sein, den die Allgemeinheit hinlegt, wie und wohin sie will, indem sie die Türme ihres Wohlergehens auferbaut. Ich bin Mensch, bin Geist und Verstand, — ich muß frei sein!“

— „Halt!“ sagte das Leben mit grausamem Lächeln, „Du hast viel gesprochen und alles weitere, was Du noch sagen willst, ist mir bekannt. Du willst frei sein?“ — Nun was denn? So sei es! Kämpfe mit mir, besiege mich und sei mein Herr und ich werde dann Dein Sklave sein. Du weißt, ich bin leidenschaftslos und habe mich dem Sieger stets leicht ergeben! Doch Du mußt eben siegen! Bist Du fähig, mit mir um Deine Freiheit zu ringen? Ja? Bist Du stark genug, um zu siegen und glaubst Du an Deine Stärke?“ —

Und kleinlaut erwiderte der Mensch: „Du hast mich in einen Kampf mit mir selbst gedrängt, — Du hast meinen Verstand geschärft wie ein Messer, — er ist mir tief in die Seele gedrungen und hat sie zerdrückt!“

„So sprechen Sie doch strenger, — klagen Sie nicht!“ sagte der andere. Doch der erste fuhr fort:

„Ich will ausruhen von Deinem Drucke! O, laß mich das Glück genießen!“

Das Leben lächelte wieder mit einem Lächeln, ähnlich dem Glanze des Eises:

„Sage mir, forderst oder bittest Du, indem Du sprichst?“

— „Ich bitte“, entgegnete der Mensch.

— „Du bittest wie ein Gewohnheitsbettler; doch, mein armer Freund, ich muß Dir sagen: das Leben gibt keine Almosen! Und weißt Du was? Der Freie bettelt nicht, — er nimmt eigenmächtig meine Gaben. — Du jedoch, Du bist nur der Sklave meiner Wünsche, nichts mehr! Frei ist derjenige, der die Kraft hat, allen Wünschen zu entsagen, um sich für einen einzusetzen. — Hast Du verstanden? — Entferne Dich!“ —

Er hatte verstanden und legte sich wie ein Hund zu Füßen des Lebens nieder, um still die Bissen aufzufangen, die vom Tische fallen, — die vom Leben verschmähten Überreste. —

Nun blickten die farblosen Augen des rauhen Lebens den andern Menschen an, — der hatte grobe, doch gutmütige Gesichtszüge.

— „Was bittest Du?“

— „Ich bitte nicht, ich fordere!“

— „Was?“

— „Wo ist die Gerechtigkeit? Gib sie her! Alles andre nehme ich mir später, vorläufig brauche ich nur die Gerechtigkeit. Ich wartete lange, ich wartete geduldig, — ich lebte in Mühen, ohne Rast, ohne Licht! Ich wartete, — doch jetzt ist's genug! Wo ist die Gerechtigkeit?“ —

Und das Leben antwortete ihm ruhig: „Nimm!“—





Investigators Irrfahrt.

Ein altes Märchen.

Von **Albert Wimmer.**

Ein Wanderer ging durch die frühlingsholde Flur in tiefem Sinnen, denn er ging aus, das Glück der Wahrheit zu finden und kannte weder den Weg noch die Entfernung. Seit dem Antritte seiner großen Reise war er nach dem Grundsatze vorgegangen: Folge der goldenen Mittelstraße! Deshalb fragte er stets zwei um den rechten Weg und hielt sich sodann immer schön in der Mittelrichtung. Zerrissene Kleider und müde Füße waren bis jetzt das Resultat, denn sein Weg führte oft über Ackerschollen, Hecken und Gräben, durch Sümpfe und Gestrüpp und noch immer kam die umgebende Welt seinen Augen genau so alltäglich vor wie am Anfange seiner Reise.

Da sah er eines Tages zwei absonderliche Leute an einem Kreuzwege sitzen. Sie waren vom Kopf bis zum Fuß in bunte Flicken wie Harlekine gekleidet und schienen einander nicht hold gesinnt zu sein, denn sie sahen sich mit bösen Blicken an. Als der Wanderer näher trat, bemerkte er, daß auf jedem Lappen von besonderer Farbe auch ein besonderer Name verzeichnet stand, wie Heraklit, Zeno, Plato, Kant, Fichte, Hegel u. s. w. Erstaunt fragte er: „Was bedeuten die vielen bunten Lappen und die verschiedenen Namen an eurem Leibe?“ — „Diese Lappen bedeuten die Gedanken großer Männer und ihre Summe bedeutet mein Ich“, antwortete der eine von ihnen; „sie sind die Komponenten, mein Ich ist die Resultante“. — „Doch wie vermagst du dann dein Ich von jenem anderer zu unterscheiden?“ — „Sieh meinen Feind dort an mit seinen dunklen Tönen — und du fragst noch?“ So erwiderte der Gefragte. Jetzt erst bemerkte der Wanderer, daß beide wohl Lappen von allen Farben, aber nicht in gleicher Zusammenstellung trugen. „Kannst du mir sagen, wo ich die Wahrheit finde?“ fragte er weiter. „Du hast sie bei mir schon gefunden“, entgegnete der Harlekin stolz; „ich kann Dir nicht nur eine, sondern hunderte von Wahrheiten nennen, welche die Größten und Weisesten ersonnen haben.“

Da wandte sich der Wanderer ab und ging traurig weiter, indem er zu sich sprach: „Solche Wegweiser zur Wahrheit ermutigen mich nicht, noch weitere zu befragen. Ich habe hier zum erstenmale unverhüllt Philosophen gesehen und ahne mit Schaudern, wie es unter den Talaren und Baretten aussieht, welche mir bis jetzt begegnet sind.“

Tagelang war er seit diesem Erlebnis fortgewandert und nun in eine menschenleere Gegend gekommen. Unter immer größeren Mühsalen war er

durch pfadlose Wälder und über ödes Felsgerölle vorgedrungen, bis ihm eines Abends eine steil abfallende Bergwand Halt gebot. Freundlich blickte der Abendstern auf den Ermüdeten hernieder, doch ebenso ferne wie dieser erschien ihm noch sein Ziel und entmutigt bettete er die reisematten Glieder in das Moos. Da trat im Traume die Lichtgestalt einer Fee zu dem müden Schläfer, sich freundlich zu ihm neigend. „Bist du Veritas, die Eine, Makellose?" fragte er die Erscheinung mit bebenden Lippen. — „Nein, — ich heiße Humanitas" erwiderte lächelnd das lichtholde Bild. — „O, erlöse mich von meines Sehnens Qual und zeige mir den Weg zu deiner göttlichen Schwester!" rief er inbrünstig aus. — „Den kann ich dir nimmer weisen", sprach sie, „denn Menschenaugen können ihn nicht sehen, Menschenfüße nicht beschreiten. Doch wandere morgen durch die tiefe Schlucht in dieser Bergwand und Du wirst erreichen, was Sterblichen zu erreichen vergönnt ist." — Damit verschwand sie lächelnd.

Als der Wanderer am Morgen erwachte, sah er die dunkle Felsschlucht vor sich und erkannte das Bedeutungsvolle seines Traumbildes. Von ahnenden Schauern erfüllt, durchschritt er die düstere Felsenge, in welcher Geier und Raben horsteten. Endlich traten die starren Wände zurück und ein liebliches Tal bot sich seinen entzückten Blicken dar. Tief blau, von silberschimmernden Wellenstreifen durchzogen, breitete sich unten ein See aus, in welchem schöngeformte Berge und das üppige Grün der Ufer sich spiegelten. Sieben Hügel reihten sich im Halbkreise um seine kristallklaren Fluten und auf dem Gipfel eines jeden erhob sich ein Gebäude. Aber während auf dem zart rosenroten Marmor, aus welchem die schlanken Säulen des Tempels auf dem ersten Hügel gebildet waren, die Sonne in lieblichem Kontrast frischgrüne Schlinggewächse mit bunten Blüten beleuchtete, ragte auf dem zweiten Hügel ein anderer, aus schwarzem, glanzlosem Gestein erbaut, düster auf kahlem Fels; auf dem Gipfel des dritten Hügels erhob sich ein Bretterdach, wie von einer Jahrmarktsbude, und der vierte unterschied sich durch ein Gebäude von unschöner, aber solider Bauart mit einem Schornstein, dem eine Rauchsäule entstieg, sowie durch stallartige Anbauten mitten in Kraut- und Kartoffeläckern; zwischen hochragenden dunklen Zypressen leuchteten die schneeweißen Marmorsäulen eines herrlichen Tempels auf dem fünften Hügel, als ein luftiges Zelt erwies sich das Anwesen auf dem sechsten und auch auf dem siebenten und letzten Hügel stand kein auffallendes Bauwerk, sondern nur ein freundliches Bauernhaus unter einer schattigen Linde, von Obstbäumen umgeben.

Eine innere Stimme sagte dem Wanderer, daß er an dem Orte angelangt sei, welchen ihm Fee Humanitas im Traume verkündigt hatte. Hoffnungsreichen Herzens durchschritt er die mit herrlichen Blumen geschmückten regelmäßigen Rabatten am Fuß des ersten Hügels und stieg über glänzende Marmorstufen, über welche sich blühende Rosensträucher zu einer Laube wölbten, zu dem zierlichen Tempel aus rosenrotem Marmor empor. Freundlich empfing ihn oben ein blondlockiger Jüngling an der Seite einer lieblichen Frau, welche eine blumengeschmückte Lyra trug, und beide führten ihn an den Händen in den Tempel, durch dessen kristallene Decke das Sonnenlicht in tausendfärbigen Strahlen flutete. Auch innen glich der Tempel einem entzückenden Blumenhain, aus dessen duftendem Gezweige die süßen Lieder wundersamer Vögel ertönten. Dann traten sie mit dem vor Entzücken Sprachlosen hinaus und stiegen durch

die Rosenlauben hinab zum See, dessen klaren Tiefen goldige Fische entstiegen, während ein Schwan in edler Haltung zutraulich dem Ufer nahte.

Und der blondlockige Jüngling sang ein wundersames Lied, während seine holde Gefährtin die Saiten ihrer Laute in herrlichen Akkorden ertönen ließ; er sang das Lob der Schönheit, welche die ewige Wahrheit sei, zu finden nur von den Gottbegnadeten, deren Sinn und Seele sie zu schauen vermöge. „Sieh dort die azurne Libelle", — so sang er —, „von Sonnenstrahlen gebildet und ernährt, grüßt sie freundlich den goldenen Fisch am Seegrunde, der liebend zu ihr emporschwimmt, ihr glänzendes Widerspiel im Reiche der kristallenen Flut, wie sie im Reiche des goldigen Äthers. Mit hellem Auge bewundert der Schwan die ihm so trauten Gefährten; rein wie sein Silbergefieder ist auch sein Herz, frei ist er von niederen Trieben, selbst schön und darum neidlos."

— „Die Unvollkommenheit der irdischen Hülle zwingt mich, ihren Anforderungen jetzt zu gehorchen und Beeren zu sammeln, nährend und süß. Willst du mich begleiten?" so sagte der Jüngling, „dann magst du weiter an unserer Hand der ewigen Wahrheit Dich nähern."

Eine plötzliche Anwandlung von Trauer verbergend, antwortete der Wanderer: „Habe Dank für deinen schönen Gesang, der mich über das Irdische erhob, aber mich treibt eine Mahnung, der Wahrheit auch im nächsten Tempel nachzuforschen." Damit nahm er Abschied von dem lieblichen Paare und lenkte noch einmal seinen Blick traurig auf den Schwan, der sich mit gesträubten Fittichen ruhig in den Wellen bespiegelte; denn der Wanderer hatte während des holden Gesanges bemerkt, wie der goldige Fisch aus dem Wasser emporschnellte, um seine azurne Freundin zu erschnappen, welche eben einen verunglückten bunten Falter von der Oberfläche des Sees faßte, und wie der Schwan, aufmerksam geworden durch das Plätschern, diese zweifache Mordtat durch eine dritte sühnte, indem er den schimmernden Fisch verschlang.

So schritt der Wanderer also das Ufer entlang auf den zweiten Hügel zu, von dessen kahler Höhe, aus dunklen Quadern gefügt, ein schmuckloser Bau düster herabblickte. In das unfruchtbare Gefels waren mit großer Kunst zahlreiche Wege gehauen, welche in seltsamen Zickzacklinien und bizarren Windungen sich oftmals durchschneidend zum Gipfel führten. Der Wanderer, getrieben von der tiefen Sehnsucht nach Wahrheit, ließ das Gewirre dieser Felswege unbeachtet und stieg geradewegs über die natürlichen Stufen des Gesteines zum Tempel hinan. Vor dem dunklen Eingange desselben blieb er aufatmend stehen und er vermochte sich eines Gefühles innerer Bedrücktheit nicht zu erwehren; denn fast schien es, als ob die freundlichen Strahlen der Sonne an dem glanzlosen Schwarz der Tempelmauern alle belebende Kraft eingebüßt hätten. Endlich faßte er sich ein Herz und trat ein. Als sich seine Augen an das düstere Dämmerlicht gewöhnt hatten, sah er vor sich zwei ungleich große würfelförmige Blöcke aus dunklem Gestein, auf deren kleinerem ein alter Mann saß, das von spärlichem bleichen Haare umrahmte kahle Haupt in die Hände gestützt und über den größeren Würfel gebeugt, welcher anscheinend als Tisch diente. Soviel sich bei dem spärlichen Lichte, das durch die Tür hereinkam, erkennen ließ, waren auch Wände und Decke des Raumes quadratisch und ihr einziger Schmuck bestand in eingemeißelten, sich kreuzenden Diagonalen.

Da der Greis den Ankömmling nicht zu beachten schien, wagte dieser ihn anzusprechen: „Ich strebe nach Wahrheit; kannst du mir, Ehrwürdiger, den Weg dahin zeigen?" Da wandte der Alte sein Antlitz dem Wanderer zu und sprach: „Du bist am rechten Orte, denn du befindest dich im Tempel des Verstandes, der alles zu ergründen weiß. — Doch wie bist du hierher gekommen?" Nun beschrieb der Wanderer den schwierigen und mühseligen Weg, den er zurückgelegt hatte. Als er aber erzählte, wie er über die natürlichen Felsstufen, ohne der künstlich gebahnten Wege zu achten, geradewegs zum Tempel emporgestiegen sei, nur der Allgewalt seiner Sehnsucht folgend wandte der Greis unwillig sein Haupt ab und sagte: „Mit Deinen letzten ungeregelten Schritten hast du den Erfolg aller deiner Mühen zunichte gemacht. Bis zum Fuße dieses Hügels leitete dich nicht dein reines Streben, wie du meinst, sondern nur das Ungefähr. Dennoch würde dies weniger geschadet haben, wenn du nicht zuletzt leichtsinnig die geregelten Pfade mißachtet hättest, welche Größere und Weisere als du einst gebahnt haben. Du hast nur Empfindung, aber nicht Verstand, und bist nicht würdig, die Wahrheit zu schauen." — „Aber ich habe nun ja doch mein Ziel, diesen Tempel, erreicht!" wagte der Wanderer schüchtern zu entgegnen. — „Tor!" sprach zornmutig der Alte. „Vom Ziel kann keine Rede sein, wenn der Weg zum Ziele falsch war, sobald er nicht den Regeln entspricht, welche die Weisesten der Erde ersonnen haben. Nur wer den rechten Weg erkannt hat, ist würdig, auch die Wahrheit zu erkennen." — „Was soll ich nun tun?" fragte jener ganz eingeschüchtert. — „Kehre zurück in deine Heimat und lerne zuerst in den Büchern der Weisen; dann magst du versuchen, wieder hieher zu gelangen, aber nicht mehr deiner verständnislosen Sehnsucht folgend, sondern auf den wohlbemessenen Wegen jener!"

Da gedachte der arme Wanderer schaudernd aller seiner Mühsale, die nun fruchtlos bleiben sollten, und das Bild der Wahrheit, das Ziel seiner Sehnsucht, erschien ihm hier ganz verblaßt, es dünkte ihm ferner und schemenhafter zu sein als damals, als der Abendstern so freundlich auf sein Mooslager in der Einöde herabstrahlte. Traurig stieg er den Hügel hinab und wandte seine Schritte entmutigt dem nächsten zu. Er konnte nicht begreifen, warum er aus dem Tempel des Verstandes hinausgewiesen worden war und sprach zu sich: „Auch hier kann ich der Wahrheit nicht nahe gewesen sein, denn selbst ihr Bild vor meiner Seele ist hier fast ausgelöscht; sie, die Eine und Einfache, kann doch nicht das Durchschreiten aller dieser eigensinnig verschnörkelten Wege als Preis für ihre Erkenntnis bestimmt haben." Diese Erwägung gab ihm neuen Mut und rüstig schritt er dem nächsten Hügel zu.

Erstaunt blieb er stehen, als er am Fuße desselben angekommen war. Die Abhänge waren mit dichtem Gestrüpp verwachsen, in welchem Dornstauden, fruchttragende Sträucher und blühendes Gehölz aller Art mit einander abwechselten. Doch sah man, daß sich schon viele den Weg durch dieses Dickicht gebahnt haben mußten, denn es führten zahlreiche Durchschlüpfe nach allen Seiten zur Höhe hinan. Oben aber stand ein weites, schirmartiges Dach, mit Brettern und Schindeln, Stroh und Schilf regellos und unordentlich gedeckt, auf dünnen Pfählen und von der Spitze des Daches flatterte eine mächtige, seltsam gezackte bunte Fahne mit der weithin lesbaren Inschrift: „Wahrheit".

Dabei war ein Gewirre von Trompetenstößen, Trommelwirbeln und gellenden Rufen bis zum Fuße des Hügels herab hörbar.

Der Wanderer wählte den am gangbarsten scheinenden der vielen Buschwege und gelangte endlich, nachdem er sich öfters in blind endigende Seitenschlupfe verirrt hatte, zum Gipfel. Jetzt erst bemerkte er, daß auch der ganze Gipfel und selbst der Raum unter dem Dache von dem Gestrüppe überwuchert war. Dort drängten sich eine Menge Menschen, welche Trommeln schlugen oder auf Trompeten bliesen und dann mit weithin schallender Stimme ausriefen: „Nur hier ist die Wahrheit zu haben, nur ich weiß die wahrste, echteste Wahrheit!", worauf sie ihre Lärminstrumente wieder wie unsinnig weiter bearbeiteten. Kaum hatten diese sonderbaren Leute den Wanderer erblickt, als sich alle auf ihn zudrängten, ihn an den Armen faßten und in das Innere der Hütte zogen. Dabei schrieen sie ihm dermaßen in die Ohren, daß er von dem Lärm ganz betäubt wurde. „Die Wahrheit ist ein Punkt", rief der eine, „sie ist das Urnichts und zugleich das All!" — „Sie ist eine Kugel", rief ein zweiter, „denn die Kugel ist das Vollkommenste." — Ein dritter schrie: „Alles Sein ist Täuschung, Blendwerk! Es gibt nur ein Nichts, — das ist die Wahrheit." Dem armen Wanderer deuchte es, als wären alle die bunten Flicklappen jener zwei streitenden Philosophen, die er einst am Wege getroffen hatte, lebendig geworden und hätten menschliche Gestalten angenommen. Entsetzt riß er sich los und floh den Hügel hinab, so rasch es die argen Dornsträucher zuließen, in welche er dabei geraten war.

Als er sich, im Kopfe noch ganz verwirrt, dem vierten Hügel zuwandte, tönte noch der gellende Lärm zu ihm herab und er beschleunigte seine Schritte.

Ein breiter, kiesbestreuter Weg führte durch einen fruchtbeladenen Obstgarten auf diesen Hügel bequem empor. Ruhebänke waren zu beiden Seiten des Weges verteilt und auf eingezäunten saftigen Wiesen weideten Rinder und Schafe. Als der Wanderer auf diesem angenehmen Wege den Gipfel erreicht hatte, befand er sich in einem wohlgepflegten Gemüsegarten, in dessen Mitte ein schmuckloses, solides Haus stand; beiderseits waren Ställe angebaut und aus dem Schornstein quoll dichter Rauch. Wohin man sah, gewahrte man die Schätze der Natur, welche den Wohlstand in Küche und Keller ausmachen, Zierbäume und Blumen fehlten aber gänzlich, selbst auf den Wiesenflächen schienen die bescheidenen Feldblumen sorgfältig ausgejätet zu sein. Mittlerweile öffnete sich die Tür des Hauses und ein wohlbeleibter Mann trat heraus, den Gruß des Wanderers freundlich erwidernd. „Komm herein", sprach er, „wir wollen eben essen und du wirst hungrig sein." Diese Worte gefielen dem Wanderer wohl, denn er hatte seit vielen Tagen seines müden Leibes nicht sonderlich gepflegt und ihn armselig genug mit wildwachsenden Beeren und Pilzen ernährt. So folgte er denn dem Manne in das Haus, wo ihn eine gleichfalls wohlgenährte, gutmütig aussehende Frau willkommen hieß, welche soeben beschäftigt war, den Tisch zu decken. Bald standen einladend duftende Schüsseln vor dem Gaste und er vergaß über dem reichlichen Mahle sogar das hohe Ziel, welches ihn hiehergeführt hatte. Nach der Mahlzeit fiel es ihm zwar wieder ein, aber seine freundlichen Wirte hatten sich ein wenig schlafen gelegt, nachdem sie ihn eingeladen hatten, bei ihnen zu weilen, solange es ihm gefiele. Und es gefiel ihm hier sehr wohl, mehr als er es sich selbst

gestehen mochte. Das Nachtessen entsprach an Reichhaltigkeit und Güte dem Mittagsmahle, und in demselben Grade, als mit der Sättigung jenes müde, behagliche Lustgefühl bei ihm einkehrte, welches ein wohlgefüllter Magen zu bewirken pflegt, kam ihm die Erfüllung seiner Aufgabe, die Wahrheit zu erforschen, minder dringlich vor. Aber als er abends, da seine Gastgeber schon zur Ruhe gegangen waren, auf der bequemen Bank vor dem Hause saß und der volle Zauber der herrlichen Landschaft auf ihn einströmte, als er mit Wonneschauern die süßen Lieder der Nachtigallen hörte, welche in den Zweigen der Obstbäume sangen, da kehrte die alte Sehnsucht mit Allgewalt wieder in sein Herz zurück. „Habt dank, ihr lieben holden Sänger", sprach er leise; „ihr habt mich an mein hohes Ziel erinnert."

Nach dem reichlichen Frühmahle am nächsten Tage sagte er zu seinem Wirte: „Ich muß nun wieder weiter wandern und sage dir herzlichen Dank für deine Gastfreundschaft. Ich bin auf dem Wege, die ewige Wahrheit zu suchen und bitte dich, mir zu sagen, was du von ihr weißt". — Lächelnd fragte dieser: „Was hat gestern deinem Herzen am meisten wohlgetan?" — „Der liebliche Gesang der Nachtigallen", erwiderte der Wanderer. — „Und was hat heute deinem Magen am besten behagt?" fuhr der Wirt fort zu fragen. — „Die köstliche Schüssel voll gebratener Vögel!" rief im Nachgefühle des Wohlgeschmackes der Gefragte aus. — „Siehe", sprach lachend sein Wirt, „wie der wahrhaft Weise aus demselben Ding verschiedene Genüsse zu ziehen weiß, denn dieselben Nachtigallen, die gestern dein Herz erquickten, erlabten soeben deinen Magen — meine Frau hat sie heute in Schlingen gefangen und für unsere Tafel gebraten." — „Ach, — die armen, holden Sänger!" rief der Wanderer entsetzt aus; „hätte ich das geahnt, — ich würde keinen Bissen davon gegessen haben." — „Das sind inhaltslose Irrtümer des Herzens," sprach der Gastgeber mißbilligend, „welche dich statt zur Wahrheit zur gleißenden Lüge der Poesie führen werden. Willst du nach Wahrheit streben, so erkenne vor allem den wahren Zweck aller Dinge und dieser ist der Nutzen, welchen sie uns gewähren, und allein nur dieser. — Befolge diese Lehre und es wird dir stets so wohl ergehen wie mir. Nun lebe wohl und werde weise!"

In trüber Stimmung nahm der Wanderer Abschied und verließ kummervoll den an guten Dingen so reichen Hügel. Es schien ihm fast, als wäre er selber der Mörder der lieblichen Sänger, welche gestern Abend seine Seele so erfreut und erhoben hatten, und in tiefem Sinnen näherte er sich dem Fuße des fünften Hügels.

Dieser war höher und steiler als alle übrigen. Ernst erhoben sich aus dunklen Zypressenbüschen seine starren Felsstufen und schroffen Abstürze und mühevoll, da jeder Pfad fehlte, strebte der Wanderer zur Höhe, auf welcher sich vom Schwarzgrün hoher Zedern und dem tiefen Blau des Himmels die schneeweißen Marmorsäulen eines hochragenden Tempels leuchtend abhoben.

Mit Aufbietung aller Kräfte hatte er nun die letzten schroffen Felsen überwunden und stand voll Ehrfurcht und Bewunderung vor dem herrlichen Bau. Ein hoher, ernstblickender Mann in weißem, faltigem Gewande trat heraus und erwiderte den demütigen Gruß des Wanderers, indem er ihn zugleich nach seinem Begehren fragte. „Ich suche die ewige Wahrheit", sprach dieser, „und bitte dich, Ehrwürdiger, mir den Weg zu ihr zu weisen." —

„Komm herein!“ erwiderte der Weißgekleidete einfach und führte ihn in den Tempel. Heilige Schauer durchzitterten das Herz des Wanderers, als er die marmorne Schwelle überschritt. In schwindelnde Höhe strebten die Marmorsäulen und stützten die edel gestaltete Wölbung, und ein geheimnisvolles, unirdisches Licht durchflutete den weiten Raum. In der Mitte desselben erhob sich, von vier marmornen Adlern gestützt, eine Opferplatte, auf welcher ein Feuer flammte. „Dies ist der Tempel der Wahrheit“, sprach der Ehrfurcht gebietende Mann, „und ich bin ihr Priester. Die Höhe dieser Säulen, die Reinheit des Stoffes, aus welchem sie gebildet sind, und die helle Flamme dieses ewigen Opferfeuers sollen irdische Symbole meiner erhabenen Göttin sein: ihrer unerstrebbaren Höhe, ihrer vollkommenen Reinheit und ihres unvergänglichen Leuchtens.“ — Da rief der Wanderer freudig aus: „So bin ich also endlich an dem ersehnten Ziele angelangt und ich werde die Wahrheit, die hohe, herrliche erkennen. Stille mein dürstendes Verlangen, erhabener Priester der Wahrheit und geleite mich, damit ich deine ewige Göttin schaue!“ — Da glitt schattenhaft ein Lächeln über die ernsten Züge des Weißgekleideten und er sprach: „Du irrst, Fremdling, wenn du glaubst, die erhabene Göttin selbst weile in diesem Raume, denn dieser ist nur ihrer Anbetung geweiht, welche ich ihr ohne Unterlaß widme. Ich würde dir sagen: bleibe hier, aber du siehst schwach und müde aus und würdest den Entbehrungen nicht gewachsen sein, welche der Aufenthalt an diesem heiligen Orte mit sich bringt, denn alle groben Genüsse dieser Erde sind von hier verbannt. Überdies erwarte ich gerade heute den Besuch der Weisesten dieser Erde, Christen, Juden, Mohammedaner und Buddhisten, welche alljährlich zu diesem Tempel pilgern, um die Göttin Wahrheit zu verehren, ihre Irrtümer, welche sie Religion nennen, zu bereuen und sie zu büßen, indem sie einige Zeit mein hartes, aber heiliges Leben teilen. Es würde daher für dich an Platz mangeln.“ — Mit diesen Worten geleitete ihn der Priester der Wahrheit hinaus und wünschte ihm Segen und gute Reise.

Als der Wanderer langsam und mühselig die Felsen hinabkletterte, kamen ihm viele Bedenken und trübselige Gedanken. Schon oben im Tempel war es ihm sonderbar erschienen, daß die fremden Weisen hieherkommen sollten, um sich ihrer Religion zu schämen, denn er war in frommem Glauben auferzogen worden. „Wie kann man die Wahrheit anbeten und zugleich seinen Gott verleugnen?“ — So fragte er sich nun und je länger er darüber nachdachte, desto wirrer wurde es ihm zu Mute. Da entschloß er sich, nochmals umzukehren und den ehrwürdigen Hüter des Tempels der Wahrheit darüber zu befragen.

Schon vom Vorplatz des Tempels aus sah er die hohe Gestalt des Weißgekleideten sich vom Opferfeuer dunkel abheben, welches jetzt höher zu lodern schien, und leisen Trittes nahte er sich dem Eingang, um das Gebet des Priesters der Wahrheit nicht zu stören. Voll tiefsten Erstaunens aber hemmte er seine Schritte, denn über dem Opferfeuer erhob sich ein kleines Gerüste und an diesem drehte der Weißgekleidete ein großes Ferkel am Spieß, auf welches er fleißig aus einem Topfe Fett träufelte.

Da wandte sich der Wanderer eilig um und schlich gegen die Rückseite des Tempels, um nicht gesehen zu werden, denn er schämte sich an Stelle des

belauschten. Er wollte gleich an dieser Seite hinabklettern und schlüpfte durch die nächste Felsspalte. Jenseits derselben begann ein breiter, bequemer Fußweg, der bald in einen dichten Bestand hoher Zypressen führte. Als der Wanderer den Waldsaum durchschritten hatte, sah er voll Erstaunen einen großen freien Platz vor sich, auf dem ein freundliches Haus nebst Stall und Scheuer mitten zwischen Obstbäumen und Gemüsebeeten stand. Zwei dralle Dirnen jäteten im Garten Unkraut und die eine sagte eben zur andern: „Heute mittags gibt's wieder was Gutes! Die Spanferkel schmecken mir am besten, wenn sie am heiligen Feuer gebraten sind, und das versteht unser gemeinschaftlicher Freund und Herr meisterlich."

Leise schlich der Wanderer unter den Bäumen fort und erreichte bald den Fuß des Hügels, welcher an dieser Seite sanft abfiel. Noch einmal blickte er zur Höhe empor, auf welcher der herrliche Tempel einen erhabenen Anblick bot; aber er dachte dabei an das bratende Ferkel und die beiden drallen Mägde und wendete seine Augen voll Kummer von dem schönen Bilde ab.

Einen Augenblick dachte er ernstlich daran, seine Pilgerfahrt nach der Wahrheit aufzugeben und heimzukehren. Als er jedoch den sechsten Hügel mit dem luftigen Zelte auf dem Gipfel so nahe sah, wurde er anderen Sinnes und beschloß, seine Aufgabe zu Ende zu führen.

Dieser Hügel war von der Natur augenscheinlich am reichsten gesegnet. Wald, Gebüsch und blumige Wiesen schmückten in reizender Abwechslung seine Abhänge, welche von angenehmen, schattigen Wegen durchzogen waren. Nur auf der vom See abgewendeten Seite erhob sich ein steiler, zackiger Felsgrat, auf welchem nur kahle Dornsträucher wucherten.

Als der Wanderer auf einem der breiten Wege hinanschritt, glaubte er im Paradiese oder im sagenhaften Schlaraffenlande zu sein. Mächtige Feigenbäume standen am Weg, mit köstlichen Früchten beladen und um ihre Äste schlang der Wein seine traubenschweren Ranken. Wohin man auch blickte, sah man fruchtreiche Bäume aller Art und dazwischen hatte Flora eine Fülle der herrlichsten Blumen ausgestreut. Wunderschön befiederte Vögel sangen in den blühenden Zweigen und prächtige Falter schwangen sich von Blume zu Blume. In so überquellender Fülle, in so herrlicher Schönheit hatte der Wanderer die Natur noch niemals gesehen und wie in einem zauberschönen Traume befangen, erreichte er den Gipfel des Hügels.

Dort sah er ein niedriges Zelt aus grobem, vielfach zerrissenem Stoff nachlässig und unsymmetrisch ausgespannt. Die zur Gewinnung des nötigen Raumes gefällten Fruchtbäume lagen halbvermodert umher und ein hagerer, nur notdürftigst mit einigen Lumpen bekleideter Mann war eben beschäftigt, einen mit prachtvollen Blüten bedeckten Rosenstrauch umzuhauen, welcher dem schmutzigen Zelte etwas zu nahe seine glühendroten Blumen entfaltete. Der Wanderer begrüßte den Mann und sagte ihm den Zweck seiner Reise. „Du bist am richtigen Orte", antwortete dieser, indem er ein unregelmäßiges Bruchstück einer Kürbisschale aus dem Kehricht auflas, welcher rings um das Zelt den Boden bedeckte. „Ich will mir nur zuerst aus dem Tümpel, welchen du da unten am Ende des Felsgrates siehst, Wasser holen und mir einige Schlehen pflücken, denn mich hungert und dürstet. Dann will ich dir Rede stehen und dich die Wahrheit erkennen lehren." Damit wandte er sich zum Gehen und

kletterte mühselig und oft durch die Dornbüsche behindert über die wilden Zacken des Felsgrates hinab, welchen der Wanderer schon von unten bemerkt hatte.

Verwundert blickte ihm der Wanderer nach. Da er aber seit dem Morgen nichts genossen hatte und der Bewohner dieses Zeltes zu seinem schwierigen Wege wohl längerer Zeit bedurfte, ging er auf dem Wege, den er heraufgekommen war, eine kurze Strecke zurück bis zu einer Stelle, wo er vorher eine klare Quelle bemerkt hatte. Mit deren köstlich frischem Wasser stillte er seinen Durst und pflückte dann einige reife Früchte — Feigen und Trauben, welche er aß und von wunderbarem Wohlgeschmack fand. Als er neugestärkt auf den Gipfel zurückkehrte, sah er eben, wie der zerlumpte Mann auf einem Felszacken ausglitt und dabei den größten Teil des Wassers verschüttete, das er in dem hohlen Stück Kürbisschale herauftrug. Endlich hatte dieser die Höhe erreicht und kam ganz erschöpft auf den Wanderer zu. Freundlich bot er ihm einen Trunk des schmutzigen Wassers und einen Teil der halbreifen Schlehen an, aber der Wanderer, dem dies alles sehr verwunderlich schien, lehnte dankend die Gabe ab. „Du willst die Wahrheit erkennen?“ fragte der Mann, indem er hungrig dabei von den Schlehen aß und im Gesichtsausdruck deutlich bekundete, daß sie nicht eben süß wären. „Ja“, sprach der Wanderer, dessen Erstaunen wuchs; „aber sage mir doch, lieber Freund, warum holst du zur Stillung von Durst und Hunger unter solchen Mühsalen trübes, schlammiges Wasser aus einer Pfütze und unreife Schlehen? Du lebst doch in einem Paradiese voll köstlicher Früchte und wenige Schritte von hier sprudelt am Wege eine kristallklare Quelle.“

Da streckte der Zerlumpte abwehrend seine abgemagerte Rechte aus und rief unwillig: „Wohl schwerlich wirst du jemals die hehre Wahrheit erkennen, denn deine Augen sind geblendet durch den schmählichen Betrug, mit welchem die modergeborene sogenannte Schönheit der Natur dein besseres Ich fesselt. So höre denn und werde sehend oder kehre als ärmster aller Toren zurück in das gleißende Reich der Verwesung, das dir so begehrenswert dünkt. — Sieh hier diesen vermoderten Stamm, bedeckt von schleimigen Pilzen und durchwühlt von eklem Gewürm! Einst war er ein mächtiger Baum, im Frühling mit Blüten besät und im Herbst mit Früchten beladen und hunderte von Vögeln bauten darauf ihre Nester und sangen in seinen Zweigen. Dort ragen noch viele seinesgleichen stolz in die Lüfte, aber ihre Wurzeln saugen Nahrung aus den Leichen ihrer Vorgänger und ihnen selbst wird es auch einst so ergehen. Wo du Glanz und Schimmer und Freude siehst, sehe ich die Verwesung, wo du Leben und Kraft bestaunst, nur den morschen Moder. Darum halte ich mich an das Ewige, Unvergängliche, das nur im Reiche des Geistes liegt, und trachte so unabhängig als möglich von allem zu bleiben, mit dem meine Sinne mich schmeichelnd betrügen möchten. — Sieh meinen abgezehrten Leib! Ich schleppe ihn schon viele Jahre lang täglich über jene Felsen, über welche Du mich auch heute hinabsteigen sahst, und all die Zeit habe ich ihm, dem Erbfeind meiner Seele, nicht mehr Stärkung gewährt als heute; und noch immer umklammert seine unreine Hülle den nach Licht ringenden Falter, meinen unsterblichen Geist! — Hast Du noch Lust, in diesem buntscheckigen Wust von Täuschung und Moder ein Paradies zu sehen?“

Dem armen Wanderer war es entsetzlich zu Mute. Eben noch, als er vor kaum einer Stunde durch diesen herrlichen Garten heraufschritt, hatte seine Seele fröhlich Gott gelobt, daß er die Welt so schön gemacht in seiner Liebe und Güte. Und jetzt faßten bange Zweifel an sein Herz: war das Leben das oberste Weltgesetz oder war es die Verwesung? — Schüchtern wendete er ein: „Aber zu welchem Zwecke hat denn Gott süßere Früchte als Schlehen erschaffen?" — „Du könntest mit dem gleichen Rechte fragen," sprach der Hagere, „warum er herbere Früchte als Feigen erschaffen habe. — Alles, was durch sogenannte Schönheit, Duft und Wohlgeschmack unsere Sinne besticht, hat der weise Schöpfer der Welt nur erschaffen, um uns zu prüfen, um uns durch Sinnenkitzel abzulenken von unseren höheren geistigen Zielen. Alles, was du schön und angenehm nennst, türmt nur die Kerkermauern aus Moder und Verwesung undurchdringlicher und hoffnungsloser um deinen gefesselten Geist." Da sagte der Wanderer: „Was du sprichst, klingt weise meinen Ohren, aber erbarmungslos kalt meinem Herzen. Ich habe nicht den Mut, bei dir zu bleiben, bis auch mir die schöne Gotteswelt wie ein ekles Grab erscheint. Verzeihe mir!" — „So gehe denn hin, du Tor und bleibe blind!" rief der Mann voll Unwillen und verschwand in seinem Zelte. Der Wanderer aber eilte traurig den Hügel hinab und nur langsam verlor der Stachel, der in sein Herz gesenkt war, die scharfe Spitze und er hatte wieder Augen für die bunte, lebendige Herrlichkeit, welche vom freundlichen Sonnenlichte bestrahlt und durchflutet ihn umgab. Dennoch vermochte er sich ihrer nicht mehr vom Herzen zu freuen und es schien ihm, als habe er oben auf diesem Hügel das Verständnis für die Sprache verloren, welche die Natur sonst so klar und vernehmlich zu ihm gesprochen hatte.

So gelangte er in keineswegs freudiger Stimmung an den Fuß des siebenten und letzten Hügels.

Dieser erschien seinen Augen als von sehr alltäglichem Ansehen und ganz ohne den ausgesprochenen Charakter, welcher jeden der vorhergehenden Hügel ausgezeichnet hatte. Auf seinen Abhängen breiteten sich teils Wiesen, teils bestellte oder auch brachliegende Felder aus, zwischen welchen sich Hecken hinzogen und hie und da ein Obstbaum stand. Auch Waldstreifen waren zu sehen; einer war abgeholzt und einige Holzklaftern lagerten dort. Das kleine Haus auf dem Gipfel lag im Schatten einer großen Linde und war, in einem kleinen Obstwäldchen versteckt, von hier aus kaum zu sehen. Der Wanderer war nun zu einem schmalen Fußsteige gelangt, welcher sich neben einer Hecke zur Höhe hinanzog, und blieb dort unschlüssig stehen. „Was frommt es mir," sprach er zu sich selbst, „auch diesen Hügel noch zu ersteigen? Ich habe an meinen Erfahrungen auf den anderen vollauf genug und dieser sieht noch weit weniger als jene danach aus, als ob Großes oben zu erfragen wäre. — Doch sei es, — es ist ja der letzte, und dann trete ich noch heute den Heimweg an." So schritt er denn, dem Feldwege folgend, dem Gipfel des Hügels zu, welcher flacher und viel niedriger als alle übrigen war. Der Obstgarten, welcher das Haus umgab, war von einem lebenden Zaune eingefriedet und die Öffnung in diesem, durch welche der Weg hineinführte, durch ein einfaches Gittertürchen aus Holzstäben verschlossen.

Ein rotwangiger Junge, hinter welchem sich ein noch kleineres Mädchen schüchtern versteckte, kam auf den Zuruf des Wanderers herbei und öffnete die Tür, worauf er ihn zum Hause führte. Dieses sah arm und klein aus, doch sah man, daß eine sorgsame Hand hier tätig war, denn alles war reinlich und gut erhalten und die kleinen, aber blanken Fenster waren mit blühenden Blumenstöcken geschmückt, was einen gar freundlichen Eindruck machte. Auch die wohlgepflegten Gemüsebeete neben dem Hause waren mit bunten Blumen umsäumt und eine mächtige alte Linde breitete ihre schattenden Äste wie schützend über demselben aus.

Ein Mann im kräftigsten Alter, mit tiefgebräuntem Gesichte und bäuerlich gekleidet, war eben beschäftigt, ein leerstehendes Beet umzugraben. Als er den Wanderer gewahrte, ließ er die Schaufel in der Erde stecken und ging ihm mit freundlichem Gruße entgegen, ihn gleichzeitig fragend, womit er ihm dienlich sein könnte. Wie den andern, so teilte auch ihm der Wanderer den Zweck seiner Reise mit. Der Bauersmann lud ihn ein, sich mit ihm auf die Bank zu setzen, welche vor dem Hause stand, und sprach dann: „Ich lade dich ein, als unser Gast hier zu bleiben und unser bescheidenes Mahl mit uns zu teilen, denn du siehst müde aus und bedarfst der leiblichen, vielleicht auch der geistigen Erholung. Es ist ein gutes Zeichen für die Gesundheit deines Geistes, daß du bis zu mir gelangtest. Schon viele sah ich den gleichen Weg, wie du ihn zurücklegtest, bei jenem rosenumblühten Hügel beginnen, aber nur wenige davon kamen bis zu diesem unscheinbaren Hause. Die meisten kehrten entmutigt und enttäuscht auf ihrem Wege um, andere schlafen auf dem Grunde dieses Sees als Opfer ihrer Verzweiflung, noch andere gingen wohl mißachtend an diesem unscheinbarsten aller Hügel vorbei und meist verdarben sie in den pfadlosen Wildnissen, welche jenseits desselben sich in unbekannte Fernen ausdehnen, — sofern sie nicht Aufnahme bei dem frommen Priester fanden, welcher in jener Einöde sein Leben Gott geweiht hat, — du kannst die kleine Kirche am Abhange jenes Berges von hier aus sehen. Diese Geretteten sind auch zum Teil als seine frommen Gehilfen bei ihm geblieben, zum Teil kehrten sie bei mir ein und wanderten dann getröstet und frohgemut in ihre Heimat zurück. Über die Wahrheit und ihre Erkenntnis werden wir aber noch manches Wort sprechen können. — Komm' jetzt in das Haus, denn es ist Mittag."

Eine noch junge, rüstige Frau war aus dem Hause getreten und begrüßte herzlich den Wanderer, während auf den Ruf des Bauersmannes auch die beiden hübschen Kinder herbeieilten, welche er zuerst angetroffen hatte. Nun gingen alle mit ihm in das Haus, wo in einer einfach, aber anheimelnd eingerichteten Stube der Tisch gedeckt war. Mit einem frommen Segensspruch leitete der Landmann das einfache Mahl ein, welches sich freilich mit der reichlichen Bewirtung nicht messen durfte, welche dem Wanderer auf dem vierten Hügel zuteil geworden war. Doch mundete es ihm noch besser als jenes, denn die harmlose, frohe Laune, welche in heiterem Wechselgespräch zum Ausdruck kam, entschädigte reichlich für die fehlende Opulenz.

Nach dem Mahle führte der Landmann seinen Gast durch Garten und Feld und zeigte ihm mit bescheidenem Stolz einen Acker, auf welchem Korn in vollen Ähren stand und welchen er in harter Arbeit dem dort steinigen

Boden abgerungen hatte. Überall sah der Wanderer, wie der Fleiß und die Findigkeit des Landmannes mit einfachen Mitteln vieles zu ersetzen gewußt hatten, was ihm mangelte. Dann setzten sie sich auf die Bank vor dem Hause und auch die Frau, welche ihre häuslichen Arbeiten mittlerweile beendigt hatte, gesellte sich mit den beiden Kindern zu ihnen. Da sprach der Landmann: „Hast du schon den Spruch über meiner Haustüre gelesen?" — Der Wanderer blickte hin und gewahrte erst jetzt die in goldenen Buchstaben geschriebenen Worte: „Ora et labora!" — „Bete und arbeite! steht dort geschrieben," fuhr der Landmann fort, „und glaube mir, in diesem Spruche hast du das Beste, das Höchste gefunden, was uns Menschen zu erreichen möglich ist. Auch der fromme Priester dort am Berghange hat den gleichen Spruch auf seiner Klause stehen und auch er befolgt ihn, wenn er auch nicht Weib und Kind hat wie ich. Er und ich wissen, daß wir einst die Wahrheit schauen werden, aber nicht nur den Teil derselben, der für uns Menschen taugt, sondern auch jenen, welcher den Geistern zu erkennen vergönnt ist; das kann aber nicht geschehen, solange wir in sterblicher Hülle wandeln. Du wirst bemerkt haben, daß wir das sind, was man arm nennt, denn die karge Natur unseres Hügels versagt uns vieles; Du wirst aber auch erkannt haben, wie glücklich und zufrieden wir leben und wie uns Gott trotz allem noch genug beschert, um auch mit anderen teilen zu können. Nach des Tages Mühen bewundern wir die herrliche Gegend, wir erfreuen uns der Schönheit der Blumen und am Gesange der Vögelchen, welche in der alten Linde nisten, und freundliche Träume umschweben unser einfaches Lager, wenn wir müde von all der Arbeit ausruhen. Sei gewiß, du wirst nur dann wahrhaft glücklich werden, wenn du die Mahnung jenes Spruches befolgst, ob sie nun über der Tür des Bauernhauses oder der Hütte des Klausners geschrieben steht, ob du den Pflug oder die Feder oder welches Geräte immer führen magst."

Da sprach der Wanderer mit glücklichem Lächeln: „Sei gesegnet, du bester und weisester aller Ratgeber im groben Bauernkleide! Mir ist es, als falle eine Binde von meinen Augen und ich werde wieder sehend. Wie seltsam, daß ich eine so weite und beschwerliche Reise unternehmen mußte, um die Wahrheit jenes Spruches zu erkennen, welchen mich doch schon mein Vater gelehrt hatte! Habe Dank, daß du mich zur Erde zurückgeführt hast, von der ich den verwegenen Flug wagen wollte gleich Ikaros! Jetzt erkenne ich, weshalb die gütige Fee, welche mir im Traume erschien, sich Humanitas und nicht Veritas nannte. Und fast habe ich Undankbarer an ihrem Wahrworte gezweifelt."

„Nicht ich habe dich zurückgeführt," sprach lächelnd der Landmann, „sondern dein echtes Streben und der gesunde Kern, der in dir lag, — sonst wärest du nicht zu mir gekommen."

Noch mehrere Tage verblieb der Wanderer als Gast bei den freundlichen Bewohnern des Hauses. Dann kehrte er in seine Heimat zurück, genesen an Leib und Seele, und lebte fortan nach dem goldenen Spruche: Bete und arbeite!

Und er lebt jetzt noch glücklich und zufrieden, bis er endlich einst an der sicher führenden Hand des göttlichen Boten die wirkliche Reise zur ewigen Wahrheit antreten wird.

In A. Wimmers Aufsatz „Die Welterschaffung" 2c., V. Jahrg., S. 394, soll es Z. 21 v. o. heißen: „Summe solcher Änderungen, welche bei der Vergleichung zweier Ordnungen als Differenz erscheint . . ." (Die gesperrt gedruckten Worte fehlen im Text.)



Viribus unitis.

Festspiel

zur Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef, in sechs Abteilungen mit lebenden Bildern und einem Prolog, von Martin Greif.

Personen-Verzeichnis

des Prologs:

Dannbia.

Der ersten Abteilung:

Erster Patrizier.
Zweiter Patrizier.
Dritter Patrizier.
Vierter Patrizier.

Ratsherrn, Patrizier, deren Frauen und Töchter, Ritter und Dienstmannen aus Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain.

Ort der Handlung: die fürstbischöfliche Pfalz in Augsburg.

Das dazu gehörende lebende Bild: Rudolf von Habsburg belehnt seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf auf dem Reichstag zu Augsburg mit Österreich. Weihnachten 1282.

Der zweiten Abteilung:

Ein Wandergeselle.
Ein anderer Wandergeselle.
Ein dritter Wandergeselle.
Eine Alte.
Ein Mädchen.

Volk von Wien aus allen Ständen und von jedem Alter.

Ort der Handlung: vor und in Alt-Wien.

Das lebende Bild: Herzog Rudolf IV. der Stifter legt den Grund zum Stephansturm (7. April 1359).

Der dritten Abteilung:

Markus Treizsaurwein, Edler auf Ehrentreiz, Geheimschreiber des Erzh. Maximilian.
Kunz von der Rosen, dessen lustiger Rat.
Ein vornehmer Flandrer.
Ein anderer vornehmer Flandrer.

Ort der Handlung: Schloß Ambras in Tirol.

Junges Landvolk in den Gebirgstrachten Tirols, Kärntens und der Steiermark.

Das lebende Bild: Erzherzog Maximilian führt Maria von Burgund zum Altar (19. August 1477).

Der vierten Abteilung:

Ein Sergeant des Regiments Alt-Starhemberg.
Ein Invalide.
Eine Marketenderin.

Soldaten vom Regiment Alt-Starhemberg aus dem Jahre 1736.
Ort der Handlung: ein Lager im Banat.
Das lebende Bild: a) Das von den Türken belagerte Wien im September 1683.
b) Prinz Eugen siegt bei Belgrad 1717.

Der fünften Abteilung:

Ein Geistlicher.
Ein ungarischer Kornbauer.
Ein anderer Kornbauer.
Ein Kornmesser.
Ein ungarisches Mädchen.

Volk in ungarischen, slavonischen, kroatischen, siebenbürgischen, ruthenischen, serbischen und illyrischen Trachten
Eine Zigeuner-Musik.
Ort der Handlung: der Hafen von Preßburg.
Das lebende Bild: Der ungarische Reichstag schwört Maria Theresia in Preßburg Hilfe zu. 11. September 1747.

Der sechsten Abteilung:

Josef Haydn.
Haydns Diener.
Ein Feldscher der Freiwilligen-Legion Böhmens.
Austria.

Die allegorischen Gestalten der Kronländer der Monarchie, Herolde, Fahnenträger, Volk in den verschiedenen Landestrachten und Figuren aus dem österreichischen Heere der Gegenwart.
Ort der Handlung: zuerst in Josef Haydns Haus in Gumpendorf.
Das lebende Bild: Die Geistes-Heroen Österreichs aus allen Gebieten der Politik und des Krieges, der Künste und Wissenschaften.

Vorspiel.

Durch festliche Ouverture mit dem eingeflochtenen Radetzky-Marsch eingeleitet.
Kurze Dekoration. Einsame winterliche Donaugegend. Im Hintergrund das Marchfeld mit den Dörfern Aspern und Eßlingen. Auf dem Ufervorsprung steht Danubia, aus dem bleichen Schilf hervorgetreten, im Morgengrauen da. Gedämpfte Beleuchtung.

Danubia:

Dem Strom entstiegen, der dies alte Reich
In breiten Wogen königlich durchwallt,
Eil' ich bewegt heran zum hohen Feste,
Das heute wir erinnerungsvoll begeh'n.
Dem Kaiser gilt's, der auf erhab'nem Thron
Ein halb Jahrhundert sinnend überblickt,
Den treuen Völkern ein besorgter Vater,
Die Ihm als ihrem sichern Hort vertrau'n
Und Seine Liebe kindlich Ihm erwidern.
Wohl hat Er sich auch reichsten Dank verdient
Durch Taten, die Er ruhelos vollbracht
Und deren sich erfreuen wird nach uns
Noch manch Geschlecht, das Seine Tage segnet.

Stets war Sein Herz ja nur vom Drang erfüllt,
Die Seinem Szepter angestammten Länder
Als Erbe Seines Hauses zu behüten,
Wie auch zu wahren das besondre Leben
Der von Natur in sich geschied'nen Stämme,
Auf deren innigem Verband zugleich
Die vielgestalt'ge Monarchie beruht.
Ihr aber galt vor allem seine Sorge,
Da sie dem Körper erst die Glieder schafft
Und den vereinten Kräften setzt das Ziel,
Als das Ihm vorgeschwebt hat von Beginn,
Wie Er durch Seinen Wahlspruch schon verkündet,
Des engverbund'nen Reiches Macht und Größe.
Und dieses, das durch Ihn im Bau verjüngt,
Mit Glück bestanden hat des Sturmes Probe,
Auf Recht und Freiheit steht's gegründet da
In unerschütterlicher Festigkeit,
Umschirmend uns das teure Vaterland,
Zum Staat erwachsen, wurzelnd in sich selbst
Als einiges und starkes Österreich.
Wohl seh' ich eure Blicke flammen hell
Bei diesem Namen, den von Kindheit auf
Ihr, euch zu ihm bekennend, nur genannt,
Und der, in jeder Sprache eingelebt,
Aus unverstand'nem Mund selbst traut erklingt.
Wo aber fändet Ihr auf Erden auch
Ein Reich, das diesem zu vergleichen wäre
An Schönheit und an Pracht, an Fruchtbarkeit,
An allen edlen Gaben der Natur,
Dem Donaureich, umkränzt von den Karpathen,
Und von der Alpen schnee'gem Wall umtürmt,
Das zu des Südens Seegestaden reicht
Und durch die Pußten zu des Ostens Toren,
Des Weltteils Zonen all' in sich begreifend?
Und über dies gewaltige Gebiet
Hält er mit Milde die geneigte Hand,
Gerecht verteilend Seiner Gnaden Fülle,
Die unerschöpflich reich sich stets erneut.
So, ohne Ruhe je zu gönnen sich,
Erfüllt Er Tag für Tag die schwere Pflicht
Seit jener ernsten, schicksalsvollen Stunde,
Da Er, vom güt'gen Ferdinand berufen,
Ein Jüngling noch, der Väter Thron bestieg.
Was aber so als Seines Wirkens Frucht
An Segnungen des Friedens Ihm gereift,
Hat allen Kräften jenen Schwung verlieh'n,
Den Er beflügelt und geschützt bis heute.

Ihr kennt sie alle, die sich dort erhebt
In naher Ferne, der Rotunde Kuppel,
Und wißt, was triumphierend sie erzählt.
Und Wien dabei, vom Stephansturm bewacht,
Des Hauses Habsburg altehrwürd'ger Sitz,
Das sich aus seiner Wälle einst'gem Grund
Mit Bauten sondergleichen hat erfüllt,
Wie steigt es auf in seiner Herrlichkeit,
Verjüngt, als Denkmal von Franz Josefs Ruhm!
Auch Budapest, das leuchtende Juwel
Der Seinem Haupt vermählten Stephanskrone,
Erblüht in schwesterlicher Nachbarschaft,
Durch Seine Pflege königlich entfaltet,
Wie sich Fiume zu Triest gesellt.
Denn auch dem Meer und der gedehnten Küste
Hält Er den Blick als Herrscher zugewandt,
Der Zukunft Schleier vorbedacht durchdringend
Und teilnahmsvoll bestrebt, wo Wildheit herrscht,
Bezähmende Gesittung auszubreiten,
Wie dies durch das Erwachen Bosniens
Und der Herzegowina wird bezeugt,
Die über unwegsame Berge weg
Der Zug der Schienen jetzt mit uns verbindet.
So zeigt sich von Erfolg gekrönt Sein Schaffen
Und Seiner Werke Zahl wächst an noch immer. —
Wohl blieb Ihm auch Enttäuschung nicht erspart,
Doch allen Stürmen hat Er Trotz geboten,
Und, mußt' es sein, auch nicht den Krieg gescheut —
Ein Friedensfürst, dem über eitlen Ruhm
Von je die Wohlfahrt Seiner Völker stund
Und der daher auch nie zu and'rem Zweck
Als zur Verteidigung das Schwert gezogen,
Gestützt auf das Bewußtsein Seines Rechts
Und auf Sein unvergleichlich tapf'res Heer,
Das freudig Seine Zuversicht bewährte
Und glorreich stets in allen Schlachten stritt,
Selbst wenn ihm Übermacht den Sieg entriß.
Doch voller Siegeslorbeer wand sich auch,
Gepflückt von Feldherrnhand, um Seine Stirne,
Die früh die Feuertaufe schon empfing.
Wer denkt hier an den greisen Helden nicht,
Nicht an Radetzky, dem der Sieg gehorcht
Und dessen Name schon ein Siegsgeschmetter?
Wer nicht an des Erzhauses Heldensprossen,
An Albrecht, seines Vaters würd'gen Sohn,
Um den noch heute manches Auge trauert,
Das ihn vergeblich sucht als alten Führer,

An ihn, der einen dreimal stärkern Gegner
Bewältigt, an den Sieger von Custozza?
Wer nicht an Tegetthoff, der uns're Flotte
Nach Lissa zu dem großen Sieg geleitet,
Den Feind anrennend, wie er ihr befahl.
Wohl mag den Kriegsherrn Wehmut leis beschleichen,
Wenn Er an sie und andre Helden denkt,
Wie an die Treuen, die für Ihn gefallen.
Doch die Armee, beseelt vom Geist der Ehre,
Lebt fort, schlagfertiger als je bereit,
Und todesmutig folgt sie Seinem Ruf.
Auch ruht ein reicher Schatz von Lieb' und Treue
Ihm aufbewahrt in Seiner Völker Brust,
Den Er durch Seine Huld sich hat gesammelt
Und der hervortrat leuchtend jederzeit,
Wenn Freude oder Schmerz, oft jähe wechselnd,
Als Schickung unverhofft Ihm ward zuteil.
Und gleichgeliebt steht Sie an Seiner Seite,
Die Er, von Ihrer Anmut Macht bezaubert,
Als Ihm von Gott Erkor'ne heimgeführt,
Und die Ihm Kinder, Ihn beglückend, schenkte,
Die Er empor sah blüh'n in holder Jugend,
Wie Er nunmehr auf ros'ge Enkel schaut.

(Die Sonne beginnt aus den Nebeln emporzusteigen.)

Sie, die Gefährtin seines Lebens aber,
Jed' Schicksal teilte treulich Sie mit Ihm,
Wie Sie in schweren Tagen Ihn getröstet
Durch Ihres Mutterherzens heil'ge Ruhe,
Die sich gefaßt erwies im herbsten Leid. —
Es möge Sie gleich Ihm der Himmel segnen!

(Die Kirchenglocken der beiden Dörfer Aspern und Eßlingen sowie der nahen Stadt Groß-Enzersdorf beginnen ein feierliches Geläute; von Wien her wird der Schall der Stephansglocke und der der Votivkirche zumal, sowie Geschützdonner vernommen. Danubia steht lange stumm, mit gesenktem Haupt und gefalteten Händen, ergriffen da.)

Danubia:

Ihr hört der Glocken hellen Feierklang,
Der diesen Tag des Jubels uns verkündet,
Und alle fühlen wir uns tiefbewegt,
Zumal an so bedeutungsvollem Ort,
An dem ich sinnend gern auch sonst verweile.
Sah ich doch selbst den mächt'gen Sieg mit an,
Den Rudolf, uns'res Hauses großer Stifter,
Hier mit gerechten Waffen hat erstritten,
Wie ich auch Zeuge war der heißen Schlacht,
In der auf Asperns blutgetränkten Feldern
Erzherzog Karl an seiner Braven Spitze
Den unbesiegten Welterob'rer schlug.

Dort schlummern sie beisammen, wo der Leu,
Zum Schlafe hingestreckt, sie hütend, ruht,
Die ruhmvoll starben für das Vaterland.
Wohl, dies gehört nicht nur den Lebenden,
Auch die geschieden, haben Teil daran.
Und Ihn zu grüßen heut bei Seinem Feste,
Steigt licht der Chor der hohen Ahnen nieder,
Die wir am höchsten ehren und erfreu'n,
Wenn ihrer Taten wir uns fromm erinnern
Und, durch ihr heldenhaftes Tun erbaut,
Ihr Beispiel zu befolgen uns geloben.
So mag vor euch, was einst durch sie gescheh'n,
Noch eh' ihr waret, froh im Bild ersteh'n!

(Indem die Musik einfällt, entschwindet Danubia in das Schilf. Die Dekoration versinkt.)

Verwandlung.

Erste Abteilung.

(Eine festlich bekränzte Halle der bischöflichen Pfalz zu Augsburg. Den Hintergrund bildet ein mit Fahnen behangenes und durch einen reich gestickten Vorhang verhülltes Gerüste, das die Wappen des Reiches, ringsherum angebracht, außerdem noch die von Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain in der Mitte trägt. Vier Augsburger Patrizier treten auf, während deren nachfolgendem Gespräche die Halle sich mit Ratsherrn und anderen Stadtbürgern, deren Frauen und Töchtern, sowie mit Rittern der bezeichneten Länder füllt, die an ihren Abzeichen und den ihnen vorangetragenen Bannern als solche erkennbar sind.)

Erster Patrizier (zum zweiten):
Nun denn, wie steht's mit unsrer Wette, Freund?

Zweiter Patrizier:
Mit unsrer Wette?

Erster Patrizier:
Wohl, mit dieser!
Da sind die Zeugen, wenn sie Euch entfiel.

Dritter und vierter Patrizier:
Jawohl, wir haben sie mit angehört!

Erster Patrizier:
Wir saßen in der Zeche miteinander,
Just als die Kunde her nach Augsburg drang:
Der Graf von Habsburg sei erkürt zum König.

Dritter Patrizier:
Einmütig von den Fürsten, ja, so war's!

Erster Patrizier:
Ich sprang empor und ließ den Humpen füllen,
Der schäumend kreiste auf sein Wohlergeh'n.
Ihr tatet mit, doch war's Euch anzumerken,
Daß Ihr im Stillen ein Bedenken hegtet.
Da frug ich Euch: Ist Euch der Mann nicht recht? —
Doch wohl, habt Ihr bedacht darauf erwidert,
Allein zuvörderst handelt sich's darum,
Daß er zum Willen auch die Macht besitzt. —
Nun, daß Er sie besitzt, hat Er bewiesen.

Dritter und vierter Patrizier:
Das läßt sich wohl mit gutem Fug behaupten!

Zweiter Patrizier:
Durch Glück begünstigt, schwang er sich empor.

Erster Patrizier:
Durch seine Tüchtigkeit, wie alle wissen.
Der Graf, der seinesgleichen nicht gehabt
Und dessen Lob aus jedem Mund erscholl,
Hat sich als König wert erzeigt der Krone
Wie wen'ge derer, die vor ihm geboten;
Und was sein Ruf versprochen, wahr gemacht,
Ob mancher auch es ihm nicht angeseh'n
Und ihm die Wähler als bescheidnen Herrn
Der Gaben Fülle nimmer zugetraut.

Dritter und vierter Patrizier:
Wie nicht die starke Herrscherhand dazu!

Zweiter Patrizier:
Die er zu brauchen kühn verstanden hat.

Erster Patrizier:
Doch war's ihm stets nur um das Recht zu tun.
Bedenkt, aus welcher Not er uns errettet!
Wir waren führerlos, ein zages Volk,
Dem Bienenstaate gleich, der ohne Weisel,
Ein Reich, von Fremden gar zuletzt regiert
Und darum von den Nachbarn angefallen.
Doch nicht nur diese, auch des Reiches Glieder
Ergriff die Gier, durch Raub an sich zu reißen,
Soviel sich mit den Fängen fassen ließ.
Und wie sie schwelgend ungesättigt blieben,
Verschlangen sie der Freien Habe mit,
Denn kein Gesetz wies mehr der Willkür Schranken
Und jeder tat allein, was ihm gefiel —

Dritter und vierter Patrizier:
Und Vorteil brachte —

Zweiter Patrizier:
Nimmer leugn' ich das.

Erster Patrizier:
So stand's mit uns, als Rudolf sich erhob
Und anfing, seines hohen Amts zu walten.
Wohl bangte da den Bösen bald genug,
Denn die Gewalt verübt und Missetat,
Sie lernten ihren Richter in ihm kennen.
Doch umsomehr vertrauten ihm die Guten,
Die sich vor seinem Blick nicht durften scheu'n,

Und alle fühlten ohne Unterschied,
Daß über ihrem Haupt ein König rage
Und nicht mehr nur ein täuschend Schattenbild.

Dritter Patrizier:
Das fürchterliche Faustrecht war vorüber!

Vierter Patrizier:
Die Zeit des Raubes und der blut'gen Fehden!

Erster Patrizier:
Der Friede zog in unsre Gauen ein
Und Glück und Ruhe kehrte unsrem Volke;
Der Bauer fürchtet nicht den Pein'ger mehr,
Der ihm hinwegnahm sein Gespann vom Pfluge,
Der Bürger tritt hervor aus seinen Mauern
Und ungefährdet zieht er seine Straße,
Da ihm kein Raubschloß mehr entgegendräut,
Getrost fährt hin der Kaufherr wie der Krämer.

Zweiter Patrizier (ihm die Hand darbietend):
Recht habt Ihr und die Wette drum gewonnen,
Wie ich im stillen längst schon auch erkannt;
Denn, seitdem Rudolf als des Reiches Haupt
In jener Schlacht im fernen Mährenlande
Den trotz'gen König Ottokar besiegt
Und an das Reich zurückgebracht die Länder,
Die dieser durch Gewalt sich unterworfen,
Wobei er zu des Überwund'nen Sohn
Sich mit großmüt'ger Huld herabgelassen
Und ihm nicht Böhmen nur zum Lehen gab,
Nein, ihn sogar zum Eidam sich erwählte, —
Seitdem er Ungarn, das ihm beigestanden
Im Krieg als Nachbar, gleich ihm selbst beleidigt,
Im Frieden auch verstand an sich zu ketten, —
Seit er sich so in allem groß erwies,
Schwand jeder Zweifel mir an seinem Können
Und ich erkannte, daß zum Heile aller
Er des verwaisten Reichs sich angenommen.

Erster Patrizier (ihn bei der Hand fassend):
So kommt denn mit heran nun frohbewegt,
Den sieggekrönten Helden zu erschau'n,
Wie er, umgeben von dem Chor der Fürsten
Und von der Ostmark Edelsten umschart,
Die Treue Ihm mit ihrem Blut besiegelt,
Die Gründung seines Herrscherhauses feiert.
Sieht er doch endlich seinen Wunsch erfüllt,
Das Land, das er dem Reich zurückgewonnen
Mit starker Hand, soweit es sich erstreckt,
Vom Donaustrom bis zu den Alpenmauern,

Sein Österreich, das ihm mit Stolz gehuldigt,
Den Händen seiner Söhne zu vertrau'n,
Vereint mit seinem Stamm für alle Zeiten.

(Die vier Patrizier bewegen sich, wie vorher schon durch die übrigen Versammelten geschehen, nach dem Hintergrunde und gruppieren sich. Posaunenschall, dem feierliche Musik folgt. Der Gobelin teilt sich und das lebende Bild: „Die Belehnung seiner beiden Söhne Albrecht und Rudolf durch Rudolf von Habsburg" (Weihnachten 1282) wird sichtbar. Die Szene verwandelt sich.

Zweite Abteilung.

(Kurze Dekoration. Auf dem Wienerberg mit der Aussicht nach Wien. Seitlich erhebt sich die Spinnerin am Kreuz, vor der eine Alte und ein Mädchen aus dem Volke knien. Ein Wandergeselle tritt, wo sich die Wege kreuzen, auf.)

Der Wandergeselle:

Da liegt sie endlich, die ersehnte Stadt,
Von der mir oft geträumt zu Straßburg hat,
Wenn auf der Herberg ich ihr Lob vernahm
Von einem, der aus ihr gewandert kam.
Und wohl ist sie auch lustbar anzuseh'n,
Umlagert von den grünen Rebenhöh'n
Und weiterhin von duft'ger Berge Kranz,
In ihrer Türme, ihrer Zinnen Glanz,
Durch deren trutz'gen Mauerring hervor
Ins wirtliche Gelände führt das Tor;
Dahinter aber steigt ins klare Blau,
Umklammernd sein Gebälk, ein hehrer Bau.
Fürwahr, es ist das Chor zum Stephansdom,
Der einst sich spiegeln soll im Donaustrom.
Nach ihm war meine Fahrt gerichtet hin.
Will's Gott, steh' ich in Arbeit bald zu Wien.

Ein anderer Wandergeselle:

(noch hinter der Bühne singend)

„Es liegt ein Schloß in Österreich,
Das ist gar wohl erbauet
Von Zimmet und von Nägelein;
Wo fänd' man solche Mauern!"

Der erste Wandergeselle:

Wer kommt so fröhlich da des Wegs heran,
Als ehrbarer Geselle angetan,
Den sein Gewand wohl ziert, gibt auch das Kleid
Nicht über eines jeden Sinn Bescheid.

(Er tritt zu dem anderen.)

Wir haben einen Weg zum nahen Tor;
Darf ich Euch fragen ums Gewerk zuvor?

Der zweite Wandergeselle:

Ich bin ein Steinmetz —

Der erste Wandergeselle:

Solcher bin ich auch.

Reicht mir die Hand so, wie's bei uns der Brauch.

(Sie reichen sich mit Förmlichkeit die Hände.)

Gott grüß Dich, Bruder, und wo kommst Du her?

Der zweite Wandergeselle:

Aus Köln, wo mir's gefallen hatte sehr,
Doch als ich auf der Hütte fort und fort
Von Wien vernahm und ihrem Baue dort,
Da ließ es mir am Rhein nicht länger Ruh'
Und frischgemut zog ich der Donau zu.

Der erste Wandergeselle:

Zu Straßburg ging es mir ganz ebenso,
Und jetzt am Ziel, fühl' ich das Herz mir froh.

(Das Mädchen blickt nach ihm.)

Der andere Wandergeselle:

Da wir denn beide sind vom grünen Rhein,
So laß uns auch zusammen wandern ein!

Der erste Wandergeselle:

Doch erst verrichten hier wir ein Gebet,
Wo das verehrte Kreuz erhoben steht.

Sie knien sich hinter die beiden Beterinnen nieder. Aus Wien wird festliches Geläute hörbar; nach einer Weile tritt ein weiterer Wandergeselle auf und reiht sich, ebenfalls den Hut abnehmend, ihnen an.)

Der zweite Wandergeselle (halblaut zum ersten):

Was dies Geläute wohl bedeuten mag?

Der erste Wandergeselle (ebenso):

Mir scheint, in Wien ist heute Feiertag.

Der zweite Wandergeselle (zum Mädchen herantretend):

Könnt Ihr vielleicht uns deuten, schönes Kind,
Zu was die Glocken dort so rege sind?

Die Alte (die sich mit Hilfe des Mädchens erhebt):

Was will er wissen?

Das Mädchen (ihr zurufend):

Sie erkundigen sich,
Zu was es läuten tut so feierlich.

Die Alte (vortretend):

Ei, wißt Ihr nicht, was aller Welt doch kund?
Zum Stephansturm wird heut gelegt der Grund
Durch Herzog Rudolf, unsern frommen Herrn.
Dem Bau wird keiner gleichen nah' und fern.
Sich strecken soll er riesenhaft zum Knauf,
Daß schwindelnd man wird blicken zu ihm auf
Und daß er meilenweit wird sichtbar sein,
So wird er ragen ins Gewölk' hinein.
Wohl viel' Geschlechter werden an ihm bau'n,
Doch werd' ich wenig nur von ihm erschau'n.

Das Mädchen (zum ersten Wandergesellen gewendet):
Ihr merkt, daß sie die Frage wohl verstand.

Der erste Wandergeselle:
Laßt drücken Euch zum Dank dafür die Hand!

Das Mädchen (ihm die Hand reichend):
Verzeiht, doch muß ich mit der Armen geh'n;
(errötend für sich)
Ob wir uns beide nochmals wiederseh'n?

Die Alte (wieder herzugetreten):
Wohl dem, der, ob er Mann sei oder Frau,
Auch einen Stein nur legt zu diesem Bau!
Ich kann es nicht und nehme in mein Grab
Die frommen Wünsche nur mit mir hinab.
(Jeder der Wandergesellen reicht ihr ein Geldstück.)

Der dritte Wandergeselle:
Das für ein Gläslein Met am heut'gen Fest!

Der zweite Wandergeselle:
Daß Ihr des Alters und der Not vergeßt!

Der erste Wandergeselle:
Nur wenig, aber gut ist es gemeint.

Die Alte:
Der Himmel droben lohn' es Euch vereint!

Der dritte Wandergeselle:
Der Steinmetz seiner Gunst gar sehr bedarf,
Dem leicht der Meister einen Stein verwarf.
(Die Alte winkt das Mädchen zu sich.)

Der zweite Steinmetz:
So seid Ihr selber auch ein Steinmetz gar?

Der dritte Wandergeselle:
Das bin ich wohl,
(sein Handwerkszeichen hervorziehend)
wie dies macht offenbar.
In Ulm ward mir's als Zeichen zuerkannt,
Doch dort schon war mein Sinn nach Wien gewandt.

Der zweite Wandergeselle:
Die Glocken läuten schon zum andern Mal!
Wir haben noch zu laufen bis ins Tal.

Das Mädchen:
Nun hätt' die Base eine Bitte noch.

Die Alte (zaghaft):
Ihr werdet günstig sie erhören doch?
(die Pfennige zurückgebend)
Die Pfennige legt mir für einen Stein
Dort in die Sammelbüchse heut hinein!

Der dritte Wandergeselle:
(das Geld zurücknehmend und verteilend)
Es soll gescheh'n nach Eurem Willen ganz!

Der zweite Wandergeselle:
Die Jungfer schenkt dafür mir einen Tanz.

Der erste Wandergeselle:
Doch wer darf reichen ihr den Jungfernkranz?

Das Mädchen (ihm die Hand reichend):
Das müßt Ihr besser wissen als wie ich,
In Matzleinsdorf beim Bäck erfragt Ihr mich.

(Die Wandergesellen entfernen sich gemeinsam nach der einen, die Alte mit dem Mädchen, das sie führt, nach der anderen Seite. Das Mädchen und der erste Wandergeselle schicken einander Blicke nach.)

Verwandlung.

Der Platz vor der Stephanskirche in Wien, deren Langhaus noch im Bau begriffen ist, während das Chor wie heute dasteht. Durch die Bauhütte und durch eine aus aufgeschichteten Quadersteinen gebildete Front ist die Tiefe des Hintergrundes noch verschlossen. Unter Posaunenschall und dem Geläute aller Glocken bewegt sich der Festzug aus der hintersten Kulisse nach der vordersten, gegenüberliegenden, verliert sich dazwischen und in dieser und sammelt sich zu beiden Seiten im Hintergrund, wo er sich gruppiert. Derselbe wird durch die Klöster und Schulen Wiens, darunter die neugegründete Hochschule, sowie durch die Bruderschaften und von Jungfrauen eröffnet, dem Hauptteile nach von den unterschiedlichen Gewerken und Innungen mit ihren Fahnen, voran die Steinmetzen, gebildet und von den Ratsherren und Alteingesessenen mit deren Frauen beschlossen.

Allgemeiner Volksgesang (zur Posaunenbegleitung):
„Ehre sei dem Vater und dem Sohne
Und dem heiligen Geist,
Wie es war im Anbeginne schon
Und allwegen bleibt von Welt zu Welt immer und ewiglich.
Amen."

Nachdem die Prozession beendet und Stille eingetreten ist, werden aus dem Innern des Chores Orgelklänge hörbar, und indem die Scheidewand weicht, wird als lebendes Bild sichtbar: „Die Grundsteinlegung des Stephansturmes durch Herzog Rudolf IV. den Stifter" (7. April 1359). Dieser selbst steht mit seinem Hofgefolge und den Häuptern der Stadtgemeinde in Andacht da, während der Propst der Stephanskirche unter Assistenz der Pfarrgeistlichkeit die Stelle, die den Grundstein einnimmt, segnend besprengt. Die Bühne verdunkelt sich.) Verwandlung.

Dritte Abteilung.

(Die mittlere Bühne stellt eine offene Bogenhalle auf Schloß Ambras in Tirol vor mit seitlicher und nach rückwärts gehender Aussicht auf das umliegende Gebirge. Im Hintergrund führen zu beiden Seiten Stufen nach einer Galerie empor.

Der Geheimschreiber des Erzherzogs, späteren Kaisers Max I., Edler Marx Treizsaurwein auf Ehrentreiz, und jenes lustiger Rat, Kunz von der Rosen, treten zusammen im Gespräch auf.)

Kunz von der Rosen:
Was bringt Ihr uns aus Wien?

Marx Treizsaurwein:
Was Euch wird freu'n:
Zwölf Tage sind's, seit unser junger Herr
Mit reisigem Gefolg, das ihm sein Vater
Aus Öst'reichs höchstem Adel auserwählt,
Sich aufgemacht, Maria von Burgund
Am Altar die versproch'ne Hand zu reichen.

Kunz von der Rosen:
Von seinem Aufbruch wußt' ich schon zuvor.
Wann aber hofft er einzuzieh'n in Gent?

Mark Treizsaurwein:
Der Tag war gestern schon; und da im Sattel
Er kein Ermüden kennt, so zweifl' ich nicht,
Daß seinen Vorsatz er auch ausgeführt.

Kunz von der Rosen:
So feiern heute dort sie die Vermählung. —
Doch nun vernehmt auch, was sich hier begab:
Zwei Edelleute trafen ein aus Flandern,
Um mit dem Erzherzoge Rat zu pflegen,
Von dem sie wußten, daß er nirgends lieber
Als in den Bergen von Tirol verweile,
Der Lust an edlem Waidwerk hingegeben
Als kühner Jäger, dem kein Fels zu steil
Und keine Wand zu hoch mit ihren Schroffen.

Mark Treizsaurwein:
Was aber war der Zweck wohl ihrer Sendung?

Kunz von der Rosen:
Sie offenbarten ihn nicht gradezu,
Doch ließen sie durchblicken als Begehren,
Maria möge statt des Sohn's des Kaisers,
Vor dessen künft'ger Macht es ihnen bange,
Den Dauphin Frankreichs zum Gemahl sich nehmen.

Mark Treizsaurwein:
Das glaub' ich wohl, daß man sich dort bemühte,
Europas reichste Erbin zu gewinnen.
Doch wie gelang es Euch, sie abzufertigen?

Kunz von der Rosen:
Ich dachte, Du behältst die Vögel hier,
Und hielt sie auf, von einem Tag zum andern.

Mark Treizsaurwein:
So weilen sie am Ende gar im Schloß?

Kunz von der Rosen:
Versteht sich, hier zu Ambras, nirgends sonst,
Der Ankunft Maximilians gewärtig,
Die ich bestimmt für heute angesagt.

Mark Treizsaurwein (in Lachen ausbrechend):
Dieweil er heut dort seinen Einzug hält!

Kunz von der Rosen:
Doch laßt mich nun auch meinen Plan enthüllen! —
Wir werden hier ein ländlich Fest begeh'n,
Zu dem von üb'rall aus den Bergen her,
Ja, selbst von jenseits der beschneiten Ferner,

Zu einem großen Brautzug angeschwellt,
Der Jugendflor der Alpen wird erscheinen,
Durch frohen Tanz die Hochzeit dort zu feiern.
(Man hört ländliche Gebirgsmusik, darunter Schalmei und Dudelsack.)

Mark Treizsaurwein:
Mir scheint, sie nahen schon.

Kunz von der Rosen:
Hört noch das eine!
Zu Gast lud ich die beiden Flandrer ein,
Was sie in ihrem Wahn nur mehr bestärkte,
Daher sie auch mit Freuden angenommen.
Doch sollen sie an den Empfang mir denken!
(Ländliches Volk aus vielen Tälern Tirols, Kärntens und der Steiermark zieht unter fröhlicher Musik im Tanzschritt ein, ein junges Brautpaar umgebend. Die Mädchen, welche die Mehrzahl ausmachen, tragen Blumenkörbe und Sträuße. Die beiden Flandrischen Edelleute erscheinen seitwärts und postieren sich Kunz von der Rosen und Mark Treizsaurwein gegenüber.)

Kunz von der Rosen (einige Schritte vortretend):
Gegrüßt zu Ambras an so wonn'gem Tage! —
Ihr seid bereit, so mag der Tanz beginnen!
(Der Reigen, zu dem gesungen wird, beginnt.)

Steirisch (im Ländlertakt, alt):
„Geh' ich hinüber d' Alm,
Geh' ich herüber d' Schneid
Such' ein Dirndl heim,
Das mich gar so g'freut:
Du Schwarzaugati,
Für die taugat ich,
Drum geh' ich soweit
Her über d' Schneid."

Mark Treizsaurwein:
Dort steh'n die Flandrer mit gespreizten Beinen
Im höchsten Feierstaat, den Hut voll Federn.
Merkt auf, jetzt schreiten sie zu uns herüber!

Kunz von der Rosen:
So werd ich sie heimschicken nach Gebühr!

Der erste Flandrer:
Wie kommt's, daß man den Reigen hat begonnen,
Bevor Er, dem die Feier gilt, erschien?

Der andere Flandrer:
Es wäre schicklich doch, auf ihn zu warten!

Kunz von der Rosen (während Mark Treizsaurwein sich lachend abkehrt):
Wenn Er nun aber heute gar nicht kommt?

Der erste Flandrer:
Er hatte sich doch sicher angesagt.

Der andere Flandrer:
Ihr rietet selbst uns, hier ihn zu erwarten.

Kunz von der Rosen:

Seid froh darüber, daß er ausgeblieben!
Er lud Euch sonst zu einem Stechen ein,
Das Euch wohl wen'ger als der Tanz gefiele.

Der erste Flandrer:

Ist dieser Herr nicht einer vom Gefolge?

Kunz von der Rosen:

Gewiß zählt er sowie auch ich dazu.

Mark Treizsaurwein:

Doch leider durft' ich nicht nach Flandern mit."

(Die beiden Flandrer stehen betroffen da; eine Schöne, die einen Nesselkranz in Händen hält, tritt, von vielen der Mädchen gefolgt, herzu.)

Die Schöne (zu einem der beiden Flandrer):

Herr, darf ich Euch nicht dieses Kränzlein bieten?

Der Flandrer:

Ein Kranz aus Nesseln — werd' davor mich hüten!

Die Schöne (zum andern gewendet):

Möcht' Euch vielleicht das Kränzlein mehr behagen?

Der andere Flandrer:

Ich werd' es Dir um Deine Backen schlagen.

(Die Mädchen fliehen zurück und singen im Chor unter den entsprechenden Gesten.)

Die Mädchen:

Schab ab, das wächst im Zillertal,
Schab ab und komm ein ander Mal!

(Die beiden Flandrer entfernen sich zornig.)

Kunz von der Rosen (ihnen nachrufend):

Viel Glück zur Fahrt:

Mark Treizsaurwein:

Die haben ihren Teil! —
Das Stücklein sieht Kunz von der Rosen gleich.
Nur schad', daß unserm Herrn es nicht vergönnt,
Die Rache seines lust'gen Rats zu schau'n.

(Der Tanz hat wieder begonnen und wird das obige Lied wieder oder ein anderes kurzes dazu gesungen.)

Kunz von der Rosen (zu allen gewendet):

Nun sind wir unter uns und unser Fest
Kann seinen ungestörten Fortgang nehmen.
Das junge Paar, das wir vor uns erschau'n,
Am gleichen Tage schließt es seinen Bund,
Da Er, der eurem Land so wohl gewogen,
Zu Gent die Hand reicht der ihm früh Verlobten,
Maria von Burgund, um die er warb
Noch da ihr Vater lebte, Karl der Kühne,
Von dem die Länder stammen, die ihr dienen,
Und die nun Er beherrschen wird mit ihr.
So laßt uns denn, als wären sie zugegen,
Den Güt'gen Blumen streu'n auf ihren Wegen,

Daß, fortgetragen auf der Liebe Schwingen,
Der Heimat Düfte hin zu ihnen dringen!

(Die Musik fängt von neuem an.)

(Die Tänzerinnen, denen von allen Seiten noch Blumen zugetragen werden, stellen unter anhaltender Musik einen Riesenstrauß im Hintergrund zusammen, der zu einem förmlichen Blumenberge anwächst. Einzelne lassen auch von den Treppenstufen Guirlanden herab, so daß sich der ganze Raum mit Blumen füllt, von denen er zuletzt völlig bedeckt ist; während ihrer Geschäftigkeit haben sich die Mädchen malerisch gruppiert. Durch die Blumenhülle bricht goldenes Licht, das rasch zunimmt; die Blumen teilen sich und bilden den Rahmen um das lebende Bild, das den Vermählungszug Maximilians und Marias von Burgund in Gent (19. August 1477) darstellt. Die Szene verwandelt sich.)

Vierte Abteilung.

Kurze Dekoration, ein Zeltlager im Banat um die Zeit 1736 darstellend, fällt vor. In der Mitte der Dekoration ein Marketender-Zelt mit beweglichen Teilen (Vorhängen) zum Öffnen. Dahinter wird die Zelteinrichtung aufgestellt: Schenktisch, Tische für Gäste, ein paar Bänke oder Stühle. Man hört im Zelt das Fiedeln einer Geige. Es ist später Abend. (Ein Sergeant des Regiments Alt-Starhemberg tritt von der Seite des Lagers auf und bleibt vor dem Zelte stehen. Die Marketenderin kommt aus dem Zelt heraus.)

Die Marketenderin:
Wer schleicht so spät heran?
(ihn erkennend)
Ihr seid's, Sergeant?

Der Sergeant:
Ich hört' die Fiedel brummen und den Knall,
Womit der Spunden los vom Fasse sprang. —
Ihr habt den Zapfenstreich wohl überhört?

Die Marketenderin (verwundert):
D'rauf ist's noch eine volle Stunde hin!
(lachend)
Mir scheint, Ihr wollt schon jetzt die Ronde machen.

Der Sergeant (die Uhr ziehend):
Der Uhr nach hab' ich freilich mich geirrt,
Auch spür' ich selber Durst noch in der Kehle.

Die Marketenderin:
So kommt herein und laßt den Trunk Euch schmecken!

Der Sergeant:
Das wünscht sie mir für heut' vergeblich an.

Die Marketenderin (ihn an der Schulter nehmend):
Mir scheint, Ihr tragt ein stilles Leid in Euch.

Der Sergeant (ihre Hand erfassend):
Weiß Gott, sie hat mir in das Herz geschaut!

Die Marketenderin:
Gebt mir es kund, ob ich Euch trösten kann!
Vor allem aber sagt, wo kommt Ihr her?

Der Sergeant:
Aus meinem Zelt, wo ich gebetet hab',
Ja, glaube sie mir's nur — für Prinz Eugen,
Gott hab' ihn selig!

Die Marketenderin (mit hellem Schrei):

Prinz Eugen gestorben!

(Aus dem Zelt, dessen Vorhang sich weit öffnet und das von hier ab offen bleibt, stürzen die Gäste: ältere und jüngere Soldaten vom Regiment Alt-Starhemberg hervor; ein stelzbeiniger Invalide, mit der Geige in der Hand, humpelt ihnen nach.)

Die Soldaten:

Vernahmen recht wir? Prinz Eugen ist tot?

(Der Sergeant winkt ihnen zu, ins Zelt zurückzukehren, das er, gefolgt von der Marketenderin, nun selbst auch betritt, worauf er nach abgelegter Patrontasche, den Dreispitz auf dem Kopf, sich abgesondert niederläßt und von der Marketenderin seinen gewohnten Krug gefüllt dargereicht erhält. Die Soldaten drängen sich, teils sitzend, teils stehend an ihn her, der Invalide horcht ebenso wie die Marketenderin mit gespannter Aufmerksamkeit zu.)

Der Sergeant (nachdem er einen Schluck getan):

Ja, unser Gen'ral Feldmarschall ist tot.
Vergangne Woche haben sie zu Wien
Im Stephansdom ihn feierlich begraben.
Zwölf Generale trugen seinen Sarg,
Dem mit dem ganzen Hof der Kaiser folgte,
Der ihn betrauerte wie einen Bruder.
Und ganz mit Recht, denn einen solchen Helden
Wird Österreich sobald nicht mehr erschau'n.
Doch wir auch haben viel an ihm verloren,
Denn unser Regiment Alt-Starhemberg,
Oft sah er's unter seinen Augen kämpfen,
Und was er ihm an Lobspruch hat erteilt,
Ließ seinen Ruhm erst in die Höhe wachsen.

Der Invalide (sich heranbewegend):

Das kann auch ich dem Regiment bezeugen,
In dem ich lange schon gedient vor euch.
Hab' ich doch alle Schlachten mitgemacht,
Die Karl von Lothringen in Ungarn schlug,
Als er vom Erbfeind unser Reich befreite.

Der Sergeant:

Wie, damals hattet Ihr schon mitgeholfen?
Ich dacht mir keinen mehr davon am Leben.

Der Invalide:

An jedem Treffen hab' ich teil genommen,
In dem sich Prinz Eugen hervorgetan
Und fechtend seinen Degen hat geschwungen,
Bis er als unser höchster General
Bei Zenta selber uns zum Sieg geführt.

Sergeant:

Das müssen an die vierzig Jahr' schon sein!
Da bin ich freilich noch ein Kind gewesen.

Der Invalide:

Mein Denken reicht viel weiter noch zurück:
Ich stand vor Raab, als anno dreiundachtzig

Der Türkenkrieg begann und lag zu Wien,
Als angegangen die Belag'rung dort,
Die unterm Starhemberg ich mitgemacht,
Dem Kaiser Leopold die Stadt empfohlen.

Die Marketenderin:

Von dieser müßt Ihr etwas uns erzählen!

Der Invalide:

Wo sollt' ich da beginnen und wo enden?

Der Sergeant:

So wählt das Hauptstück, wie's dort zugegangen,
Eh' Ihr den letzten Sturm habt abgeschlagen,
Vom Ravelin, das vor dem Burgtor liegt;
Ihr merkt, daß ich mich selber aus auch kenne.

(Alle rücken möglichst nah' heran, die Marketenderin horcht, die Rechte in die Seite gestemmt, zu, der Sergeant fährt aufmerkend mit dem Stock am Boden hin und her.)

Der Invalide:
(nachdem er dem Sergeanten aus dessen Krug Bescheid getrunken)

Die Türken schlossen uns stets enger ein
Und schossen auf uns her aus allen Stücken,
Indem sie uns mit Bomben und Karthaunen
Und nachts mit Feuerkugeln übersäten.
Doch hatten sie es auf die Burgbastei'n
Und Löwelbastion gleich abgeseh'n,
Wie schon die vielen Schanzen dargetan,
Die sie, uns zu berennen, aufgeworfen.
Und bald auch drangen sie daraus hervor
In hellen Haufen, deren Allahruf
Weit in die Stadt hinein zu hören war,
Um stürmend unser Bollwerk einzunehmen.
Doch es gelang uns, sie mit Gottes Hilfe,
Vereinigt mit den tapfern Bürgern Wiens,
Zurückzuschlagen stets und immer wieder,
Wenngleich die Mauer uns zerschossen war
Und durch die Macht der aufgestieg'nen Minen
Ein ganzes Stück bereits in Trümmern lag,
So daß zuletzt den Eingang in die Stadt
Wir nur bloß noch mit unsern Leibern deckten.
So fochten wir zwei lange Monde fort,
Gewärtig des Entsatzes, der uns ja
Durch Karl von Lothringen verheißen war,
Und ließen, als gewachsen unsre Not
Zum höchsten war, zu Nacht vom Stephansturm
Beständig feurige Raketen steigen,
Bis endlich auf des Kahlenberges Höh'
Das Banner mit dem Kreuz darin uns grüßte

Als Zeichen unsrer langersehnten Rettung,
Wenn auch im letzten Kampf viel Blut noch floß.

(Pause, während der alle bewegt schweigen. Es wird dunkel, die Zelt-Dekoration geht empor und gedämpft wird ein Janitscharenmusikmarsch aus weiter Ferne hörbar. Das lebende Bild: „Das belagerte Wien“ (September 1683) vorstellend, wird nächtlich sichtbar. Auf der Burgbastion, über welche die kaiserliche Kriegsstandarte weht, steht Graf Rüdiger von Starhemberg, der Kommandant von Wien, mit gezogenem Degen auf einem Schanzkorb, Soldaten und Bürger feuern aus einer Karthaune und aus Musketen auf emporstürmende Türken herab. Die Stadt ist mit feurigen Kugeln übersät. Mehrere Häuser brennen. Der Stephansturm ragt über sie dunkel auf und am nächtlichen Himmel ist das christliche Kreuz im Glorienscheine schwebend zu sehen. Der Zeltprospekt wird wieder herabgelassen.)

Der Sergeant:
Das heiß' ich eine Heldenarbeit tun!
(er reicht ihm die Hand)
Die Euch Der droben wird im Himmel lohnen!

Die Marketenderin (zum Sergeanten):
Schier trau' ich mich nicht mehr ihn anzuschau'n,
So viel Respekt hab' ich vor ihm bekommen!

Der Sergeant (zu den Soldaten):
Habt ihr's gehört? Jetzt aber wißt ihr auch,
Zu welchem Regimente ihr gehört.

Der Invalide:
Ja, tapfer hat es immer sich gehalten,
Drum ward es hierher ins Banat gelegt,
Das Prinz Eugen als Feldmarschall erobert,
Der unsre Waffen bis nach Bosnien trug.
Und als er, grau geworden, wieder kam
Als Sieger, hochberühmt in aller Welt,
Hat er uns an der Donau noch einmal
Entgegen dem verweg'nen Feind geführt.
Bei Belgrad war's, wo wir zwei Heere schlugen
An einem Tag und auf der Veste Zinnen
Das Banner Öst'reichs siegend aufgepflanzt.

Alle brechen in das Prinz-Eugenuslied aus, das auch in den benachbarten Zelten mitgesungen wird und wozu der alte Invalide die Melodie mitgeigt. Während des Liedes geht die Dekoration abermals empor und als anderes lebendes Bild wird „Prinz Eugen vor Belgrad, von seinen Generalen umgeben, wobei ihm die türkischen Hauptbefehlshaber die Schlüssel der Festung übergeben“ (18. Oktober 1717) sichtbar. Die Bühne verdunkelt sich und es verwandelt sich die Szene.)

Fünfte Abteilung.

(Kurze Dekoration, den Donauhafen von Preßburg mit dem königlichen Schloß auf der Höhe vorstellend, fällt vor. Vor der Dekoration ein Versatz, den Hafen markierend. Zwischen Versatz und Dekoration wird ein Schiff vorgeschoben. Die Bühne wird wieder erhellt.)

(Zwei Kornbauern aus dem Preßburger Komitat treten mit einem Kornmesser auf.)

Der Kornmesser:
Das Korn hab' ich gemessen, Sack um Sack.

Der eine Kornbauer:
Wer aber lädt es uns aufs Schiff wohl heute?
Der Hafen ist gerad' wie ausgestorben.

Der andere Kornbauer:
Doch in der Stadt wächst das Gewühl noch immer,
So schieben sich die Gäste durcheinander!

Der Kornmesser:
Sie kamen, die Gebieterin zu schau'n,
Aus allen Komitaten scharenweise,
Ja, viele sind noch weiter hergewandert,
Slavonier und Kroaten, Siebenbürger,
Ruthenen und auch Serben wechseln ab,
Mit Grenzern und Illyriern buntgemischt.
(Jubelrufe und Musik in der Ferne, die näher kommen)
Doch was hat sie auch für ein hohes Wesen
Und welche Güte spricht aus ihrem Blick!
Ja, stolz sein dürfen wir vor allen Reichen
Auf unsre gnadenvolle Königin!

Der eine Kornbauer:
Nun wälzen sie sich gar dem Hafen zu!

Der andere Kornbauer:
Was wird hier außen für ein Fest gefeiert?

Der Kornmesser:
Die Neugier ist's, die sie heraus tut locken,
Denn, daß Ihr's wißt, Maria Theresia
Ließ, ohne daß es jemand vorher ahnte,
Nachschicken sich aus Wien ihr Söhnlein Josef,
Das gestern hier zu Preßburg eingetroffen.

Die beiden Kornbauern:
Wie, gestern schon?

Der Kornmesser:
Hört, wie sich's hat gefügt!
Das Schiff lief erst beim Dunkelwerden ein
(Da liegt's, bewimpelt in den Farben Ungarns). —
So ward er unerkannt ans Land getragen.

Der erste Kornbauer:
Doch sagt, wie sich die Kunde hat verbreitet!

Der Kornmesser:
Durch unsern Palatin, den Grafen Palffy,
Der, mit dem Primas nach dem Schloß berufen,
Das königliche Kind vor Augen sah
Und, stürmisch in die Stadt zurückgeeilt,
Sich zur Magnatenstube hinbegeben,
Den Reichstag vor dem Throne zu versammeln,
Dahin er von der Königin entboten.

Einer der Kornbauern:
Was mag es sein, das sie dazu bewog?

Der Kornmesser:
Ihr Mutterherz hat es ihr eingegeben;
Und leichter konnte sie's vollführen jetzt
Als zu der Zeit, da sie die Stephanskrone
Als Ungarns König auf dem Haupt empfing.

Einer der beiden Kornbauern:
Ich sah es selbst mit eignen Augen an,
Wie sie, hinangesprengt zum Krönungshügel,
Das Schwert nach allen Himmelsgegenden
Behende schwang, als wollt' sie damit sagen:
Mag kommen auch ein Feind, woher er will,
Mein Ungarn werd' ich, traun, vor ihm behüten!

(Volk in ungarischen, kroatischen, slavonischen, siebenbürgischen und anderen Trachten strömt auf die Bühne, ihm voraus zieht eine musizierende Zigeuner-Kapelle.)

Rufe im Volk:
Da liegt das Schiff, darin er hat gelegen!

(Während noch die Menge, in einzelne Gruppen aufgelöst, ihre Nationaltänze jubelnd aufführt, tritt ein ungarisches Mädchen aus dem Volk hervor und singt unter leiser Begleitung der Musik.)

Das Mädchen:
„Steht am Dorfesend' ein kleines Stübchen
Und darinnen in der Wieg' ein Bübchen
Und die Wieg' ein kleines Mädchen schwinget
Und dabei mit süßem Mund sie singet:
Schließ' die Äuglein, Lämmlein mein, den Frommen
Bist durch Liebe zu der Welt gekommen!"

(Ungarisches Volkslied.)

(Die Menge bricht in Eljenrufe auf Maria-Theresia und ihren Sohn Josef aus. Ein Priester mit Barett tritt auf; aller Blicke wenden sich nach ihm.)

Der Priester:
Da find' ich endlich euch beisammen wieder:
Wie, fürchtet Ihr euch vor der Sünde nicht,
Euch ausgelass'nem Jubel hinzugeben
In solch verhängnisvollem Augenblick?

(Alle horchen auf.)

Habt ihr's gehört?

Andere Stimmen:
Was mag geschehen sein?

Der Geistliche (nach dem Schlosse deutend):
O, wüßtet ihr, wie ihr zu Mut da droben
In ihrem Kummer, unsrer güt'gen Mutter,
Ihr würdet Tränen vor Betrübnis weinen.

Viele Stimmen:
Wieso? Was ist der Königin begegnet?

Der Geistliche:
Von ihren Nachbarn ward sie angefallen,
Die sie berauben wollen ihres Erbes
Und gierig es verteilen unter sich.

Viele Stimmen:

Fluch ihren Feinden!

Alle:

Gott vertilge sie!

Der Geistliche:

Wohl suchten sie den Anschlag zu verhüllen,
Doch haben sie sich arg getäuscht in ihr,
Denn standhaft wies sie ab ein jed' Erbieten,
Durch das sie ihr mit gleißnerischem Antrag
Entwinden wollten, was nur ihr gehört.
Und offen sprach sie's aus vor aller Welt,
Daß sie vom Erbe nichts preisgeben werde,
Bereit, den Kampf mit allen aufzunehmen,
Auf Gott vertrauend und ihr Recht allein,
Das klar ist wie das Sonnenlicht am Himmel!

Viele Stimmen:

Gott strafe sie, die's zu verletzen wagen!

Der Geistliche:

In der Bedrängnis ist sie hergeflüchtet
Nach Preßburg, Ungarns Hilfe anzurufen!

Viele:

Die ihr gewähren wird auch unser Land!

Alle:

Wir opfern ihr den letzten Tropfen Blut!

Der Geistliche:

Auch ihren Sohn, der ihr nachfolgen wird
Einst auf den Thron, empfiehlt sie unsrer Liebe,
Wie er als Kind noch in der Wiege liegt.

Viele Stimmen:

Wir werden sie mit ihrem Sohn beschützen!

Viele Stimmen:

Und ihr anhängen stets.

Alle:

Bis in den Tod!

Eine Stimme:

Eh' sterben wir, als wir sie je verlassen!

Alle:

Eh' sterben wir, als wir sie je verlassen!

Der Geistliche (sich niederkniend):

Das wollen wir vor Gottes Aug' geloben
Und zu der Schutzpatronin Ungarns fleh'n,
Daß unsern Waffen Stärke sie verleihe!

(Er mit allem Volke knien unter schmelzenden Akkorden der Musik. In den Wolken erscheint die hl. Jungfrau Maria mit der Krone als Schutzpatronin Ungarns, ihr göttliches Kind im Arme. Allmählich verschwindet sie in den Wolken wieder und im Hintergrunde wird, während die Menge noch betet und die

Musik anhält, das lebende Bild: „Maria Theresia vor dem ihr im Schlosse zu Preßburg Hilfe zuschwörenden Reichstag" (11. September 1741) sichtbar. Neben ihr ruht ihr Söhnlein Josef in der Wiege. Die berühmten Worte: Moriamur pro rege nostro Maria Theresia! werden aus aller Mund gehört, worauf sich unter mächtig einfallender Musik die Szene verwandelt.)

Sechste Abteilung.

Im ebenerdigen Stocke des Hauses Josef Haydns in Gumpendorf. Ein blühender Hollunderbaum steigt vor dem Fenster auf. Das an das Vorgemach stoßende Arbeitszimmer des Meisters im Hintergrund ist durch einen geschlossenen Vorhang abgetrennt. Haydns Diener kommt aus jenem hervor.

Der Diener:

Wo hat er heute die Gedanken doch,
Daß er wie träumend dasitzt am Klavier
Und keine Taste rührt mit einem Finger,
Wo seine Hände sonst nur selten ruh'n?
Doch ich errat's, was ihm das Herz bedrückt:
Es ist des Krieges Geißel, vom Eroberer,
Dem nimmersatten, über uns geschwungen,
Die uns mit hartem Schlag so schwer getroffen.
O, daß er das erleben mußte noch,
So nah' dem Grab, in seinen alten Tagen.
Wir hatten alle auf den Sieg gehofft,
Doch keiner mehr als Vater Josef Haydn.
Ja, gestern noch, als wie den Tag zuvor
Nach Wien herüber von dem Donaustrand
In einemfort das mächt'ge Schießen drang,
War von Verzagtheit ihm nichts anzumerken
Und seine Läufe sprudelten nur so,
Doch jetzt wird um so schwerer ihm das Herz;
Denn hätten wir gesiegt, wie er geglaubt,
Die Kunde wär' schon längst nach Wien gedrungen.

Josef Haydn tritt gebückt im Hauskleide aus der sich öffnenden und offenbleibenden Nebenstube, in der sein kleines Klavier steht, hervor.)

Josef Haydn:

Anton!

Diener:

Was wollen mir der Herr befehlen?

Josef Haydn:

Geh' doch einmal aus Gumpendorf hinein
Bis zu der Linie hin und frag' herum,
Ob man vom Ausgang nichts der Schlacht vernommen!

Diener:

Doch, wenn Sie krank mir würden unterdes?

Josef Haydn:

Sei unbesorgt um mich und spute Dich!

(Der Diener ab.)

Josef Haydn (die Hände faltend):

Herr, lasse mich noch unsern Sieg erleben
Und dann nimm meine Seele zu Dir auf!

(Er steht sinnend da, von der Straße her hört man unterschiedliche Stimmen und in der Ferne Hochrufe auf Kaiser Franz und Erzherzog Karl. Der Diener tritt wieder herein, gefolgt von einem jungen Feldscher in der Uniform der böhmischen Freiwilligen-Legion.)

Diener:

Da bring' ich einen, der zu Ihnen will!
Er kommt von der Armee und weiß Bescheid.

Josef Haydn:

Ihr seid ein Wundarzt, wenn ich's recht erkenne?

Der Feldscher:

Zu der Legion gehör' ich der Freiwill'gen,
Die Böhmen hat gestellt und ausgerüstet
Ganz aus sich selbst allein.

Josef Haydn (das Käpplein rückend):

Respekt davor!

Der Feldscher:

Und da es jetzt im Werk ist, auszuwechseln
Die Leichtverwundeten, kam ich zur Stadt.

Josef Haydn:

Doch was führt Sie zu mir gerade her?

Der Feldscher:

Die Absicht, für das Herrliche zu danken,
Das Sie, der große Haydn, uns geschenkt.

Josef Haydn:

Was haben Sie denn schon von mir gehört?

Der Feldscher:

Ich spielte mit in Ihren Streichquartetten
Und Symphonien in Prag, wo ich studiert;
Was aber stets am meisten ich bewundert,
Ist Ihr erhab'ner Hochgesang, die Schöpfung.

Josef Haydn (ihm die Hand reichend):

Mich freut das Lob, doch brenn' ich vor Begier,
Zu hören, wie die mächt'ge Schlacht verlief,
Die wir verfolgt mit ahnendem Gemüt.

Der Feldscher:

Wie soll ich melden, was ich miterlebte
An Taten heldenmüt'ger Tapferkeit,
Die, kühn entflammt von seinem großen Führer,
Dem edlen Sprößling aus dem Hause Habsburg,
Vollbracht hat unser Heer, daß sie sich hell
Auf seinem alten Ruhmesschilde spiegeln.
Unmöglich ist's, in Worten sie zu fassen,
Selbst tausend Zungen reichten nicht dazu.

Wer zählte auch die blut'gen Stürme auf,
Die Öst'reichs Söhne, einen um den andern,
Mit brüderlichen Kräften abgeschlagen,
Bis der von **Karl** geschwung'nen Fahne nach
Die aufgeschloß'nen Regimenter drangen
Und sie den Feind zum Bett der Donau warfen,
Wo ihn die Brücke nur vom Tod errettet?
Wer zählt die Stürme, die zwei Tage lang,
Gleich immer neu entladnen Hochgewittern,
Im ruhelos forttobenden Gefecht
Auf unsrer Seite sich entfesselten,
Bis endlich Asperns heiß umrung'ner Boden
In unsern Händen und der Feind zurück
Vom blutgetränkten Feld sich fliehend wandte! —

Josef Haydn:

Der Sieg ist also unser?

Der Feldscher:

Unser ganz!

Josef Haydn:

Gott sei gepriesen, der ihn uns geschenkt
Und der den Übermut des Niebesiegten
Zu Boden warf durch Ö'streichs alte Kraft! —
Wie wird mir im Gedanken an dies Heil
Mit einem Mal so wundersam zu Mut!
Es drängt mich mit Gewalt hin zu den Tasten. —
O, fänd ich doch die rechten Töne bald,
Um meinen letzten Wunsch in sie zu hauchen
Und mein Gebet für unsern Kaiser Franz!

(Er reicht dem Feldscher bewegt die Hand, der sich ehrfürchtig verabschiedet, vom Diener hinausbegleitet. Josef Haydn kehrt in sein Arbeitszimmer an das Klavier zurück und greift (vollständig sichtbar) in die Tasten, indem er zu phantasieren anfängt. Ganz allmählich und leise entwickelt sich das Motiv der Volkshymne. Das Orchester nimmt diese auf und, sobald dies geschehen, wird der Meister durch Wolken, welche die Verwandlung der Szene begleiten, den Blicken der Zuschauer entzogen. Eine Art von Ruhmestempel, der von Säulen getragen wird, erscheint. In ihm stehen auf halbkreisförmig sich erhebenden Stufen die Geistesheroen Österreichs aus allen Gebieten der Politik und des Krieges, der Künste und Wissenschaften. Während sich die Musik noch immer steigert, hüllt wallender Nebel den aus einer idealen Landschaft in großen Umrissen gebildeten Hintergrund eilig ein und es erscheint die bestrahlte Büste Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef I., umgeben von den allegorischen Gestalten sämtlicher Kronländer, welche hinwieder einzeln von Herolden und Fahnenträgern sowie von charakteristischen Volksfiguren in den ihnen eigentümlichen Volkstrachten, die der bewaffneten Macht angehörigen mit eingeschlossen, umstellt sind. Austria, zwischen den beiden Bannern der österreichisch-ungarischen Monarchie und einen Lorberkranz in der Rechten, tritt in den sich vor ihr öffnenden Kreis.)

Austria:

(während die Melodie der Volkshymne piano-forte erklingt)

Von weihevollen Klängen hergezogen,
Die uns das Herz entflammen in der Brust,
Naht Austria bewegt sich diesem Orte,
Wo, enggeschart, die Völker Österreichs

Ihm huldigen, dem vielgeliebten Herrn,
Der sich durch Sein an Taten reiches Leben
Erworben ihren ewiglichen Dank,
Und, hingenommen von dem Augenblick,
Leg' ich zu Füßen Ihm den vollen Kranz,
Den fromme Liebe freudig Ihm gewunden,
Und Ihm Verehrung reiner Treue weiht.

(Sie legt den Kranz am Postament nieder.)

Nun aber mag sich unser Jubelruf,
Von des Gesanges Macht beschwingt, erheben,
Der, in des Liedes goldnen Laut gefaßt,
Am würdigsten, Ihm nahe zu erklingen,
Ihm, den uns Gott erhalte und beschütze!

(Das Orchester intoniert nunmehr mit aller Macht und Stärke die Volkshymne: „Gott erhalte, Gott beschütze" u. s. w., die von allen auf der Bühne anwesenden Personen im Chor gesungen wird und in die das sich von seinen Sitzen erhebende Publikum begeistert mit einstimmt. Nach vollendetem Gesang fällt der Vorhang.)





Maria Immakulata.

Prolog und Lied.

Von Richard von Kralik.

Tief aus dem Schlamm und Sumpf der Zeit,
Aus lastender Unreinigkeit
Erhebt die Seele sich empor
Und sucht ein Glück, das sie verlor,
Sucht eine Hand, die uns heraus
Zum Heile heb' aus allem Graus;
Denn unser eig'nes schweres Müh'n
Scheint uns noch mehr hinab zu zieh'n.

Doch sieh, dort überm Nebel ragt
Ein Fels empor, vom Licht umtagt,
Der einzige Standort kühn und frei,
Der fest steht in der Wüstenei.
Und auf dem Felsen prangt voll Pracht
Der Bau der Kirche. Tag und Nacht
Blitzt von der Spitze der Karfunkel
Des Glaubens in das Erdendunkel.
Engel schweben darob mit Sange.
Und doch, vergebens strebt so bange
Die Seele, sie kann nicht hinan:
Zu glatt der Tritt, zu steil die Bahn!

Da schwebt über dem Brodem mild
In weißem Schleier ein Frauenbild,
Und sie berührt den Boden kaum,
Rein bleibt der Fuß und weiß der Saum.
Maria reicht die Hand und spricht:
„Folgt mir und fürchtet euch nur nicht!
Ich bin ein Mensch, wie ihr es seid,
Ein schwaches Weib, bewährt im Leid;
Nur Reinheit war's, was mich beriet,
Daß ich den Fluch der Welt vermied
Und euch das Heil der Welt gebar.
Das hob mich aus der Menschenschar
Zur Himmelsherrscherin hinauf.
Folgt mir in gleichem Heldenlauf
Zu meinem Sohn und seid nunmehr
Rein und vollkommen, so wie er!"

Ja, Freunde, folgen wir dem Wort,
Erfassen wir die Hand sofort!
Wir grüßen Dich, o sei gepriesen,
Die uns den Weg des Heils gewiesen!
Du bist das Weib, vom Schöpfer traut
Als Krönung seines Werks erschaut!
Du bist die Holde, die allein
Die Braut des Geistes durfte sein!
Du bist das Menschenkind, des Güte
Im Gottessohn zur Frucht erblühte!
Du tratest ein in Gottes Rat,
Weil Deine Demut von sich tat
Den eig'nen Willen: Gottes Wille
Bewegte Dich allein gar stille.
Nur Deiner Fürbitte zum Lohn
Tat für uns Wunder einst Dein Sohn
Ließ Deine Liebe noch im Sterben
Auf uns, auf Deine Kinder erben.



Ach, haben wir die Erbschaft nicht
Seitdem verwirkt, das Strafgericht
Des Herrn auf uns herab beschworen?
Ist uns nicht alles Heil verloren?

Getrost, einst gab es eine Zeit,
Gleich unsrer voll von Traurigkeit,
Da durch den Krieg von dreißig Jahren
Die Erde allen Höllenscharen
Zur Beute lag, wo alle Bande
Der Sitte rissen, wo die Schande,
Die Roheit und die Grausamkeit,
Der Aufruhr herrschte weit und breit,
Wo schon das Böse schien sein Ziel
Erreicht zu haben, wo sein Spiel
Gewonnen schien, der Welt zum Tod.
Da war ein großes Mittel not.
Da gab ein Kaiser gottbegeistert
Das Reich, vom Feind schon fast bemeistert,
Der makellosen Königin
Des Himmels und der Reinheit hin.
Er weihte sich und all die Seinen
Der Reinheit wieder und der Reinen
Und richtete zum steten Zeichen
Ein Denkmal auf der Gnadenreichen,
Daß späte Nachwelt des gedenke
Und nimmermehr das Gute kränke.
Und sieh, mit einem Schlage wich
Der Feind, der Friede zeigte sich,
Gerettet war das Land, der Glaube.
Grimm schlich der Feind von seinem Raube.
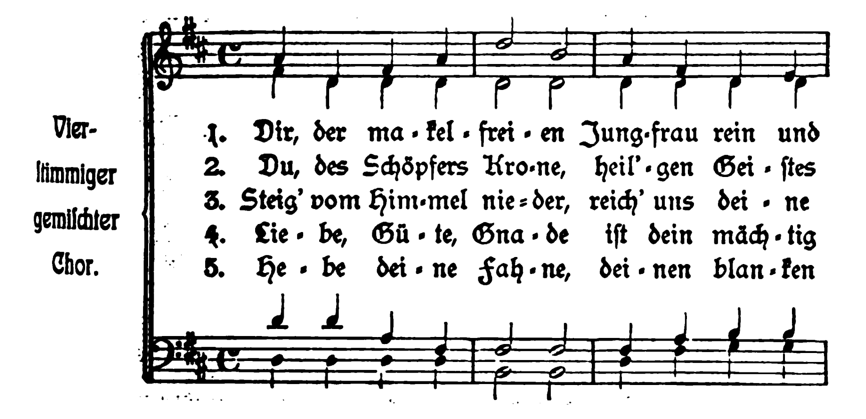
Und diese Weihe zu erneuen,
Ist wieder Pflicht der Gottgetreuen;
Denn wieder hebt sein Banner frei
Der Täuscher, und sein Schlachtgeschrei
Erhallt durch alle Welt und schallt:
Daß Tugend Wahn sei, Recht Gewalt,
Die Reinheit Torheit, Sünde Kraft,
Die uns zu Übermenschen schafft,
Und alles Laster sei erlaubt
Und weise, wer der Lüge glaubt,
Und Mann und Weib und Kind, es sei
Ein jeder vom Gesetze frei.
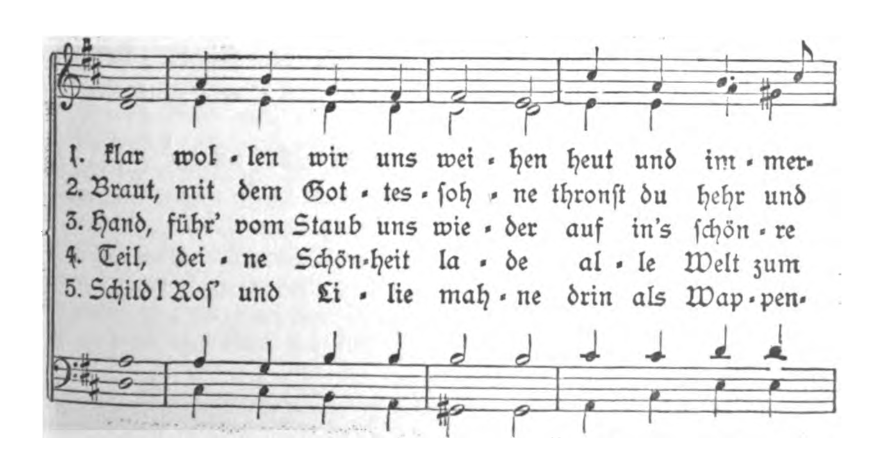
Da ist es Zeit, daß treue Scharen,
Die höchsten Güter zu bewahren,
Wieder der Reinheit Fahne schwingen
Und neues Heil der Welt erringen,
Daß eine gold'ne Jugend wieder
Die Schreckensherrschaft schlage nieder.

Wohlan, herbei! Die Fahne walle!
Ein rein Gebet zum Himmel schalle!
Herbei, in Glaubenskraft geeint
Wider den längst entthronten Feind!
Der Irrtum weiche vor den Waffen
Des Lichts, die Recht und Ordnung schaffen,
So wie die Nacht klanglos entflieht,
Wenn hell das Morgenrot aufzieht.
Und fromm ertönt in Sturm und Drang
Zum Trost ein heller Weihgesang.
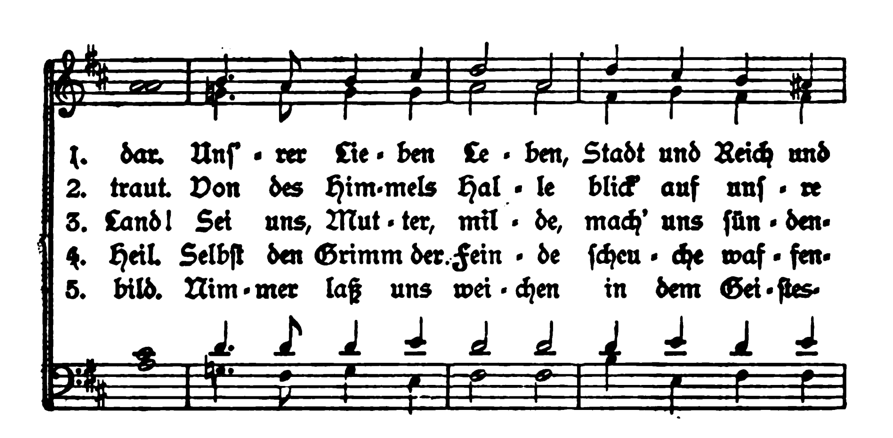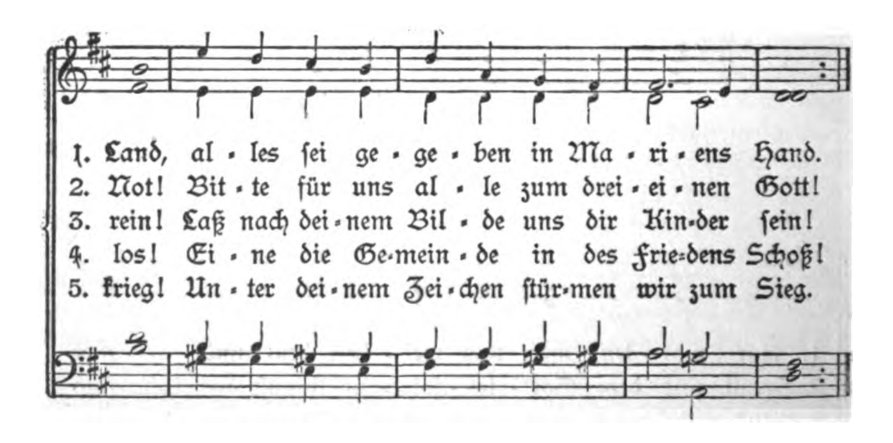


Lied.


Vierstimmiger gemischter Chor.
1. Dir, der ma - kel - frei - en Jung-frau rein und
2. Du, des Schöpfers Kro-ne, heil' - gen Gei - stes
3. Steig' vom Him-mel nie - der, reich' uns dei - ne
4. Lie - be, Gü - te, Gna - de ist dein mäch - tig
5. He - be dei - ne Fah - ne, dei - nen blan - ken


1. klar wol - len wir uns wei - hen heut und im - mer-
2. Braut, mit dem Got - tes - soh - ne thronst du hehr und
3. Hand, führ' vom Staub uns wie - der auf in's schön - re
4. Teil, dei - ne Schön-heit la - de al - le Welt zum
5. Schild! Ros' und Li - lie mah - ne drin als Wap - pen-

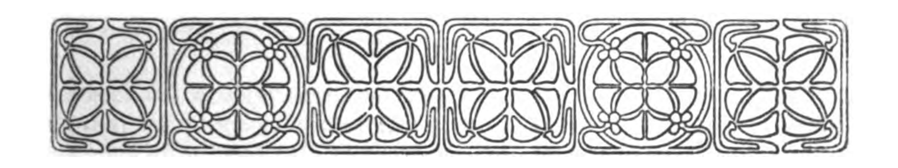








Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz' Nachfolger, Wien.



Deterministische und metaphysische Geschichtsauffassung.

Von Dr. Alexander Gießwein.

In jenem edlen Wettbewerbe, welchen schon im verflossenen Jahrhunderte die Wissenschaften miteinander um die Palme des Fortschrittes ausgerungen, ist auch die Geschichtswissenschaft nicht hinter ihren Genossinnen zurückgeblieben. Seit dem Ende des XVIII. Jahrhunderts erweiterte sich das Gesichtsfeld der Historik auf eine außerordentliche und ungeahnte Weise. Was zur Entwicklung der Erdkunde seit dem Ende des XV. Jahrhunderts die Entdeckungsreisen eines Vasco de Gama, Columbus, Magelhaens, Cook u. a. beitrugen, dasselbe bewirkten die wissenschaftlichen Arbeiten eines Champollion, Grotefend, Rawlinson, Layard, W. Jones, Burnouf, A. Remmat, Stanislas Julien u. a. auf dem Gebiete der Historik.

Die Geschichtswissenschaft verließ die engen Grenzen Europas, alte Völker und Staaten, vergessene oder kaum dem Namen nach bekannte Kulturen und Religionen erstanden aus ihren Gräbern, die altherkömmliche Chronologie wurde um Jahrtausende hinausgeschoben, kurz, die Geschichtsforschung hatte in Zeit und Raum binnen einem Jahrhundert Fortschritte gemacht, die alle Erwartungen der wissenschaftlichen Welt weit übertrafen.

Man vergleiche doch einmal das, was man vor hundert Jahren unter Weltgeschichte verstand, mit dem modernen Umfange dieser Wissenschaft. Es ist, als ob man die Ptolemäische Weltkarte mit einem modernen Globus vergliche. In jener ist über die Grenzen des römischen Reiches hinaus auch in der alten Welt alles nur ahnungsweise und verschwommen angedeutet, das übrige aber vom unbegrenzten Ozean verhüllt. In demselben engen Kreise bewegte sich die Weltgeschichte bis in die neuesten Zeiten. Über die Vergangenheit der vorderasiatischen Völker fand man in der Bibel kurze Andeutungen, was uns darüber griechische und römische Schriftsteller überlieferten, ist verhältnismäßig viel späteren Datums, um nicht mehr märchenhaftes als zuverlässiges Geschichtsmaterial zu enthalten. Übertrat man aber einmal die Grenzen des Imperium, so hatte man das Gebiet des Historischen gänzlich verlassen und man geriet in das Reich des Nebels und der Fabel.

Heute ist der Historiker im stande, das Nacheinander der ägyptischen Pharaonen fast mit derselben Genauigkeit zu verfolgen wie die mancher mittelalterlichen Fürsten, er kann sich in das Gesetzbuch des Hammurabi, eines Zeitgenossen Abrahams, vertiefen und es erschließen sich seinem Geiste

die heiligen Bücher Indiens und Persiens mit den wundervollen Epen und Dramen der alten Arier. Ja, die vergleichende Sprachwissenschaft führt ihn in Zeiten zurück, wo Indier, Perser, Griechen, Italokelten, Germanen und Slaven noch sozusagen ein Volk bildeten.

Es ist, als wäre ehedem der Historiker auf einem erhabenen Punkte gestanden, von wo er die grünen Matten und anmutigen Windungen des Gebirgstales überblickte, mit seinem tummelnden Bache, herrlichen Wäldern, in der Ferne aber sperrten seinen Blick die vorgelagerten Gebirgsrücken, über die da und dort ein Bergriese sein schneeiges Haupt emporhob; heute aber befindet er sich auf dem Scheitel eines solchen Riesen, von wo er ein ganzes Meer ähnlicher Riesen mit ihren Schnee- und Eisfeldern überblickt, während sein Auge darüberhin bis in fremde Länder und an die Meeresgrenzen herumschweift, — wobei es wohl auch vorkommen mag, daß sich das Tal unter seinen Füßen in Nebel verhüllt.

Doch diese immer fortschreitende Erweiterung der Geschichtswissenschaft erfordert ihrerseits, daß dieses erstaunlich herangewachsene historische Material geschichtet und geordnet, systematisch zusammengefügt und so zur wahren Wissenschaft sublimiert werde, um nicht ein das Gedächtnis ermüdendes Aggregat zu bleiben, ähnlich einem ungeordneten Museum oder einer regellos zusammengetragenen Büchersammlung, die zwar sehr viel Wertvolles enthalten können, aber dieses nur nach langem Forschen und mühevollem Herumsuchen dem Wissensdurstigen darbieten.

Über diese Überfülle und Systemlosigkeit des historischen Materials führt schon vor fast einem halben Jahrhundert Buckle, der englische Kulturhistoriker, gerechte Klage: „Wir haben es dahin gebracht, daß unsere Tatsachen über unsere Erkenntnis hinausgehen und ihr in ihrem Verlaufe zur Last fallen. Die Schriften unserer wissenschaftlichen Anstalten und unserer Männer der Wissenschaft sind bis zum Überfluß voll von endlosem kleinen Detail, welches das Urteil verwirrt und jedem Gedächtnis entschlüpft. Vergebens verlangen wir, daß dies Detail verallgemeinert und geordnet werde. Statt dessen schwillt der Haufe immer mehr an. Wir brauchen Gedanken und erhalten immer Tatsachen." — „Daher hat unser Zeitalter, so groß es ist, fast in jeder Hinsicht größer, als je die Welt eines gesehen, trotz seiner großen und edlen Gefühle, seiner Duldung ohnegleichen, seiner Liebe zur Freiheit, seiner verschwenderischen, fast ausschweifenden Wohltätigkeit einen gewissen materiellen, phantasielosen, unheroischen Charakter, der schon manchen, der es beobachtete, für seine Zukunft besorgt machte." *)

Und vor etwa zehn Jahren kommt einem französischen Historiker, Lacombe, dieselbe bittere Klage über die Lippen. „Wir kennen mehr vom historischen Material", meint Lacombe, „als unsere Vorfahren; deshalb sind unsere Historiker mehr malerisch, sie haben mehr Farbe als die der letzten Jahrhunderte. Aber ob sie den psychischen Grund besser erfaßt, ob sie mehr in das Innere des Menschen hineingedrungen sind, das ist eine andere Frage.

*) Buckle, Geschichte der Zivilisation in England, deutsch von Ruge. II. Bd. S. 490 u. 492.

Die Geschichte bietet uns überall Analogien, die man zusammenstellen, und Eigenheiten, die man absondern muß. Und dies ist schon der Anfang einer Wissenschaft; aber jede Wissenschaft hat ihre Vervollkommnung im Forschen nach den Ursachen." *)

Man sieht also, daß die Erweiterung des wissenschaftlichen Gesichtsfeldes den wahren Mann der Wissenschaft noch nicht befriedigt, und es sind allerdings nur seichte Geister, die da behaupten, daß die Historie, d. h. als bloße Materialiensammlung, sich selbst genüge und kein Beimengsel von philosophischem Forschen ertrage.**) Der echte wissenschaftliche Geist will nicht nur in die Weite umherschweifen, sondern auch in die Tiefe eindringen. Mit einem Worte, die Geschichte verlangt als Wissenschaft eine philosophische Behandlung, es muß darin nicht nur das Nacheinander der Geschehnisse, sondern auch das Warum und Weshalb in Betracht kommen, sonst würde sie auf das Niveau einer rein deskriptiven Disziplin heruntersinken. Es wird deshalb immer, so lange es denkende Menschen gibt, ein vereinzeltes Phänomen bleiben, daß man die philosophische Betrachtung der Kenntnisse überhaupt als überwissenschaftlich (métascientifique — sagt Roberty) ansehe.***)

Nun es mangelt gerade heutzutage nicht an Versuchen einer Philosophie der Geschichte. Wenn aber dennoch die Klage Buckles und Lacombes berechtigt ist, so ist daran die moderne Richtung der Philosophie schuld. Es ist dies die sogenannte positivistische Richtung, welche nur Tatsachen gelten lassen will, und zwar Tatsachen, die der sinnlichen Erfahrung zugänglich sind. Unter solchen Umständen beschränkt sich die Aufgabe der Philosophie darauf, die Tatsachen der sinnlichen Erfahrung zu sammeln, zu gruppieren und auf dem Wege der Induktion allgemeine Sätze daraus abzuleiten. Damit wird aber alles, was über die sinnliche Erfahrung hinausgeht, als transzendent ausgeschlossen, wenn auch nicht verneint, doch in ein der Wissenschaft unzugängliches Gebiet verrückt. Das ist aber eher eine Negation der Philosophie als positive Philosophie zu nennen.

In der Tat hat es diese Geistesrichtung mit sich gebracht, daß man heutzutage von einem Bankerott der Wissenschaft sprechen kann und daß ein angesehener Naturforscher am fünfzigjährigen Jubiläum seiner Gelehrtenlaufbahn sagen konnte, er müsse das Ergebnis seiner wissenschaftlichen Tätigkeit in dem einen Worte zusammenfassen: Mißerfolg.†) Nicht die Wissenschaft als solche ist diesem traurigen Schicksale anheimgefallen, aber unter der stiefmütterlichen und einseitigen Behandlung des Positivismus muß sie in ihrer Methode wahrhaftig zu einer Art von Statistik zusammenschrumpfen. Soll die Wissenschaft wieder ihr Ansehen und ihren wohltuenden, Geist erhebenden Einfluß gewinnen, so muß sie von einem wahren philosophischen

*) Lacombe, l'Histoire comme Science. 1894, S. 7 u. 11. Ähnlich Hartmann, Moderne Probleme, II. Aufl., Leipzig 1886, S. 140: „Unsere moderne Wissenschaft läuft Gefahr, am empirischen Material zu ersticken."

**) Vgl. K. Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit, I. S. 34.

***) Roberty, Nouveau Programme de Sociologie, S. 91. Affirmative, negative, suspensive, moniste, dualiste, pluraliste, religieuse ou athée la réponse du philosophe offrira toujours un caractère franchement métascientifique.

†) Lord Kelvin, s. Chamberlain, Grundlagen des 19. Jahrhunderts. S. 807.

Geiste durchdrungen sein. Und dies gilt vor allem von den Geschichtswissenschaften. Die Naturwissenschaften können an und für sich als technologische Mittel viel des Nützlichen bieten, die Geschichtswissenschaft aber wird ohne philosophischen Geist zu einem kraftlosen Skelette eintrocknen.

Es frägt sich nun, inwieferne die sogenannte positivistische, d. h. metaphysikfreie Philosophie im stande ist, eine Philosophie der Geschichte, eine wahrhaft philosophische, in die Grundursachen und leitenden Urprinzipien der menschlichen Geschehnisse eindringende Geschichtsauffassung zu schaffen.

Die Bezeichnung: „Philosophie der Geschichte" ist verhältnismäßig neueren Datums. Der Terminus — la philosophie de l'histoire — stammt eigentlich von Voltaire*), obwohl sein oberflächlicher Geist sehr ferne stand allem dem, was man unter Philosophie der Geschichte verstehen muß. Sein scharfes Auge mag wohl das, was ziemlich an der Oberfläche lag, mit wunderbarer Genauigkeit und Deutlichkeit entdeckt und in dieser geringen Tiefe den Zusammenhang der Dinge und die inneren Motive der Ereignisse mit klarem Blick erfaßt und aufgedeckt haben, aber in die Tiefe zu dringen, war ihm nicht gegeben, hier wird sein Blick, wie Flint treffend sagt, eigentlich nicht trübe, sondern er hat überhaupt aufgehört.**)

Es ist darum das, was Voltaire unter dem Namen einer Philosophie der Geschichte darbot und gewissermaßen wieder zu Ehren brachte, eigentlich nichts mehr als eine pragmatische und genetische Geschichtsauffassung. Sie ist zwar einer philosophischen Methode nicht ganz bar, aber Philosophie der Geschichte ist sie noch bei weitem nicht.

Diese philosophierende Betrachtung ist aber nichts Neues, ja sie ist so alt wie die Geschichtsschreibung überhaupt, denn die Geschichtsschreibung beginnt eigentlich dort, wo man sich nicht mehr mit einer einfachen Registrierung der Tatsachen und der Ereignisse begnügt, sondern dieselben in ihrem Zusammenhange auffaßt und einer leitenden Idee unterordnet. Darum ist das noch keine Geschichte, was uns die Pharaonen Ägyptens und die Herrscher Assyriens und Babyloniens in ihren Inschriften über blutige Schlachten, glänzende Siege, Huldigung der Unterjochten, Gründung von Tempeln, Erbauung von Palästen u. dgl. mit mehr oder weniger Übertreibung berichten. Es ist dies alles sehr schätzbares, historisches Material, das unsere Blicke in die ferne Vergangenheit zurückführt, aber ebensowenig Geschichte wie ein Telegramm aus Tschifu.

Die älteste Geschichtsschreibung bleibt deshalb immer noch die heilige Schrift; dieser Rang wird ihr auch nie mehr abgestritten werden können. Die Literaturdenkmäler der übrigen orientalischen Völker, der Sumero-Akkader, Babylonier, Assyrier, Ägypter, Phönizier, Chinesen, liefern uns den Beweis, daß alle diese Völker zwar im stande waren, historisches Material mit großem Eifer zu sammeln und zu verewigen, geradeso wie

*) Unter diesem Titel erschien im Jahre 1765 eine Abhandlung Voltaires, die dann im Jahre 1769 als Einleitung seines Werkes: Essai sur les moeurs et l'esprit des nations wieder abgedruckt wurde.

**) Vgl. R. Flint, History of the Philosophy of History. Edinburgh and London 1893, S. 304.

man etwa heutzutage astronomische Beobachtungen aufzeichnet, aber zur Geschichtsschreibung fehlte ihnen die historische Idee. Bei den Indern aber ist der historische Sinn an der allzu überschwänglichen Phantasie und dem alles Tatsächliche und Dingliche überwuchernden Idealismus dieses Volkes zu Grunde gegangen.

Die heilige Schrift, und zwar auch in ihren historischen Büchern, ist stets von einer herrschenden Idee, von der theokratischen Idee durchdrungen und eben dadurch bleibt sie für immer der wahre Typus echter Geschichtsschreibung, welche nicht auf der Oberfläche der Tatsachen beharrt, sondern immer tiefer und tiefer bis zur causa causarum sich den Weg zu bahnen trachtet.

Nebst der Bibel muß aber auch heute noch Herodot als Vater der Geschichte gelten, da er es verstand, in den Schicksalen seines Volkes das Walten einer vorsehenden und Gerechtigkeit ausübenden Gottheit zu erblicken. Seitdem war die Geschichte mit der sittlichen Weltordnung innig verbunden, alles übrige ist leere Logographie. Diese ethische Grundlage der Geschichte trifft man ebenso bei Polybius, der die inneren Gründe und Zwecke der Größe Roms schildert, und bei Tacitus, der in der Fortentwicklung menschlicher Begebenheiten überall das Geltendwerden des sittlichen Gesetzes erblickt.

Die echte Geschichtsschreibung barg also schon in ihrem Schoße den Keim der Geschichtsphilosophie; um aber eine solche zu werden, fehlte der Weltanschauung der Antike noch eine sehr wesentliche Bedingung.

Um eine wahrhaftig philosophische Geschichtsauffassung ins Leben zu rufen, muß die Anschauung vorhanden sein, daß die menschlichen Begebenheiten eine innerliche Zusammengehörigkeit und Kontinuität haben; die Anschauung von der inneren Einheit des Menschengeschlechtes muß vorhanden sein. Diese fehlte durchwegs dem klassischen Altertum: „Die Beschränktheit des historischen Stoffes" — meint Nipperdey — „mußte es dem Altertum unmöglich machen, zur Begreifung der Geschichte als eines Ganzen zu gelangen." *)

Und wenn auch der Begriff des Menschengeschlechtes als eines Ganzen auftaucht, so ist er nicht intensiv, nicht innerlich genug, um wirksam zu werden, ihm fehlt die Konzeption einer allgemeinen menschlichen Interessengemeinschaft, Solidarität. Nur die Bibel macht hierin gewissermaßen eine Ausnahme, denn wenn sich auch die Geschichte des Volkes Israel binnen den Grenzen eines engsten Partikularismus bewegt, so fehlen doch nicht die Ausblicke auf das zukünftige Messiasreich, welches eine allgemeine Solidarität der Völker begründen soll.

Die Verwirklichung dieses alles Menschliche vereinigenden Solidarismus ward aber erst durch das Christentum durchgeführt. Über die Schranken der nationalen Unterschiede hinwegsehend, lehrte es den Gedanken einer einheitlichen Menschheit, welche durch die gemeinsamen Schicksale des Sündenfalles, der Erlösung, des Weltgerichtes zusammenhing. Durch diesen Gedanken der Solidarität der Menschheit in einem großen Interesse und seine Konsequenzen hat die dürftige Annalistik des Mittelalters — wie R. Rocholl treffend

*) Vgl. Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode und der Geschichtsphilosophie. Leipzig 1903, S. 27 f.



hervorhebt — einen ideellen Vorzug vor den reichsten Werken des Altertums voraus.*)

Mit dem Christentum tritt die allgemeine Menschheitsidee in die Welt und damit erst ist die Möglichkeit einer Geschichtsphilosophie gegeben, deren erstes System der große Denker des christlichen Abendlandes, St. Augustin, in seinen 22 Büchern vom Gottesstaate zusammengestellt hat.

Was haben wir aber unter der Bezeichnung Geschichtsphilosophie zu verstehen? Um eine genaue Definition davon zu geben, müssen wir wohl zuerst mit der richtigen Bestimmung beider Bestandteile, Geschichte und Philosophie, ins Reine kommen.

Die althergebrachte Definition der französischen Akademie über Geschichte: l'histoire est le récit de choses dignes de mémoire, gehört heutzutage gewiß schon in die alte Rüstkammer. Man weiß, daß Geschichte, um ihrem Namen zu entsprechen, alles umfassen muß, was der Mensch hier auf Erden gewirkt und getan, mache es nun den Eindruck etwas Großartigen oder Kleinlichen, sei es heldenmäßig oder alltäglich, Außerordentliches oder Gemeines. Geschichte ist, wie R. Flint bemerkt, all das, was der Mensch gedacht, gelitten und vollbracht hat, das ganze Leben der Menschheit, der Entwicklungsgang des ganzen Menschengeschlechtes**). Man wird also Carlyle in diesem Sinne recht geben müssen, wenn er sagt, Geschichte ist nicht bloß das geeignetste, sondern das einzige Studium und schließt alle anderen in sich.***) Sollte man dies auch nicht im strengen Sinne als eine Definition der Geschichte gelten lassen, so ist es immerhin eine erhabene und wahrhaft ideale Auffassung derselben, welche sie zum Vereinigungspunkte alles menschlichen Wissens machen könnte.

Am eingehendsten hat sich mit der Begriffsbestimmung der Geschichte Bernheim in seinem wahrhaft klassischen Werke befaßt. Die Geschichtswissenschaft — so lautet seine Definition — ist die Wissenschaft, welche die Tatsachen der Entwicklung der Menschen in ihren (singulären wie typischen und kollektiven) Betätigungen als soziale Wesen im kausalen Zusammenhange erforscht und darstellt.†)

„Das Amt der Historie soll also", wie auch L. v. Ranke betont, „nicht sowohl auf die breite Sammlung der Tatsachen und ihre Aneinanderfügung, als auf deren lebendiges Verständnis gerichtet sein, indem sie uns erkennen lehrt, wohin in jedem Zeitalter das Menschengeschlecht sich gewandt, was es erstrebt, was es erworben und wirklich erlangt hat".††)

*) R. Rocholl, Die Philosophie der Geschichte. Göttingen 1878, I., 20. Vergleiche Max Müller, Essays, II., 1869, S. 5: „Jetzt — mit dem Christentume — erst kann deshalb die philosophische Betrachtung der Weltgeschichte sich entwickeln. Jetzt erst ist eine Philosophie der Geschichte der Menschheit möglich; denn ein Wort tritt jetzt erst hervor, welches nimmer die Lippen des Sokrates, noch des Plato, noch des Aristoteles überschritten hat, die Menschheit."

**) A. a. O., S. 8.

***) Carlyle, Über Geschichte. 1853.

†) A. a. O., S. 6. In der Note bemerkt Bernheim: der Ausdruck „kausal" ist nicht im Sinne mechanischer Kausalität gemeint.

††) L. v. Ranke, Werke. XXIV, S. 284.

Das eigentliche Objekt der Geschichtswissenschaft ist demnach immer nur der Mensch, und zwar insoweit er sich als vernünftiges, bewußtes Wesen empfindend, denkend, wollend betätigt. Der Mensch, insoweit er lediglich Tier ist, seine animalischen Eigenschaften machen noch nicht den eigentlichen Gegenstand der Historie aus, weder soweit es die Entwicklung des einzelnen betrifft, in anatomischer und physiologischer Hinsicht, noch, soweit es sich um die Entwicklung ganzer Völker und Rassen handelt, in anthropologischer Hinsicht. Es kann dies alles zur Ergänzung und Beleuchtung der Geschichte dienen, an und für sich ist es aber nur sekundäres Material zum Aufbau der Geschichte.

„Die Geschichtswissenschaft selbst" — so bemerkt ferner Bernheim — „hat es nur mit der kausalen Erforschung und Darlegung der Entwicklung zu tun, nicht mit den letzten Gründen; was das Substrat der Entwicklung sei, welches die wirkenden Faktoren und Formen derselben, endlich auch, in welchem Sinne die Entwicklung erfolge, ob im Sinne der Entartung oder der Veredlung, dies und die damit zusammenhängenden Fragen gehören in das Gebiet der Philosophie, speziell der Geschichtsphilosophie.*)

Damit wäre also die Aufgabe der Geschichtsphilosophie angedeutet. Sie besteht in der Ergründnng der letzten Ursachen des geschichtlichen Werdens sowie des teleologischen Endzieles dieses Entwicklungsganges. Versteht man nun unter Philosophie die Erkenntnis der Dinge in ihren letzten und höchsten Gründen oder, wie es anderen in gemäßigter Form beliebt, in den höheren und allgemeinen Gründen oder als jene allgemeine Wissenschaft, welche das Erkennen auf seine Prinzipien zurückzuführen hat**), so muß bei der geschichtlichen Betrachtung stets der Doppelblick des Januskopfes zur Geltung kommen, da einmal die Gegenwart das Resultat der Vergangenheit und zugleich der Ausgang der Zukunft ist. Es wird deshalb der Geschichtsphilosoph in seinen Untersuchungen stets sowohl das Woher, wie auch das Wohin des menschlichen Entwicklungsganges in Betracht ziehen müssen. Hierin besteht eben das, was Steffensen treffend als das Rätsel der Geschichte bezeichnet.***) Ein wahrhaft hohes, erhabenes Ziel, das edelste, was dem menschlichen Erkennen vorgestellt werden kann. Sie ist also dazu berufen den Pope'schen Vorwurf The proper study of mankind is man in Ausführung zu bringen.

Es haben sich aber in neuerer Zeit auch Stimmen erhoben, die da behaupten, die Geschichtswissenschaft und namentlich die Geschichtsphilosophie sei an und für sich ein Unding, eine wissenschaftliche Unmöglichkeit. Die Schwierigkeiten, die Schopenhauer vorgebracht hat, können zwar heutzutage als überwunden betrachtet werden. Geschichte sei, so meint der Philosoph des Pessimismus, ein Wissen, aber keine Wissenschaft, denn in ihr gebe es nur ein Nacheinander von Verschiedenheiten, kein Nebeneinander von Ähnlichkeiten, aus denen man Art- und Gattungsbegriffe abstrahieren könne. Die

*) Bernheim, a. a. O., S. 10.

**) Vgl. Wundts Definition in seiner Einleitung in die Philosophie, 1901, S. 10: Philosophie ist die allgemeine Wissenschaft, welche die durch die Einzelwissenschaften vermittelten Erkenntnisse zu einem widerspruchslosen System zu vereinigen und die von der Wissenschaft benützten allgemeinen Methoden und Voraussetzungen des Erkennens auf ihre Prinzipien zurückzuführen hat.

***) Zur Philosophie der Geschichte. Basel 1894.

Voraussetzung Schopenhauers, es gebe in der Geschichte nur Singuläres, nichts Allgemeines, mußte schon zu seiner Zeit gewagt erscheinen, kann aber heutzutage als vollends veraltet gelten, da die rein soziologische Richtung der Geschichtsauffassung im geraden Gegenteile die Geschichte zu einer puren Abstraktion umgestalten möchte.

Ernsterer Natur sind die Bedenken Diltheys, die er gegen eine Möglichkeit der Geschichtsphilosophie erhebt. Was aber Dilthey mit Recht bekämpft, das ist eigentlich jene naturalistische Auffassung der Geschichte und Geschichtsphilosophie, die in dem ganzen Entwicklungsgang sowohl des einzelnen Menschen wie auch des ganzen Menschengeschlechtes einen bloßen mechanischen Prozeß erblickt. Es ist ganz richtig: werden mit Stuart Mill die Methoden der Naturwissenschaft ohne weiteres auf die Geisteswissenschaft übertragen, dann gibt es keine wahre Geschichtsphilosophie. Wäre — wie es Buckle vorschwebt — das Hauptziel der Geschichtswissenschaft, daß man die Gesetze der Historik erforschte, wie man die Gesetze der Astronomie und Physiologie kennt, und dadurch in stand gesetzt werde, die Zukunft mit Genauigkeit vorherzusagen,*) dann könnte man diese Geschichtswissenschaft ebensowenig Geschichtsphilosophie nennen, wie man die Astronomie, Physiologie und Meteorologie an und für sich nicht als philosophische Disziplinen betrachtet. Geschichte wäre bei dieser Betrachtung allerdings nichts anderes als eine Sammlung von Rechenexempeln und die Philosophie des Positivismus hätte dabei nichts anderes zu tun, als dieselben je nach den Regeln der Regeldetri oder der Gleichungen mit einer oder mehreren Unbekannten zu lösen.

Das ist aber eine höchst einseitige und unwürdige Auffassung von der Aufgabe der Philosophie sowohl wie der Geschichte. Nimmt man ihnen die belebende Seele weg, so sind beide nur eine tote Masse.

Es erübrigt uns noch die Frage zu erörtern, in welchem Verhältnisse Geschichtsphilosophie und Soziologie zu einander stehen. Ein Teil der modernen Soziologen meint, keinen begrifflichen Unterschied zwischen diesen Wissenszweigen aufstellen zu müssen. Dies bemüht sich namentlich P. Barth darzutun, der selbst seinem Werke den Titel gab: „Die Philosophie der Geschichte als Soziologie". Er geht so weit zu behaupten: eine vollkommene Soziologie würde sich mit der Geschichtsphilosophie ganz und gar decken, sie unterscheidet sich schließlich nur noch dem Namen nach**). Geschichte hat das Werdende, Soziologie das Gewordene vor Augen.

Dies hängt freilich mit der Definition der Soziologie zusammen. Versteht man darunter mit Barth die Wissenschaft der Veränderungen, die die Gesellschaft in der Art ihrer Zusammensetzungen erleidet, so decken sich die Begriffe der Geschichtswissenschaft und Soziologie so ziemlich.

Nach L. Stein aber wäre die Soziologie aus der Geschichtsphilosophie hervorgegangen. Die Geschichtsphilosophie repräsentiert gewissermaßen den metaphysischen Standpunkt, aus der sich unter der Herrschaft des metaphysikfreien Positivismus die Soziologie entwickelte.***)

*) A. a. O., 1. Band, 2. Abt., S. 301 (Note).

**) P. Barth, a. a. O., S. 10.

***) Ludw. Stein, Die soziale Frage im Lichte der Philosophie. 2. Auflage. Stuttgart 1903. S. 32 f.



Diese Auffassung ist entschieden falsch. Erstens ist Soziologie weder gleichbedeutend mit Geschichte noch mit Geschichtsphilosophie. Man mag zwar der Soziologie verschiedene Definitionen geben und dieser hybriden Wortbildung einen engeren oder weiteren Sinn zuschreiben, gleichbedeutend mit Geschichte wird man ihren Begriff nicht betrachten können. Sei es, daß man sie mit Eleutheropulos als die Erforschung des Zusammenseins von Menschen auffaßt*), sei es, daß man mit Loria ihr als Objekt den einheitlichen Ursprung der verschiedenen sozialen Erscheinungen, ihre gegenwärtige Verknüpfung, ihre Struktur und vollständige Entwicklung zuschreibt**), die Soziologie als solche hat immer das Gewordene, die Historik aber das Werdende vor Augen. Allerdings sollte die Soziologie die Geschichtswissenschaft sich zur Grundlage nehmen, was leider äußerst selten geschieht, so daß man deshalb in den Werken der modernen Soziologen eher alles andere findet als wahre Historik. Dann kann man aber die Soziologie auch nicht schlechthin mit der Geschichtsphilosophie identifizieren.

Zur Heranbildung der Soziologie bedarf es jedenfalls einer philosophischen Geschichtsauffassung. Die Soziologie als Gesellschaftslehre kann ohne philosophisches Denken ebensowenig ihr Leben fristen wie die Historik. Doch wenn wir auch L. Ward vollkommen beistimmen, daß man sich heutzutage klar ist, daß Wissenschaft nicht in der Anhäufung von Tatsachen, sondern in der Entdeckung von Wahrheiten bestehe***), so müssen wir doch immer ihm gegenüber an dem Unterschiede zwischen Wissenschaft uud Philosophie als Inbegriff und Königin aller Wissenschaften festhalten.

Wir glauben deshalb auch einen Unterschied zwischen Soziologie als Gesellschaftslehre und sozialer Philosophie oder Gesellschaftsphilosophie statuieren zu müssen. Das Verhältnis ist dasselbe wie zwischen Historik und Geschichtsphilosophie. Wie die Geschichte, so muß auch die Soziologie ihre Metaphysik haben, welche sich zur Aufgabe vorsteckt, das soziale Rätsel zu lösen; während die pure Soziologie sich begnügt, die Regeln des gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses festzustellen, hat sich die soziale Philosophie nicht nur mit dem mechanisch kausalen Zusammenhange der Entwicklungsformen, sondern mit den Urprinzipien der gesellschaftlichen Ordnung und mit dem teleologischen Endzweck des gesellschaftlichen Lebens zu befassen. Freilich, wo man eine metaphysikfreie Philosophie betreibt, wird man es zu einer wahren Gesellschaftsphilosophie eben so wenig bringen, wie man dort auch keine Geschichtsphilosophie kennen will.

Der Berührungspunkte zwischen Geschichtswissenschaft und Soziologie gibt es daher unzählige. Die zwei Wissenszweige sind innig vereint und fortwährend auf einander angewiesen. Die moderne Historik und Geschichtsphilosophie ist in der Tat ihrer jüngeren Schwester in mancher Hinsicht zu Dank verpflichtet und auch die Soziologie ist nur dann im stande, Gedeihliches zu leisten, wenn sie sich der historischen Methode bedient.

*) Eleutheropulos, Soziologie. Jena 1904. S. 2.

**) Vgl. Loria, Die Soziologie, ihre Aufgabe, ihre Schulen und ihre neuesten Fortschritte, deutsch von A. Herz. 1901. S. 6.

***) Lester F. Ward, Outlines of Sociology. New-York—London 1904. Preface.

Jedes soziologische System ist von der ihr zu Grunde liegenden Geschichtsauffassung bedingt und darum eben so viel wert wie seine Grundlage. Ist die Geschichtsauffassung eine einseitige und schiefe, so wird auch der ganze soziologische Unterbau ins Wanken kommen.

Selbstverständlich muß bei einer rein naturalistischen Geschichtsauffassung auch das soziologische System mit derselben Einseitigkeit behaftet sein: es soll nun unsere Aufgabe sein, die verschiedenen Systeme der Geschichtsphilosophie und Soziologie einer Prüfung zu unterziehen. Bei dieser kritischen Umschau wollen wir namentlich die Frage aufwerfen, ob es auf der Grundlage der rein deterministischen Geschichtsauffassung überhaupt möglich sei, das Rätsel der Geschichte und der Gesellschaft zu lösen? Diesem Determinismus der Geschichte steht die metaphysische Betrachtung derselben gegenüber, und insofern der Determinismus der Geschichte zur Lösung der höchsten historischen und soziologischen Fragen nicht ausreicht, wird man genötigt sein, die Berechtigung der metaphysischen Geschichtsanschauung anzuerkennen, umsomehr, da es mittels dieser ein Leichtes ist, die höchsten Probleme der geschichtlichen Entwicklung und des gesellschaftlichen Lebens zu beleuchten und in ihren Ursachen und Endzwecken begreiflich zu machen.

* * *

Der geschichtliche Determinismus betrachtet alle menschlichen Institutionen und Betätigungen sowohl beim einzelnen Individuum als in der Entwicklung des ganzen Geschlechtes als unbedingt notwendige Ergebnisse eines natürlichen Prozesses, bei dem der freie Wille absolut nicht in Betracht kommt. Demzufolge kommt dem Menschen sowie dem Menschengeschlechte in der Geschichte eine rein passive Rolle zu. Das menschliche Leben in seinem vollen Verlaufe sowohl wie der ganze Entwicklungsgang der menschlichen Gesellschaft ist aus bloßen actus hominis zusammengesetzt, dem actus humanus, der freien und bewußten Betätigung des Menschen, wird kein Platz eingeräumt.

So gleichförmig auch dieser Satz von den mit Naturnotwendigkeit wirkenden geschichtlichen und soziologischen Gesetzen seitens der Anhänger der deterministischen Soziologie aufgestellt wird, sind die Ansichten über die wirkenden Ursachen und bestimmenden Faktoren des Determinismus sowie auch über die Art und Weise des Geltendwerdens der Determinanten sehr verschieden. Es lassen sich aber die verschiedenen Theorien zur deterministischen Erklärung des historischen Werdens und soziologischen Entwicklungsprozesses in folgende drei Gruppen einteilen:

a) Die sogenannten mesologischen Theorien legen das Hauptgewicht auf die Wirkung des umgebenden Milieu, das wieder auf verschiedene Weise in Betracht genommen werden kann, indem man als vorzugsweise bestimmenden Faktor entweder α) die physisch-geographische Umgebung oder β) die anthropologischen oder Rasseneigenschaften der Völker oder schließlich γ) die Einwirkung der sozialen Umgebung betrachtet.

b) Die biologischen Theorien erklären den geschichtlichen Entwicklungsgang ausschießlich aus biologischen Gesetzen und betrachten die menschliche Gesellschaft als mehr oder weniger wirkliches Individuum höherer Ordnung.

c) Die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung will außer den von Naturkräften bedingten wirtschaftlichen Faktoren der menschlichen Betätigung keine anderen gelten lassen.

a) Die mesologischen Theorien der Geschichtsauffassung.

Es entging nie der Aufmerksamkeit der Historiker, wie sehr nicht nur der äußere Typus der Völker, sondern auch ihre psychischen Anlagen, Gebräuche und Sitten, ihr Temperament und Charakter von den äußeren Umständen, namentlich von den geographischen und klimatischen Verhältnissen, beeinflußt werden können. Die großen Meister der Alten, Herodot, Xenophon, Tacitus rechnen alle damit.

Es bedurfte aber gewissermaßen des Fatalismus des Islam, um diese äußeren Beeinflußungen zu einem geschichtsphilosophischen System zu verarbeiten und ihnen nötigenden, determinierenden Wert beizumessen. In diesem Sinne faßt der arabische Historiograph des XIV. Jahrhunderts, Ibn Khaldun, die Einwirkung des geographisch-klimatischen Milieus auf. In den Prolegomenen zu seinem großen historischen Werke ist er bestrebt darzutun, in welch innigem Zusammenhange die Bodenbeschaffenheit des Landes mit den Institutionen und Sitten der Völker stehe und wie sehr ihr Erwerbsleben oder, wie man heutzutage sagen würde, ihre wirtschaftlichen Verhältnisse davon bedingt seien. Ibn Khaldun hat jedenfalls eine scharfe Beobachtungsgabe, seinem Blicke entgeht kein Moment des gesellschaftlichen Lebens, — wenn man ihn aber zum ersten Geschichtsphilosophen macht, so geschieht das im Interesse der rein naturalistischen Geschichtsauffassung. Die metaphysische Geschichtsauffassung hat ihren Vater in St. Augustin, — die naturalistische in Ibn Khaldun. Trotzdem wird man den tiefblickenden arabischen Geschichtsschreiber noch nicht zu den Deterministen heutiger Prägung rechnen können; er überschätzt zwar das Walten der Naturkräfte im Gefüge der Weltgeschichte, macht sie aber doch nicht zum einzigen Alleinherscher der Weltbühne.

Dasselbe läßt sich von Montesquieu und Herder behaupten. Der erstere betont zwar, er wolle die menschliche Willensfreiheit in der Darstellung des geschichtlichen Entwicklungsganges bewahrt wissen, knüpft aber die politische und bürgerliche Gesetzgebung so enge und organisch mit den klimatischen und geographischen Verhältnissen zusammen, wie es in der Wirklichkeit kaum nachweisbar, daß in diesem Sinne dem Menschen nur mehr eine passive Rolle in der Geschichte zugeschrieben werden könnte. Das natürliche Milieu wirkt zwar auf die gesellschaftliche Tätigkeit des Menschen nur indirekt ein, es ist aber dennoch der Boden, aus welchem Institutionen, Gebräuche, Sitten, Gesetze entwachsen*).

Auch Herder huldigt einer ziemlich deterministischen Ansicht über die bestimmende Wirkung des Milieus, obwohl seine Geschichtsauffassung nicht gänzlich des ethischen, idealistischen Momentes entbehrt. Seiner Anschauung gibt vielleicht folgender Satz am bündigsten Ausdruck: „Keine Weltbegebenheit steht allein da; in vorgehenden Ursachen, im Geiste der Zeiten und Völker

*) Esprit des Lois, l. XIV — XVIII.

gegründet, ist sie nur als das Zifferblatt zu betrachten, dessen Zeiger von inneren Uhrgewichten gedreht werden".*)

Als eigentlicher Vater des naturalistischen Determinismus ist aber Helvetius zu betrachten, der als Grundprinzip des historischen Werdens den Satz aufstellt, der Mensch sei nur das, was die ihn umgebenden Gegenstände aus ihm machen.**)

Denselben Satz hat der französiche Soziologe Mongeolle noch knapper also formuliert: Le milieu fait l'homme, — die Umgebung macht den Menschen. So sehr auch der Mensch in seinem Tun und Lassen von der Umgebung abhängig ist, so ist es doch falsch, diesen Satz ohne Einschränkung zur Grundlage eines wissenschaftlichen Systems der Soziologie und Geschichtsphilosophie zu machen, wie dies von vielen der modernen Soziologen geschehen ist. Die determinierende Wirkung der Umgebung nennt der Soziologe de Greef die Mesologie d. h. die Lehre vom Milieu. Er unterscheidet zwar nur zwei Elemente oder primäre Faktoren der Soziologie, welche demgemäß die historische Entwicklung bedingen und hervorbringen, nämlich: territorium oder **Boden**, und Bevölkerung oder Rasse***). Doch wird von anderen Soziologen noch ein anderes Moment der Umgebung, das physische oder kulturelle Milieu herangezogen. Wir wollen deshalb im folgenden die einzelnen Arten oder Elemente des Milieus der Reihe nach auf ihren determinierenden Wert prüfen, um zu sehen, ob sie auch wirklich die exklusive Grundlage eines wissenschaftlichen Systems bilden können, das sich zur Aufgabe stellt, das Rätsel der Geschichte und das Problem der Gesellschaft zu lösen.

α) Die physische Umgebung.

In neuerer Zeit war es besonders Th. Buckle, der die Milieu-Theorie im Sinne der physisch-geographischen Umgebung wieder in Schwung brachte und damit den Charakter und die Denkart der Völker zu erklären versuchte. „Wenn wir den physischen Wirksamkeiten nachforschen, durch welche das Menschengeschlecht am meisten beeinflußt worden ist," — so beginnt er das 2. Kapitel des I. Buches seines Werkes, — „werden wir finden, daß sie unter vier Abteilungen gebracht werden können, nämlich Klima, Nahrung, Bodenbeschaffenheit und allgemeiner Eindruck der Natur, unter welch letzterem jene Scheinbarkeiten zu verstehen sind, die, obwohl hauptsächlich dem Gesicht dargeboten, doch durch das Medium dieses oder anderer Sinne die Ideenverbindungen zuwege gebracht und von daher in verschiedenen Ländern verschiedenen Gewohnheiten und nationalen Denkens Ursprung gegeben haben". Es scheint, daß Buckle unter den beeinflußenden Faktoren der geschichtlichen Entwicklung gerade diesem allgemeinen Eindruck der Natur den ersten Platz einräumt, dieser wirke direkt

*) Ideen zur Phil. d. Geschichte. 20. Buch, zu Anfang. Die innige Wechselbeziehung der Wissenschaften vom Wohnsitz und von den Schicksalen des Menschengeschlechtes hat er auch dadurch ausgedrückt, daß er die Geschichte eine fortlaufende Geographie und die Geographie eine stillstehende Geschichte nannte. Vgl. Barth, a. a. O., S. 225.

**) Nous sommes uniquement ce que nous font les objets qui nous environnent. De l'Esprit, 1758.

***) Introduction à la Sociologie. Bruxelles—Paris 1886. I. vol., p. 46.

auf die Einbildungskraft und sei darum Urheber mannigfachen Aberglaubens, worunter Buckle freilich alles Transzendentale rechnet. „Klima, Nahrung, Bodenbeschaffenheit hingegen besitzen keinen direkten Einfluß dieser Art, allein sie haben die wichtigsten Ergebnisse für die allgemeine Organisation der Gesellschaft gezeitigt, aus denen viele der großen und augenfälligen Verschiedenheiten zwischen Nationen erwuchsen, die öfters grundlegenden Verschiedenheiten der Rassen zugeschrieben werden. Diese drei physischen Mächte, nämlich Klima, Nahrung und Bodenbeschaffenheit, d. h. was man unter der Bezeichnung der physischen Geographie im weiteren Sinne begreift, wären im stande, viele der Schwierigkeiten zu beseitigen, die das Studium der Geschichte verdunkeln.*)

In den Fußstapfen Buckles wandelt der Soziologe de Greef. Die geographische Lage des Territoriums sei, so meint er, mit seinen Gestaltungen, physischen, geologischen und chemischen Eigenschaften vor allen anderen bestimmend für die Entwicklung der Morphologie und der Struktur des gesellschaftlichen Organismus. Die Gesellschaft lasse sich von diesem Milieu so wenig trennen wie die Schildkröte von ihrem Gehäuse. Man kann sich ein Territorium ohne Bevölkerung denken, aber kein Volk, das nicht unter dem determinierenden Einfluß seines Territoriums stünde. Und dies geschehe mit der fatalistischen Notwendigkeit der allgemeinen Naturgesetze. Nach denselben unabänderlichen Gesetzen entsprießen dem Erdboden nicht nur Gras, Blumen, Gesträuche und Bäume, sondern auch die sozialen Tugenden wie Gerechtigkeit und sittliche Ordnung. Deshalb sei die physische Geographie die Grundlage der Soziologie, wie die Geometrie diejenige der Naturwissenschaften ist**). Die Beispiele jedoch, welche de Greef zur Stütze seiner kühnen und allzu apodiktisch hingestellten Theorie anführt, sind nicht gerade dazu angetan, dieselbe besonders zu bekräftigen: Die Buchten und Seehäfen Griechenlands und der Türkei sind an der östlichen Seite der Balkanhalbinsel, diejenigen Italiens an der westlichen der apenninischen Halbinsel gelegen; diese Formation hätte die Richtung des Kulturfortschrittes notwendigerweise bestimmt, die Zivilisation hätte auf dieser von der Natur vorgezeichneten Bahn von Klein-Asien nach Jonien, und von dort über Großgriechenland nach Gallien ihren Weg nehmen müssen. Die griechische Geschichte soll ebenfalls nur ein naturbedingtes Ergebnis der geographischen, Lage und Bodenformation Hellas' sein; die Entwicklung der hellenischen Kultur lasse sich nicht aus dem Volkscharakter und den Rasseneigenschaften erklären, da die verwandten Stämme Illyriens auf einer ziemlich tiefen Stufe des Kulturlebens stehen blieben; sie müsse demnach ein Produkt des Bodens sein.

Spanien blickt gen Westen; seine Flüsse sind wenig schiffbar und sein Binnenland ist zum Verkehr weniger geeignet, es sei darum ganz naturgemäß, daß seine Schiffer, die westliche Richtung nehmend, Amerika entdeckten.

Näher betrachtet sind aber alle diese Ausführungen de Greefs nichts mehr als wissenschaftliche Spielerei. Wer etwas von Geschichte weiß, dem entgeht es nicht, daß die Entdeckung Amerikas mehr dem genialen Geiste

*) A. a. O., S. 37 f. Vgl. Jhering, Vorgeschichte der Indoeuropäer. S. 270. Jhering versteigt sich zur Behauptung, einzig die geographische Umgebung habe Einfluß auf den Charakter, so daß der Arier, nach Mesopotamien versetzt, eo ipso Semite geworden wäre und umgekehrt.

**) A. a. O., S. 49 und 53.



und der hartnäckigen Ausdauer des großen Genuesen zu verdanken ist als der westlichen Lage Spaniens. Übrigens ist Portugal noch mehr und ganz ausschließlich auf den Westen angewiesen, dennoch haben seine Schiffer zuerst die südliche und dann über das Vorgebirge der guten Hoffnung die entschieden östliche Richtung eingeschlagen.

Ebensowenig stichhaltig ist die Behauptung de Greefs, die tschechische Nation verdanke ihr Fortbestehen den sie umgebenden Gebirgszügen. Nun, wer Böhmen kennt, der weiß auch, daß die deutsch-tschechische Sprachengrenze gerade nicht mit diesen Randgebirgen Böhmens zusammenfällt. Die politische Geschichte belehrt uns übrigens zur Genüge, daß die sogenannten natürlichen Grenzen ein ziemlich dehnbarer Begriff sind und daß es der Diplomatie schon öfter gelang, hier die Berge zu verschieben. Aus seiner eigenen Heimat hätte aber de Greef wissen können. daß z. B. die Sprachengrenze zwischen den Romanen (Franzosen und Wallonen) und Germanen (Flämen) durch gar keine geographische Scheidewand angegeben wird.

Die äußerste Richtung kann aber in dieser Beziehung P. Mongeolle vertreten*). Bei ihm ist der regierende Gott der Weltgeschichte das geographische Milieu.

Er entthront zuerst Könige, Helden, Dichter und Denker, denn was sie geleistet haben, ist eigentlich das Werk ihres Volkes. Aber auch dieses ist im Grunde genommen nicht die wirkende Ursache der menschlichen Betätigungen. Die letzte geschichtliche Macht ist nicht, wie manche meinen, die Rasse, denn die Rasse selbst ist nicht Ursache, sondern Wirkung, und zwar die Wirkung des Milieus, d. h. der äußeren Natur. Das Milieu wirkt auf den Körper und auf den Geist des Menschen, doch auf verschiedene Weise. Aber immer bleibt der Mensch ihm unterworfen in allen seinen Empfindungen und Bewegungen, also im Denken wie im Handeln.

Wo eine Küste Bauholz bietet, entsteht Schiffahrt, wo es fehlt, entsteht keine. Die Wärme setzt das Nahrungsbedürfnis herab. Daher das Gesetz, daß die Zivilisation sich zuerst in den warmen Gegenden entwickelt hat. Ein anderes sehr wichtiges Gesetz ist nach Mongeolle das „Gesetz der Höhen“ (loi des altitudes), daß nämlich im Laufe der Geschichte die Stadt immer mehr vom Berge in die Ebene hinunter gerückt ist, und das „Gesetz der Breiten“, daß die Zivilisation immer von den Tropen nach den Polen gegangen ist. Das sind allerdings ganz willkürliche Verallgemeinerungen und besten Falls halbe Wahrheiten.

Wäre dies physische Milieu ein so unbedingt bestimmender Faktor der Geschichte und gesellschaftlichen Entwicklung, dann müßte seine Wirkung auch stets andauernd sein und dieselben Resultate hervorbringen.

Hat sich etwa die geographische Lage und Gliederung Griechenlands geändert? Ist der Olymp und Ida zusammengestürzt? Gibt es keine Zephyre mehr an den Gestaden Hellas'? Wölbt sich kein Azurhimmel mehr über die Gefilde des Peloponnes, daß dieser einst gottgesegnete Boden heute keinen Homer, Pindar, Aeschylus, Sophokles, Phidias und Praxiteles hervorbringt? Wo hat die Kraft, die physische Macht des Milieus Jahrtausende hindurch

*) Le problème de l'histoire. 1886.



geschlummert, daß bis auf die neuesten Zeiten diesem klassischen Boden der Kunst und Poesie nur wilde Früchte entsprießen konnten? Man wird also wohl noch viel mächtigere Faktoren zu Hilfe nehmen müssen, als es das physische Milieu ist, um die Entstehung und Blüte der griechischen Zivilisation und Kultur begreiflich zu machen.

Und wer würde dem kleinen, unansehnlichen, geographisch nicht besonders bevorzugten Palästina als einem physischen Milieu die Rolle zumuten, die es in der Kulturgeschichte für alle Zeiten einnimmt? Wo sind hier die physischen Mächte, welche die Riesengestalt eines Jsaias hervorbrachten? Wo ist das Klima und die Bodenbeschaffenheit, welche die Bibel erzeugten? Was ist das für eine, menschlich genommen winzige Bühne für das Wirken des Menschensohnes? Warum konnte das benachbarte Syrien und Phönizien, die in geographischer Beziehung noch manches voraus hatten und von einem stammverwandten Volke bewohnt waren, nicht nur nichts Ähnliches, sondern ganz Verschiedenes ins Leben rufen?

Renan hat es zwar versucht, die monotheistische Geistesanlage der Jsraeliten und der Semiten überhaupt auf das geographische Milieu zurückzuführen. Die Semiten seien ursprünglich nomadische Völker der Wüste gewesen und der eintönige, wenig Abwechslung bietende allgemeine Eindruck der Wüste habe bei ihnen den mythologisierenden Hang nicht aufkommen lassen, es wäre also die Monotonie der Wüstennatur der Vater des monotheistischen Gottesbegriffes. Nun, wie kommt es aber denn, daß dieser monotheistische Zug gerade nur bei den Jsraeliten zur Herrschaft gelangt, während die nomadisierenden Araber als stete Wüstenbewohner bis zu Mohammeds Zeiten arge Polytheisten waren und selbst heute noch unter dem Deckmantel des Jslams eine ganz polytheistisch angehauchte Mythologie pflegen? Die umgebende Natur gibt allerdings dem Ausdruck des menschlichen Gedankens eine andere Farbe, die Versinnlichung der Jdeen und Begriffe, die allegorischen Ausdrücke und Redensarten, die nicht nur der poetischen Sprache eigen sind, sondern den Stoff zu unserer alltäglichen Konversation liefern, müssen sich selbstverständlich vor allem aus der Naturumgebung ergeben. Das Kleid des Gedankens — wie des Körpers — muß sich den klimatischen, physisch-geographischen Verhältnissen, dem Milieu anpassen, der Gedanke selbst entsprießt dem Geiste.

Ja, selbst dort, wo es sich nicht um rein geistige Betätigung handelt, sondern um Einrichtungen, denen eher ein politischer oder wirtschaftlicher Charakter anhaftet, ist es oft nicht die geographische Lage selbst und allein, welche die Entwickelung der Dinge mit sich bringt.

Es ist doch bekannt, daß Konstantinopel und Madrid ihr Emporblühen dem Herrscherwillen verdanken, und wenn auch bei Neu-Rom die geographische Lage mitbestimmend wirkte, daß es zum neuen Reichszentrum erkoren ward, bei der Hauptstadt Spaniens kann niemand behaupten, sie sei mit ihrer öden Umgebung und ihren ungesunden klimatischen Verhältnissen wie geschaffen, Landeshauptstadt zu werden. St. Petersburg wurde durch den energischen Willen Peters des Großen aus dem unwirtsamen, sumpfigen Boden wie hervorgezaubert und neuestens hat der Kongreß der Vereinigten Staaten Brasiliens den Beschluß gefaßt, ein neues Reichszentrum zu gründen.

Man sieht also, daß bei dem Entstehen und Weiterentwickeln oder eventuell auch beim Niedergange der Städte nicht bloß das geographische Milieu als bildender Faktor in Betracht kommt, sondern auch das zielbewußte, menschliche Handeln.

Allerdings ist das physische Milieu die Vorbedingung gewisser Entwicklungen, aber keinesfalls eine mit Notwendigkeit wirkende Kraft. Durch die geographische Umgebung können sich gewisse Anlagen heranbilden, es hängt aber immer von der Geistestüchtigkeit und Arbeitskraft des Menschen ab, ob diese zur Geltung kommen.

So war man früher gewohnt, die assyrisch-babylonische Kultur dem Doppelstrome Tigris-Eufrat und die ägyptische dem Vater Nil zuzuschreiben. Die neuesten archäologischen Entdeckungen haben aber nachgewiesen, daß das Zweistromland vor seiner Ansiedelung durch die Sumero-Akkader eine ähnliche dürre Öde war, wie es eine solche jetzt wieder geworden ist, und daß es seine einstige paradiesische Fruchtbarkeit dem genial durchdachten Bewässerungs- und Kanalisationssystem verdankte, welches diese praktisch angelegte Rasse mit Fleiß und Ausdauer ins Leben gerufen hatte.

Nicht anders erging es dem Nilgestade. Auch hier war es ein findiges Volk, welches die periodischen Überschwemmungen des Flusses benutzte, um das Wasser durch zahllose Kanäle weit und breit ins Land hinabzutreiben und so durch den alljährlichen Schlammabsatz der Wüste einen meilenbreiten blühenden Garten abzuringen.

Es ist also nicht das Milieu, welches an und für sich das Volk und dessen Institutionen hervorruft, sondern das Volk kann sich sein Milieu schaffen oder doch umgestalten. Das ist eben der Unterschied zwischen Tier und Mensch: das erstere paßt sich der Umgebung an, der Mensch kann die Umgebung sich anpassen.*)

Damit will selbstverständlich nicht gesagt sein, daß der Mensch als Individuum und Gesellschaft von seiner physischen Umgebung unabhängig sei. Wir wollen die physischen Faktoren der geschichtlichen Entwicklung nicht im mindesten ignorieren und hoffen sogar von einer gewissenhaften anthropogeographischen Untersuchung, wie sie namentlich F. Ratzel eingeleitet und systematisch durchgeführt hat, die Erklärung manches historischen Problemes. Es ist unstreitbar, daß die natürliche Umgebung sowohl den Körper wie die Seele beeinflussen kann. Es gibt demnach physiologische Wirkungen, wie z. B. die erschlaffende Wirkung des Tropenklimas, und psychische, wie z. B. die Wirkung der Naturszenerie auf die Phantasieanlage. Es kann die physische Umgebung den Willenshandlungen des Menschen gegenüber hervorrufend, anregend oder hemmend und einschränkend wirken, wie z. B. im ersten Sinne die Meeresnähe die Handelsunternehmungen fördernd beeinflußt, trennende Gebirge aber dem Verkehr der Völker hemmend oder doch erschwerend entgegentreten.

Doch bemerkt selbst Ratzel diesbezüglich sehr treffend, man dürfe nicht vergessen, daß die menschliche Seele kein flacher Spiegel ist, der die erhaltenen Eindrücke mit passiver Unmittelbarkeit wiedergibt, daß vielmehr ganz die-

*) Vgl. Ward, Outlines of Sociology. S. 91. The environment transforms the animal, while man transforms environment.



selben Naturbedingungen auf verschieden veranlagte Menschen und Menschengruppen die denkbar verschiedensten Wirkungen ausüben. Ein Strom, der für ein träges Volk eine Grenzlinie bildet, vermag für ein entschlossenes keine Schranke zu sein, — ja, er kann ihm sogar als verbindender Verkehrsweg dienstbar werden.*)

Man kann also das physisch-geographische Milieu nicht als einen im deterministischen Sinne bestimmenden Faktor der geschichtlichen Entwicklung anerkennen. Das Milieu ist gewissermaßen nur das Rohmaterial, das allerdings zum Baue notwendig ist, aber den Aufbau selbst nicht verrichtet. Es bleibt immer die geistige und intellektuelle freie Menschennatur, welche den sozialen Aufbau nach vorgefaßtem Plan und sich einstellenden Bedürfnissen zielbewußt zur Ausführung bringt. Die Wirkungen des Milieus sind dabei nichts anderes als der Baustein in der Hand des Baukünstlers, dem dieser eine beliebige Gestalt gibt und den er an einem beliebigen Orte dem Baue einfügt.

Es muß also jedesfalls etwas Höheres die Geschichte des Menschengeschlechtes bestimmen als die bloßen Eindrücke der natürlichen Umgebung, über welche der Mensch umsomehr Herr werden kann, je höher er auf der Stufe der kulturellen Entwicklung steht.**)

β) Die Rasse als soziologischer Faktor (ethnologische Theorie).

In Anbetracht der Haltlosigkeit der Milieu-Theorie wird uns von anderer Seite zur Lösung der geschichtsphilosophischen und soziologischen Grundprobleme die Rasse als alles enträtselnder Schlüssel dargeboten. Die Ethnologie und Anthropologie soll uns im Wirrsale der geschichtlichen Entwicklung als Ariadnefaden dienen, der Rassencharakter alle Erscheinungen der Weltgeschichte erklären. Allerdings sind die Völker der Erde körperlich und geistig sehr verschieden veranlagt, was nicht ohne Einfluß auf die verschiedenartige Gestaltung ihrer Institutionen, Sitten und Gebräuche bleiben kann.

Besonders hervorgehoben als im Sinne des Determinismus bestimmender Faktor wurde aber der Rassencharakter von dem französischen Kritiker und Literarhistoriker Hippolyt Taine. Obwohl auch er gleich Buckle die Kulturen aus dem Boden erwachsen läßt, betrachtet er doch die Rasse als den ersten und stärksten der drei Faktoren für die Taten und Schicksale eines Volkes und sucht an einzelnen Kunstepochen zu erweisen, wie der spezifische Rassencharakter bei ihren Schöpfungen mitgewirkt habe. Die anderen beiden Faktoren sind ihm das Milieu, welches einerseits durch die Natur, andererseits aber durch die Menschen der Umgebung gebildet wird, und dann dasjenige, was er mit einem der Mechanik entliehenen Terminus le moment, d. h. die erworbene Geschwindigkeit, nennt. Bei Taine bezeichnet dies die durch die bisherige Entwicklung gegebene notwendige Richtung, der das Neue sich anfügen oder wenigstens teilweise anpassen muß.***)

*) F. Ratzel, Anthropo-Geographie. S. 50, 52, 62.

**) Vgl. Ritter, Erdkunde: „Das Menschengeschlecht wird immer freier von den Banden der Naturgewalten, der Mensch immer mehr von der Erdscholle, die ihn geboren, entfesselt.“ Vgl. Rocholl, a. a. O., S. 317.

***) Vgl. H. Taine, Histoire de la literature anglaise, I. Paris 1863. S. XXII—XXXIII und desselben Philosophie de l'art, Paris 1885. 2 vol.

Es gibt in den Ausführungen Taines viele geistreiche Bemerkungen und manch Anregendes, aber auch viel Widerspruchvolles und Wirres. Bald erklärt er die Grundverschiedenheit der romanischen und der germanischen Kulturen aus der grundverschiedenen Veranlagung der betreffenden Rassen, — bald führt er diese Rasseneigenschaften wiederum auf ein romanisches — südlich-klares — und ein germanisches — nordisch-nebelhaftes — Milieu zurück, ohne indessen der Wechselbeziehung von Rasse und Milieu tiefer auf den Grund zu gehen. Hier meint er, das italienische Volk habe seinen Schönheitssinn und seine künstlerische Kultur dem Umstande zu verdanken, daß es das Glück gehabt, „nicht germanisiert", d. h. nicht in dem Maße wie die übrigen Völker Europas von den nordischen Einwanderern unterdrückt und umgewandelt zu werden; dort erklärt er wieder den Charakter der Niederländer aus der Natur ihres „Schwemmlandes", aus dem die ganze Wesensart dieses Volkes mit seinen körperlichen und geistigen Eigenschaften und der sich daraus ergebenden Form des Kulturlebens herauswächst.*)

Das Höchste in derartiger Geschichtsmacherei hat aber unzweifelhaft Graf Gobineau geleistet. Nach Gobineau ist die einzige bestimmende Kraft der Weltgeschichte eigentlich eine Rassenchemie, — wie er sich ziemlich drastisch ausdrückt, — Fortschritt und Niedergang der Völker und Staaten ist das Resultat der Reinheit bezw. Mischung der Rassen. Gobineau unterscheidet drei Menschenrassen. Die weiße, durch Schönheit, Geist und Kraft ausgezeichnet, ist am wenigsten sinnlich angelegt und schätzt allein nach Gebühr das Leben und die Ehre. Die gelbe Rasse ist männlich, d. h. von kraftvollem Willen wie die Weißen, aber gänzlich utilitarisch, d. h. auf den materiellen Vorteil gerichtet, in Begierden mäßig, weder nach der Höhe noch nach der Tiefe strebend. Die schwarze Rasse ist weiblich, d. h. willensschwach und sinnlich, aber ästhetisch begabter als die gelbe und sogar als die weiße Rasse. Nun diese drei: weiß, gelb und schwarz sind die Farben, mit welchen die Phantasie Gobineaus sich die Weltgeschichte in verschiedenen Mischungen und Nuancen ausmalt.**) Zur Charakterisierung seines Verfahrens dürfte es genügen, hier anzuführen, wie er das Entstehen der griechischen Kultur enträtselt. Die Griechen, aus der arischen Urheimat in die östlichste der europäischen Halbinseln ausgewandert, vermischten sich im Norden mit den Ureinwohnern dieser Halbinsel, die zum finnischen Volksstamme, einer Varietät der gelben Rasse, gehörten; im Süden aber mit den Semiten, einem aus einer Kreuzung von Ariern und Negern entstandenen Mischvolke. Aus dem semitischen Zusatze, indirekt also aus dem Negerblute, entfaltete sich die künstlerische Begabung der Hellenen.

Es würde sich kaum lohnen, die kühnen Umschweife Gobineaus zu berücksichtigen, hätte er nicht Schule gemacht. Unter den Anhängern dieser Schule ragt besonders hervor Houston Stewart Chamberlain, der in seinem geistvollen und anregenden, aber viele halbe Wahrheiten und oberflächliche Behauptungen enthaltenden Werke „Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts"

---

*) Vgl. H. Driesmans, Rasse und Milieu. Berlin 1902. S. 165 ff.

**) Le Comte de Gobineau, Essai sur l'inégalité des races. Paris, 2 vol. 1884. Vgl. Barth, a. a. O., S. 236 ff.

einen geschichtsphilosophischen Überblick bieten will. Die geschichtlichen Ereignisse und den sozialen Entwicklungsgang der Völker erklärt sich Chamberlain ebenfalls aus den Eigenschaften und dem Charakter der reinen oder gemischten Rasse. Unter dem Begriffe Rasse versteht er die angeerbte physische und damit zugleich die moralische Struktur des Menschen.

Dieser Rassengeist oder Rassencharakter schalte und walte nun in der Weltgeschichte als eine blinde, unbewußte Macht. Alle großen und dauernden Umwälzungen im Leben der Gesellschaft haben „blind" stattgefunden. Eine außerordentliche Persönlichkeit, wie z. B. in unserem Jahrhundert die Napoleons, könne irreführen, und doch erscheint gerade sie bei näherer Betrachtung als ein blind waltendes Fatum. Die Lebenstat eines solchen Mannes sei am engsten verwachsen mit dem Nationalcharakter des gesamten Volkes, mit seinen Eigenschaften und seinen Fehlern; ohne ein französisches Volk kein Napoleon.*) Ja Chamberlain geht so weit, daß er die Rasse personifiziert, sozusagen vergöttert. „Die Tyche seines Stammes" — so führt er aus — „weicht nicht von seiner Seite (nämlich desjenigen, der reine Rasse besitzt); sie trägt ihn, wo sein Fuß wankt, sie warnt ihn, wie der Sokratische Daimon, wo er im Begriffe steht, auf Irrwege zu geraten, sie fordert Gehorsam und zwingt ihn oft zu Handlungen, die er, weil er ihre Möglichkeit nicht begreift, niemals zu unternehmen gewagt hätte." **)

Ja Chamberlain versteigt sich sogar zur Behauptung, Jesus Christus könnte nicht jüdischer Abstammung sein, der Idealismus seiner Lehre, in grellem Widerspruch mit dem Materialismus der Juden, hätte einen arischen Charakter.***) Das heißt doch wohl, die Geschichte auf den Kopf stellen. Auf diese Weise ist es jedenfalls leicht, Geschichtsphilosophie zu treiben; man macht sich ein System und alles, was nicht hineinpaßt, wird einfach über Bord geworfen, sei es nun noch so klar und historisch erwiesen.

Glücklicherweise sind aber derartige künstliche Systeme so einseitig, daß sie von selbst ihr Gleichgewicht verlierend zusammenstürzen; man braucht sie gar nicht zu berühren. Chamberlain kommt selbst des öfteren in die Lage, seine Rassentheorie abzuleugnen. Er selbst bedauert, daß, wo der abstrakte Götzendienst der Araber Fuß gefaßt habe, jede Möglichkeit der Kultur schwand und daß edle Menschenrassen (wohl Arier) durch das semitische Dogma des Materialismus für immer entseelt und aus dem „ins Helle strebenden Geschlecht" ausgeschlossen wurden.†)

Kann das religiöse Denken und die Weltanschauung von einer Rasse auf die andere übertragen werden, so kann das nicht der eigentlichen Rasseneigenschaft angehören. Auch bei Napoleon, der, italienischem Geblüte entstammend, durch das französische Volk ein Napoleon ward, können wir ersehen, daß dasjenige, was Chamberlain und andere für Rasseneigenschaften, Volksgeist

*) Chamberlain, Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. München 1901. S. 23.

**) Ebd., S. 272.

***) Ebd., S. 210.

†) Ebd., S. 259. Vergl. auch S. 18, wo er sich beklagt, daß wir den in unseren Herzen sprudelnden Quell verstopft und uns abhängig gemacht hätten von dem spärlichen brackigen Wasser, das die Wüstenbeduinen aus ihren Brunnen ziehen.

und Stammescharakter halten, vielfach nicht ererbt und angeboren, sondern anerzogen wurde.

Außerdem aber ist dieser Begriff Rasse, wie er von unseren Soziologen genommen wird, etwas ziemlich Unbestimmtes, ein plastisch bewegliches Wesen — wie Chamberlain sagt —, und dürfte gerade darum ein so geeignetes Mittel zu phantastischen Geschichtskonstruktionen hergeben. Es ist darum auch Chamberlain auf diese Weise gelungen, gerade das Gegenteil dessen herauszuklügeln, was Taine über den italienischen Volkscharakter behauptet hatte. Während dieser meint, die künstlerische Veranlagung des italienischen Volkes sei dem Umstande zu verdanken, daß es weniger als die übrigen romanischen Völker germanisiert worden sei, erblickt jener die Ursache des raschen Emporblühens der Kunst und Wissenschaften in Italien während der Renaissance im Germanentum. Dieses heute nur mehr in jenen prächtigen, gigantischen Typen fortlebende italienische Germanentum, wie wir sie unter unseren Bahnarbeitern zu sehen bekommen, habe seinerzeit einen Raffael, Tizian, Galilei, Savonarola u. s. w. hervorgebracht.*)

Aus diesem vagen und schwankenden Begriffe des Rassencharakters erklärt es sich, daß man uns eine Definition desselben schuldig blieb und auch voraussichtlich schuldig bleiben muß.**) Denn wenn Chamberlain meint, die Menschenrassen seien trotz des breiten gemeinsamen Untergrundes von einander in Bezug auf Charakter und Anlagen und vor allem in Bezug auf den Grad der einzelnen Befähigungen so verschieden wie Windhund, Bulldogge, Pudel und Neufundländer,***) so ist dieser Vergleich nicht nur undelikat, sondern auch falsch und unrichtig zu nennen.

Es ist nämlich zu bemerken, daß bei dem Menschen Rasse im physiologischen Sinne und Rasse als Inbegriff der geistigen und seelischen Charakterzüge nicht zusammenfällt. Man kann wohl die Menschen nach physischer Beschaffenheit, Körperbau, Schädelformation, Gesichtsindex, Haarqualität, Hautfarbe u. dgl. in Rassen klassifizieren, es wird auch keine Schwierigkeit bieten, nach der äußeren Erscheinung den arischen, semitischen, den Neger- und Indianertypus von einander zu unterscheiden. Etwas ganz anderes ist es aber, die geistigen Eigenschaften dieser Rassen zu bestimmen; es dürfte kaum jemandem gelingen, eine allgemein giltige Rassencharakteristik zu geben, welche z. B. für alle Arier, Neger und Indianer Geltung hätte.

In Bezug auf die geistigen Eigenschaften und Fähigkeiten sollte man eher von einem Volks- und Stammescharakter sprechen als vom Rassencharakter. Wird dieses Wort „Rasse“ von unseren Geschichtsphilosophen gebraucht, so hat es in der Tat eine viel engere Bedeutung als in der Anthropologie und Physiologie. Taine und Chamberlain sprechen von einer germanischen, romanischen, keltischen und anglosaxonischen Rasse, was aber

---

*) A. a. O., S. 697 f.

**) Vgl. Chamberlain, S. 290: „Ohne mich um eine Definition zu kümmern, habe ich Rasse im eigenen Busen, in den Hochtaten des Genies, auf den glänzenden Blättern des Menschengeschlechtes nachgewiesen.“ Daß dieses Nachweisen kein wissenschaftliches ist, ergibt sich aus den angeführten Beispielen von selbst.

***) A. a. O., S. 265.

nicht im physiologischen Sinne genommen werden darf. Dann ist auch das, was man Rasseneigenschaften, Rassencharakter, Rassenseele nennt, etwas ganz Abstraktes, eine Verallgemeinerung der individuellen Eigenschaften, die bei weitem nicht so faßbar, in die Augen springend, so permanent ausgeprägt und den einzelnen Individuen anhaftend sind wie der physiologisch-anthropologische Rassentypus. Spricht man z. B. vom italienischen Volkscharakter, so denkt man sich darunter eine gewisse künstlerische Veranlagung und ein lebhaftes, leicht erregbares Temperament. Und doch will damit niemand behaupten, es könne derjenige kein echter Italiener sein, der für die Kunst in irgend einer Gestalt keinen Sinn hat oder der ruhigen Gemütes in behäbigem Gleichmut sein Leben fristet. Den Orientalen, namentlich den Türken, stellt man sich gewöhnlich als einen Menschen vor, dessen Gleichmut nichts so leicht aus der Fassung bringen kann, dessen höchstes Gut wohl die Gemütlichkeit ist, der aber bei Leid und Freud stets nur sein „Maschallah" wiederholt. Das sind aber alles nur allgemeine Umrisse und es wäre arg gefehlt, wollte man diesen Maßstab an jeden Türken anlegen. Rühmt man den alten Griechen und den modernen Deutschen einen Hang zum abstrakten Denken und zur inneren Einkehr nach, so ist damit noch bei weitem nicht gesagt, jeder Hellene sei geborner Philosoph gewesen und jeder Deutsche bringe das Zeug zu einem Kant, Schelling, Fichte, Hegel oder Nietzsche schon als väterliches oder mütterliches Erbteil mit sich.

Es ist aber mit den Tatsachen der Geschichte noch weniger vereinbar, wenn man den Volkscharakter ohne weiteres in direkten Zusammenhang mit den anatomischen und physiologischen Rasseneigenschaften bringt, als wäre jener ein einfaches Produkt der letzteren.*) Die Unzulänglichkeit dieser Auffassung wird am evidentesten durch den Umstand dargetan, daß der Volkscharakter viel weniger eine konstante Größe ist als der physiologische Rassentypus. Dieser letztere zeigt sich, namentlich bei Völkern mit fast exklusiver Inzucht, in einer wunderbaren Beharrlichkeit. Ein wahrhaft klassisches Beispiel kann dazu das jüdische Volk abgeben. Wir haben in den ägyptischen Denkmälern Abbildungen von Israeliten aus der vormosaischen Zeit, in den assyrischen aus der Periode der Könige, aber überall begegnen wir demselben fest ausgeprägten und unverkennbaren Typus, der nicht nur als semitisch im allgemeinen, sondern speziell als die jüdische Nuance desselben bezeichnet werden muß und der im großen und ganzen auch heutzutage noch derselbe geblieben ist. Und doch hat sich Denkart, Lebensweise und Gesittung dieses Volkes im Verlaufe der Jahrtausende sehr verändert und man wird sich kaum vorstellen können, daß der Volkscharakter der nomadisierenden Stämme der Kinder Israels, der prunkliebenden Juden zur Zeit Davids und Salomos, des kriegerisch gestimmten Volkes der Makkabäerzeit und der Merkantiljuden gegenwärtiger Zeiten stets derselbe geblieben wäre. Chamberlain will wohl einen gewissen materialistischen Hang als alle Jahrtausende hindurch fortbestehenden Charakterzug der semitischen Völker im allgemeinen entdeckt haben. Und doch haben bei den Völkern dieses Stammes so viele Welt-

*) G. Le Bon, Lois psychologiques de l' Evolution des Peuples. Paris 1895.

anschauungen, wie sie die jüdische, heidnisch-polytheistische, christliche und mohammedanische Religion repräsentieren, Platz gefunden, ja selbst aus ihnen ihren Ausgang genommen.

Andere Beispiele der Beharrlichkeit des Rassentypus weist das Volk Ägyptens und Mesopotamiens auf, dessen Nachkommen, obwohl viele Jahrhunderte hindurch unterdrückt und in ihrem selbständigen Volkstum vernichtet, doch noch immer jenen Typus bewahrt haben, der uns in der Pyramidenzeit und in den assyrisch-babylonischen Denkmälern entgegentritt; vom Geiste des altägyptischen und altassyrischen Volkes wird man unter diesen späten Repräsentanten der einst herrschenden Nationen kaum etwas vorfinden. Ja, man könnte sagen, daß man unter den Einwohnern Italiens viel mehr der altrömischen Typen und Physiognomien antreffe als den altrömischen Geist, der mit seiner etwas praktisch utilitaristischen Richtung eher dem modernen anglosaxonischen Charakterzug ähnlich sieht als dem italienischen.

Es kann sogar unter Umständen vorkommen, daß sich der Volkscharakter binnen kurzem umändert. Aus den wutschnaubenden und prahlerischen „Helden" der Convention und der Terreur hat das stramme Regiment Napoleons zahme und gefügige Spießbürger gemacht, und es klingt wirklich lächerlich, wenn Le Bon die Sache sich so zurechtlegen will, daß er annimmt, bei diesen Riesen der „Convention", die ganz Europa die Front boten, seien durch die außerordentlichen Verhältnisse potentielle Charakterzüge (possibilités de caractère) zur Geltung gekommen, welche allen übrigen Volksgenossen gemein seien, aber unter gewöhnlichen Verhältnissen sich in einem gewissen Schlummer befinden.*)

Es ist darum wissenschaftlich unstatthaft, die historischen Ereignisse und gesellschaftlichen Institutionen einfach aus dem Rassen- oder Volkscharakter herzuleiten und diesen als hauptsächlich determinierende soziale Kraft zu betrachten. Damit soll der Einfluß des Volkscharakters auf die Gestaltung der Dinge und Entwickelung der Institutionen nicht in Abrede gestellt werden. Nur als allein oder hauptsächlich wirkende Ursache kann er nicht gelten. Man nehme einmal die französische Revolution; kann man diese einfach als das Resultat des französischen Volksgeistes hinstellen? Sie wurde vielmehr durch religiöse, wirtschaftliche, kulturelle Verhältnisse vorbereitet, herangereift und schließlich zur Explosion gebracht, aber an den einzelnen Erscheinungen erkennt man ganz gut das französische Kolorit. Die sozialen Verhältnisse Frankreichs im 18. Jahrhundert hätten auch manch noch so zahmes Volk zur Revolte geführt, daß sich aber die Szenen dieses Dramas mit einem so wechselvollen, unstäten Temperament abspielten, das hängt allerdings mit dem Impressionen leicht zugänglichen Grundcharakter der französischen Nation zusammen. Kurz, man darf zwar die Entfaltung des Volkscharakters und der nationalen Eigenschaften in der Entwickelung des Volkslebens nicht unterschätzen, aber umsoweniger ist es gestattet, diese überschätzend für den Hauptquell des historischen Stromes zu halten.

---

*) A. a. O., S. 20.



γ) Das psychologische und soziale Milieu.

Aus dem Vorhergehenden leuchtet es wohl ein, daß das geographische und ethnische (Rassen-) Milieu auch von den einsichtsvolleren Deterministen nicht für hinreichend gehalten werden konnte, als alleiniger Faktor der historischen Ereignisse zu gelten.

Man hat darum noch ein anderes Milieu als geschichtlich-sozialen Faktor anerkannt; es ist dies die Wirkung der sozialen Umgebung des Menschen, welche durch die religiösen, nationalen, ethischen und kulturellen Anschauungen sein Tun und Handeln determinierend beeinflußt.

Ein besonderes Gewicht wird auf diesen Faktor — der so ziemlich dem gleichkommt, was Taine die erworbene Geschwindigkeit oder Energie (le moment) nennt — von Le Bon, René Worms, O. Stoll, Ratzenhofer und Gumplowicz gelegt.

Der Mensch stünde ihren Ausführungen gemäß unter der fortwährenden nötigenden Suggestion seiner Mitwelt, was wohl am knappsten und bündigsten Gumplowicz in dem Satze zum Ausdruck bringt: „Was im Menschen denkt, das ist gar nicht er, sondern seine soziale Gemeinschaft“*).

Der Mensch befinde sich demnach unter einer fortwährenden Suggestion seiner sozialen Umgebung, er stehe infolgedessen unter dem Einflusse psychischer Reize, deren Wirkungen das ausmachten, was man Völkerpsychologie nennt. Doch hat es die Völkerpsychologie — so führt O. Stoll aus — durchaus nicht bloß mit Völkern zu tun und nicht nur diese haben den Gegenstand völkerpsychologischer Betrachtung zu bilden. Ganze Reihen psychologischer Erscheinungen lassen sich am einzelnen Individuum beobachten, die als völkerpsychologische zu betrachten und zu behandeln sind, da sie die Folge von Einwirkungen sind, welche seine homopsychisch organisierten Mitmenschen beständig auf das Individuum ausüben. Seine „religiösen“ und „ethischen“ Anschauungen, seine Auffassung seiner Stellung im ethnischen Verband, seine ästhetischen Begriffe und anderes mehr sind völkerpsychologische Erscheinungen**). Bei dieser Betrachtung hat man aber den großen Fehler begangen, in dem Verlaufe psychischer Prozesse etwas rein Mechanisches, nach zwingenden Gesetzen von Ursache und Wirkung sich Vollziehendes zu erblicken. Der Mensch als Individuum wäre dann ein rein passives Wesen, das im Kollektivbegriffe des Volkes aufgeht, ein Tropfen im Ozean, der durch seine Nachbartropfen vermittelst der Kohäsion nach physischen Gesetzen auf- und niedergetrieben wird. Bezeichnet man die von den Mitmenschen kommende psychische Anregung als Suggestion, — wie das z. B. Stoll tut, — so darf man nicht vergessen, daß dieses Wort eine sehr vielfache Bedeutung haben kann. Man wird nichts einzuwenden haben, wenn man der Lautsprache, den Geberden, ja selbst dem geschriebenen Wort eine suggestive Kraft zuschreibt, und in einer hinreißenden Rede, welche die Vernunft überzeugt und die Herzen bewegt, liegt allerdings viel Suggestion, aber es besteht ein wesentlicher, nicht nur quantitativer, sondern auch qualitativer

*) Gumplowicz, Grundriß der Soziologie. 1885. S. 167.

**) O. Stoll, Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. Leipzig 1904. S. 696.

Unterschied zwischen einer derartigen Suggestion und jener, welche bei abnormalen, gewissermaßen pathologischen Zuständen während oder nach der Hypnose aus dem Menschen ein willenloses Werkzeug des fremden Willens machen.

Die Predigt eines Petrus von Amiens oder St. Bernhard mögen manches beigetragen haben, daß die Ritter Westeuropas das Kreuz anhefteten und in den fernen Osten zogen, um das durch Leben und Tod des Erlösers geheiligte Land aus der Macht der Ungläubigen zurückzuerobern. Aber in die Hypnose gerieten sie nicht und willenlos haben sie auch nicht gehandelt.

Jahrelang ausgeübte Ungerechtigkeit und Unterdrückung können wohl nicht nur einzelne, sondern auch ganze Volksmassen zur Empörung bringen, ihr ethisches Gefühl schwächen und sie zu Exzessen führen; Furcht und Schrecken können die rein animalischen Triebe zum Vorschein kommen lassen, aber der Mensch verhält sich doch diesen gegenüber als nicht rein passiv, er kann ihrer, sofern sie ihm das Bewußtsein nicht rauben, — wie dies eventuell bei einer plötzlich eintretenden Panik der Fall sein mag, — immer Herr werden. Auch die öffentliche Meinung, die Gebräuche und Sitten, die ethischen Ansichten üben einen Einfluß auf das Handeln des Menschen aus. Aber der Mensch kann ihnen immer zuwiderhandeln, er kann sie sogar umändern und umgestalten. Kurz, das psychische Milieu ist allerdings eine geschichtliche und eine soziale Kraft, es vermag auf den Menschen, wie wir gerne zugeben, noch mehr einzuwirken als das physische. Aber der Mensch kann nicht nur physische Schwierigkeiten überwältigen, sondern auch — und noch eher — die moralischen. Es ist nicht nur die soziale Umgebung, welche den Menschen gestaltet, sondern andrerseits gestaltet sich der Mensch seine soziale Umgebung. Und je größer die Intelligenz und Willenskraft des Individuums, um so mehr wird es sich über seine Umgebung geltend machen können. Man kann also diese Suggestionen — oder vielmehr Anregungen des sozialen Milieus — nicht in Vergleich stellen mit gewissen psychischen Epidemien, die sich zuzeiten, vornehmlich bei einer gewissen geistigen Aufregung einstellen, wie z. B. bei den Exzessen der Flagellanten im Mittelalter oder bei den Konvulsionisten des Jansenismus.

Die Ereignisse der Weltgeschichte sind einmal nicht insgesamt die Ergebnisse von Extasen, Verzückungen und bewußtlosen oder doch instinktmäßigen Handlungen, sondern werden wenigstens zum größten Teil von frei agierenden Menschen zielbewußt, planmäßig erdacht und vollbracht.

Wäre alle Betätigung des Menschen eigentlich nur die bewußte oder instinktive Ausführung des Sozialwillens der Gesellschaft, so könnte man nicht, wie dies der Fall ist, in allen, selbst den kleinsten menschlichen Gesellschaften eine Divergenz der Meinungen und Ansichten, der ethischen und rechtlichen Begriffe und Anschauungen antreffen.

Man hat es wohl auch versucht, die Entstehung und Verbreitung neuer Ideen nach psychologischen, richtiger psychophysischen Gesetzen zu erklären. Alle neuen Ideen, seien es nun religiöse, wissenschaftliche, philosophische, ethische oder ästhetische, verdankten ihr Entstehen einem ganz engen Kreise. Es ist anfangs immer nur eine kleine Gruppe, die sich dafür interessiert, dies sind die ersten Apostel, welche durch die Kraft ihrer Überzeugung und durch die Macht

und das Prestige ihres Ansehens denselben weitere Anerkennung verschaffen. Dies geschehe aber nicht vermittels überzeugender Vernunftgründe, sondern es werden die neuen Jünger durch bloße Suggestion angeworben. Nach der ersten Ausbreitung folge dann eine gewisse Reaktion; die neuen Ideen haben mit dem neuen Widerstande der althergebrachten Anschauungen zu kämpfen, bis sie, in der heranwachsenden jüngeren Generation Wurzel fassend, dieses Hindernis überwinden und dann sich über die breitesten Schichten ergießend zur herrschenden Ansicht werden*).

Dieser Verlauf der Gedankenentwicklung steht allerdings nicht vereinzelt da, es ist aber doch keine mit Notwendigkeit der Naturgesetze eintretende Wirkung der willenlosen Suggestionserscheinungen. Die Ideen finden hier Anklang, dort Widerstand, weil sie einerseits überzeugen und Zustimmung des Willens finden, andrerseits aber mißfallen und bewußterweise bekämpft werden. Sie finden gewöhnlich größeren Widerspruch, wenn sie, aus dem engen Kreise ihrer Geburtsstätte hervortretend, in weiteren Kreisen bekannt werden. Das hat alles seinen psychologischen Grund, wobei aber Erkenntnis und Willensbetätigung mit im Spiele sind und als Faktoren nicht außer acht gelassen werden dürfen.

Es bleibt darum das soziale und psychische Milieu für Individuum und Menschheit wohl ein mitbestimmender, aber kein determinierender Faktor. Eine allgemeine sittliche Verderbnis wirkt verlockend und verführend auf den einzelnen, sie kann aber dennoch von ihm überwunden werden, wenn sie auch eine größere Seelenstärke voraussetzt. Aber gerade dies beweist, daß das soziale und ethische Milieu nicht einfach der Boden ist, auf dem die menschlichen Handlungen spontan herauswachsen. Auch die kulturelle Umgebung wird die Handlungsweise des Menschen vielfach lenken und leiten, aber schließlich ist's doch der Mensch, der die Kultur schafft, und nicht die Kultur den Menschen.

b) Die biologischen oder organischen Theorien.

Der moderne Aufschwung der Naturwissenschaften und namentlich jene gewisse Exklusivität, mit der mancher Fachmann auch die außer sein Fach fallenden Fragen und Probleme beurteilt, hat es mit sich gebracht, daß man den historischen Entwicklungsgang der Menschheit als einen rein biologischen Prozeß aufgefaßt und demnach die Gesellschaft selbst als einen Organismus höherer Ordnung angesehen hat.

Der Vergleich zwischen dem individuellen und dem zusammengesetzten staatlichen oder gesellschaftlichen Organismus ist an und für sich nicht neu. Wir begegnen ihm schon bei Plato und Aristoteles und in einer populären Form in dem bekannten Gleichnisse des Menenius Agrippa. Auch der heilige Paulus befaßt sich zu wiederholtenmalen mit dem Gedanken von dem Körper der Kirche, dessen Haupt Christus, die Glieder aber wir alle sind.**) Auf das staatliche Leben angewendet wurde aber dieser Vergleich besonders seit

*) Le Bon, a. a. O., S. 127/9.

**) Röm. 12, 4, 5. I. Kor. 6, 15 u. 12, 12. Eph. 1, 23. Kol. 1, 24.

Hobbes' landläufiger Analogie. Rousseau gründete auf sie seine Forderung der Allmacht seiner demokratischen Gesellschaft, der gegenüber der einzelne ebensowenig selbständig sei wie das Glied dem Gesamtkörper gegenüber. (Contr. soc. II., 7. cap.)

Diese Analogie auf die Spitze getrieben, bildet für A. Comte die Grundlage des soziologischen Systems. Für ihn ist die Gesellschaft nicht mehr gleich dem menschlichen Organismus, sie ist für ihn ein Organismus schlechthin. Das Individuum hält er für eine pure Abstraktion; nur die Menschheit existiert.*)

Die Geschichtsphilosophie ist nach Comtes Ansicht keine selbständige Wissenschaft, sondern nur die Unterabteilung einer solchen, namentlich der sozialen Physik oder — wie er sie später nennt — der Soziologie. Die soziale Physik steht unter der Herrschaft biologischer Gesetze, doch ist sie nicht das einfache Korollarium derselben, sondern hat ihre besondere Methode, die historische Methode. Comte unterscheidet zwei Teile der sozialen Physik: Statik und Dynamik. Die soziale Statik ist die Theorie der spontanen gesellschaftlichen Ordnung, die Dynamik hingegen begreift die Theorie des natürlichen Fortschrittes — heute würde man sagen der Evolution — in sich. Die erstere hat die Verhältnisse der sozialen Wesen: des Individuums, der Familie und der Rasse zum Gegenstande und dies ist die eigentliche Soziologie; letztere aber untersucht die Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung, das ist wieder die Historik. Die einzelnen Phasen der geschichtlichen Entwicklung ergeben sich eine aus der anderen in naturnotwendiger Ordnung, so daß jeder soziale Zustand die notwendige Folge des vorhergehenden und die determinierende Ursache des nachfolgenden ist.

Dies ist der Grundgedanke der positiven Geschichts- und Gesellschafts-philosophie. Denselben hat Herbert Spencer modernisiert, indem er in der Ausführung der Analogien zwischen dem individuellen und kollektiven Organismus die neueren Entdeckungen auf dem Gebiete der Biologie, so namentlich die von Schleiden über die Pflanzenzelle und von Schwan über die Tierzelle gemachten Beobachtungen verwertete. Dadurch ist Spencers Soziologie sozusagen zu einer förmlichen Morphologie der Gesellschaft geworden.

In der Biologie — so deduziert Spencer — bildet die letzte Einheit die Zelle, aus deren Natur die Eigenschaften des Organismus folgen. So solle es auch betreffs der Gesellschaft der Fall sein. Aus der Natur des „sozialen Atoms" des einzelnen Menschen müsse die Natur der Gesellschaft hervorgehen.

Doch gilt für Spencer als morphologische Einheit der Gesellschaft auch die primitivste Form des Zusammenlebens der Menschen, die Horde, bezw. die Familie. (Principles of Sociology, § 225.) Er macht sich den Ausspruch

*) Phil. pos. VI. 590. Zu einem ähnlichen Schlusse kommt Wundt auf dem psychologischen Gebiet; auch für ihn ist die geistige Gemeinschaft das wirklich Gegebene, „die individuelle Seele nur eine Abstraktion". (Logik, II. Auflage, II, 2., 291, ff.)



H. S. Maines zu eigen: „Die Einheit der alten Gesellschaft war die Familie, die Einheit der modernen Gesellschaft ist der einzelne Mensch" (ebd., § 320).*)

Spencer verfolgt seinen Vergleich weiter auf die Struktur des animalischen und sozialen Organismus. Die Entwicklungshypothese führt zu der Folgerung, daß alle Tiere, wie sehr sie auch schließlich voneinander verschieden sein mögen, doch ihre Entwicklung auf gleiche Weise beginnen. Die frühesten Strukturveränderungen, welche seinerzeit die verschiedenen Typen gemeinsam durchlaufen haben, wiederholen sich in den frühesten Veränderungen, die nunmehr jedes neu sich entwickelnde Individuum dieser oder jener Klasse durchmacht.

Für diese gemeinsame Entwicklungsweise der individuellen Organismen dürfe man nun etwas Entsprechendes in der Entwicklungsweise bei sozialen Organismen zu finden erwarten (ebd., § 237a).

Wie sich diese Erwartung erfülle, bestrebt sich Spencer durch ein Menge von Analogien nachzuweisen. Gleichwie sich in der Zelle — so führt Spencer seinen Vergleich durch — zwei Zellenschichten bilden, eine äußere, das Ektoderm, den Einflüssen des umgebenden Mediums, der Luft oder des Wassers ausgesetzt und diese teils einlassend, teils abwehrend, — die andere, das Entoderm, nur die zur Assimilation geeigneten Stoffe aufnehmend und verarbeitend, so entspricht eine ähnliche Zweiteilung auch bei der sozialen Einheit, indem bei der primitiven Horde die eine Schicht, der kriegerische Stand, äußere feindliche Angriffe abwehrt und nur friedlichem Verkehr Einlaß gestattet (das soziale Ektoderma), die andere aber, der friedliche Stand, aus Frauen und kriegsgefangenen Sklaven bestehend, die zur Gewinnung der Nahrung nötige Arbeit verrichtet (ebd., § 238).

Ja, der Parallelismus wird noch weiter geführt. Aus dem Ektoderm der organischen Einheit entsteht im weiteren Entwicklungsgange das regulierende System, das Nervensystem, aus dem zwischen Ektoderm und Entoderm sich einschiebenden Mesoderm aber das zur Verteilung der Säfte dienende Organsystem der Blutgefäße und aus dem Entoderm wieder die Gefäße der Ernährung. Geradeso entwickelt sich im sozialen Organismus der Kriegerstand zum Stand der Regierenden, der friedliche zum produzierenden Nährstand (Gewerbe, Landwirtschaft), zwischen diesen beiden aber schiebt sich ein neuer Teil der Gesellschaft ein, der dem Handel und Verkehr, d. h. der gesellschaftlichen Verteilung dienende Stand. Es werden dann Verkehrswege, Straßen, Kanäle und Eisenbahnen als den Blutgefäßen entsprechende Organismen betrachtet (ebd., § 245).

Ein derartiger, bis ins Detail durchgeführter Parallelismus kann zwar als Vergleich für sehr genial gelten, aber eine deduktive Kraft kann er nicht einmal als Analogieschluß beanspruchen. Ja, mit einiger Phantasie könnte die Spezialisierung dieser Parallelen manchen Irrtum zur Folge haben. Wie wäre es denn, wenn man von den Eigenschaften des tierischen

*) Hierin besteht jedesfalls eine gewisse Inkonsequenz; es kann doch die alte und die moderne Gesellschaft in ihrer Struktur nicht so verschieden sein, daß sie aus verschiedenen Einheiten zusammengesetzt wäre. Richtig bemerkt hiezu Barth, a. a. O., S. 101, daß vielmehr zu jeder Zeit die Einheit für einen Teil der Erscheinungen der Gesellschaft die Familie, für den andern der einzelne Mensch sei.

Organismus, der doch in seinen primitiven Formen dem Pflanzenorganismus bis zum Verwechseln gleichsieht, den Parallelismus auf die Pflanzenwelt ausdehnen würde und da Lungen, Herz, Leber und Nieren zu finden suchte, oder umgekehrt bei den Tieren Wurzel und Laub im strengen Sinne des Wortes voraussetzen würde? Und doch haftet dem Spencerschen Parallelismus dieselbe willkürliche Voraussetzung an.

Es wurde wohl Spencer selbst dessen gewahr, daß seine Vergleiche eigentlich nur den Wert einer Metapher haben. Er selbst hebt hervor, wenn er mancherlei Vergleiche von sozialen Organen und Funktionen mit Organen und Funktionen des menschlichen Körpers aufgestellt habe, so sei dies doch nur darum geschehen, weil die Organe und Funktionen des menschlichen Körpers uns allgemein bekannte Beispiele für Organe und Funktionen überhaupt liefern, denn der soziale Organismus, diskret, unsymmetrisch und in allen seinen Einheiten empfindlich, wie er ist, lasse sich augenscheinlich nicht mit irgend einem Typus von tierischen und pflanzlichen Einzelorganismen vergleichen (ebd., § 269, Deutsche Übersetzung, II., S. 171). Dann kann aber das soziologische System Spencers keinen Anspruch auf ein streng wissenschaftliches machen; es mag noch so tief erdacht und konsequent durchgeführt sein, so dient es doch nur zur erklärenden Illustration und mag zur einstweiligen Ordnung des Materials gut verwendbar sein, im Grunde genommen bleibt es jedoch nur ein künstliches System wie dasjenige Linnés in der Botanik.

Leider wurde obige Verwahrung Spencers von ihm selbst nicht immer beachtet, umsoweniger aber von seinen Jüngern. Bei Lilienfeld, René Worms, E. Durkheim, Novikoff wird die Gesellschaft in der Tat als ein willkürliches Individuum höherer bezw. höchster Ordnung angesehen und die Bezeichnungen, die mit Rücksicht auf die Analogien zwischen dem individuellen und kollektiven Organismus auch auf die Gesellschaft angewendet werden, wie Kopf, Nerven u. s. w. sind nicht bildlich gemeint.*)

Ferner kann die Biologie für sich allein nicht jene Grundlage bilden, auf welcher der ganze Bau des sozialen Organismus eine sichere Stütze fände. Es kann vieles aus dem Gebiete der Biologie zur Erklärung soziologischer Erscheinungen mit Vorteil angewendet werden, aber die Soziologie darf nicht in der Biologie aufgehen.**) Man hat in der Soziologie mit Faktoren zu rechnen, die auf dem Gebiete der Biologie nicht zur Geltung kommen. Und darin besteht eben die Einseitigkeit des Spencerschen Systems, daß es im Verlaufe des ganzen Entwicklungsprozesses von dem amorphen Stoffe angefangen bis zum sozialen Überorganismus überall nur das Walten derselben Naturkräfte erblickt. Man kann aber die Gesetze der Biologie nicht einfach durch physische, mechanische Gesetze erklären und ebensowenig die Gesetze der sittlichen Weltordnung auf die biologischen zurückführen. Spencer tut, als wenn er diesen doppelten gewaltigen Sprung vom anorganischen Stoff zur lebenden Zelle und vom animalisch-vegetativen Leben zum Geistesleben nicht bemerkte. Er glaubt die trennende Kluft mit Vergleichen und Analogien

*) Vgl. Eleutheropulos, Soziologie. Jena 1904. S. 16.

**) Vgl. Stuckenberg, Introduction to the Study of Sociology, S. 59. Bernheim, a. a. O., S. 11.

überbrücken zu können; diese Brücken haben aber bei näherer Betrachtung keine Tragfähigkeit; es mag höchstens die leichtfertige Phantasie hinüberkommen, Gedankenlast ertragen sie nicht.

Darum finden aber auch die Erscheinungen des höheren Geisteslebens im Systeme Spencers keinen Platz. Hier ist alles nur für das Alltägliche, Gemeine, sozusagen die animalische Seite des Menschenlebens berechnet und eingerichtet. Ein Sokrates, Plato, Dante oder Shakespeare findet da keinen Raum. Die Biologie hat kein Verständnis für den Liebes- und Opfergeist des Evangeliums und kennt keine Gesetze zur Erklärung und Würdigung der religiösen und patriotischen Begeisterung. Das geistige Erbe, welches uns das Christentum als Grundlage unserer modernen Kultur gegeben, ist für dieses System ein verschlossenes Buch.

Man kann darum sagen, das Spencer'sche organizistische System der Soziologie kennt eigentlich nur die physisch-biologische Unterlage der Gesellschaft, für die Phänomene der darüber sich erhebenden Ideenwelt ist es farbenblind. Gleichwie im organischen Leben die Gesetze der Gravitation aufgehoben zu sein scheinen, so walten in dieser neuen Welt Gesetze, die denjenigen, welche man Naturgesetze zu nennen pflegt, geradezu widersprechen. Es wird diese Emanzipation der Gesellschaft von der Natur — wie diese Erscheinung des Geisteslebens Barth treffend bezeichnet — durch ein Moment befördert, das dem natürlichen Organismus fehlt, durch die Unabhängigkeit des Geistes von den Schranken der Zeit und des Raumes. Es gibt daher im gesellschaftlichen Leben Erscheinungen und gegenseitige Einwirkungen, die nicht auf die Vererbung zurückgeführt werden können. Beim Tiere vererbt sich der sogenannte geistige Besitz des Individuums nur auf seine Nachkommen und auch hier nur teilweise, sofern er in fest eingeübten Bewegungsvorstellungen, die Instinkte werden, besteht; er ist darum an ein räumliches Nebeneinander und ein zeitliches Nacheinander gebannt. Der geistige Besitz einer Gesellschaft hingegen kann nicht nur auf ihre Nachkommen, d. h. in die folgenden Generationen desselben Volkes vererbt, sondern unter günstigen Umständen auch auf fremde gleichzeitige oder spätere Völker übertragen werden. Er kann auf diese Weise in eines Volkes Entwicklung dergestalt eingreifen, daß er der bisherigen „natürlichen“ autochthonen Entwicklungsrichtung dieses Volkes eine neue „geistige“, aus einem höher entwickelten Milieu entstandene entgegenstellt. So erhoben die Ideen des Christentums die Nationen Europas in eine ihnen fremde Ideenwelt, die zum Teil zurückgewiesen wurde, zum Teile aber ihren fremden geistigen Inhalt der widerstehenden Natur zum Trotz durchsetzte.*)

Eine andere Ursache der Einseitigkeit des Spencerschen Systems ist der Mangel an historischem Sinn. Spencer selbst entbehrt diesen so sehr, daß er in seinem Study of Sociology als vorbereitende notwendige Kenntnisse zwar alle möglichen Wissenschaften, wie Mathematik, Logik, Physik und Chemie behandelt, der Historik aber keines Wortes gedenkt. Daraus ergibt sich wohl auch das allzutiefe Versenken in die Ethnologie der Naturvölker, wodurch ihm der Blick für die gesellschaftlichen Erscheinungen und Einrichtungen der

*) Barth, a. a. O.



Kulturvölker getrübt wird.*) Es hat den Anschein, als müsse man, um Soziologie zu treiben, sich nicht so sehr mit dem vorgerückteren Teil der Menschheit befassen, sondern zu Barbaren und Wilden in die Lehre gehen. Es ist dies zugleich ein Zeichen, daß man, auf der Grundlage der reinen Naturgesetze fußend, den kulturellen Trieb der Menschheit nicht hebt, sondern vielmehr unterdrückt.

Es enthält also der Organizismus nicht nur einen theoretischen Irrtum, sondern auch eine praktische Gefahr. Er würde, in die Praxis umgesetzt, jedes edlere Streben, jeden Idealismus der Lebensauffassung vernichten und das Menschengeschlecht in die Arme eines alle geistige Tätigkeit hemmenden Fatalismus treiben.

Die Überzeugung, daß das geistige Leben des Menschen durch mathematische Formeln geleitet wird, kann doch nicht ethisch erhebend und kulturbefördernd wirken. Die organizistische Soziologie will aber alles menschliche Handeln in mathematische Formeln bannen. Das geistig-intellektuelle und ethische Leben des Menschen müsse eben so formuliert werden können, wie die Mechanik, Astronomie und Physik die Gesetze der Bewegung und Energie mathematisch ausdrückt, und wenn dies in den mehr komplizierten Geisteswissenschaften bisher noch nicht der Fall sei, so sei daran jetzt noch unsere Unkenntnis schuld. Die Annahme aber, daß alles im menschlichen Leben nach unabänderlichen Naturgesetzen stattfinde, nennt der amerikanische Soziologe L. Ward den wissenschaftlichen Glauben (scientific faith).**) Daraus ist wohl ersichtlich, daß auch die monistische Geschichtsauffassung nicht ohne Glauben bestehen kann und kein Recht auf unbedingte Voraussetzungslosigkeit beanspruchen kann.

c) Die materialistische Geschichtsauffassung.

Es ist jedesfalls in sämtlichen positivistischen Auffassungen der Geschichtsphilosophie und der sozialen Entwicklung ein Stück Materialismus enthalten; doch ist dies ein latenter, verhüllter Materialismus. Es scheint, als würde diesem Worte Materialismus etwas schroff Abstoßendes anhaften, als müßte man der metaphysikfreien Geschichtsphilosophie einen besser klingenden Namen geben.

Nicht so Marx. Er arbeitet für breite Schichten, wo man durch energische Kraftausdrücke mehr Erfolg erreicht als durch die Künste schöner Rede; darum scheut er sich gar nicht, den krassesten, aber doch auch aufrichtigsten Materialismus seinem soziologischen Systeme zu Grunde zu legen. Marx selbst ist als ein Schüler Feuerbachs ein Adept des puren Materialismus geworden, seine Methode, die Widerspruchslogik entlehnt er von Hegel, seine soziologischen Ansichten aber entnimmt er den Werken Saint Simons. Zur Erklärung der sozialen Entwicklung hat Marx eine Zauberformel gefunden, die Engels als seine zweite große Entdeckung rühmt (die erste ist seine

*) Diese Einseitigkeit Spencers rügt darum selbst Ludw. Stein, Die soziale Frage im Lichte der Philosophie, S. 382. Dasselbe tut Lacombe, Preface, S. VIII, in Bezug auf die moderne Soziologie.

**) A. a. O., S. 141.

Mehrwert-Theorie), und diese ist die materialistische Geschichtsauffassung oder, wie man diesen Begriff im außerdeutschen Gebiete gewöhnlich ausdrückt: der Materialismus der Geschichte (matérialisme de l'historie oder matérialisme historique). Gemeint will damit sein, daß alles, was sich im Leben des einzelnen sowie im Leben der Völker und der Menschheit überhaupt zuträgt und ereignet, im letzten Grunde auf rein materielle, d. h. wirtschaftliche Motive zurückzuführen sei. Darum seien alle Ideologien, d. h. sämtliche Geistestätigkeiten des Menschen, wie Religion, Sitten und Gebräuche, ethische Ansichten, Kunst, Poesie, Recht u. s. w. naturnotwendige Ergebnisse der wirtschaftlichen Verhältnisse. Dies ist der „kopernikanische Standpunkt" der marxischen Geschichtsphilosophie, wodurch der Kathedersozialismus dem ganzen historischen Entwicklungsgang und der sozialen Struktur der menschlichen Gesellschaft ihr eigentliches Zentrum zugewiesen haben will.

Wie sich alles aus dem ökonomischen Urprinzipe ergebe und entwickle, das behandelt der Vater der Sozialdemokratie zu wiederholtenmalen in seinen Werken. Seine Ideen gibt in kürzester Fassung folgende Stelle seiner Kritik der politischen Ökonomie (Vorrede S. 5): „Die Gesamtheit der Produktionsverhältnisse (die einer bestimmten Entwicklungsstufe der materiellen Produktivkräfte entsprechen) bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Überbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bedingt. Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt haben. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Überbau langsamer oder rascher um."

Ja, diese ökonomischen Verhältnisse sind nach Marx' Ansicht die einzigen reellen bewegenden Kräfte der Geschichte. „Sowohl die politische wie die bürgerliche Gesetzgebung" — so versichert uns Marx — „proklamieren, protokollieren nur das Walten der ökonomischen Verhältnisse."*) „Man spricht von Ideen," — so führt er weiter aus — „welche eine ganze Gesellschaft revolutionieren, man spricht damit nur die Tatsache aus, daß sich innerhalb der alten Gesellschaft die Elemente einer neuen gebildet haben, daß mit der Auflösung der alten Lebensverhältnisse die Auflösung der alten Ideen gleichen Schritt hält" ... „Die Ideen der Gewissens- und Religionsfreiheit sprechen nur die Herrschaft der freien Konkurrenz auf dem Gebiete des Wissens aus." **)

*) Elend der Philosophie. S. 62.

**) Manifest der kommunistischen Partei. 4. Ausgabe, London 1890, S. 22 u. fg.



Dadurch wird aber die ganze Lebens- und Weltanschauung dieser ökonomischen Geschichtsauffassung in das Ressort der Magenfrage verschoben. Geschichte ist, wie sich ein moderner Vertreter der ökonomischen Schule — W. Sombart — ausdrückt, der Kampf um den Futterplatz oder Futteranteil. Von einer solchen Voraussetzung ausgehend hat die materialistische oder wirtschaftliche Geschichtskonstruktion wahrhaftig alles übrige auf diesem Gebiete überboten. Da ist z. B. Molinari, der da behauptet, der Übergang vom Polytheismus zum Monotheismus sei das Ergebnis eines einfachen wirtschaftlichen Kalküls. Man ward sich endlich gewahr, ein einziger Gott komme billiger als mehrere und habe sich darum entschlossen, die Menge der Götter aus dem Olymp zu verjagen und dort nur mehr einen einzigen zu belassen. Engels behauptet wieder ganz ernstlich, die Begrabung der Leichen anstatt der früheren Verbrennung derselben sei auch wieder nur ganz einfach die Folge der Verteuerung des Brennmaterials.

Es genügt, diese kühnen Behauptungen anzuführen, um das Irrfahren der wirtschaftlichen Schule zu kennzeichnen; eine wissenschaftliche Behandlung oder Widerlegung verdienen sie nicht, es sind aber Früchte, an welchen man den Baum erkennt, der sie hervorgebracht.

Man sagt uns aber, wir sollten uns an diese Übertreibungen nicht halten, niemand wolle im Ernste die wirtschaftlichen Verhältnisse als direkt wirkende Ursachen sämtlicher sozialen und geschichtlichen Erscheinungen hinstellen, aber indirekt seien doch sie die bewegenden Kräfte, sie setzen sich nämlich in den Köpfen der Menschen zu Ideen um. Auf diese Weise könne man, wie A. Loria ausführt, auch in den himmelstrebenden Spitzbogen und in den seraphischen Figuren der Heiligen und Märtyrer unserer mittelalterlichen Dome die kabbalistischen Züge und das satanische Grinsen des wirtschaftlichen Faktors entdecken. Denn jener Glaubenseifer, der diese herrlichen Momente hervorgebracht, sei seinerseits das Resultat der wirtschaftlichen Verhältnisse, welche eine solche Intensität und eine solche außerordentliche Macht des Glaubens erheischten, um die antagonistischen Elemente zusammenzuhalten, welche das Gleichgewicht der sozialen Ordnung gefährdeten und sonst den Zusammensturz derselben verursacht hätten.*)

Damit ist aber bei weitem nicht erwiesen, daß der mittelalterliche Glaubenseifer ein notwendiges Produkt der wirtschaftlichen Verhältnisse gewesen sei. Die soziale Macht des Katholizismus hat das wirtschaftliche Gleichgewicht hergestellt und befestigt, es sind aber viele Gesellschaften am Mangel dieses Gleichgewichtes zugrunde gegangen, die wirtschaftlichen Verhältnisse sind also an und für sich nicht imstande, sich selbst einen rettenden Engel zu verschaffen. Der Glaubenseifer ist weder mittelbar noch unmittelbar aus den wirtschaftlichen Verhältnissen hervorgegangen; er ist zum Segen und Vorteile der weiteren Entwicklung hinzugetreten. Die Beweisführung Lorias geht also auf dasselbe hinaus, als wenn man behauptete, der aufopfernde Heldenmut des Lebensretters sei das naturnotwendige Ergebnis der verzweifelten Handlung eines Lebensüberdrüssigen. Allerdings: stürzt sich niemand

---

*) A. Loria, Les fondements du matérialisme historique, in: Annales de l'Institut international de Sociologie. Bd. VIII, S. 112.



ins Wasser, so wird auch keiner kommen, der ihn herauszieht. Die Liebestat des einen ist im zeitlichen Nacheinander der verzweifelten Handlung des anderen gefolgt. Es wiederholt sich nur der altbekannte logische Fehler vom post hoc ergo propter hoc, wenn man die zwei Handlungen in kausalen Zusammenhang bringt.

Die ökonomische oder materialistische Geschichtsauffassung geht von dem Prinzipe aus, primum vivere, dein philosophare, doch mit der falschen Deutung, die zum Leben notwendigen Erwerbsmittel wären die determinierenden Ursachen aller geistigen Tätigkeit. In diesem Sinne wirft Toennies die Frage auf: „Beruht Leben im Denken oder beruht Denken im Leben? Wird das Sein durch das Bewußtsein oder wird das Bewußtsein durch das Sein bestimmt?" *)

Nun es ist allerdings wahr, daß die wirtschaftliche Frage überall ein Wort mitredet, denn schließlich haben alle Menschen, ob Herrscher, Dichter, Krieger, Denker, Künstler ꝛc., ob dem Lehr-, Nähr- oder Wehrstand angehörend, einen Magen, dessen Bedürfnisse befriedigt werden müssen. Und wir wollen es gerne als ein Verdienst des Marxismus anerkennen, daß er die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher und Soziologen auf den bisher weniger beachteten wirtschaftlichen Einfluß als geschichtlichen Faktor und soziale Kraft lenkte. Er hat aber den großen Fehler begangen, die wirtschaftlichen Verhältnisse zum unbeschränkten und allmächtigen Herrscher der Menschheit zu proklamieren, dem alles übrige mit unbedingter Notwendigkeit huldigt und ergeben ist, vor dem sich alle geistigen und kulturellen Bestrebungen beugen und dessen Interessen sie stets bereit zu Diensten stehen müssen. Mit einem Wort: in den Augen des geschichtlichen Materialismus wird jedes historische Ereignis und jede soziale Einrichtung als ein prinzipiell allein von der Magenfrage abhängiges Phänomen betrachtet, als gäbe es sonst auf Erden gar nichts, was den Menschengeist ersprießlich beschäftigen könnte. Und doch sind „die pochenden Herzen und grübelhaften Gehirne unserer psychisch differenzierten Kulturmenschheit" — wie Ludw. Stein hervorhebt — „ein ebenso dringendes Problem wie die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse". **)

Die Methode der materialistischen Geschichtskonstruktion besteht nun hauptsächlich darin, daß die überall mehr oder weniger zur Geltung kommende wirtschaftliche Frage als einziger Faktor hingestellt wird. Diese Halbheit der historischen Betrachtung widerstreitet aber der wahren Realität der Tatsachen und sozialen Entwicklung an allen Ecken und Enden. Die Geschichte kennt in der Tat keine gesellschaftliche Verbindung und kein Staatengebilde, wo allein und ausschließlich nur wirtschaftliche Interessen maßgebend sind, man wird dies vielleicht nicht einmal von den berüchtigten Handelsgesellschaften, wie z. B. von der ostindischen, welche 1757—73 in Punkto Humanität und Kultur nicht gerade Rühmliches geleistet hat, mit voller Exklusivität behaupten können, wenn auch bei der Verwaltung der Kolonien diesen ehrenwerten Gesellschaften rein merkantile Interessen vorschwebten. Sie sind aber gerade darum geeignet, als Beispiel dafür zu dienen,

*) Archiv für die Gesch. d. Philos. Bd. VII. 1894, S. 507.

**) A. a. O., S. 582.

daß die Folge der ökonomischen Allmacht nur eine verfeinerte Barbarei ist, was auch die betreffenden Regierungen bewog, dem Treiben dieser Gesellschaften ein baldiges Ende zu machen.

Ja, die Geschichte lehrt uns sogar, daß selbst Erfindungen und Entdeckungen, die auf die Ausbildung und Fortentwickelung der wirtschaftlichen Verhältnisse von der größten Bedeutung waren, nicht gerade auf wirtschaftliche Motive zurückzuführen sind. Die Entdeckung Amerikas und die Erfindung der Dampfkraft, beides Ereignisse, die mehr als alles andere eine vollkommene Umwälzung und Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse Europas anbahnten, sind nicht durch die Einwirkung des ökonomischen Faktors eingetreten, man wird wenigstens nicht diesen als die treibende Kraft bezeichnen können, welche einen Columbus oder James Watt zu ihren Taten anspornte. Es sind im Gegenteil gewöhnlich ideale Bestrebungen, welche dem Emporschwingen und dem Fortschritte der rein materiellen Kultur vorangehen. Es war der Wissensdrang des Menschen, der zuvor durch das Eindringen in die Geheimnisse der Natur eine physikalische Wissenschaft hervorbrachte, welche dann die Fortschritte der modernen Technik zur Folge hatte.

Umsoweniger kann aber die materialistische Geschichtsauffassung mit den Erscheinungen des Geisteslebens fertig werden. Welche ökonomischen Verhältnisse sind es denn, die das Christentum ins Leben riefen? Mag es auch wohl sein, daß nebst den politischen und kulturellen Verhältnissen auch der wirtschaftliche Zustand das Seinige zur Vorbereitung und Ausbreitung des Christentums beitrug, aus der letzteren ebensowenig wie aus jenen allein ist die neue Lehre nicht so schlechthin ohne anderes Zutun entwachsen. In der Regel kann man zwar sagen, daß bei dem Zustandekommen der gesellschaftlichen Einrichtungen Ideen und materielle Faktoren nebeneinander wirken, wechselseitig sich ergänzend und fördernd, ohne daß man das Recht hätte, das eine oder das andere Motiv als das primäre anzusetzen. Es kennt aber die Geschichte trotzdem Epochen und Ereignisse, wo die Macht der Ideen das Materielle überwiegt, wie es auch wiederum Begebenheiten geben kann, wo das Materielle das Ideale niederwirft und unterdrückt. Aber an und für sich kann das rein Materielle keine beständige Herrschaft über die Menschengeschicke ausüben; es muß durch Ideen emporgehoben werden, es muß durch eine belebende Seele zusammengehalten werden, sonst wird es zur trägen Masse und zum leblosen Kadaver, der bald in Fäulnis übergeht. Glaubt man aber, daß alles Ideologische nur eine Umsetzung des Materiellen ist, so muß man uns auch jene latente Kraft zeigen, welche diesen Stoffwechsel bewirkt. Sagt man uns von einer schönen Blume, sie sei durch Stoffwechsel aus Erde, Dünger und verfaulten organischen Stoffen zustandegekommen, so hat man uns das Werden und die eigentliche wirkende Ursache dieser Blume bei weitem nicht erklärt. Alles Historische mit und aus wirtschaftlichen Verhältnissen zu erklären, ist, wie Labriola bemerkt, als wollte man die Divina Commedia mit den Rechnungen florentinischer Kaufleute kommentieren.*)

*) Essai sur la conception matérialiste de l'histoire. S. 242.



Ergebnis.

Betrachtet man die modernen geschichtsphilosophischen Theorien, wie wir sie in ihren vorzüglichen Vertretern verfolgt haben, so ist man nicht wenig erstaunt über die Mannigfaltigkeit der bunten Kaleidoskopbilder, die sich mit rascher Folge abwechseln und deren eines das andere verdrängt. Und doch ist in all diesen Theorien, so einseitig sie sind, auch wertvolles Material enthalten; ihrem Zwecke, eine Erklärung des historischen Werdens zu geben, die Ursachen der menschlichen Handlungen und sozialen Gebilde aufzudecken, vermögen sie aber gerade wegen ihrer Ausschließlichkeit und Einseitigkeit nicht zu entsprechen. Man spricht von Faktoren wie: physisch-geographisches Milieu, Rassencharakter, psychisches, ethisches, nationales, kulturelles Milieu, soziale Kräfte, ökonomische Verhältnisse. Aber das Resultat all dieser Faktoren ist noch keine Geschichte und die Zerlegung in diese Faktoren noch keine Geschichtsphilosophie. Wir haben es in der Geschichte außer diesen Faktoren noch mit Koëffizienten und Exponenten höherer Ordnung zu tun, die alle noch zu diesen Faktoren hinzugefügt werden müssen, damit die Äquation in ihrem vollen Werte bestehen könne.

Die deterministischen Erklärungsversuche des historischen Werdens und Geschehens sind gerade so geartet wie die aus ähnlicher Voraussetzung ausgehenden Hypothesen über den Ursprung der Sprache. Wie hier einzelne Faktoren der Sprachbildung und Entwicklung herausgerissen wurden und auf Grund dieser exklusiven Anschauungsweise Whitney den Urquell der menschlichen Rede in der Onomatopoesie, Steinthal in den unbewußten Reflexlauten, Noiré und Max Müller aber im sogenannten clamor concomitans d. h. die menschliche Tätigkeit spontan begleitenden Ausdruck oder in den Naturschreiwörtern entdeckt zu haben wähnt, wo doch alle diese Urwörter eigentlich nur das Material zum Aufbau der Sprache hergaben, aus dem der denkende Mensch das wunderbare Gefüge der Sprache entwickelte: so hat man es mit der Zergliederung des Riesenbaues der Geschichte getan. Indem man einzelne Bestandteile desselben herauslöste und auf ihre Eigenschaften prüfte, glaubte man schon den Schlüssel für die Entstehung des ganzen Gebäudes gefunden zu haben. Es kommt mir da vor, wie wenn jemand, der die architektonischen Schönheiten des Stephansdomes bewundernd ausruft: „Ach, wie wunderbar ist doch das Wirken der Kunst, welche aus dem toten Gestein ein prachtvolles, geisterhebendes Haus des lebendigen Gottes erbaut!" — von einem Geologen die Antwort erhält: „Nun, es läßt sich mit Bestimmtheit erweisen, daß man die Steine aus dem Leithagebirge gebrochen hat."

Eine ähnliche Antwort ist es, wenn man uns beweisen will, das physische, geographische, soziale Milieu oder die wirtschaftlichen Verhältnisse haben die Geschichte gemacht und arbeiten noch fortwährend an diesem Werke.

So ergeht es der sogenannten positiven Wissenschaft immer, wenn sie den Maßstab des reinen Empirismus dem Werke der Geistestätigkeit anlegt. So großartig und überraschend die Entdeckungen der empirischen Wissenschaft in unserem Zeitalter auch sein mögen, ganz kann sie doch nicht den Wissensdurst des Menschen befriedigen. Es muß noch etwas geben, das zur Vollkommenheit des menschlichen Erkennens notwendig ist.

Darum hat auch unlängst ein oftgenannter Vertreter der modernen Geschichtsforschung gesagt, die Wissenschaft gebe auf die Fragen nach dem Woher, Wohin und Wozu heute so wenig eine Antwort wie vor zwei- oder dreitausend Jahren. „Wohl belehrt sie uns" — so führt Ad. Harnack aus — „über Tatsächliches, deckt Widersprüche auf, verkettet Erscheinungen und berichtigt die Täuschungen unserer Sinne und Vorstellungen. Aber wo und wie die Kurve der Welt und die Kurve unseres eigenen Lebens beginnt — jene Kurve, von der sie uns nur ein Stück zeigt — und wohin diese Kurve führt, darüber belehrt uns die Wissenschaft nicht."*)

Nun, was da gesagt ist, gilt allerdings von der empirischen Wissenschaft. Aber mit dieser kann eben deshalb die ganze Aufgabe und jedes Objekt der Wissenschaft nicht erschöpft sein. Es muß noch eine Art der Erkenntnis geben, welche über diese Grenzen hinausführt. Wie der Astronom aus der Beobachtung einer kurzen Strecke des Planetenlaufes durch mathematische Kombination und Spekulation dessen ganze Bahn berechnen kann, so muß auch der historische Empirismus durch eine philosophische Spekulation ergänzt und vervollkommnet werden.

So schätzbar auch die Ergebnisse unserer Forschung sowohl auf dem Gebiete der Natur wie der Historik seien, ihren wahren Wert erhalten sie eben durch diese Spekulation, welche sie zu einer höheren Ordnung des menschlichen Wissens erhebt. Wer die Wissenschaft so betreibt, wird nicht genötigt sein, wie oben erzählt wurde, mit dem englischen Naturforscher nach halbhundertjähriger Gelehrtenarbeit das traurige Bekenntnis zu machen, all dasjenige, was er zur Förderung der Wissenschaft getan, könne in dem einen Worte „Mißerfolg" zusammengefaßt werden.

Um ein wahres Verständnis der Geschichte zu erlangen, müssen wir bis an ihr Fundament vordringen. Es gilt daher auch hier das Wort, das uns unlängst ein hervorragender Vertreter der philosophia perennis zugerufen: tiefer graben!

Wer das fast unermeßliche Gebiet der Geschichte überblicken will, der muß sich in höhere Regionen begeben. Er soll sich nicht mit den Fittichen der Phantasie in fremde Himmelssphären tragen lassen, — dieses Geschäft wollen wir den Geschichtsbaukünstlern überlassen, — sein Fuß bleibe stets auf dem Felsenboden des empirischen Wissens stehen, aber sein Auge soll frei umherschweben und mit klarem Blick in die ätherischen Höhen sich emporschwingen können. Darum, je mehr sich das Erfahrungsmaterial anhäuft, desto gebieterischer ist der Ruf: höher steigen, um nicht in der wüsten Fülle der Tatsachen zu versinken, emporblicken, mit spekulativem Geiste über die Grenzen des sinnlich Wahrnehmbaren und Faßbaren hinausgreifen, damit wir bei der fast unübersehbaren Breite und Weite des empirischen Materials das wahre Ziel der Wissenschaft nie aus dem Auge verlieren!

*) Ad. Harnack, Das Wesen des Christentums. 1900. S. 188.





Schiller.

Zum Jahrhundertgedächtnis seines Todes.

Von Maximilian Pfeiffer.

Ein Siegesfest des Geistes naht, eine ganze Nation rüstet sich, an einem Trauertage den Genius zu grüßen, der zu leide vor eines Säkulums wechselvollem Lauf von dieser Erde schied. Doch

Er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen.

Dieser große Tote ist lebendiger als wir Lebenden. Großen Fragen sucht man in diesen Tagen die Antwort. Was ist unserer Zeit Schiller? rufen die einen. Was war er uns? fragen dagegen die andern. Ahnende Auguren wenden den Seherblick der Zukunft entgegen und suchen zu ergründen: Was wird er uns sein? Schon nahen sich auch die, welche zweifelnden Sinnes und bedenklich untersuchen, ob die Konfessionen in gemeinsamer Feier sich an diesem Tage einen dürfen oder ob die Katholiken beiseite stehen müßten, da Schiller ihnen nichts zu sagen habe.*)

All das haben frühere Geschlechter schon erwogen, und was sie als Ergebnis des Frag- und Antwortspieles fanden, wurde zu oft schon durch die eherne Stimme der Tatsachen übertönt. Und so stehen wir vor diesem Schillertage mit der Empfindung, daß Andrea Dorias Wort auch für seinen Dichter Geltung habe: „Ich bin gewohnt, daß das Meer aufhorcht, wenn ich rede".

Goethe sprach dem Freunde in seiner Totenklage den herrlichen Trost: „Wir dürfen Schiller glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden; er hat als Mann gelebt und ist als vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen, denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig."

Als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger erscheint uns Schiller. Sein Name, schon durch den Wortsinn leuchtend, nicht nur in seinem Wappenschilde glänzend wie ein silberner Stern, gefürstet durch den Adelsbrief des Genies,

*) Vgl. Hist.-pol. Blätter 135, 2. 1905. Das Schiller-Jubiläum und das katholische Deutschland. Von einem Nichtkatholiken.

ruft in uns das Bild des bleichen Mannes wach, der mit gesenkter Stirne und wie von allzu schwerer Lebensbürde niedergebeugt einherschritt, dessen Auge aber aus den schwälenden Niederungen des Irdischen den Blick hob zu den Sternen, in denen er das unerschütterliche Evangelium des Großen und Reinen als unverbrüchliche Bürgschaft des Menschengeschlechtes las. Die Macht seines Geistes drückt das Siegel der Unsterblichkeit auf all seine Schöpfungen und macht sie zu ewigen Urkunden. Aus dem Strome der Zeiten gießt er belebenden Trank in goldene Schalen, den er in nimmer sich leerender Fülle seinem Volke spendet. Darum ist er allgegenwärtig in Vergangenheit und Zukunft:

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort,
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.

Dieses Werkzeug schmiedete ihm das Leben mit eisernem Hammerschlag. Der kummervollen Nächte gab es genug für ihn, in denen das Salz der Tränen seinem Brote Würze war. Die Teilung der Erde ließ ihn arm, doch der Himmel war ihm offen, so oft er kam. Er kam oft, er lebte darin. Seine Stimme ruft sich Genossen.

So rafft von jeder eitlen Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt.

Jedem Geschlechte, jedem Alter, jedem Stande erschallt dieser Ruf. Die Würde der Menschheit gibt der Dichter dem Künstler zu bewahren, den Kaufmann nennt er Eigentum der Götter, der Gelehrte ist ein König, der karrenden Werkleuten Arbeit schafft, dem Bürger singt er unterm Klang der Glocke das Preislied, den Soldaten geleitet er zum Waffentanz, zu Sieg und Tod. Der jugendliche Feuergeist in seinem himmelstürmenden Aufschäumen hat an ihm einen begeisterten Herold, und bei den Frauen seines Volkes erntet er Ruhm, weil er sie achtet, nicht darum, daß sie den Mann erfreuen, sondern um das, was sie sind und wie sie es sind, mit ihrer sinnigen, tiefen, seelenvollen Natur. Sein Wunsch ist Wahrheit:

Es soll ein ewiges, zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten.

So lädt denn ein Schillertag wie Glockengeläute zu hohem Feste, jedes deutsche Herz fühlt sich vom Zauber seines dichterischen Idealismus geschwellt.

„Schiller, der Dichter des Idealismus", das ist die Inschrift, die man als absolut giltig auf sein Monument schreiben mag. Man hat oft an ihm getadelt, daß er die Realität der den Menschen umgebenden und ihn bestimmenden Verhältnisse und Zustände nicht so getreu abbilde, wie sie sich uns bieten und wie sie zu schildern unserer modernen Kunst als höchst-

erreichbares Ziel erstrebenswert erscheint. Seine Art, allen Dingen den Körper auszuziehen, ist nur der dichterische Drang, die niedrigen Formen des Lebens in einen höheren Bereich zu entrücken, „um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den Duft der goldnen Morgenröte webend". Dabei verliert er doch nicht den Blick für das Kleine. Wenn er adlergleich sich erhebt und von den Firnen der Alpen herniederblickt auf den Freiheitskampf eines Volkes, sieht er nicht nur das gigantische Ringen um die höchsten vaterländischen Güter, in seinen Freiheitshymnus hinein klingt das melodische Läuten der Herdenglocken, den Kampfruf überhallt das friedliche Lied des Hirten. Darum mutet uns trotz aller Wucht alles so traulich an. Wenn dem Auge seine Kunst die Gestalten des Dichtergeistes bietet, kann er auch sie unseren Herzen menschlich näher bringen. Er schleudert nicht wie ein donnernder Jupiter von der wolkenumhüllten Höhe des Genies seine Blitze, die uns mit ihrem Flammenstrahle niederschmettern, er geht menschlich mit uns. Sein Leben selbst, eine hohe Tragödie, ist erfüllt von dem Glanze einer sittlichen Freiheit, die nur dieser Mann durch alle seine Schöpfungen hindurchscheinen lassen konnte. Als ihn der Dichtkunst Stimme rief, entsagte er der Heimat, rastlos trieben ihn des Geschickes Wogen auf dem Meere des Lebens umher. Würdevoll trägt er das Los der Armut, und wo ihn die harte Notwendigkeit zur schweren Sorge für den Erwerb zwingt, verleugnet er nie den höchsten Seelenadel. Er war ein Mann, mit Mannestugenden und Mannesschwächen. Er ist nicht das Idealbild menschlicher Vollkommenheit zu nennen; es wäre unrecht, ihn, der sich selbst unerbittlich streng prüfte, im Wirken wie in Werken, als durchaus erhaben über die schwächenvolle Welt hinzustellen. Aber dieser Fleißige hat nach Kämpfen und Irrgängen der Jugend die Klarheit und Wahrheit des Mannestums errungen und sein Selbstbewußtsein, sein nachdrückliches, zähes Festhalten an dem, was er einmal für wahr erkannt hatte, erhebt ihn,

> Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
> Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Mit dem Keime des Todes in der Brust ergreift er mit kühner Zuversicht die höchsten Aufgaben, und wie er als Mann auf gerettetem Boot in den Hafen treibt, baut er noch Leuchttürme, von denen eine unendliche Fernsicht sich uns auftut. Aus eben solchem Stoffe, solchem Geiste schafft er seine Charaktere. Wie er des Lebens Bürde trug, so tragen sie das ihre: nicht als Last, als Ehre. Für ihren Lebensinhalt, die große Idee, kämpfen und glühen sie wanklos, sie sterben wie er starb, als Könige. Der schnöde Weltdrang, wie ihn Schopenhauer nennt, ist ihm „die Angst des Irdischen", ein Ausdruck, den Wilhelm von Humboldt so bewunderungswürdig gefunden. Sie läßt auch ihm wie jedem Irdischen nur zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden die bange Wahl, aber wer mit ihm wandelt, mit ihm strebt, der trinkt des Äthers leichte Lüfte:

> Froh des ungewohnten Schwebens
> Fließt er aufwärts und des Erdenlebens
> Schweres Traumbild sinkt und sinkt.

Der hohe Heroismus, mit dem Schiller sich rüstet zu allen Waffengängen für das Ideal sittlicher Freiheit, führt empor auf allen Stufen der Liebe. Mit der Innigkeit des Eros senkt die Liebe sich in zwei Jünglingsherzen und malt anders als sonst in Menschenköpfen eine Welt aus platonischen Ideen: Gedankenfreiheit, Weltbürgertum sind die höchsten Ziele dieses Carlos und Posa. Die Liebe des Mannes zum Weibe ist unserem Dichter ein schweres Geschick, das wie ein Blitz in die Herzen fällt und trifft und zündet, eine Feuerprobe, die mit Todesmut zu tragen ist.

Selbst die Liebe, wie mit Stahl gerüstet,
Zum Todeskampf gegürtet tritt sie auf,

läßt er seine Thekla sagen, und die Braut von Messina bezeichnet sie:

Verzeih', du Herrliche, die mich geboren,
Daß ich, vorgreifend den verhängten Stunden,
Mir eigenmächtig mein Geschick erkoren;
Nicht frei erwählt' ich's, es hat mich gefunden.

Dem Dämon bleibt sein Opfer unverloren,
Wär' es an öder Klippe festgebunden
Und an des Atlas himmeltragende Säulen,
So wird ein Flügelroß es dort ereilen.

Solche heroische Auffassung der Liebe gibt den Frauen Schillers etwas Männliches, sie wachsen über den Umfang einer weiblichen Psyche hinaus, mit der einzigen Ausnahme vielleicht von Luise, deren sechzehnjähriges Mädchenherz die ganze Naivetät des Gefühles bewahrt hat. Alle Töne aber, in denen Schiller die Liebe erhebt, werden überklungen von dem Hochgesange seines eigenen Liebesgefühles. Das äußert sich nicht in den Lauraliedern, sondern im Lied an die Freude, in dem Verse: „Diesen Kuß der ganzen Welt", denn sein Herz „schlug der ganzen Menschheit".

Das allgemein Menschliche des Dichters leuchtet allenthalben hervor. Sein jugendlicher Geist, der auf dem Höhepunkte der Sturm- und Drangperiode in ungebändigtem Freiheitsdrange Gestalten wie Karl Moor und Fiesko geschaffen und in seinen Dramen die jenseits des Rheines nahenden Stürme vorhergebildet hatte, schulte sich am Geiste der Zeit. Der Jubel, der ihn umtobte, da er es wagte, frei von den Schäden seines Säkulums zu reden, machte ihn besonnener, er stand lauschend still:

Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang.

Nun neigte er sich der Philosophie zu, beschäftigte sich mit dem gründlichen Studium der Weltgeschichte und schwieg lange. Durch das Versenken in die Vergangenheit, in das Wesen der Geister einer Welt, die schon die Proben der Jahrhunderte überstanden hatte, lernte er dauernde Gestalten schaffen. Da tut er allen Überschwang von sich ab, die Stelzen seines früheren Pathos sind gefallen, alles Häßliche und Gräßliche ist gemildert, nicht die Bestie im Menschen führt er mehr in ungezähmter Wildheit vor, wie im Franz Moor und Hassan, sondern die Lichtgestalten groß und erhaben

denkender Charaktere. Das harte Motto der Räuber »quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat« wandelt sich in das freundlichere Schlußwort des Wallensteinprologes: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst“.

Eine Idee hat ihn durch diese reinigenden Jahre hindurchgeleitet: die Idee der Freiheit. In den Jugenddramen verficht er sie heiß und stürmisch. Kosinskis Worte, mit denen er sein Schicksal erzählt, das ihm schrankenloser Despotismus bereitet, sind Schillers Worte. Sein empörtes Herz bäumt sich auf unter den Gräueln der Fürstenlaune, die für einen Schmuck um den Hals der Maitresse das heilige Blut der Landeskinder um Sold übers Meer schickt. Die Rede des Kammerdieners in Kabale und Liebe ist nur ein Echo aus Schubarts „Kaplied“, „Fürstengruft“, „Deutsche Freiheit“, diese hinwiederum nur des dumpfen Aufschreies eines gepeinigten Volkes. Freiheit von Gewissenszwang heischte der Dichter des Don Carlos, geläutert kommt die Freiheitssehnsucht im Wallenstein zum Durchbruch, und in seinem Schwanengesang, dem Tell, schildert uns Schiller den Drang nach Befreiung vom Joche der Selbstherrschaft. Vorahnend spiegelt er in seinen Dramen die Ereignisse einer kommenden Zeit.

Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer, welche kommen werden,

darf er mit seinem Posa sagen. Der Sturm der Revolution kam, wie er ihn geahnt. Dem »Monsieur Gille, publiciste allemand« erteilte die Nationalversammlung den Ehrenbürgerbrief der République Française, die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts aber, nach der französischen Staatsumwälzung, der Herrschaft des Usurpators, den Befreiungskriegen und Kämpfen um die deutsche Einheit, gibt ihm Urkund, daß auch seinen Prophetenmund eine glühende Kohle entsiegelt hatte.

Schillers Prophetenwort gilt der ganzen Welt, „der Menschheit großen Gegenständen“, ein Ausfluß der Anschauungsweise seines Zeitalters, das Weltbürgertum über beschränkten Nationalstolz setzte. Und doch verkennt solche Denkart ihre Wurzeln. Denn nur aus einem warmen Heimatgefühle, aus dem großen Selbstbewußtsein der Nation, kann jene kosmopolitische Gesinnung erwachsen, die im Einzelnen ein Glied der ganzen Menschheit sieht. Ein Völkerbund kann sich nur aus Menschen gestalten, die in einer eigenen Volkheit festgeschlossen stehen. Schiller war ein Sohn seiner Zeit, da Despotenlaune die Blüte jedes Volkssinnes knickte, wo aus dem Feudalstaat des Mittelalters sich die Staatsform des Absolutismus entwickelte. Der Niederschlag derselben prägte sich bei Schiller stärker aus als bei manchem anderen Dichter. Das Genie erfaßt eben alles größer und durchdringender, jeder Gedanke wird ihm zum Bau, wie die Sonne im Wasserspiegel zum Sonnenmeer. Deshalb bleibt er aber doch Deutscher. Schon durch den ethischen Gehalt, den er als Deutscher seinen Dichtungen geben konnte.

In der Jugend schmückt ihn jener edle Weltschmerz, den man oft die Zier des deutschen Jünglings genannt hat. Der Zweiundzwanzigjährige, der über die Anthologie auf das Jahr 1782 die Widmung setzte: „Meinem Prinzipal, dem

Tode zugeschrieben, dem großmächtigsten Herrn alles Fleisches", ist in seinen Jugendgedichten wahrhaft ein Dichter des Todes, als welchen ihn Kuno Fischer feinsinnig analysiert. In echt deutschem Sinne ist ihm das Leiden das Walten einer furchtbaren Schicksalsmajestät, nicht ein durch die verblendende Ate herbeigeführtes, unentrinnbares Kismet, sondern durch eigene Schuld zu erleichternde, zu sühnende Bürde. „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne." Wo er, wie in der Braut von Messina, in antikem Sinne die Tragödie der Erbschuld schreibt und fragt:

> Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
> Die der Mensch, der vergängliche Sohn der Stunde,
> Aufbaut auf dem beweglichen Grunde?

Da fügt er gleich aus deutschem Geiste die mahnende Lehre hinzu:

> Wer besitzt, der lerne verlieren;
> Wer im Glück ist, lerne den Schmerz!

Damit versöhnt er uns wieder, denn so entrinnen wir durch innere Festigung „des furchtbaren Schicksals Gewalt".

Deutsch ist Schiller auch in seiner Sittlichkeit. Sittlich war er im Leben, sittlich sind seine Werke. Er baut eine ideale Welt auf den Fundamenten von Recht und Gesetz; die moralischen Qualitäten der Einzelnen müssen sich dem Ganzen harmonisch einfügen, oder sie sind wert, daß sie zugrunde gehen. Wer gegen diese heilige, segensreiche Ordnung verstößt, muß dadurch leiden, fallen. Dazu gesellt sich die deutsche Gemütstiefe und rührende Herzlichkeit. Wallensteins Verhältnis zu Max Piccolomini ist das schönste Beispiel dafür, nicht minder die einzige Seele in zwei Körpern seines Freundespaares. Das ist die Freundschaft und Liebe zwischen Mann und Mann, wie sie nur die Gleichheit großer Reflexionen, losgelöst von jeder sinnlichen Beimischung, in ganzen Seelen wurzeln läßt.

Diese deutschen Elemente seines Dichtercharakters werden bei Schiller Herr über die kosmopolitischen Ideen. Am Ende seines Lebens, auf dem Höhepunkte seines Schaffens ist er wie durch andrängende Nebel zur Sonne emporgestiegen; wie Sonnenstrahlen glänzen die Worte:

> Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
> Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre,

glänzen die Gestalten, die, aus einem Hirtenvolke geboren, in mutigem Trotze sich vom Himmel ihre ewigen Rechte herunterholen, unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst, die Rechte auf eine nationale Einheit. Vor der Macht solcher Empfindungen bricht die Rhetorik der ersten Periode nieder, der Redner und Dichter, der hier in *einem* Manne geboren war, schmilzt zusammen in eine Wesenheit: so und nicht anders mußte der Schöpfer dieser Dramen sein. „Er dichtete, um zu wirken, zu veredeln, für Ideale zu begeistern. Die Kunst war ihm ursprünglich nicht Zweck, sondern Mittel. Während der Dichter eigentlich die Welt, wie sie ist, im Auge hat, stellt Schiller die Welt mehr in der Art des Redners, des Propheten dar, nämlich wie sie sein soll." (Eckardt, Erl. z. Schillers Werken. I, 13.) Seine Gedichte sind nicht, wie die Goethes,

Bruchstücke einer großen Konfession, Gelegenheitsgedichte, sondern planvolle Allokutionen eines Hohenpriesters der Kunst, dem, wie Schubart es in einer Vision malt, ein Seraph Gottes Gruß bringt und Befehle.

Die Ideenfülle, welche Schiller unwiderstehlich den begeisterten Mund überströmen ließ, führt ihn durch alle Weltenräume. Fernzeitliches und Nahes einen sich im Spiegel seiner dichterischen Reflexion. Auch der Himmel der Antike ist ihm offen. Man mißversteht ihn, wenn man seine „Götter Griechenlands" als Sehnsuchtslied nach dem heiteren Olympos faßt; er versenkt sich in die Anschauung einer verklungenen Welt, und sein Schritt in jenes ferne Geisterreich ist nichts als ein Ausbruch seines dichterischen Kredo:

Freiheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Diese Welt mußte sein Schönheitsgefühl umso mehr reizen, als sie sich ihm erst spät erschloß. Ihn sieht man Schritt für Schritt emporsteigen zum höchsten Kulturtum auf dem Wege, den das ganze germanische Volk zurückgelegt hat: über Hellas zum Christentum. Wenn auch nicht nahe dem Altare, so steht Schiller doch im Vorhofe der Kirche. Auch hier versteht man ihn nur aus seiner Epoche, die noch in manchen Erscheinungen des Katholizismus der Wessenbergzeit nachwirkte. Die Philosophie des Jahrhunderts hatte auch der Spekulation über religiöse Dinge neue Wege aufgezeigt, und ist es nicht Menschenlos und Menschenerfahrung, daß in jeder Brust quälende Gedanken über Ursprung und Ende, Werden und Vergehen und das unerforschliche Geheimnis des göttlichen Seins aufsteigen, welche der Sterbliche anders zu bannen sucht als mit den Mitteln, die seine Kirche ihm gibt? „Aus Religion" wollte Schiller keine bekennen von allen, aber doch wohnte eine in seinem Herzen. „Die Worte des Wahns" weisen das Wahre: „Es ist in dir, du bringst es ewig hervor", und „die Worte des Glaubens" verkünden:

Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke.

Ein solcher Mann konnte die Glaubensgeheimnisse der katholischen Kirche so erfassen, wie Schiller sie erfaßte, denn in ihm lebte der Grundzug der Religion: alles Edle, Reine verknüpft den Menschen Gott. Freilich ist er verdunkelt von dem rationalistischen Gesichtspunkte, daß das Christentum nur seiner wahrhaft ästhetischen Moral wegen wertvoll sei. Die Christusidee ist ihm nicht in ihrer vollen Tiefe erschlossen gewesen, doch kam er, der in seiner früheren Jugend ganz auf dem Boden des christlichen Glaubens stand, der als fünfzehnjähriger Eleve der Karlsschule seinem Fürsten sagt: „Aber weit glücklicher würde ich mich halten, wenn ich solches (dem Vaterlande dienen) als Gottesgelehrter aushalten könnte", nach manchem Umwege durch das Gewirre der kritischen Philosophie und des ihr gegenüberstehenden erstarrten Orthodoxismus der lutherischen Kirche gegen Ende seines Lebens dem Christenglauben wieder näher und so klingt sein Bekenntnis:

Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!

Der Philosoph Schiller ist vorzugsweise Ästhetiker, aufbauend auf Kantischen Elementen. Auch Lessingschen Wesens spüren wir einen starken Hauch. Der dramatische Dichter wendet sich in seinen philosophischen Untersuchungen der Tragödie zu. Diese hat nach seiner Meinung wie alle Kunst den Zweck des Vergnügens, keinen sittlichen, doch erreicht sie ihn eben durch Darstellung sittlicher Probleme. („Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" und „Über tragische Kunst", 1792.) Er gibt die berühmte Definition des Schönen: es ist „Freiheit in der Erscheinung (oder Analogie eines Gegenstandes mit der Form der praktischen Vernunft)". Leider wurde die „Kallias", welche Schillers Schönheitslehre enthalten sollte, nicht vollendet. Wir kennen sie nur in Fragmenten aus den Briefen an den für des Freundes Entwicklung so bedeutungsvollen Körner. Neben dem Schönen ist das Erhabene dem idealischen Dichter Gegenstand ergebnisreicher Betrachtung. Wenn man auch der Art, wie Anmut und Sittlichkeit in Beziehung gesetzt sind, nicht beistimmt, bleibt doch die Fülle geistreicher Bemerkungen beachtenswert. Die ethischen Untersuchungen, beruhend auf den umgearbeiteten, bei einem Brande im Original vernichteten Briefen an den Herzog von Augustenburg, wollen dartun, in welcher Weise die ästhetische Kultur des Menschen, der „Spieltrieb", zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit ein Gleichgewicht herstelle und so für den Einzelnen wie für die Völker ein regulatives Prinzip von größtem Werte sei. Im wirklichen Leben sind das Ideologien; dessen war sich Schiller auch bewußt. Zu den bedeutendsten Bereicherungen der Ästhetik gehören seine Aufsätze, die unter dem Titel „Über naive und sentimentalische Dichtung" gesammelt sind. Darin dringt er nicht mehr so tief in die metaphysisch-spekulativen Urgründe des Schönen ein, sondern leitet die Varietät der Kunstarten her und legt diese umfassend dar. Seine Ästhetik im ganzen läßt sich als die des Dualismus zwischen Stoff und Form, Materie und Gott, Natur und Sittlichkeit bezeichnen. Das Schöne tritt ans Licht in der harmonischen Überwindung des Gegensatzes. Doch überwiegt der Spiritualismus des Poeten und äußert sich in dem Satze: „Der letzte Zweck der Kunst ist die Darstellung des Übersinnlichen", ein Gedanke, der wiederum in Schillers idealistischem Gesamtcharakter seinen Grund hat.

Dieser läßt sich ebenso in seinen historischen Schriften spüren. Auch hier beschreibt er oft eine Welt, nicht wie sie ist, sondern wie er sie mit dem Dichterauge sieht. Wie er die Freiheitsidee in seine Dramen verflocht, so verwebt er sie auch in seine Geschichtschreibung. Das politische Element gesellt er hinzu, die kulturgeschichtlichen Motive ordnet er mit sorgsamer Hand und gruppiert die Massen zu plastischen Bildern, an denen der Fluß der Darstellung den Leser fesselt.

Der ganze große, heilige Hort des Idealismus, der in unserm Schiller versenkt war, trieb ihn, diesen Nibelungenschatz zu münzen und allem Volke auszuteilen. Mit tiefen Gedanken vergoldete er seine lyrischen Gedichte, kernhaft sind seine Sinnsprüche, köstlich seine Balladen. Das Gold rollte unter die empfangende Menge, keines Dichters Worte sind in solcher Fülle geflügelte geworden wie die seinen. Über allem aber stehen seine Dramen.

Er hatte an Shakespeare und Lessing gelernt; was er an Goethe schrieb, da er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte, gilt von ihm:

Er komme wie ein abgeschied'ner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Szene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Er war für die Schaubühne geschaffen; hier, an dieser „moralischen Anstalt" ist er der rechte Lehrer; seine Redegewalt findet hier die rechte Schwester: die Kanzel. Da redet er zu Allen. Ihm muß nicht wie Goethe der Einzelne erst entgegenreifen, er greift in die Herzen und trägt sie mit sich empor in olympische Sphären:

Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
Des Lebens flach alltägliche Gestalten.

So wirkt er immer als Deutschlands größter Dramatiker, als „Deutschlands Dichter", wie ihn die Jenenter Studenten nach der ersten Aufführung der „Braut von Messina" begeistert leben ließen. Sein Kreis ist weit, seine Saat ist Keim geworden für die Früchte unseres realistischen Jahrhunderts, und all die Epigonen muß ein Schillertag gemahnen an das Wort, das er von Fiesko spricht:

Die Blinden in Genua kennen seinen Tritt.

Deutschland zahlt die Schuld, die Goethe ihm auferlegt:

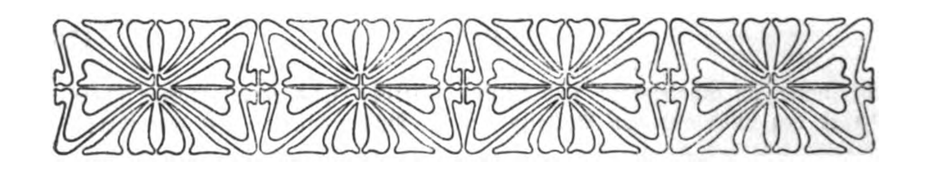
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Als am neunten Mai 1805 dieser Meisterton der Schöpfung verklang und der Silberblick eines Zeitalters erlosch, sank nur das Sterbliche zum dunkeln Schoß der heiligen Erde. Das Unsterbliche blieb und lebt. Noch spät klagte Goethe im „Tod des Achill":

Aber der Jüngling, fallend, erregt unendliche Sehnsucht
Allen Künftigen auf, und jedem stirbt er aufs neue,
Der die rühmliche Tat mit rühmlichen Taten gekrönt wünscht.

Dieser große Tote ist lebendiger als wir Lebenden alle .....
Als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger erscheint uns Schiller .....
Aber gleichwohl erregt er, fallend, unendliche Sehnsucht .....





Psychiatrie und Musik.

Von Dozent Dr. A. Pilcz.

Vergegenwärtigen wir uns den überwältigenden Einfluß, welchen gerade die Musik, mehr denn alle übrigen Schwesterkünste wie Malerei, Poesie u. s. w., auf das menschliche Gemüt ausübt, die zaubermächtige, mit nichts anderem vergleichbare Einwirkung der IX. oder des deutschen Requiems, erinnern wir uns ferner, daß mancher der Tonheroen in schwerer geistiger Umnachtung endete, daß von anderen wieder die Musikgeschichte tausenderlei sonderbare, auffallende Züge zu berichten weiß, so mag a priori der Versuch nicht uninteressant erscheinen, einmal von fachmännisch irrenärztlichem Standpunkte aus der Frage nach den Beziehungen zwischen Musik und Psychiatrie näherzutreten.

Von den mannigfachen Fragen, welche sich bei unserem Thema aufdrängen, möchte ich vielleicht die folgenden drei herausgreifen: 1. Welche Beziehungen gibt es zwischen musikalischem Genie und Irrsinn? 2. Wie wird die musikalische Befähigung durch eine Geistesstörung beeinflußt? 3. Wie wirkt die Musik auf Geisteskranke ein?

Die erste Frage darf darum ein besonderes Interesse beanspruchen, weil sie innig verknüpft ist mit der nach den Beziehungen zwischen Irresein und Genie überhaupt, welches Problem infolge gewisser maß- und kritikloser Übertreibungen einer sonst höchst verdienstvollen psychiatrischen Schule zu vielfachen Diskussionen Anlaß gegeben hat. Ich spiele hier auf Lombrosos vielbesprochenes, vielzitiertes, aber wenig gelesenes Werk „Genie und Irrsinn" an.

In effektiver Geisteszerrüttung starben: Donizetti, Schumann, Hugo Wolff. Auf mancherlei befremdende auffallende Züge stoßen wir in den Biographien von Beethoven, Paisiello, Weber, Wagner, Hoffmann, Auber u. a. Wir werden später darauf zurückkommen.

Bevor wir an unser Thema herantreten, sind einige Erwägungen prinzipieller Art notwendig. Zunächst muß, so überflüssig auch die Bemerkung klingen mag, die eine Bedingung absolut erfüllt sein, daß, wenn über irgendwelche Abnormitäten in der psychischen Sphäre eines Musikers überhaupt geurteilt werden soll, diese selbst wirklich geschichtlich feststehen, nicht lediglich den zweifelhaften Wert einer einfachen unverbürgten Anekdote besitzen. Schon betreffs dieses einen anscheinend doch selbst-

verständlichen Punktes darf man Lombroso den Vorwurf nicht ersparen, daß er in höchst unkritischer Weise vorgegangen ist. Wenn Lombroso z. B. Gluck (ich beschränke mich auf die Komponisten) an den Folgen übermäßigen Branntweingenusses sterben läßt, so ist dies eine Behauptung, für welche einfach nicht der allergeringste Beweis aus den großen Gluckbiographien eines Marx oder Weltli erbracht werden kann. Oder was soll man dazu sagen, wenn Lombroso kategorisch versichert: „Grétry, zuerst ein einfacher Kantor, ward zum großen Komponisten, nachdem ein schwerer Balken ihm auf den Kopf gefallen war"? (Daß aus dem Kirchenkomponisten der Schöpfer von Lucile, Richard coeur de Lion, Barbe-bleue 2c. ward, ist bekanntlich vielmehr auf den Einfluß von Montigny's: „Rose et Colas" zurückzuführen.) Ferner müssen wir, was ganz besonders wichtig ist, uns stets vor Augen halten, daß irgendwelche Bizarrerien, Schrullen, Exzentrizitäten, und mögen sie noch so auffallend scheinen, an sich nicht die Diagnose einer bestimmten Geistesstörung bedeuten. Gibt es auch fließende Übergänge von geistiger Gesundheit und Krankheit, so sind doch ausgesprochene Psychosen symptomatologisch wohl charakterisierte und umschriebene Bilder; und wenn gegen den Psychiater vielfach der Vorwurf erhoben wird, er finde zu leicht etwas Krankhaftes, so darf umgekehrt gesagt werden, daß der Laie viel schneller mit den Epitheta „verrückt, hirnverbrannt" 2c. zur Hand ist, sobald irgend eine Erscheinung in Kunst oder Wissenschaft, irgend eine Persönlichkeit in Tracht, Gebaren 2c. von dem Althergebrachten, der lieben goldenen Mittelmäßigkeit abweicht. Auch muß es überhaupt als ein grober Denkfehler und als eine Überhebung des Philistertums bezeichnet werden, geniale Naturen auf ihre Lebensgewohnheiten hin mit dem Maßstabe des Durchschnittsbanausen messen zu wollen. Es ist geradezu abgeschmackt, wenn Lombroso als „Beweis" für seine Theorie anführt, daß (um wieder bei den Musikern zu bleiben) Paisiello sich stets in warme Decken einhüllte, wenn er komponierte, daß Thomas und Rossini nur im Bette komponierten 2c. Mit dergleichen Einzelheiten ist nichts gesagt, nichts bewiesen. Dahin gehört auch Wagners vielbespöttelte Vorliebe für seidene Schlafröcke, Beethovens Zerstreutheit, wie sie schließlich bei jedem intensiv von seinen Innenvorgängen okkupierten Manne zu beobachten ist, 2c.

Nun gab es aber eine Reihe von Musikern (und ich habe deren früher einige Beispiele aufgezählt), bei welchen unzweifelhaft psychopathologische Züge, ja wirkliche Geistesstörung sichergestellt sind. Läßt sich hier irgend eine Beziehung erkennen zwischen dem musikalischen Genie und der Geisteskrankheit? Bei kritischer Überlegung muß uns zunächst Folgendes klar werden. Wenn ich eine bestimmte, klinisch wohl bekannte Form von Irrsinn bei vielen tausenden gewöhnlicher Menschen sehe, wenn dieser einen Krankheitsform eine genau bekannte einheitliche Ursache zu Grunde liegt, wenn nun ein nachweislich früher psychisch durchaus intakter Musiker an

derselben Psychose erkrankt, wenn endlich dabei auch dasselbe triviale ursächliche Moment sich konstatieren läßt wie bei den tausenden und abertausenden anderen nicht Genialen: dann kann doch von einer Beziehung zwischen dem spezifischen Genie und dem Irrsinn keine Rede sein und es wäre höchstens die Frage aufzuwerfen, ob und wie weit diese Geistesstörung, welche zufällig einmal einen genialen Tondichter befallen, auf die spezifisch musikalische Begabung Einfluß gewinnt. Damit ist aber alles gesagt, was über Donizetti zu sagen wäre, der an Gehirnerweichung starb, über Schumann und H. Wolff, welche von der sogenannten progressiven Paralyse dahingerafft wurden.

Von viel größerem psychologischen Interesse ist eine Analyse der genialen Geistestätigkeit bei zweifellos pathologischen Naturen. In einer ausgezeichneten, ebenso ob der kühlen Kritik wie der profunden Belesenheit bewundernswerten Studie kommt der Münchener Gelehrte Löwenfeld u. a. zu folgenden Schlüssen gegenüber den Übertreibungen und Unrichtigkeiten Lombrosos: es gibt erstens geniale Naturen, an denen überhaupt nichts Krankhaftes zu erkennen ist; zweitens solche, bei welchen deutliche psychopathische Symptome koordiniert neben der genialen Begabung einherlaufen, weder selbst durch diese beeinflußt noch ihrerseits letztere irgendwie bestimmend; endlich Genies, deren hervorragende spezifische Bedeutung, gerade durch das Krankhafte selbst bedingt, lediglich aus der pathologischen Natur hervorgewachsen ist. Der genannte Autor hatte dabei vorzugsweise Philosophen, Dichter und Maler berücksichtigt und führt als Beispiele für die erstere Kategorie Kant an, für die zweite Goethe, für die letzte endlich Schopenhauer. (Ein noch trefflicheres Beispiel dafür wäre Nietzsche.) Wenn wir an der Hand der Musikgeschichte nun die Frage in Angriff nehmen, inwieweit unsere Musikgrößen sich in dieses Schema einordnen ließen, so hätten wir zunächst eine ganz erkleckliche Reihe, welche der ersten Gruppe zuzurechnen wäre, Musterbilder der geistigen Gesundheit, schön ausgeglichener Seelen. Ich nenne hier nur die Größten: J. S. Bach, Haydn, Mozart, Brahms, Schubert u. s. w.

Als Beispiele für die zweite Kategorie, Genie und Psychopathie, allein wechselseitig unabhängig, müssen — auf die Gefahr hin, die Pietät vieler zu verletzen — u. a. genannt werden Weber, E. Th. Hoffmann und Wagner. Diese gehörten zu den Naturen, für welche die französischen Psychiater den ungemein treffenden Ausdruck „déséquilibrés, die Deutschen den minder glücklich geprägten der „psychopathischen Minderwertigkeit“ gebrauchen, Charaktere, welche, ohne im eigentlichen Sinne irrsinnig zu sein, auffallen durch enorme Maßlosigkeit, Zerfahrenheit, stete Unzufriedenheit mit sich selbst und der Welt, Reizbarkeit, jähen Stimmungswechsel, die niemals das seelische Gleichgewicht sich erringen, so ganz im Gegensatze zu jener ausgeglichenen, abgeklärten, in sich selbst gefestigten σωφροσύνη der Alten, wie sie z. B. in Kant, Goethe, Gregor VII., Brahms u. a.

uns entgegentritt, wie sie aber auch, bar jeglicher Genialität, als die normale Gemütslage dem reifen Mannesalter physiologisch erachtet werden muß. Dazu kommen nun unmotivierter Lebensüberdruß, Wutanfälle, die im krassen Mißverhältnisse zur äußeren Veranlassungsursache stehen, krankhafte Selbstüberschätzung Hand in Hand gehend mit pathologischem Mißtrauen und Haß der Außenwelt gegenüber (wie denn auch der echte Größenwahn immer verknüpft ist mit Verfolgungswahn), ein impulsiver Trieb zum Mißbrauch narkotischer Mittel, namentlich des Alkohols ꝛc. Alle diese Züge lassen sich nun mehr oder minder deutlich für den Kundigen im Leben der genannten Tondichter erkennen, namentlich in deren Schriften.

Unmäßiger Trunksucht begegnen wir bei E. Th. Hofmann, Dussek, auch bei Weber (namentlich in früheren Jahren), abgesehen von anderen Zügen der „instabilité mentale“. Besonderes Interesse für unser Thema beansprucht die Persönlichkeit Wagners. Züge pathologischer Genußsucht fehlen bei ihm, wenngleich er gewiß kein Abstinenzler war, nebenbei auch kein Vegetarianer. Darauf sowie auf Wagners Schrift über den Vegetarismus anspielend bemerkte Hanslick ja, daß man bei saurer Milch und Pflanzenkost keinen Tannhäuser komponiert, nicht einmal einen frommen Gralsritter. Nietzsche, diese durch und durch pathologische Natur, dieser Typus der dégénérescence mentale auf genialer Grundlage, hat mit dem feinen Instinkte, welcher derartigen Individuen für ihresgleichen eigen ist, Wagner erkannt und mit dem maßlosen Hasse und der schonungslosen Erbitterung des echten Dekadenten von demselben Wagner, den er vor kurzem in den Himmel erhoben, ein treffendes Bild entworfen, — das allerdings, wie Möbius richtig bemerkt, bis auf die kleinsten Einzelheiten auf Nietzsche selbst paßte. Einige Zitate aus Nietzsches „Der Fall Wagner“ seien hier angeführt: „Ein typischer Dekadent, der sich notwendig in seinem verderbten Geschmack fühlt .... der seine Verderbnis als Gesetz, als Fortschritt, als Erfüllung in Geltung zu bringen weiß .... Wagners Kunst ist krank, die Probleme, die er auf die Bühne bringt — lauter Hysteriker-Probleme —, das Konvulsivische seines Affekts, seine überreizte Sensibilität .... seine Instabilität, die er zu Prinzipien verkleidete .... alles zusammen stellt ein Krankheitsbild dar, das keinen Zweifel läßt. Wagner est une névrose. Nichts ist vielleicht heute besser bekannt, nichts jedenfalls besser studiert als der Proteus-Charakter der Degenereszenz, der sich hier als Kunst und Künstler verpuppt ...... Gerade weil nichts moderner ist als diese Gesamterkrankung, diese Spätheit und Überreiztheit der nervösen Maschinerie, ist Wagner der moderne Künstler par excellence, der Cagliostro der Modernität. In seiner Kunst ist auf die verführerischeste Art gemischt, was heute alle Welt am nötigsten hat. Das Brutale, das Künstliche und das Unschuldige .... Womit kennzeichnet sich jede literarische décadence? Damit, daß das Leben nicht mehr im Ganzen wohnt .... Jedesmal Anarchie der Atome,

Disgregation des Willens, Freiheit des Individuums" u. s. w. Es darf hier kein Mißverständnis aufkommen. Nietzsche darf ja nicht mit einem der verzopften Kritikaster verwechselt werden, die von ihrem zunftmäßigen Schwachsinn aus alles neue ankläffen und begeifern, einen Wagner sowohl wie unseren großen vaterländischen Titanen Bruckner, wie Berlioz, H. Wolff, ja seinerzeit selbst Mozart und Beethoven. Ich erinnere nur an jenen berühmten Referenten, der Mozart einen Nachahmer Haydns nennt, „aber einen schlechten, der mehr Genie als guten Geschmack bekundet"; an jenen anderen Unsterblichen, der Beethoven die „edle Besonnenheit" eines Kapellmeisters Eberle empfiehlt und väterlich wohlwollend hinzufügt: „Dann könnte man bei seinem Talente immerhin etwas Ersprießliches erwarten", u. s. w. Nein, Nietzsche war nichts weniger denn ein Sixtus Beckmesser, der Wagner ob des Mangels an „Coloratur" oder wegen eines anderen Verstoßes gegen die ehrwürdigen Satzungen der „Tabulatur" befehdete. Allein er hat das Krankhafte an Wagner herausgewittert, das Pathologische erspäht mit dem geschärften Blicke des Hasses und . . . des Verständnisses einer kongenialen Natur.

Ich erinnere an Wagners maßlos gehässige Ausfälle und giftige Bemerkungen gegen Meyerbeer, Brahms, Joachim, ich verweise aufs Geratewohl darauf, daß er sich bald als Schopenhauerianer und Buddhist („Tristan und Isolde"), bald als lachenden Bejaher des Lebens (im „Siegfried") gibt; gestern Demokrat und Revolutionär, heute mit flammenden Worten das Königtum verfechtend; Ausbrüche geradezu neronisch zu nennenden Menschenhasses wechseln mit Tränen über den Tod eines Hündchens. Für den eigenartigen Verfolgungswahn, das krankhafte Mißtrauen einerseits, die pathologische Selbstvergötterung andererseits und für die Instabilität der Stimmung gibt beredtes Zeugnis der Briefwechsel mit Liszt, Wesendonk, Uhlig ꝛc. All dies sind Erscheinungen, die vom Standpunkte des Seelenkenners anders und ernster zu beurteilen sind als etwa die vielen seidenen Schlafröcke, überhaupt der Luxus und die Verschwendungskunst Wagners, über welche die Münchener und Wiener Philister sich so sehr aufregten.

An Beispielen endlich für die dritte Kategorie liefert uns die Musikgeschichte zwar keinen einzigen Fall derart, daß die gesamte psychische Persönlichkeit (hier in unserem speziellen Falle also das musikalische Genie) durch die Psychopathie hervorgerufen und bedingt sei; wohl aber kann bei einzelnen Kunstwerken die pathologische Genese nachgewiesen werden. So liegt bekanntlich der unheimlichen, gespenstischen, für die Ausführung wie für das Verständnis gleich schwierigen Chopinschen Phantasie-Polonaise Op. 61 ein Fieberdelirium zugrunde. (Liszt sagt von ihr, sie stehe als ganz pathologisch außerhalb der Sphäre der Kunst. Chopin hatte dabei nachts die Vision, daß die Türe seines Zimmers aufging und ein langer Zug polnischer Frauen und Edelleute in altertümlicher

Tracht an ihm vorbeischritt. Diese Halluzination erfüllte Chopin mit solchem Schrecken, daß er zur Tür hinausflüchtete.) Tartini erzählt, daß ihm seine bekannte, auch heute noch bei den Virtuosen beliebte Sonate vom Teufel eingegeben worden war. Das Thema der Schumann-Variationen (Op. 9 Brahms) schrieb Schumann nieder, als ihm von den Geistern Mendelsohns und Schuberts vordiktiert. Bei der Ausarbeitung der 4. Variation erfolgte der tragische Selbstmordversuch, der die Internierung Schumanns in der Irrenanstalt Endenich erheischte.

Zur Frage, „inwieweit beeinflußt eine geistige Erkrankung eine vorhandene musikalische Anlage?" ist nicht viel zu bemerken, wenigstens nicht viel, was auf allgemeines Interesse Anspruch erheben dürfte. Daß bei jenen Formen psychischer Störung, welche zu einem zunehmenden geistigen Verfalle führen, bei den Verblödungsprozessen, auch das musikalische Vermögen in Mitleidenschaft gezogen wird, ist selbstverständlich. Ich verweise hier nur auf den unglücklichen Schumann, dessen letzte Werke in ihrer erschreckenden Sterilität der Erfindung, in der gequälten, eigensinnigen Modulation so traurig abstehen von den bald träumerisch süßen, wehmütig tollen, bald himmelanjauchzenden Schöpfungen der früheren Zeit.

Welche Verheerungen der unerbittlich bis zur völligen Vernichtung jeglichen geistigen Lebens fortschreitende Auflöseprozeß der progressiven Paralyse auch bei genialen Menschen setzt, konnte ich so recht deutlich an dem armen Hugo Wolff verfolgen, der vom Jahre 1898 bis zu seinem Tode in der Wiener Irrenanstalt sich befunden hat. Als ich ihn kennen lernte, war die Gabe selbständigen Schaffens bei dem Liederfürsten schon vernichtet — die Paralyse datierte bereits auf länger zurück —, allein wenigstens reproduktiv betätigte sich der Meister noch immer und verbrachte in der ersten Zeit viele Stunden am Flügel mit der Wiedergabe Wagner'scher Klavierauszüge. Allmählich ging's auch da nicht mehr; es war herzzerreißend zu sehen, wie die ataktischen Finger nicht mehr gehorchen wollten! Dann erlosch auch jegliches Interesse überhaupt für Musik, und schließlich unterschied sich der Tondichter eines „Feuerreiter" u. ä. Werke nicht mehr von jedem beliebigen Nicht-Musiker, der eben auch an Paralyse erkrankt war. Wie mit einem nassen Schwamme war alles weggewischt, was einst das Genie Wolffs über Tausende emporragen ließ. Eine andere bemerkenswerte Tatsache ist Folgendes: Es gibt eine bestimmte Form periodisch wiederkehrender Geistesstörung (der zirkuläre Irrsinn), bei welcher Zeiten schwerer Depression, Denkunfähigkeit, Hemmung aller psychischen Prozesse (Melancholie) mit Phasen abnormer Erregung, gesteigerten Betätigungsdranges, krankhafter Beschleunigung und Überstürzung des Gedankenganges (Manie) abwechseln. In den leichtesten Graden erzeugen nun letztere Perioden tatsächlich das Bild einer gewissen „suractivité intellectuelle", einer gesteigerten geistigen Leistungsfähigkeit. Leute vom Schlage des gewöhnlichen Durchschnittsphilisters werden mit

einemmale geistreich, gesprächig, gedankenreich, witzig 2c. Ich kenne nun einen sehr berühmten zeitgenössischen französischen Komponisten, der seine glücklichsten Inspirationen nur der Exzitationsphase verdankt, dessen Phantasie ihm nur während der manischen Zeiten die schönsten Blüten brachte.

Es gibt eine psychologisch besonders merkwürdige Form von Geistesstörung, wobei die Kranken bei vollständig intaktem Intellekt, sogar auf eigentümlich logische Weise, durch die Tendenz, harmlosen, an sich realen Vorgängen eine besondere Bedeutung beizulegen, sich endlich in ein unverrückbares Wahnsystem einspinnen. Diese eigenartige Form wird mit dem Namen der Paranoia bezeichnet. Wenn nun ein Musiker an Paranoia erkrankt, so liefert ihm auch die Tonkunst nur neue Beweise für seine Ideen. In der Wiener Irrenanstalt befand sich einmal ein Konservatorist, der schließlich in seinen Noten nur mehr bedeutungsvolle Anspielungen seiner Verfolger 2c. entdeckte, welcher die Noten darum auch für absichtlich gefälscht hielt. Der Kranke ging z. B. dabei derart vor, daß er ein bestimmtes Melisma auf die Intervallenschritte hin analysierte, Tonika, Terz, Sept, Dominante 2c. So ergaben sich ihm bestimmte Zahlen, z. B. 14785; das deutete er als 14/VII.85, ein in seinem Leben zufälligerweise ereignisreiches Datum; auch die Alteration der Intervalle (Erhöhung, Erniedrigung) war ihm bedeutungsvoll im Sinne seiner Verfolgungs- respektive Größenideen. Der intelligente Kranke hatte herausgebracht, daß die bei den klinischen Visiten vor den Studenten gebrauchte Bezeichnung „p. p." der Terminus für Paralysis progressiva sei, und deutete nun das Pianissimozeichen als eingeschmuggelte Drohung seiner Feinde, daß er auch als Paralytiker in der Anstalt werde enden müssen 2c. 2c.

Bezüglich der Frage: wie wirkt Musik auf Geisteskranke? möge ein kleiner historischer Exkurs gestattet sein. Gerade wegen des unvergleichlich erschütternden, tief eingreifenden, übermächtigen Zaubers der Musik war ja der Gedanke recht naheliegend, die Macht der Töne als Heilmittel für das irre, zerrüttete Gemüt zu versuchen, und von den ältesten Zeiten bis hinauf in die Periode der modernen Irrenheilkunde finden sich Berichte über derartig musikalisch-psychiatrische Heilbestrebungen*). Die Wutanfälle Sauls wurden durch das Harfenspiel Davids gemildert. Von Pythagoras werden musikalische Wunderkuren berichtet. Asklepiades von Prusa, der spätere „Äskulap", rühmte nicht nur die Heilkraft der Musik im allgemeinen, sondern vindizierte sogar bestimmten Tonarten spezifische Wirkungen. So sollte die liebliche, heitere äolische und phrygische Tonart bei Melancholischen, die getragene, feierliche Dorische bei lärmenden, tobenden Kranken angewendet werden.

Celsus (im 1. Jahrhunderte n. Ch.) schrieb: „Quorundam discutiendae tristes cogitationes, ad quos symphoniae et cymbala strepitusque

*) Das Folgende erschien im wesentlichen seinerzeit als Feuilleton in der „Wiener Zeitung" 1900 (Anmerkung des Autors).

proficiunt". Arretaeus von Kappadozien rühmt Flötenspiel oder den Klang der Lyra als Beruhigungsmittel bei Geisteskranken. Die Bußpsalmen Orlando di Lassos sollten die schreckhaften Halluzinationen der Blutgespenster bannen, welche Karl IX. nach der Bartholomäusnacht dräuend heimsuchten. (Nebenbei ein geschichtliches Nonsens, da bekanntlich die besagten Psalmen um das Jahr 1565 komponiert wurden.) Peter Lichtenberg, ein Arzt im Reformationszeitalter, versichert ganz ernsthaft, daß er durch die Musik „Fieber, Epilepsie, Starrsucht und die Stupiditas" heilte. Johann B. Porta ging noch weiter, indem er nach einem uns ganz sonderbar anmutenden kühnen Schlusse die Wirkung bestimmter Heilpflanzen mit der Musik kombinieren wollte. Von alters her erfreut sich der Helleborus niger (Nießwurz) des Rufes als Spezifikum bei Psychosen. J. B. Porta versuchte nun dieses Mittel mit der Musik zu verbinden: er ließ Flöten aus den Stengeln von Helleborus, Zimtrohr 2c. schnitzen und darauf den Geisteskranken etwas vorblasen! Ein Unikum von derartigen Behandlungsmethoden stellt aber wohl der Vorschlag Reils dar, den er 1803 in seinen „Rhapsodien zu einer psychischen Heilmethode" veröffentlichte und der an ein Bild der „Fliegenden Blätter" erinnert, betitelt „Konzert in Kamerun": eine schwarzhäutige Maid bearbeitet gefühlvoll die Tasten eines Klaviers, die Hämmer der Klaviatur fallen aber nicht auf die Saiten, sondern auf die Schwänze von allerlei Wüstentieren nieder, deren Schmerzenslaute, vom Löwen bis zum kleinen Kapuzineräffchen, eine (nehmen wir an) chromatische Tonleiter von mehreren Oktaven bilden. Die Grundidee dieses übermütigen Scherzes war aber von Reil allen Ernstes erwogen worden. Er plädiert nämlich für das Katzenklavier. Ich zitiere wörtlich: „Eine Fuge auf diesem Instrumente, zumal wenn der Kranke so gestellt wird, daß er die Physiognomie und das Gebärdenspiel dieser Tiere nicht verliert, müßte selbst Loths Weib von ihrer Starrsucht zur Besonnenheit gebracht haben." Außerdem empfiehlt Reil „.... den gellenden Ton eines Blasinstrumentes, das anhaltende Brummen einer zweiunddreißigfüßigen Orgelpfeife, das langsame Anschlagen an eine große und dumpfe Glocke oder einzelne Schläge auf der türkischen Trommel ....", und beendigt das betreffende Kapitel mit einer begeisterten Apologie der Musik („daher ist sie in der Raserei oft und fast immer in solchen Geisteszerrüttungen heilsam, die mit Schwermut verbunden sind").

Auch Heinroth zählt in seinem Lehrbuche (1818) die Musik unter den Heilmitteln auf, und zwar in ganz sonderbarer Gesellschaft, nämlich neben „Brech- und Purgiermitteln, Aderlässen, Zwangsjacke und den Einwirkungen der Furcht, des Schreckens und womöglich der Freude".

Doch genug der Beispiele! Heute ist es der Psychiatrie klar, daß keinem der Elemente der Musik, Melodie, Harmonie, Rhythmus, Klangfarbe der Instrumente 2c. an sich irgendwelche spezifische Eigenschaften bezüglich der Geistesstörungen innewohnen, daß vielmehr der Musik keine andere wohltätige

Wirkung zukommt als die der Ablenkung und Zerstreuung überhaupt, von welchen Faktoren ja die moderne Irrenpflege in allen möglichen Formen Gebrauch macht. Zur Musik verhalten sich die Geisteskranken nicht anders als die Geistesgesunden, individuell höchst verschieden nach Anlage, Geschmack und Schulung. Den einen läßt Musik ganz kalt, dem andern ist sie sogar unangenehm, während der dritte in ihr Stunden des höchsten Glückes, seligen Vergessens findet. Unmusikalische lassen sich — wie man das in der Irrenanstalt zu beobachten oft Gelegenheit findet — in ihrer Tarock- oder Schachpartie durch ihre musizierenden Mitpatienten keinen Augenblick beirren; oder es bittet einer, auf ein anderes Zimmer versetzt zu werden, weil ihn „das ewige Klimpern nervös macht". Auch die Musikalischen zerfallen in mehrere Kategorien. Hier beschwört einer die geheimnisvollen Schauer der „Appassionata" oder des Brahms'schen Es-moll-Intermezzo, während im anderen Stockwerke ein Zweiter im Kreise von Begeisterung dampfenden und Begeisterung gröhlenden Seelen unaufhörlich „'n Weana sein Schan" oder „du my girl" verbricht. Recht häufig finden auch in den Festsälen Konzertaufführungen statt, zu welchen die geeigneten Pfleglinge geladen werden. Aber irgendwie spezifisch wirkt die Tonkunst bei Geisteskranken nicht.

Schneeglöckchen.

Von Martin Greif.

Schneeglöckchen, duftend süße,
Wie heimlich lächelst du!
O, trägst du mir gar Grüße
Vom lieben Frühling zu?

Du blickst wie hergeflogen
Aus lichter Maienflur,
Ein Sonnenkind, verzogen,
Und blüh'st im Schnee doch nur.

Dein Glück laß mich ermessen
An deiner Unschuld Kleid
Und mache mich vergessen
Mein rauhes Winterleid





Sphärengesang.

Von

Albert Wimmer.

Blickst Du empor in sternenheller Nacht
Zum Himmelsdom, wo ungezählte Sterne
Erglänzen aus erhab'ner Weltenferne, —
Hast du, o Mensch, es jemals schon bedacht,
Daß, unsichtbar für uns, in ihren Gleisen
Um jede Sonne wohl Planeten kreisen?

Planeten, wie die Erde und belebt
Vielleicht wie sie auch von beseelten Wesen? —
Wohl mag ein solches eben sinnend lesen
Im Sternenzelt, wo unsre Sonne schwebt,
Als kleines Sternchen unter Millionen
Und fragen ernst: „Ob dort auch Menschen wohnen?"

Auch ihm spannt allwärts sich der Himmel aus,
Auch seinen Ball umglänzt auf allen Seiten
Der Sterne Heer aus unermess'nen Weiten; —
Und wählt er sich die fernsten Sterne aus
am andern Pol, — auch diesen gilt das Gleiche:
Es gibt kein Ende in dem Weltenreiche!

Betrachte nun die Erde, die dich trägt!
Der Völker Heer, die unzählbaren Arten
Der Tier- und Pflanzenwelt in ihrem Garten,
Und wie noch tausendfach sich Leben regt
Im Wassertropfen selbst, — und ohne Fragen
Wirst du nur: „Unermeßlich!" können sagen.

Und diese Erde, ungeheuer groß
Für uns, — kaum gleicht sie doch im Weltenweben
Den Stäubchen, die im Sonnenstrahle schweben,
Die Sonne selbst ist ja ein Fünkchen bloß
Im Weltenraum, den nur ein Gott erkennen
Und messen kann und seine Größe nennen.

Und nun bedenke, wie auf deiner Welt
In jedem Augenblick voll Schmerz geboren
Ein Kindlein wird und schmerzvoll auch verloren
Ein welkes Leben geht und ungezählt
Bald Freudenlaute auf zum Himmel tönen,
Bald Todesseufzer und des Himmels Stöhnen.

Nicht nur der Mensch, ein jeglich Wesen bebt
In Freude oder Schmerz, so daß von allen
Den ungezählten Lauten, die erschallen,
Ein ungeheurer Chor zum Himmel schwebt,
In dem sich Freudentöne, schmerzlich Weinen
Zu einem riesigen Akkord vereinen.

Von Milliarden Erden schallt's empor
Seit unermess'nen Millionen Jahren
Und alle diese Riesenchöre scharen
Nur Gott vernehmbar sich zum Weltenchor
Und häufen sich zu e i n e m Riesenklange: —
Das ist die alte Mär vom Sphärensage!

O Sphärensang! Voll reiner Harmonie
Tönst Du zum Schöpfer, wunderbar geeinet
Ist alles, was voll Widerspruch uns scheinet,
Nur E r erkennt die Weltensymphonie,
Den Wunderbau, der seine Weisheit kundet,
Wo unser Menschenherz nur Mißklang findet.





Vernunft und Glaube.

Von Albert Wimmer.

Wie war am Anbeginn der Weltgeschichte
Der Mensch so unerfahren, arm und bloß,
Gequält, gejagt von Furcht, daß ihn vernichte
Natur, die ihn umgab so riesengroß! —
Das einzige Geschöpf, das tief im Wesen
Sich höher schätzt, als nur ein Teil zu sein
Der unbeseelten Welt, das auserlesen
Sich fühlt, zu singen über Todespein —,
Das höh're Freuden, tief're Schmerzen heget,
Als jemals eines Tieres Sinn erreget,
War doch, — obwohl so arm und klein —,
Der nackte, schwache Mensch allein.

Die Schwalbe schützen ihre raschen Schwingen
Und die Gazelle ihr behender Lauf,
Des Löwen Kraft kann sich den Schutz erzwingen
Und vor dem Wurm tut sich die Erde auf:
So hat ein jeglich Wesen seine Waffen
Und seine Gaben für Gefahr und Not —,
Der Mensch allein ist waffenlos erschaffen,
Nur die Vernunft gab ihm als Wehr sein Gott,
Als Macht, vor der die rohe Kraft im Staube
Ihm dient besiegt; dazu ward ihm der Glaube
An Gott, das Licht, das himmelan
Ihn führt durch Kampf auf rauher Bahn.

Nicht späte Enkel haben dies ersonnen,
Abirrend von dem Pfade der Natur:
So wie der Sterne Strahl im tiefen Bronnen
Glänzt tief im Herz des ew'gen Lichtes Spur.
Das wurde nicht gelernt und nicht gelehret, —
Ererbt ist es seit altersgrauer Zeit,
Solang' die Erde Menschen auch ernähret,
Hat es zu höh'ren Wesen sie geweiht.

Oft nur als Funke, oft mit klarer Helle
War es seit je des Menschlich-Edlen Quelle,
Und wenn auch vielen unbewußt,
So lebt es doch in jeder Brust.

Vernunft und Glaube! Segensvolles Walten,
Wo ihr geschwistertreu im Herzen weilt, —
Wenn jede der zwei göttlichen Gestalten
Sich neidlos in das Glück der Menschheit teilt!
Stolz mag Vernunft um neue Siege ringen
Und sich den Erdball machen untertan —,
Vermag den Tod der Glaube zu bezwingen,
So ist das schöne Werk erst ganz getan!
Und führt Vernunft die Menschen triumphierend
Zu nie geahnter Macht, die Herzen rührend,
Läßt sie der Glaube Bruder seh'n
Und lehrt sie, ihnen beizusteh'n.

Wohl spricht die Menschheit, stolz auf ihre Größe:
„Der Mensch ist Gott! Bald ist das Ziel erreicht!" —
Die Stunde kommt, wo sie an ihre Blöße
Erinnert wird und sich in Demut neigt;
Wo sie erkennt, daß auch das reichste Leben,
Wenn es den Zoll entrichtet der Natur,
Nicht mehr bedeutet als dem Wurm gegeben:
Es kommt die Nacht und es verweht die Spur.
Der Gottesglaub' allein nur überwindet
Des Endes Qual, das jedes Leben findet,
Besiegelt Stoff und Raum und Zeit — —
Der Stolz ist Erde, — Glaube, Ewigkeit!





Wilhelm Waiblinger.

Von Max Mell.

Den älteren schwäbischen Dichtern scheint es gemeinsam zu sein, daß sie unter bedeutenden Eindrücken ihre Gefühle in eine übersinnliche Richtung widerstandslos fortreißen lassen. Diese Veranlagung, bedingt von einer sehr alten geistlichen Kultur, bildet sich an der Hand des Gesangbuches, der Messiade und der Oden Klopstocks aus; es zeigt sich dann, wie sie mit wachsender Selbständigkeit zuerst diesen Gefühlsergüssen eine Richtung auf bestimmte Begriffe, etwa die Freiheit, zu geben trachten; wie sie dann, den Griechen nachstrebend, in ihrer reifsten Zeit strenges Ebenmaß erlangen wollen, so daß sie einen griechischen Zug mit ihrer von tiefem Gefühl geleiteten und oft noch hingerissenen Rhetorik verbinden, eine Vereinigung, die sich am schönsten bei Hölderlin zeigt, wie er Christus in den Olymp einführt. Der Geist dieser Männer schulte sich am Altertum, Gefühlswerte vermochte es ihnen nicht zu geben, die empfingen sie aus der Bibel. Einer jüngeren Generation gab das Altertum nichts oder wenig; ungebunden schweifen sie in eine romantische Vergangenheit, die deutsche Treue als ihr Ideal erklärend, oder in das unentdeckte Land Orplid oder in die unerforschten Gebiete der Seele von Seherinnnen und Somnambulen. Hier scheinen der älteren Generation gegenüber Geist und Gemüt ihr Gebaren getauscht zu haben; eine gesammelte, vertiefte Gefühlskraft paart sich mit unsicher abenteuernder Phantasie und geistreicher Spielerei, nie mit Philosophie, die der älteren, klassischen Richtung so nahe lag, daß man später etwa versuchen konnte, Hölderlins Weltanschauung in ein System zu bringen und dieses als Mittelglied zwischen die Systeme der zwei schwäbischen Philosophen Schelling und Hegel einzuschieben.

Der Zeit nach gehört Wilhelm Waiblinger der jüngeren Generation an, geistig steht er der älteren näher. Wollen wir den oben angesetzten Dualismus von Geist und Gemüt, der bei kaum einem deutschen Volksstamm so ausgeprägt erscheint wie bei den Schwaben, in seiner Erscheinungsform an Waiblinger festsetzen, so ist zu sagen, daß er, der eine Zeit der Reife nie gesehen hat, eben über jene stürmischen Gefühlsergüsse nicht hinausgekommen ist, die sich bei ihm mit einer beträchtlichen und oft geistreichen Selbstbespiegelung und daraus resultierender Eitelkeit verband.

Friedrich Wilhelm Waiblinger ist am 21. November 1804 in Heilbronn als Sohn eines kleinen Beamten geboren. Erste Schulerlebnisse, Kinderliebe und -Freundschaft hat er in seinen „Erinnerungen aus der Kindheit“ selbst beschrieben, die er in seinem 23. Lebensjahre abfaßte. Auf die Stuttgarter Jahre

(1806—1817) folgt eine trübe Zeit in Reutlingen in unangenehmer und feindseliger Umgebung. Er wird hier eingesegnet und macht dann eine erste Reise zu Verwandten an den Rhein. Da er absolut nicht Theolog werden will, gibt ihn der Vater nach Urach, wo Waiblinger Hilfsschreiber am Oberamtsgericht wird; aber bald hat er die Schreiberei satt, liest und schwärmt lieber und setzt es schließlich mit Hilfe eines in Urach gewonnenen Freundes, des Renteibeamten Eser, bei seinem Vater durch, daß er Ostern 1820 auf das Stuttgarter Obergymnasium kommt.

Inzwischen ist die Empfindsamkeit Waiblingers, der über die Größe des Menschen bei dem erst nur halbverstandenen Homer belehrt wird, von Klopstock, Salis und Matthisson an die Oberfläche gehoben, und am Tag der Einsegnung, wie bei Schiller, offenbart sie sich: „Ich schwamm in einem unaussprechlich seligen Gefühle, ohne zu wissen warum und wie, und hätte gern mich vor dem Altare niedergestürzt und wäre gestorben." Jetzt ist für ihn von größter Bedeutung der Dichter Matthisson, der ja auch in Schwaben sein Leben beschloß; (dorthin wies ihn seine sentimentalische Kunst, die für Schiller so viel Reizvolles hatte). Den überströmenden Empfindungen seiner Gedichte kam die Veranlagung Waiblingers entgegen: die leichtgerührte Seele liebt die Hütte des Hirtentales, ein ländlich Sorgenfrey, das in der Abendröte glüht, die wehmütige Erinnerung opfert am Altar der Freundschaft eine Zähre. In Vollmondnächten am Seegestade schluchzt Philomele und in Eichenhainen säuselt der Zephyr. Nebel weben im feuchten Tal, traurig flüstert das Rohr am Bach, Geister schweben um die schaurigen Trümmer der Vorwelt. Den Charakter solcher Matthissonschen Stimmungen zeigt Waiblingers Lyrik von ihren Anfängen bis in die italienische Zeit hinein, aber auch sein erster Roman sucht in Matthissonscher Landschaft die Nervosität Hölderlins mit Waiblingers Selbstbespiegelung zu vereinigen.

Diese Selbstbespiegelung beginnt, als der Jüngling nach Stuttgart auf das Obergymnasium kommt. Hatte er sich nach heftigen Kämpfen erst die Bewilligung zum Studium erworben, wußte er sich bewundert von seinem immer treuen Freund Eser, sah er sich jetzt als großes Talent von den bedeutenden Männern Stuttgarts, Schwab, Boisserée, Dannecker, Matthisson u. a., freundlich aufgenommen, von den Mitschülern ehrfürchtig betrachtet — so mußte er das Verlangen haben, seine eigene Bedeutung zu fixieren, was in ihm war, auszuschöpfen, da es Wertvolles sein mußte; und so untersuchte er sich in den Tagebüchern, die er vom 23. März 1821 an schreibt, indem er ihnen zuerst den Titel „Hugo Thorwalds Lehrjahre" gibt. Überschwengliche Gefühle als Unterpfand für dichterische Veranlagung ansehend, scheint er ganz diesem Irrtum zu leben, strebt solche Ekstasen an, will sie nicht verlassen, will sie erzwingen und zu ständigen Erscheinungen seiner Seele machen. Er findet sie in der Freundschaft, in der Liebe und nicht zuletzt in den Dichtungen.

Das Ansehen, das Waiblinger in hochgebildeten Kreisen genoß (denn seine unausgesetzte Beschäftigung mit sich selbst hatte ihm eine gewisse Frühreife gegeben), lenkte bald die Aufmerksamkeit gleichaltriger junger Leute auf ihn; Mörike, Seminarist zu Urach, bot ihm seine Freundschaft an und im Februar 1822 lernten sie einander persönlich kennen. Der dritte eines engen Freundschaftsverhältnisses war Ludwig Bauer. Aber Waiblinger war es

nicht um die Freunde zu tun. Seine immer höher wachsende Bewunderung seiner selbst verlangte nach äußerer Anerkennung. Er will andern viel gelten, um mit seinem Ich, dem lärmenden, das ihre zu übertäuben, seine „rege Kraft" ihrer Unselbständigkeit aufprägen. Er hat Briefe an sich selbst geschrieben, denn ob er es selbst tat oder seine Freunde, blieb sich bis zu einem gewissen Grade gleich. Die Art, wie dieser Freundschaftsbund in Brüche ging, charakterisiert alle drei: Waiblinger hat keinen seiner Freunde aufgegeben, denn er kannte sie kaum, sondern sie haben ihm abgeschrieben: Mörike, der ein großer Dichter war, aus inneren Gründen, denn als seine Individualität erstarkte, litt er es nicht, die Poesie im Umgang mit einem zweiten zu teilen; Bauer, der ein Dilettant war und ein guter Mensch, aus äußeren Gründen, weil es ihm seine Mutter sagte, und der gehorchte er denn auch. Für Waiblinger mußte das sein, als ob ihm ein Spiegel zerbrochen wäre. Gleicher Art war natürlich sein Verhältnis zu dem Bildhauer Th. Wagner, zu Rapp, Pfizer, Gfrörer und wie sie alle heißen mögen, und schließlich auch zu Ludwig Uhland und Gustav Schwab. Uhland schrieb ihm ein Albumblatt:

„Wer schlägt den Löwen? wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet jenen und diesen?
Das tut jener, der sich selber zwinget.
Walther v. d. Vogelweide."

Seinem Lehrer Gustav Schwab hatte Waiblinger seine Tagebücher geliehen und empfing sie mit vier Sonetten zurück, die zwar nicht dem Dichter, aber dem Pädagogen Schwab alle Ehre machen. Waiblinger schrieb nun: „Mit Schwab hab' ich Mordhändel! Er hat Sonette an mich gemacht, sie haben mich beleidigt, Matthisson und Haug wollten vermitteln, sie sind rasend besorgt, ich will sehen, wie's geht." Indes die Vorstellung seiner Person, die Schwab gegeben hatte: sein Herz sei ein Gasthof, wo es von Herrn und Knechten, Dirnen und Bräuten wimmle, bog er sich zurecht und stimmte Schwab zu, „denn ich meine, ich müsse auch alles sein und werden".

In Stuttgart, wo er im Haus von Verwandten lebte, lernte er seine Valerine, Philippine Heim, kennen, an die ihn bis Juli 1822 etwas kettete, das er für Liebe hielt; und es war auch nur der Hintergrund für seine Rasereien, die hier oft komisch genug sind. Einmal macht er gar aus Eifersucht einen ungefährlichen Selbstmordversuch: „„Was haben Sie mit dem Messer!" rief sie erschrocken und bleich. Ich sprach kein Wort, sondern stieß das Messer etlichemale gegen die Brust, ein paar Stöße gingen auf den deutschen Rock und waren ungültig, der letzte auf die Brust. Das Blut floß alsbald. Mir ward schwindlig, ich mußte mich setzen, mein Gesicht war totenbleich." (!) So schreibt er ins Tagebuch, 29. September 1821. Sie hatte freilich von Anfang an erkannt, daß sie nicht zu einander paßten, und als sie sich friedlich getrennt hatten, erkannte auch er, daß sie ihn nie so sehr gefesselt hatte, „wenn ich um sie war, als da, wo ich von ihr entfernt war; denn ich sah hier bald, daß sie meinem Dichterschwung nicht folgen könne." (22. Juli 1822.) Er erlebt immer nur als Dichter, immer nur in einer Rolle. Es war möglich, daß er um diese Zeit etwa ein leeres Idealbild liebte, das er sich erfunden hatte, oder eine Gipsbüste, die er fragt: „Willst du meinen Schmerz ausweinen mit mir?" — ebenso wie er Briefe an sich selber geschrieben hatte.

Dieser Art ist auch sein Verhältnis zur Literatur, dem seine ersten Dichtungen entspringen, so ein Drama „Liebe und Haß“, das ungedruckt blieb. Wie er hier in den Äußerlichkeiten der Technik seine zu jeder Art von Nachahmung geschickte formale Begabung zeigt, so hat er im „Phaethon“, seinem interessantesten Werk, die Briefform des Hölderlinschen Hyperion, in den Erzählungen aus Griechenland die Einteilung in einzelne kurze Gesänge, wie sie Byron in den kleineren Gedichten liebt, geschickt nachgemacht. Der „Phaethon“ ist das erste Buch von Waiblinger, das gedruckt wurde, es erschien, mit einer Widmung an Matthisson, bei Franckh in Stuttgart 1823.

Im Juli 1822 besuchte er den wahnsinnigen Hölderlin in Tübingen und dieser Besuch machte großen Eindruck auf ihn; und da er im Herbst darauf das Tübinger Stift bezog, hatte er Gelegenheit genug, sich mit Hölderlin zu beschäftigen, den er trefflich zu behandeln verstand. Er tat dies aber in erster Linie um seiner selbst willen, da für ihn, der im Tagebuch einmal anmerkt: „Heute hatte ich wieder einen Anfall von völligem Wahnsinn . . . Ich gefiel mir darin, schwelgte, verzweifelte . . .“, die Betrachtung eines Zustandes reizend sein mußte, der seinen ekstatischen Rasereien nicht unähnlich schien; ihm, der manchmal so wütend dichtete, „daß er im Taumel fast vom Sitze herunterpurzelte“, schienen die Aufzeichnungen des wahnsinnigen Hölderlin, in denen noch einzelne Sätze von seltsamer Schönheit die Tätigkeit eines großen Dichters verrieten, von hohem Interesse und an einer Stelle meinte er geradezu die Tragödie Hölderlins zu lesen: „Nämlich wie Herkules mit Gott zu streiten, das ist Leiden“. Von da aus und ganz erfüllt von der Leidenschaft des eben gelesenen „Hyperion“ beginnt er die Konzeption des Romans, der erzählen soll, wie ein Künstler, der sich nicht zu beherrschen vermag, dem Wahnsinn verfällt; die Aufzeichnungen mit jenem bedeutenden Satz sollen eingeschaltet werden und die Schilderung des wahnsinnigen Hölderlin soll das Werk schließen. So entsteht der Roman „Phaethon“, der etwas wie eine Lebensgeschichte Hölderlins geben soll und zuletzt pathetisch eine frühreife Weisheit verkündet: „Wird der verwegen aus den Schranken getretene, sich mit Gott zu messen erkühnende, in seinem Riesenschmerz in und durch sich selbst zermalmte Geist anderswo Licht, Maß und Wahrheit finden? — Reizet ihn nicht, den höchsten Geist! Lernt ihn erkennen durch . . . Ruhe! Dann liebet! Dann betet an! Nur wer bei Fülle Maß hält, ist ihm ähnlich, dem Maße selbst!“ Der Bildhauer Phaethon also, um kurz den Inhalt des Romans zu geben, liebt eine Griechin, die mit ihrem Vater Caton in Deutschland lebt. Manche Stunde schwindet den Liebenden in überschwenglichen Sentiments, in einer Landschaft, die künstlich die griechische ersetzen soll. Sie werden dadurch getrennt, daß Phaethon von seinem Fürsten zu einer Arbeit berufen wird; er erträgt die Trennung nicht, in seinem Schmerz fällt er von seinen Idealen ab, er kann sich nicht bezwingen, und da er an das Totenbett seiner wie Diotima hinsiechenden Atalanta gerufen wird, kommt sein Wahnsinn zum Ausbruch. Er wird dann bei einem Tischler in T. untergebracht.

In diesem Roman hat Waiblinger die Welt darzustellen gesucht, wie sie ihm erschien: er füllt sie ganz allein aus, als der Waiblinger, der den Hyperion gelesen hat, denn Phaeton schillert in den Farben Hyperions und Waiblingers und die letzte Farbe ist der wahnsinnige Hölderlin; in der Möglichkeit eines

solchen Endes gefiel sich der Dichter. Die anderen Gestalten sind Emanationen Phaethons, Caton hat den Hyperion erlebt, dessen Stoff also zweimal vorgenommen wird, in der Haupterzählung und in der episodischen Lebensgeschichte Catons. Damit sind die Mängel des Werkes genannt: die Gestalten verfließen völlig ineinander; die Entstehung des Wahnsinns ist aber auch nicht klargelegt, sondern verschwindet in mysteriösen Andeutungen über den Abfall von der Natur und dem Ideal und in Verzweiflungsausbrüchen. Die Trennung der Liebenden wird von außen herbeigeführt, Phaethon jammert über die Trennung, aber es fällt ihm nicht ein, den Ruf des Fürsten abzulehnen. Damit vergleiche man die Trennung Hyperions von Diotima: Waiblinger hat Hölderlin nie verstanden. Und das zeigt sich nicht nur im Phaethon, sondern auch in jenem Aufsatz „Friedrich Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn", den er später in Italien schrieb (1828). Dem sanften Elegiensänger, dessen Leben vom Frühling ohne Sommer in den Herbst hinüberwelkte, der geneigten Hauptes, verlegen lächelnd durchs Leben ging und für jeden Schicksalsschlag mit einem wundervollen Liede zu danken bereit war, schiebt er da ganz Waiblinger'sche Rasereien unter oder findet im „Hyperion" die Ausfälle gegen Deutschland „empörend". Aber, wie gesagt, Hölderlin war ja für Waiblinger nur eine Materie, in der er sich wollüstig austoben konnte. Wir sahen, wie er den einen Hölderlinschen Stoff zweimal vornimmt und sich an ihm nicht sättigen kann und sich wieder hineinwühlt; ja er tut es noch einmal, er schreibt noch einen Roman „Feodor", der verloren ist; Franckh lehnte ihn für seinen Verlag ab, weil dieser zweite „ein und derselbe" mit dem ersten sei.

Die Lektüre der Werke Hölderlins stärkte Waiblingers Neigung zur klassischen griechischen Kunst ebenso wie sein Interesse an den Neugriechen, und der philhellenischen Bewegung, die in Europa den Freiheitskampf der Griechen begleitete, zollte er seinen Tribut: es erschien ein Bändchen mit zehn „Griechenliedern", die durch die unverfrorene Anlehnung an Goethe geradezu aufreizen müssen:

„Fort drängt mich's
Im schwellenden Busen!
Ach, wohin?

Wie du weh'st
Auf luftiger Höh'
Um Wang und Locken,

Lieblicher Wind!
Ahnest du, weinest du,
Liebend Herz?
Bist so lauter und mild
In deines Blau's
Unendlicher Fülle,
Heiterer Himmel!"

Und nun geriet auch er in den Bann einer Persönlichkeit, die damals die ganze gebildete Welt faszinierte: Lord Byrons, welcher der Dichter der Übergangszeit ist und in solchen Perioden immer wieder lebendig wird. Das Alte ist umgestürzt, das Neue noch nicht aufgebaut und er hat den Zauberstab der Dichtung in der Hand und kann damit nur in den Ruinen stöbern. Schon am 3. Juli 1823 glaubt Waiblinger zu bemerken: „Ich habe viel Ähnlichkeit mit Byron!" Aus den kleineren Gedichten Byrons formt sich Waiblinger seine poetische Erzählung „Kalonasore." Der Held dieser Geschichte verliebt sich in Smyrna in eine schöne Griechin, als er aber entdeckt, daß

seine Liebste verheiratet ist, entsagt er ihr und sie stirbt aus Schmerz darüber. Nun liebelt er noch eine Zeit mit ihrer Schwester, den heimkehrenden Gatten Kalonasorens, einen wilden Albaneser, tötet er. — Die Wirkung Byrons wird noch stärker, als Waiblinger sich plötzlich selbst der Gesellschaft feindlich gegenübergestellt sieht, und das war die Folge seines Liebesverhältnisses zu der schönen Jüdin Julie Michaelis.

Seit Dezember 1823 verkehrte er in Tübingen im Hause des Professors Michaelis, in dessen Schwester Julie er sich verliebt hatte: der Verkehr mit ihr wurde immer vertrauter, Waiblinger war oft die Nacht über bei ihr, aber ohne daß sie sich etwas vorzuwerfen hatten; sie schwärmten vielmehr in den platonischen Stimmungen Phaethons, oder besser Waiblinger tat das und war überglücklich, daß Julie sein Genie zu würdigen verstand und seine Diotima oder Atalanta abgab; wahrscheinlich ist es, daß sie ihn damit betrog, ob sie dies nun aus Gutmütigkeit tat oder Gründe dafür hatte. Merkwürdig ist jedenfalls, daß am 1. August 1824 die Verwandten, die bisher nichts dagegen gehabt hatten, daß Julie mit ihm auf das intimste verkehrte, plötzlich das Verhältnis lösen wollten und ihm sogar einen Eid abverlangten, sie nicht mehr sehen noch ihr schreiben zu wollen. Waiblinger suchte seiner trostlosen Stimmung erst bei seinen Eltern, dann auf einer Reise nach Venedig Herr zu werden; als er nach Hause kam, erfuhr er, daß die Wohnung der Michaelis abgebrannt und Julie mit genauer Not den Flammen entkommen wäre. Bald danach brannte es ein zweitesmal bei Michaelis (der halbwahnsinnige Waiblinger stand auf der Straße und durfte seines Schwures halber nicht retten), man wurde aufmerksamer und ließ einen Bediensteten des Professors, einen verkrüppelten rothaarigen Schreiber verhaften, der denn auch sich als Brandstifter bekannte; er wäre schlecht behandelt worden, und brachte eine Menge Schmutz ans Tageslicht: Julie hätte mit ihrem Bruder in Blutschande gelebt und hätte im Sommer heimlich ein Kind zur Welt gebracht; Waiblinger wäre als Deckmantel für dieses Verhältnis gebraucht worden. Ob alles dies bewiesen wurde, ist nicht mehr festzustellen; gewiß ist, daß Waiblinger, der den Schreiber für einen elenden Verleumder hielt, von dem Skandal arg betroffen wurde; zwar reinigte er sich vor Gericht vollständig, aber seine Freunde zogen sich von ihm zurück und im Stift machte es peinliches Aufsehen.

Diese Erlebnisse flossen mit denen an Byrons Gedichten zusammen; Waiblinger sah sich als denselben dunklen leidenschaftlichen Charakter an, den ein unheimliches Geschick überschattete, wie er in den Werken des Engländers hinstürmte. Dazu das düstere Lokal: Sturmnächte an verödeten unheimlichen Gestaden, der zerstörte teure griechische Boden, wo der Haß zwischen Mohammedanern und Giaurs explosiv aufleuchtet und die zarte Liebe der Mädchen mit Trauer und Tod belohnt wird; das zog Waiblinger mächtig an und er schrieb die „Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlandes“, zu denen auch „Kalonasore“ gehört. Sie gleichen einander alle; ein vom Weltschmerz zerfressener Mann liebt ein holdes Weib, das deshalb von einem haarsträubend grausamen Pascha gesteinigt wird („Die Rose von Farsistan“), oder sie stirbt noch, ehe sie ertränkt wird („Euphrosyne“), oder in einer Verwechslung fällt dem Anschlag des Wüterichs seine eigene Tochter zum Opfer, ihre so gerettete Freundin wird darüber wahnsinnig („Ykelula“)

die Helden überleben ihre Liebe, Gott und der Welt fluchend, sie enden dann wahrscheinlich wie der „sterbende Korsar“, dessen lyrische Ergüsse den Schluß des Bändchens machen.

Die fünf Gedichte zeigen gegen den Phaethon keinen Fortschritt; es ist ebensoviel unfreiwillige Komik darin und im Stoff stehen sie tief unter ihm. Als die schönsten Verse erkennen alle Kritiker das dritte Lied in „Kalonasore“ an:

„Einen Trunk, Kalonasore,
Keinen Cyprer aus dem Keller
Und vom grünen Gartentore
Feigen auf dem Silberteller!
Denn es war des Tages Schwüle
Meinem Feuerblut zu drückend,
Darum, Freudenwein, o kühle
Mich mit deinem Geist entzückend!

Eure Weisheit, arme Toren,
Mögt ihr nur bei euch behalten;
Wein, dir und Kalonasoren
Sind die höheren Gewalten!
Mögt ihr statt des wahren Lebens
Euch am bloßen Abbild freuen,
Ich will's nicht und nicht vergebens,
Wahrlich, mich soll's nicht gereuen!

Weg mit diesen Torengrillen,
Die sich Weisheit ausgeboren,
Laßt mich meinen Becher füllen,
Einen Kuß Kalonasoren!
Staubbedeckte Bücherbände,
Möge mancher gern drin blättern,
Aber ohne Maß und Ende
Will ich, Leben, dich vergöttern.

Kommt nur her, ihr Schmeichelwinde,
Über meine Blumentöpfe
Und Kalonasore binde
Über'm Herzen sich die Zöpfe!
Und ihr Mund ruht auf dem meinen
Und ich spiel' in Lock' und Kamme!
Möchte wer sich weiser meinen,
Wär's Kalonasorens Amme.“

In der Tat ist der Rhythmus ein packender; aber strengere Anforderungen können sich damit nicht zufrieden geben. Gegen Ende der Strophe erlahmt die Kraft regelmäßig und es wird rasch fertig gereimt, damit der Dichter sich neu aufschwingen kann, wozu der Wohlklang des Namens Kalonasore als Stimulans gebraucht wird, so daß sich kaum ein deutlicheres Symbol für das innere Leben Waiblingers und vielleicht des Kraftgenies überhaupt denken läßt als so eine Strophe. — Auch im einzelnen: in der zweiten Strophe kann die undeutsche und das Verständnis erschwerende Konstruktion nicht genügen und in der dritten heißt es: „Staubbedeckte Bücherbände, Möge mancher gern drin blättern“, wo die Vorstellung der einen Zeile durch die der anderen aufgehoben wird. Erwägt man nun, daß die Zahl der schiefen Bilder in „Kalonasore“ die der gelungenen weit überwiegt, so erkennt man auch, daß sich eine „plastische Kraft“ des Bildes keinesfalls „in jeder Beziehung“ zeigt, wie Frey glaubt,*) sondern, begreiflicherweise, einzig in der Ausmalung sinnlicher Szenen, zu der Waiblinger seine Phantasie erhitzt, und wenn Frey sogar Beispiele dafür sammelt, wie Waiblinger die Brüste seiner Heldinnen beschreibt, so wirkt diese Zusammenstellung nur lächerlich und man könnte die Erzählungen nicht ernst nehmen, auch wenn die zahlreichen Anklänge an Gelesenes, besonders Goethe, fehlen würden.

Ebenso wie Byron seine „Braut von Abydos“ in vier Tagen schrieb, um über den Verlust seiner Geliebten nicht wahnsinnig zu werden, hat auch

*) In seiner Monographie über Waiblinger, Aarau 1904.

Waiblinger seine „Phelula“ in vier Tagen geschrieben, ob in Nachahmung des Engländers, ist nicht sicher, aber wohl glaubhaft. Seine Erlebnisse konnten ihn geistig nicht reifen; er läßt sie gar nicht an sich herankommen, sondern stürzt sich auf sie und vergewaltigt sie, statt zu harren, bis sie sich ihm selbst ergeben. So auch jetzt: „mit grenzenloser Wildheit“ schreibt er einen Roman „Lord Lilly“, der verloren ist. Er will „Lieder an Julie in Manier eines Wahnsinnigen“ verfassen, wohl mit Benützung der Ausdrucksweise Hölderlins, die in den „Liedern der Verirrung“, wie er seine ganz wertlosen Ergüsse dann nannte, auch anklingt. Aus dieser Zeit stammt ferner ein Gedicht „Der Tod“, eine sehr deutliche Nachahmung von Hölderlins „Gott der Jugend“, er gewann aber damit die Freundschaft Theodor Hells (Hofrat Wincklers), der es in seine Dresdner Abendzeitung aufnahm und später viel für Waiblinger tat.

Das Vergehen, dessen man Julie Michaelis bezichtigte, scheint ihm auch einen dramatischen Stoff wieder nähergerückt zu haben, den ihm schon auf dem Gymnasium Haug empfohlen hatte: Anna Bullen, der ja auch unerlaubter Verkehr mit ihrem Bruder zur Last gelegt wurde. Auch Byron hat ihn vielleicht dazu ermuntert; denn im Anhang zum „Korsar“ fand er die Bemerkung, Anna Boleyn habe nach ihrem Nacken greifend bemerkt, er sei zu dünn, um dem Henker viel Mühe zu machen. Das konnte Waiblinger auch anderswoher haben; aber er hat die Anmerkungen, die Byron seinen Gedichten beigibt, stets eifrig studiert und nach ihnen seine Stoffe in den griechischen Erzählungen kostümiert. Zudem darf man die Wichtigkeit des Anekdotischen für alle historischen Dramen der Epigonen nicht unterschätzen, die große Taten und große Menschen ohne große Worte nicht begreifen konnten. „Anna Bullen“ entstand Ende 1825; das Trauerspiel liegt aber nur in einer Bearbeitung aus der italienischen Zeit vor, in der er viele Übertreibungen ausmerzte. Dramatisch ist es gar nicht, die Heldin bleibt gänzlich passiv und läßt sich von der Intrigue umstricken, bis sie wehrlos ist. Hebbel rühmt einzelne treffliche Einzelheiten und die sind auch in dem Stück, aber freilich nicht lebendig, sondern literarisch empfunden, direkt aus Shakespeare herübergenommen, und der letzte Akt ist dem der Maria Stuart sehr ähnlich. Man zeigte in Dresden guten Willen es aufzuführen, wagte es aber schließlich doch nicht, da das gleichnamige Stück von Gehe erst 1823 durchgefallen war.

Die andauernde schmerzliche Beschäftigung mit sich selbst reizt zu einem ungestümen Angriff nach außen. Waiblinger nimmt an, er hätte sich um seiner Liebe willen getötet und gelangt auf drei Tage in die Unterwelt. Das ist die Einkleidung für die literarische Satire „Drei Tage in der Unterwelt“: Franz Horn führt den Ankömmling umher und zeigt ihm die Bestrafung verschiedener literarischer Übeltäter. Da erhalten die Romantik und ihre Vorliebe für das deutsche Altertum, Voß, Wieland und viele andere manchen Hieb, und findet man sich mit der ungebührlichen Ausdehnung des Werks und der Einschaltung selbstgefällig vorgebrachter Kunstansichten ab, so unterhält es durch geistreiche und witzige Bemerkungen; man kann überhaupt zugeben, daß von hier aus für Waiblinger ein Weg gegangen wäre, wie sich im Roman und der Lyrik keiner bot. Sein Formtalent, seine äußerst anschmiegsame, ja den Einflüssen fremder Dichter wehrlos preisgegebene Natur, sein Witz, der ihn auch sonst zu einem willkommenen Gesellschafter machte, freilich leicht

cynisch wurde, das befähigte ihn in hohem Grade zur Parodie, und die Parodien in dieser Satire, wie die auf Ulrich von Lichtensteins Minnelieder, oder die auf Goethes Altersstil:

„Jedem seine eignen Weisen,
Nicht vergöttern und nicht hassen!
Hat die Welt den Dichtergreisen
Treulichst doch gewähren lassen,
Manches ehrend, manches tadelnd,
Bald erhebend, bald verzeihend,
Sittenreiches freundlich adelnd,
Lieblichstes den Enkeln weihend."

oder die Lobrede, die Jean Paul in seinem eigenen Stil erhält, sind prächtig gelungen. Nun aber verschüttete er auch hier auf das unsinnigste seine Kraft. Das letzte Werk, das er in Deutschland abfaßte, zeigt, wie er sich durch Ausschweifungen zugrunde richtet. Diese noch ungedruckte Satire, von der Frey einige Partien mitteilt, ist „Olura der Vampyr, oder unerhört merkwürdiger Rapport zwischen einer somnambulen Katze und einem magnetisierenden Floh, oder romantische Unterhaltungen über moderne Umtriebe". Olura der Vampyr ist Waiblinger selbst: auch eine Vorstellung, die Waiblinger sehr anheimeln mußte; er hatte schon in „Kalonasore" geschrieben:

„Kind, ach Kind! du bist verloren!
Denn ich bin ein Vampyr, muß
Allen, allen, die mich lieben,
Leben, Blüte, Blut, Gesundheit,
Schönheit, Jugend, Kraft entsaugen!"

und auch in den „Drei Tagen in der Unterwelt" klingt dieser Gedanke an; hier ist er ausgeführt. Olura reist von Venedig nach Deutschland, um Julie, seine Geliebte, zu töten. Seine Begleiter sind die Katze und der Floh, die ihn mit satirischen Gesprächen unterhalten; aber er verschuldet nicht nur den Tod seiner „großen Schicksalsgeliebten" Julie, sondern auch der beiden Tiere; mit einer Leichenrede auf sie schließt die Erzählung. Die Satire wendet sich wieder gegen die altdeutsche Kunst, gegen Johanna Schopenhauer und Clauren und sei charakterisiert durch folgende Sätze über ein Bild im Frauentaschenbuch von 1825: „Im Hintergrunde steht die himmlische Jungfrau selbst! Eine viereckigte, hagere Person, schon etwas bei Jahren, eben in dem Alter, wo die Jungfern gesetzt zu werden anfangen. Durch das überirdische, den langen Leib hinabfließende Äthergewand gewahrt man in der demütigen Beugung genau den Provinzialism, Sebastian Knieschwapper. Ihrem Gesicht sieht man's deutlich an, daß sie mit keiner derben irdischen Frucht genährt wird, sondern recht bei Äther und Luft und Nebel Hunger leidet, trotzdem daß auch um ihr Haupt der heilige Pfannkuchen gebreitet ist. Zum Zeichen ihrer spärlichen Almanachskost ist ihr am Himmelsschleier ein lieblicher Zimmtstern eingenäht und auf dem Arm hält sie ein Christusknäbchen, das so naiv dasitzt und in die Welt hineinguckt wie ein Äffchen oder Eichhörnchen, bei all seiner Jugend — der Größe nach kann es ein Vierteljahr alt sein — schon Haare genug zu einem Zopf hat und sich recht bequem auf Windeln in den Armen

der Mama befindet, die übrigens nicht zum erstenmal mit obgemeldetem Filius niedergekommen zu sein scheint.“ Das ist nicht mehr Satire, das ist bubenhafter Mutwillen; der sich noch widerlicher in der Lebensgeschichte des Flohs zeigt, die dieser selbst erzählt und die mit einem Liebeserlebnis, der Geschichte Waiblingers und Juliens, schließt. Wie im Phaethon ist auch hier derselbe Stoff in heller Raserei zweimal angepackt.

Dem „Olura“, der einem seelischen Zusammenbruch nicht unähnlich sieht, folgt eine Pause der Erschöpfung. Und da soll nun etwas Neues aufgebaut werden: der Verlagsbuchhändler Cotta will Waiblinger in Italien reisen lassen und ihm zweitausend Gulden geben, er soll dafür in Cottas große Zeitungen Reiseberichte schreiben. Die große Idee Italiens berauscht den Überglücklichen, längstgeplante Hohenstaufendramen sollen auf heiligen Schlachtfeldern geschrieben werden, neue Liebe zu einem Mädchen, das über ihn den Bräutigam vergißt, erhöht die frohe Zuversicht. Aber da begeht Waiblinger die Unklugheit, von Cotta einen geschriebenen Vertrag zu verlangen; Cotta zieht sich gekränkt zurück und wird mit Mühe bewogen, zweihundert Gulden herzugeben. Waiblingers Freunde raten zur italienischen Reise, Cotta würde schon weiter sorgen, und so bricht er im Oktober 1826 wirklich nach Italien auf. An seinem 23. Geburtstag, dem 21. November, kommt er in Rom an.

Wie keine Wendung des Schicksals, so kommt auch diese nicht von außen. Man hat den Eindruck, als wäre für Waiblinger nichts anderes möglich: er hat die Art seiner dichterischen Veranlagung an einem literarischen Erlebnis gezeigt; er hat sie an einem ersten individuellen, wirklichen Erlebnis versucht: beides wird ein Jüngling aufgreifen und wird daran wachsen, um zu dem Höheren zu gelangen: an das allgemeine Erlebnis mit Manneskraft heranzutreten. Das nationale Erlebnis der Deutschen aber heißt Italien.

Hier muß sich nun freilich wiederholen, was Waiblinger bisher erlebt hat. Er braucht eine Unterlage, über der er geläufig schreiben kann, da die eigene zitternde Hand das weiße Blatt nicht wohl halten kann. Das galten ihm Hölderlin, Byron und alle Literatur, das war ihm sein Liebesverhältnis und dessen Ende. Das ist ihm jetzt auch Italien. Hier wird sich zeigen, wie aller Prunk des Südens durch ihn hindurch geht, ohne daß er gestaltet wird; wie er darin übermäßig schwelgt, aber dann doch nur ein Ding neben das andere stellen kann ohne Beziehung untereinander. So wird die Poesie zur Reiseschilderung, muß es werden. Denn wenn der Künstler ergriffen ist, wo ein anderer gepackt ist, aufgewühlt ist, wo ein anderer gerührt ist, so muß er hier, wo andere sehen, schauen können. Waiblinger aber war nie ergriffen, sondern fortgerissen, ein Zuviel; nie aufgewühlt, sondern raste, ein Zuviel; er schaute nicht in Italien, sondern erblickte nur: ein Zuwenig. Und so ist er auch jetzt nicht über Dilettantismus hinausgekommen.

Die erste Zeit lebte er in Rom glücklich und sorgenfrei, indem er in seiner Art genoß. Er verkehrte viel mit Künstlern, so mit Koch, Genelli, Führich, ja auch mit Thorwaldsen; allein nicht lange, so war dieser Verkehr kein friedlicher mehr, — wenigstens mit kleineren Talenten, die mit ihrer „Nürnbergerei“ wenige Jahre vorher auch Grillparzer geärgert hatten, kam es bald zu Streit und Feindschaft, umso mehr als solche kleinere Talente auch immer

die heftigsten Parteimänner sind. In Rom blühte ja damals die romantische christliche Kunst der Nazarener mächtig auf; dort lebten Overbeck, Steinle, Veit; und Waiblinger fühlte sich berufen, sein klassizistisches Ideal geltend zu machen, mit Ungestüm und, zweifellos, flegelhaft; daß er keinen tieferen Einblick in die Antike besaß als seine Zeit, ist nicht zu verwundern, — wohl jeder seiner Zeitgenossen hätte ebenso wie Waiblinger vor der Venus Kallipygos ausgerufen: „Göttliches wünscht' ich und nicht, was sie mir zeiget, zu seh'n." Der Bruch mit seinen Landsleuten wurde aber vollends unheilbar, als Waiblinger eine große Anzahl der schärfsten Epigramme gegen die neue Kunstrichtung schmiedete; es ist manches witzige und treffende Wort darunter und die Erbitterung unter den Malern ist auch begreiflich genug. Klug aber war Waiblingers Intoleranz nicht, denn in Kürze war er auf Gefälligkeit und Freundschaft seiner Landsleute angewiesen.

Zwar der Karneval 1827 war noch fröhlich, die Improvisationen der Rosa Taddei und des Cavaliere Sgricci, denen er mit Grafen Platen zuhörte, waren von hohem Interesse, und im März machte Waiblinger noch einen Ausflug in die Gebirge Latiums, wo ihn Albano entzückte. Aber nach der Rückkehr geriet er in die bitterste Not; sein Geld war zu Ende und Cotta lehnte seine Arbeiten ein für allemal ab; er war auf die Unterstützungen, die ihm sein Freund Eser schickte, und die schmalen Honorare der „Dresdner Abendzeitung" angewiesen, für die er Reiseberichte schrieb; durch mehrere Monate besaß er kein Geld, er konnte sich in keine Gesellschaft wagen, denn er hatte kein ganzes Stück Kleidung am Leibe. Die Feindschaft mit den Künstlern machte ihm sein Fortkommen sehr schwer, er war bald als lasterhafter, bald als betrügerischer Mensch verleumdet, die Gassenjungen verspotteten den zerrissenen armen Teufel, Ecco il poeta! riefen sie hinter ihm her. Genelli zeichnete seine Karrikatur, die noch nach Waiblingers Tod zu finden war, und schließlich drohten sich sogar die, auf die er baute, zurückzuziehen; darunter auch Eser, der ihm einen bösen Brief schrieb: „Wer in Rom, das bei jedem Schritt an Größe mahnt, sich nicht selbst beherrschen und liederlich sein kann, der sollte kaum noch eines Blickes gewürdigt werden." Möglich übrigens, daß Platen recht hat und Waiblinger sich seine Todeskrankheit, die Schwindsucht, in ungeregelten Genüssen geholt hat, es weist doch manches darauf hin, etwa, wenn er seinen Eltern im Juli 1828 schreibt: „Die Weiberliebe ist ein Ding, dessen ich fast satt bin."

Eine Änderung seiner elenden Lage trat ein, als ihn endlich ein Ungenannter auf Empfehlung des Grafen Platen unterstützte. Waiblinger machte sich auf in die Sabinerberge, wo er an der Familie Prattesi in Olevano Freunde gewann und sich an dem Blumenfest in Genzano entzückte. Im Juli machte er einen zweiten Ausflug nach Olevano, wo ihn nun die Liebe zu der schönen Nazarena vier Wochen lang fest hielt, bis er sich doch nach Rom zurückzukehren entschloß, zu seiner Cornacchia, wie er sie nannte, einer jungen Frau, der ihr Mann durchgegangen war und die nun mit Waiblinger lebte. Und da nun Waiblinger auch für ein „Taschenbuch aus Italien", das er plante, und für eine Sammlung von Gedichten einen Verleger fand, Georg Reimer in Berlin, war seine Existenz vorläufig gesichert.

Die Gedichte nämlich, welche während des ersten Jahres in Rom entstanden waren, faßte Waiblinger unter dem unschönen Titel „Blüten der Muse aus Rom. 1827“ zusammen, Oden, Lieder, Elegien, die Epigramme nebst Gelegenheitsdichtungen, alles von Anmerkungen in der Art Byrons begleitet. Hier fließt das deutsche Erlebnis Waiblingers in die Betrachtung der ewigen Stadt. Die etwas gewaltsame Trennung von der Heimat zeitigt trübe Gedanken; das Vampyrmotiv klingt an und klingt ab: „Mein Herz kann nur betrüben, selbst wo es liebt und ehrt.“ Er grollt aber auch dem Vaterlande, „wo noch in zarter Jugend die Liebe mich betrog, mit unbesiegter Tugend das Laster mich belog,“ — er vergißt die Menschen jetzt gern und leicht, denn er hat sie nicht treu gefunden, treu sind nur die Himmlischen, treu ist die Muse. Also lebt er nicht für dieses Leben, sondern dem Leben nach dem Tode. Er glaubt, sein Geschick sei dies: „Mir reifen keine Früchte; Blüten, aber hesperische, sind mein Alles.“ Und so wandelt er in Schmerz und Trauer durch Schutt und Säulentempel, besingt der Ruinenwelt schwermütige Freundin Luna — alles ganz Matthissonisch.

Was in diesen Gedichten vor allem stört, ist die Pose: es spricht nicht ein Mensch zu uns, sondern einer, der mehr als Mensch, nämlich Dichter sein will. Dieser verhängnisvolle Irrtum, trägt ja den Keim alles Genietreibens in sich: welches zuletzt keine Möglichkeit mehr sieht, das in künstlich gesteigerter Stimmung Aufgefaßte darzustellen. So heißt es hier bei Waiblinger:

> „O hätt' ich Farben, Äther und Seel' und Geist,
> Du unaussprechlich himmlische Luft, getaucht
> In deiner Schönheit süßen Abgrund — — —
> Könnt' ich die Reinheit doch, könnt' ich die Milde nicht, die Wärme
> Dieser Natur in mein Lied einhauchen!“

Oder an die Berge von Latium: „Könnt' ich mit Worten, könnt' ich mit Taten auch, die euer würdig, zeigen, wie dieses Herz euch liebt!“ Hier sieht man auch, wie wenig die klassische Form für solche überschwängliche Ergüsse sich eignet, deren Ende sein muß: „Doch schwach ist nur mein Lied, das Beff're Fliehet als Seufzer von meiner Lippe.“

Als Dichter, also in seiner Pose, will Waiblinger auch das wundervolle Idyll von Olevano erlebt haben, ein Liebesverhältnis mit der schönen Sabinerin Nazarena Sillei: Briefchen und in italienischer Sprache gedichtete Sonette gewannen ihm ihr Herz, sie suchte ihren Vater zu bewegen, sie nach Rom zu schicken, aber es gelang ihr nicht und Waiblinger mußte das schöne Felsendorf verlassen, denn man stellte ihm um seiner Liebe willen nach. „Aber weiter wollte ich nichts als Spiel für die Phantasie“, schreibt er, und wirklich haben die „Lieder der Nazarena“ eben jenem Leichten und Geistreichen, das wir in Waiblingers Naturell fanden, den glücklichsten Ausdruck gegeben: das erfreulichste Produkt jener ironischen Richtung, zu der er sich Wieland ähnlich manchmal durchzuringen scheint, bis seine Kraft in den „Briten in Rom“ und im „Märchen von der blauen Grotte“ sich als nicht ausreichend erweist. In diesen Dialog-Gedichten nun gelingt es ihm zum erstenmal, Inhalt und Form

zu einem Ganzen zu verschmelzen, Landschaft und Menschen in notwendige Beziehung zu einander zu bringen. Im Garten, am Webestuhl und am Kamin ist in dem Felsendorf ein liebes Leben aufgeblüht, streng umschlossen von einem kleinen engen Kreis der Frömmigkeit und Sitte: in diesen tritt der Fremde, barbarischen Aussehens, mit wunderbaren Dingen befreundet, vom Duft zukünftiger Abenteuer schon umweht. Den erstaunten und besorgten Fragen des Mädchens antwortet freundliche Ironie. — Die „Lieder der Untreue“ verbreitern und verflachen dann, was hier plastisch war, und in Olevano kündigen sich auch schon die rhythmischen Reisebeschreibungen in den „Olevano“ betitelten Liedern an.

Zu Anfang des Jahres 1828 besang Waiblinger in drei Liedern den Grafen Platen, den er schwärmerisch verehrte. Man kann es Platen nicht übel nehmen, daß er nicht antwortete: „Es gab zu gar keiner Antwort Stoff.“ Er nahm Waiblinger nicht für voll und behandelte ihn mit einer gewissen vornehmen Überlegenheit, die Waiblinger in seinem Freundschaftsrausch nicht bemerkte. Es ist dasselbe Verhältnis, wie es sich später zwischen Platen und dem jungen Minckwitz bildete. Die jungen Leute waren von solcher „sechsrossig aufgezäumter Hoffart“ des Verses hingerissen; hier schien die stumme Größe des Altertums Leben oder besser Gegenwart erlangt zu haben, Gegenwart, indem sie Stellung nahm zu den regierenden Fürsten in Politik und Geistesleben, und das mit ehernem Stolz, der in der Literatur jener Zeit nicht zu finden war, da sie als durchaus demokratisch in das Agitatorische, Lärmende, in Zeitungsschreiberei und damit in eine unangenehme Flüchtigkeit der Form verfiel. Freilich, weil Waiblinger Platen verehrte, war er selbst noch lange kein Aristokrat und seine mitunter ans Pöbelhafte streifenden Reiseberichte und Geschichten (hier ist das peinlich wirkende, weil indiskrete „Abenteuer von der Sohle“ zu nennen) ließen kaum vermuten, daß ihr Verfasser seine Gedichte zu klassischen Strophenformen nötigte. Es ärgerte Platen, daß Waiblinger diese vornehmen Formen mißbrauchte; er gestand Waiblinger allenfalls Talent für Gedichte in einfachem Versmaß und noch lieber Talent zur Erzählung zu, da er für letztere Dichtungsart nicht viel übrig hatte, aber zu einem Gegengesang, den Waiblinger in seinen Versen mit Ungestüm forderte, ließ er sich nicht herab. Das war begründet in Platens strenger Kunstanschauung, zu der er, wenn je einer, berechtigt war, und wenn er dies in Briefen ausführte, wohl auch sein Mißfallen an Waiblingers Lebensführung einfließen ließ, andrerseits aber Waiblinger in jeder Weise unterstützte, ihn in der Zeit seiner Krankheit noch besuchte, so liegt darin kein Widerspruch, geschweige denn eine Doppelzüngigkeit, denn ich glaube nicht, daß der Graf Gedichte wie die „Lieder des römischen Karnevals“, die ihm Waiblinger März 1828 vorlas, ihm gegenüber gelobt hat. In einem Brief an Schwab hat Platen darüber sehr hart geurteilt; die „ganz faunische Brunst“ darin stieß ihn ab. Es mußte diesen Ausdruck wohl die Vortragsweise Waiblingers rechtfertigen; ästhetisch wäre bei den Karnevalliedern gegen starke Sinnlichkeit nichts einzuwenden, aber wir finden solche gar nicht darin; die acht langen Gedichte sind vielmehr erstaunlich farblos, die vielen Worte über Taumel, Spiel, Scherz, Possen machen keinen Eindruck und erzielen durch ermüdende Eintönigkeit kaum einige Teilnahme. Sie wurden im „Taschenbuch aus

Italien und Griechenland auf das Jahr 1829" gedruckt, dessen ersten Band Waiblinger bei Georg Reimer in Berlin erscheinen ließ. Diese Unternehmung auf die er hauptsächlich seine Existenz gründete, kommt künstlerisch gar nicht mehr in Betracht; was da zu lesen ist, ist aus äußerer Not geschrieben und man mag keine harten Worte darüber sagen. Es sei erwähnt, daß im „Blumenfest", einer sonst leeren Liebes-, Mord- und Intriguengeschichte, immerhin eine runde Gestalt, ein dichtender Schäfer, hingestellt ist; daß aber in den humoristisch sein sollenden „Britten in Rom" Waiblingers Witz auf peinlichste Weise versagt; und daß der Verfasser, der alle diese Erzählungen selbst durchwandelt, in der „heiligen Woche" folgende hohe Meinung von sich äußert: „Er hat einen Blick in die Kunst, ein Urteil, einen Farbensinn, einen Geschmack, der eine ungewöhnlich vertraute Bekanntschaft nicht bloß mit der Theorie und der Geschichte der Kunst, sondern selbst mit ihrem materiellern Teile verrät." „Nein, ich gesteh', ich find' einen allerliebsten Mann in ihm, wie ich noch keinen unter seinen Landsleuten gesehen . . . Schon seine schöne, hohe Figur und das edle, scharfgezeichnete Gesicht hat mir ihn teuer gemacht, ja, ich wollte außer mich kommen, wie ich unlängst einmal seinen nackten Arm sah. Er lacht mich aus, aber ich bleibe doch dabei, er ist von Kopf zu Füßen, selbst mit seinem blassen Gesicht, ein Guido."

Ebenso gering ist der Wert des zweiten Jahrgangs auf 1830 dieses Taschenbuchs; „Franzesco Spina" ist eine ganz schlechte Räubergeschichte, das „Märchen von der Blauen Grotte" ist leer und langweilig. Dieses Märchen und eine stattliche Anzahl lyrischer Gedichte sind die Früchte der größeren Reisen, die Waiblinger von Rom aus unternommen hatte.

Nach einem mit Cornacchia verlebten Sommer, in dem er auch die Erinnerungen an die Kindheit aufzeichnete, brach er im September 1828 nach Neapel auf, von wo aus er den Vesuv bestieg, Pompeji, Paestum, Sorrent besuchte, und fuhr dann nach Capri, wo er beim Notar Pagano gastfreundliche Aufnahme fand und schöne Tage erlebte. Im November kehrte er nach Rom zurück, auf Drängen seiner Cornacchia, die ihm inzwischen ein Töchterchen geboren hatte. Über den Winter blieb er in Rom, verkehrte mit August Kopisch und einem jungen sächsischen Philologen, Schluttig, machte Aufregung und Prunk einer Papstwahl mit, die ihm den Karneval zu ersetzen hatte, und brach wieder Ende April 1829 nach Neapel auf. Da ihn aber schon in Genzano heftiges Fieber ergriff, mußte er umkehren und seine Abreise um einen Monat verschieben. Von Neapel fuhr er dann nach Sizilien, durchquerte die ganze Insel und jagte von einem Genuß zum andern; er rieb sich geradezu auf und hat zweifellos sein Ende beschleunigt.

In Sizilien beschäftigte er sich zunächst genauer mit dem Plan von Hohenstaufentragödien; man weiß ja, wie der Gedanke an solche, hervorgerufen durch Raumers Geschichtswerk, die hochfliegendsten Pläne und die miserabelsten Produkte zeugte. Waiblinger, den einst Ludwig Bauer um seines Namens willen für prädestiniert gehalten hatte zur Abfassung solcher Dramen, hätte keinesfalls viel erreicht; jener den Epigonen vielfach anhaftende Zug zum Anekdotischen scheint sich auch hier zu verraten, wenn Waiblinger in seinem Gedichte „Kaiser Friedrichs II. Sarg" eine Situation hervorhebt:

„Du aber, Kaiser, weintest in hohem Zorn
Und riefst: Des Reiches Kronen o bringt mir sie!
Und aufs geweihte Haupt sie setzend
Sprachst du in Flammen gekränkten Herzens:
Wer nähme mir die Krone von diesem Haupt?"

Über einen Plan kam er jedoch nicht mehr hinaus.

An lyrischer Produktion war die Zeit seiner Reisen nicht arm. Ob aber seine Gedichte nun Neapel, Capri, Sorrent oder Sizilien feiern, macht keinen Unterschied. Ihm mögen die tönenden Namen ein grandioses Bild vorgezaubert haben, wenn er sie in die Gedichte einsetzte, uns sind sie gleichgiltig. Wir lesen diese Hexameter und diese klassischen Strophengebilde wie Reiseberichte. Er läßt Blicke ins Volksleben tun, erzählt von der Begegnung mit einem hübschen Mädchen, von Sturm und Unwetter auf der Überfahrt, von den Ruinen alter Städte und was die Geschichte von ihnen weiß; erteilt Ratschläge, wie man da und dort leben soll, — und durch Reflexionen, Erinnerungen und Klagen sucht er solchen Gedichten einen lyrischen Ton zu geben. Vielleicht kann man die 13 Gedichte aus Capri ihrer guten Komposition wegen loben; aber manche Lässigkeit der Form und Banalität in der Sprache stört hier wie anderwärts. Fremde Anklänge, so an Goethes römische Elegien fehlen nicht:

„Ohne dich, o Vesuv, und euch, holdselige Inseln,
Dünkte Neapel auch nicht mir Neapel zu sein." (!)

Diese Lyrik, die so wenig sagt, steht nun weit hinter dem Erlebten zurück, hinter jenem Erlebten, mit dem Waiblinger das Höchste erreichte, was ihm möglich war. Darstellen konnte er sein Erlebnis nicht, aber seine Höhe und Pracht bemessen. „Größrer Entzückungen Rausch, kühnere Orgien feiert' ich nicht", sagt er in den Sizilianischen Liedern. „Auf dem Ätna", schreibt er, „genoß ich alles, was ein Mensch genießen kann, Sonne und Mond ging mir auf und unter . . . ich glaubte den welterschaffenden Gott zu sehen! Wohl der erhabenste Morgen meines Lebens!" Hier gipfelt das Schicksal Wilhelm Waiblingers: hieher klomm seine Jugend, den sentimentalischen Glanz seiner Träume, Entzückungen und Räusche zu überbieten, mußte der Sichelmond das Prachterscheinen der Sonne umklammern. Und man erkennt: wenn Waiblinger jetzt nach einem Bekenntnis: „Ich bin übersättigt von höchster Wollust und fast stumpf" nach Rom zurückkehrt, so ist sein innerlichstes Schicksal kein anderes als zu sterben.

Wenige Tage nach seiner Ankunft in Rom Ende Oktober 1829 wirft ihn eine Lungenentzündung aufs Krankenbett. Aller Mittel ist er entblößt: Cornacchia und Schluttig pflegen ihn. Von Platen und dem jungen Ranke wird er besucht. Nach weniger Besserung tritt ein fürchterlicher Husten auf. Mönche und Beichtiger bemühen sich um seine Seele. Ein Bauer aus Olevano bringt dem signore poeta tedesco ein Fäßchen Wein. Am 22. Dezember schreibt er an Eser: „Aus dem Bett — auf dem Shakspear! Einige Worte, die ich an Dich, mein Herz, sende — wie ich kaum den Kopf halten kann! Böse Tage hab' ich gelebt und das Leben ward zum Ekel. Aber Hoffnung! Ich freilich, dessen Elend gar keine Grenze zu haben scheint,

sehne mich oft nach dem Tode, doch siegt immer wieder der Lebensmut und der bessere Humor! Ich sage auf Wiedersehen! Dein Wilhelm." Aber es gibt kein Wiedersehen. Sein Sterben ist unsäglich traurig. Am 16. Jänner 1830 diktiert er: „Nach so vielen Leiden endlich einmal die Gewißheit des Todes vor sich zu sehen, hat wenigstens für mich etwas höchst Reizendes, Zartes, Gemütliches. Im Anfang dieser fürchterlichen Krankheit, die mich wie ein Proteus in allen Gestalten herumwälzte, erst als Lungenentzündung, dann als schrecklicher Husten, war es das Blutspeien, welches Todesgedanken erweckte." Er schreibt noch selbst: „Lebet wohl, geliebte Eltern! Ich sterbe auf römischem Boden". Wenig über fünfundzwanzig Jahre alt, stirbt er am 17. Jänner 1830 um elf Uhr abends.

Dieses Heldentum, mit dem Waiblinger sein Leben beschloß, ist kein natürliches; es ist das Heldentum eines Menschen, der seine Rolle: Dichter sein und deutscher Dichter sein, unbedingt zu Ende spielen muß, und er hält sie mit krampfhaftem Stolze fest. Wäre ihm der Tod gekommen, wenn ihn eine große Dichtung ganz ausfüllte, über dem bewunderten Buch, oder wenn er in den Armen einer Geliebten lag, die ihm das Höchste schien auf der Erde, so hätte er im selben Sinne gesprochen. Das Geschick verlieh ihm aber noch Höheres: den höchsten trunkenen Traum der Deutschen, Italien. Aus seinem Innern mußte dieses wundervolle Schicksal kommen, aber er hatte doch nicht die Kraft, sein außen sich offenbarendes Schicksal wieder in sich zurückzuleiten, wie es die Aufgabe des Dichters gegenüber dem Leben ist: Springbrunnen sein können, alle die steigenden zitternden Tropfen, in denen sich ein Sonnenstrahl brach, wieder zu versammeln in ein tiefes Becken.

Morgenandacht.

Von Ilsa Franke.

Den schwarzen Wald umspann ein Leuchten,
Die Sonne kam im Feuerkleid,
Und ihre gold'nen Hände scheuchten
Ins Felsgeklüft die Dunkelheit.

Die Lerchen fingen an zu schlagen
Das Lied, das mir im Herzen klang,
Zum Himmel wollten sie es tragen,
Was meine stumme Andacht sang.

Ich konnte nur die Hände falten
Und stammeln wie ein junges Kind:
O, großer Gott, ich fühl' dein Walten
Im sanften, gold'nen Morgenwind.





Aus Alt-Wiens längst vergangener Zeit.*)

Von Dr. Leopold Senfelder.

Aeneas Sylvius, der spätere Papst Pius II., welcher um die Mitte des XV. Jahrhunderts unsere Stadt besuchte, rühmt die Gelehrsamkeit der Theologen Heinrich Langenstein von Hessen und Nikolaus von Dinkelspühel und bemerkt darauf wörtlich: „Auch jener Thomas Haselbach ist heute kein unbekannter Theolog; er soll der Verfasser nicht unbrauchbarer Geschichten sein. Ich würde seine Gelehrsamkeit loben, hätte er nicht 22 Jahre über das erste Kapitel Isaias gelesen, ohne damit fertig zu werden. Das ist der Hauptübelstand an dieser Hochschule, daß man sehr viel Mühe auf Dialektik und zuviel Zeit auf unfruchtbares Zeug verschwendet.“ —

Wer die umfangreiche Tätigkeit des verdienten Historikers und Theologen Thomas Ebendorfer von Haselbach nur annähernd kennt, muß zugeben, daß Aeneas Sylvius nicht ganz unbefangen urteilte. Schon die gewundene Ausdrucksweise non incelebratus theologus und historiae non inutiles klingt verdächtig. Was die Vorlesungen über das Buch Isaias betrifft, liegen fünf Bände Commentationes in Esaiam Prophetam usque ad cap. XVI. handschriftlich vor. An Gründlichkeit und Weitschweifigkeit mangelt es also nicht. Auch in heutiger Zeit gibt es solche Professoren, bei denen die Hörer nur die allerersten Anfangsgründe lernen können. Der echte Doctor profundissimus ist zumeist ein Original, das über die primitivsten Dinge des täglichen Lebens ebensowenig wie über die Anfangsgründe der vorzutragenden Disziplin hinauskommt. Es wäre interessant zu wissen, ob unser Thomas Haselbach imstande war, seine Federkiele zu spitzen, ohne sich dabei in die Finger zu schneiden.

Der Scholare Kaspar Kalbsor hatte auf der hohen Schule zu Ingolstadt nach vorgeschriebener Frist die Würde eines Magisters der freien Künste erworben und sich darauf dem Studium der Heilkunde zugewendet. Als aber die Zeit, da er sein erstes Examen machen sollte, herangekommen war, schnürte

*) Die freundliche Aufnahme, welche mein Alt-Wiener-Vortrag in der literarischen Sektion der Österr. Leogesellschaft am 2./1. 1905 erfuhr, veranlaßte mich zu vorliegendem Aufsatz, dessen Materialien teilweise den Akten der medizinischen Fakultät und meinen für wissenschaftliche Zwecke gesammelten Notizen aus dem Wiener Stadtarchiv, den Archiven des n.-ö. Landhauses, des Schottenstiftes und des Apotheker-Hauptgremiums, zum geringsten Teil älteren Druckwerken entstammen. Mit Rücksicht auf den populären Charakter des Aufsatzes glaubte ich von genauer Zitation absehen zu dürfen. Möge dies Mosaik, in dem oft bitterer Ernst und harmloser Scherz hart nebeneinander stehen, sein Scherflein beitragen, Liebe und Interesse für die Geschichte unserer Kaiserstadt wachzurufen und warmzuhalten.



er sein Bündel und zog frohgemut nach Wien, um dort Baccalareus zu werden. Der fleißige Magister antwortete am 30. Juli 1492 so flott der Prüfungskommission, daß diese ihn einstimmig des Baccalareates würdig erklärte, aber mit Rücksicht auf den dermalen schlechten Besuch den Wunsch äußerte, Kandidatus möge alle Vorlesungen noch einmal hören, wofür man sich seinerzeit bei der Doktorpromotion dankbar erweisen werde.

Kalbsor bekam also sein wohlverdientes Zeugnis und die Fakultät stellte sich das traurigste Armutszeugnis aus. »Pigro modo lectiones continuantur, pigrius disputationes; decrescit facultas et totum studium Wiennense.« Lässig werden die Vorlesungen weitergeführt und noch lässiger die Disputationen. Mit der Fakultät und der ganzen Wiener Hochschule geht es abwärts. — So schrieb 1490 der Dekan in das Fakultätsprotokoll. Es ist hier nicht der Ort, die Frage zu erörtern, warum die Wiener medizinische Fakultät zu keiner Bedeutung gelangen konnte. Sie war nie das Schoßkind der Landesherren, ihre Mitglieder standen völlig schutzlos dem üppig wuchernden Kurpfuschertum gegenüber. Eine Pflanze im Kellerdunkel treibt nur dürftige, weißgelbliche Schößlinge, würde aber, zur rechten Zeit noch an die Sonne getragen, sattgrüne Blätter, Blüten und Früchte hervorbringen. Hier aber war kein Boden für Talente. Alle bedeutenden Ärzte im Zeitalter des Humanismus verdanken ihren Ruhm nicht der ärztlichen, sondern allgemein wissenschaftlichen Tätigkeit. So ist Johannes Cuspinian bekannt als Historiker, Diplomat und Dichter, Georg Tannstetter als Mathematiker, Bartholomäus Steber und Wilhelm Puelinger als Dichter und Wolfgang Laz als Historiker und neuerdings zu Ehren gelangter Archäolog. Daß die bedeutendsten Geister die Medizin nur zum Erwerb trieben, ihre Kräfte aber anderen Gebieten widmeten, läßt tief blicken. Angesichts dieser armseligen Zustände vermag man nicht ohne gewisse Rührung zu lesen, wie das Kollegium bemüht war, die Fakultätsbücherei durch Ankäufe von damals nicht billigen Druckwerken zu bereichern. So wurden 1492 die sämtlichen Galenustexte und die Septem summaria des Nikolaus Florentinus angeschafft. Bei der chronischen Leere der Fakultätskassa mußte das Kollegium tief in die eigene Tasche greifen.

Bei den Prüfungen herrschte eine rechte Gemütlichkeit. Fast hatte es den Anschein, als ob Wien eine Zufluchtstätte für schwache Kandidaten aus Deutschland gewesen wäre. Im Jahre 1513 machte der Erfurter Baccalare Johannes de Lunden sein Lizenziat. »Satis debiliter et timide respondit.« (Seine Antworten klangen recht schwach und furchtsam.) Demütig bat er um Gnade und Barmherzigkeit und das Kollegium fühlte ein menschliches Rühren. Es promovierte ihn „ex magna gratia et misericordia“, doch mußte er schwören, vor Ablauf von fünf Jahren in Wien nicht zu praktizieren und im übrigen fleißiger zu sein.

Nach der Promotion folgte auf Kosten der jungen Doktoren das übliche Mahl. Diese wie die 18 Mitglieder des Kollegiums versammelten sich zu feuchtfröhlichem Zwecke am Tage St. Cosmae et Damiani d. i. 27. September 1513. Die Akten verzeichen „das ausgeben von wegen des males der fex newen doktor“ wie folgt: Allerlay visch 6 Pf., vleisch 64 Pf., 143 achteren wein und 10 achteren (besseren). Trumetter, pauker und pfeiffer ergötzten die Ohren des löblichen Kollegii wohl mehr als früher genannter Johannes

de Lunden. Auch ein lahmer Flötist war dabei; er scheint eine sehr potente Kehle gehabt zu haben, da er die 12 Denare Spielhonorar als für seine Leistungen ungenügend erklärte und noch 60 verlangte. Bezeichnend ist, daß im selben Jahre eine Prüfung, weil auf einen Fasttag fallend, verschoben wurde, ne convivii solemnitas impediretur, damit das gewohnte Mahl nicht gestört werde. Beim Durchblättern der alten Sitzungsprotokolle unserer medizinischen Fakultät mutet es ganz seltsam an, welch schweren, erbitterten Kampf das Kollegium gegen jüdische Ärzte und Kurpfuscher zu führen hatte. Das ist heute ganz anders.

Viele Menschen sehen noch heute in dem Chirurgen ein blutgieriges Individuum, dem es eine besondere Freude mache, seinen Nächsten zu quälen. Dieser Ansicht huldigte auch jener biedere Greis, welcher Ende des 16. Jahrhunderts wegen eines Unterlippen-Krebses die Wiener Ärzte Hieronymus Strohmaier, Johannes Aichholz und Diomedes Cornarius zu sich berief. Die geschwätzige Fama hatte den Ärzten längst hinterbracht, wie viel Geld besagter Greis den Kurpfuschern schon zwecklos geopfert habe. Die Ärzte rieten, da Lebensgefahr bestehe, zu sofortiger Operation. Doch davon wollte der alte Herr nichts wissen: „Er sey ein redlicher Mann, habe nichts böses verschuldt, er laß sich nicht schneiden, viel weniger prennen oder sengen." — Darauf legte er sich hin und starb. —

Im Jahre 1592 erwischten mutwillige Leute einen vierzehnjährigen Judenknaben und übten an ihm das sogenannte Fuchsprellen, d. h. sie legten ihn auf eine Decke und schnellten ihn mehrmals in die Höhe. Der endlich befreite unglückliche Knabe starb tags darauf unter Kollapserscheinungen, nach heftigem Blutaustritt aus Mund und Nase, wässerigem Erbrechen und schmerzhafter Auftreibung des Magens. Der Fall erregte Aufsehen und der Dekan Diomedes Cornarius mußte auf kaiserlichen Befehl ein Gutachten in Betreff der Todesursache abgeben. Zu diesem Zwecke wandte er sich an die beiden Ärzte Antonio Binelli und Augustin Massa, welche den Knaben noch lebend gesehen hatten. Ersterer erklärte, es sei unsicher, ob das grausame Spiel oder eine etwaige falsche Behandlung vor seiner Berufung den Tod verursacht habe. Am besten wäre es, die Leiche zu obduzieren. Massa nahm eine traumatische Entzündung des Unterleibes oder Gefäßzerreißungen an. Wie das Fakultätsgutachten ausfiel, ob und in welcher Art die Täter bestraft wurden, ist nicht bekannt.

Bei herrschenden Seuchen, besonders zur Zeit des schwarzen Todes 1348, wurden die Juden wiederholt der Brunnenvergiftung beschuldigt. Wie läßt sich dieser selbstredend ganz unbegründete Verdacht erklären? Zwischen Juden und Christen bestand von jeher ein furchtbarer Haß. Einem Feinde pflegt man nichts Gutes zuzumuten. Das gilt besonders vom niederen Volke, welches damals noch mehr als heute an Zauberei dachte, dem Aberglauben huldigte und zu so schwerer Zeit, wo selbst die Intelligenz jegliche Besonnenheit verlor, ohneweiters seiner erregten Phantasie die Zügel schießen ließ. Wenn auch die Brunnenvergiftung seitens der Juden in den Bereich der Fabel gehört, so liegt doch in jeder Fabel ein Körnchen Wahrheit verborgen. Wenn das Volk den Juden ein solches Verbrechen nachsagte, so findet das eine wenigstens teilweise Erklärung dadurch, daß die armen Juden in Schmutz

lebten und die häufigen Einwanderungen aus seucheverdächtigen oder verseuchten Orten Galiziens und Rußlands in unser Judenviertel eine Einschleppung sehr leicht ermöglichten. Darum auch die stete Sorge der Stadtbehörde, in gefährlicher Zeit fremde Juden möglichst ferne zu halten. So beschweren sich „die von Wien“ im Pestjahre 1657 bei der nieder-österreichischen Regierung, daß auf der Strecke von Krems bis Preßburg an ungewöhnlichen Donau-„Urfahrten“ fremde Leute, besonders ausländische Juden, übergesetzt werden. Eine ähnliche Beschwerde stammt vom Jahre 1660; sie lautet im Auszug: Vorgestern (1./IX.) und an Tagen vorher haben sich über 300 Juden aus Pollen und Moßcaw, welche nichts dann zerrissene Pündthl am Hals mit sich gebracht, in die allhiesige Judenschaft und Stadt eingeschlichen. Haben auf diese Nachricht sofort die Judenrichter wegen Duldung dieses Unterschleifes zur Rede gestellt. Diese entschuldigten sich, es sei gegen ihren Willen geschehen, man werde diesen Leuten gerne eine Wegzehrung geben. Wir haben den Richtern befohlen, die fremden Juden alsbald abzuschaffen und außer des Tabor über die Brücke führen zu lassen. In Polen soll die Contagion herrschen. Damit nicht noch andere Juden kommen, bitten wir: „nicht allein an den Thonaustromm, sondern auch bei andern Mauthen und Pässen unmaßgebige Verordnung zu thun, damit dergleichen schöbtliches Judengesündl weithers nicht durchgelassen werde“.

Im Jahre 1666 schreiben ebendieselben: „Anderten sollen wir gleichfalls unerindert nicht lassen, was gestalten wir noch vor diesem in der Judenstadt und derselben gezirk herumb die große Unsauberkeit wahrgenommen, indem sie Juden allen s. v. Unflath gleich auf die gassen vor die heusser giessen.“ Im Jahre 1709 heißt es: „Zugleich ist denen Juden ihr unflätiges Hauswesen zu verweisen und Sauberkeit in Häusern und Gassen durch Ruf anzubefehlen.“ Tote Hunde, Katzen, Stallmist und Küchenabfälle oder Kehricht einfach auf die Straße zu werfen, war nicht spezifisch jüdisch, sondern so ganz allgemeine Sitte in der guten alten Zeit.

In der, soweit bekannt, zweitältesten Infektionsordnung vom Jahre 1541 — die älteste stammt aus dem Jahre 1540 — befassen sich Bürgermeister und Rat sehr eingehend mit der Straßenreinigung. Allwöchentlich am Mittwoch und Samstag gegen sechs Uhr abends soll man jeden Unrat auf Karren oder in Butten aus der Stadt in die Donau tragen und „ja nicht vor des Nächsten Haus kehren“, die Rinnsale durchspülen, damit alles gut durch die Mörungen „geflezt“ werde. Derartige Verordnungen wurden zumeist durch öffentlichen Ruf, mit der Bemerkung: „Einer sag's dem Anderen“, der Bürgerschaft mitgeteilt. Den Bürgern, „so lesen khönnden“, wird bei dieser Gelegenheit eine kleine, Verhaltungsmaßregeln im Essen und Trinken enthaltende Schrift der medizinischen Fakultät empfohlen.

Vor dem Hause des Herrn Auer von Herrenkirchen nächst der Schenkenstraße, wo die Prädikanten Josua Opitius und Lorenz Peyer wohnten, muß es 1575 auch nicht gar schön ausgesehen haben. Es war dort „ain große üblriechende Lagkh oder Sumpf“, dadurch entstanden, daß die Dienstleute „Abwaschwasser oder Spiellach, auch zum Theil andere Unsauberkheit“ in und vor dem Hause niedergossen. Im selben Jahre wird der niederösterreichischen Regierung „glaubwürdig berichtet“, daß eine Säuberung bei den freien Herrenhäusern, geistichen Höfen

und Klöstern, sonderlich vor dem deutschen Haus, dem „Parfotten“-(Barfüßler-) Kloster, beim „Thumb-Brobst“ Peter Janisch, dem Herrn von Tschernagor, den Freiherrn von Eyzing ꝛc. „gar nicht gespürt werde“. Im Jahre 1625 beschweren sich die Landesverordneten über „die von Wien“, welche die Pflastermaut einheben und trotzdem für die Kehrichtabfuhr vor den Frei- und Herrenhäusern wenig tun.

Seit 1615 — soweit nachweisbar — wurde die Straßenreinigung durch die Kärler und Säuberer des städtischen Unterkammeramtes vorgenommen, während die Reinhaltung der Bürgersteige stets Aufgabe der Hausbesitzer war. Aus diesem Jahre stammt die schärfste Kritik, die jemals über die Straßenpflege Wiens gefällt wurde. In einem Berichte der Stände an die Regierung heißt es sub 30. September: „Und demnach eben in hiesiger Stadt wienn immerwerend ein solcher gestanck und unsauberkeit, darob sich gleich zu entsetzen und zu verwundern ist, daß die sterbsläuff nicht merers eingerissen haben“ ꝛc. Die Infektionsordnungen von 1551 bis 1679 und noch später sprechen von „große sümpf und gruben“ auf Straßen und Plätzen. Bei dieser damals in allen Städten herrschenden Unreinlichkeit kann eine Brunnenvergiftung im modernen Sinne des Wortes nicht abgeleugnet werden. Heute wissen wir, daß das Wasser der Träger krankheitserregender Bakterien ist und auf diese Weise Typhus und Cholera sich ausbreiten. Die Wiener schöpften ihr Trinkwasser aus dem seit Jahrhunderten verseuchten Boden. Ob aber viel Wasser getrunken wurde in der von Rebengeländen umsäumten Stadt, wo die Keller bis zu zwei Stockwerken tief waren, um die kolossalen Weinmengen unterzubringen, — in dem Alt-Wien, von dem Aeneas Sylvius berichtet, daß der Weinzehent an den Landesfürsten sich alljährlich auf 12.000 Goldstücke belaufe?

Wie dem immer sei, das moderne Wien ist dank der Hochquellenleitung und guten Kanalisierung eine der gesündesten Städte geworden.

Eine Eigenschaft des Wassers schätzte man in Alt-Wien sehr: daß man darin baden und in also bereitetem, wohlangewärmtem Bade allerlei die Kritik einer Sittenkommission nicht immer vertragende Kurzweil treiben konnte. Dementsprechend war das Völkchen der Bader (balneatores) zwar etwas anrüchig, aber stets bei Kasse. Freilich gab es einen argen Strich, als im XVI. Jahrhunderte der Befähigungsnachweis in Gestalt einer Prüfung eingeführt wurde. Im Bade konnte man sich, wie auch heute, die Haare schneiden oder rasieren laßen. Die „ehrsame“ Baderzunft, welche im Wechsel der Zeiten manche Umgestaltung erfahren mußte, lebt fort in der Genossenschaft der Friseure und Raseure. Diese Epigonen sind aber keineswegs so vielseitig wie ihre Ahnen. Der alte Bader war ein „Mädchen für alles“. Ursprünglich von den „Scherern“, den heutigen Friseuren und Raseuren, unterschieden, übten sie später auch dieses Gewerbe aus. Der alte Bader war nebenbei Straßenreiniger und Feuerwehrmann. Laut Feuerordnung der Stadt Wien vom Jahre 1534 war er zum Löschen und Hergeben von Wasser aus den Wasserkästen verpflichtet. Die früher erwähnte Infektionsordnung vom Jahre 1541 gebietet den Badern, ihre Wasserkästen an den bestimmten Tagen gegen die Straße hin zu entleeren. Die häufigen Seuchen erschwerten den Geschäftsgang, da in solcher Zeit zumeist alle Stuben gesperrt wurden.

Die erste Wiener „Baderordnung" stammt vom Jahre 1421. Von Erzherzog Matthias wurde, 12. Jänner 1621, den Badern und „Balbierern" anbefohlen, „nach alter bisher gebräuchiger Ordnung" jede in Behandlung kommende verwundete Person sofort dem Stadtgerichte anzuzeigen und bei sich zu behalten, bis der Stadtrichter käme oder einen Boten sende. Noch heute sind die Ärzte zur Erstattung der Verletzungsanzeige verpflichtet. Allmählich wandten sich, der Zeitströmung folgend, die Bader immer mehr von ihrem ursprünglichem Gewerbe ab. Der also verfeinerte Gewerbsmann hantierte nunmehr in seiner „Offizin" mit Rasiermesser und Schere, setzte Blutegel, schlug die Ader, heilte Wunden und Knochenbrüche und pfuschte wohl auch, wenn es anging, den Ärzten ins Handwerk. Als Wahrzeichen seines Gewerbes hing ein blechernes Rasierbecken vor der Tür. Aus dem Jahre 1625 liegt mir die verbesserte Baderordnung für die „ehrsame Brüderschaft der bürgerlichen Bader und Wundärzte" vor. Wer Meister werden wollte, mußte drei Jahre gelernt haben und durch Zeugen seine ehrliche und freie Abkunft bekräftigen. Nach der Prüfung vor der Fakultät folgte das Meisterstück — die Bereitung eines Pflasters oder einer Salbe — und das unvermeidliche Meistermahl. Wie von alters her mußte er „einen ganz gulden Toller" in die Lade legen. Wer unverheiratet war oder kein ehrlich Weib hatte, „soll $^1/_2$ Jahr Frist zur Besserung haben", sonst wird das „Aushenkh-Beckhen" von der Stange genommen. Das Baderrecht erhält nur der Wundarzt, welcher durch ein Zeugnis erweist, daß er auch dieses Handwerk drei Jahre gelernt habe. Zwei alljährlich zu wählende Zechmeister stehen an der Spitze der Bruderschaft. Wird ein Meister vorgeladen, so hat er soviele Groschen in die „Stundt-Büchsen" zu zahlen, um wie viel Stunden er zu spät kommt. Auf Nichterscheinen sind 5 Pfund Wachs Strafe angesetzt. Der Wochenbeitrag zur Lade war ein Pfennig.

Es ist nicht so lange her, daß es noch „Bader" gab. Heute ist ein Spottname für Ärzte daraus geworden, für solche, von denen der ritterliche Arzt Paul Sorbait zu sagen pflegte: »A doctore indocto, a cibo bis cocto, a barbata muliere libera nos Domine!«

Das Sichbetrinken war in der guten alten Zeit etwas so Herkömmliches, daß es gar nicht wundern darf, wenn die „Ordnung der Knecht und Jungen" besonders darauf hinweist, daß dieses ein ehrbarer, züchtiger Knecht unterlassen soll. Man soll sich nicht betrinken, noch weniger in diesem Zustande sein Gewerbe ausüben, wie es in den Wiener Apotheker-Ordnungen vom Jahre 1564 und 1602 ausdrücklich zu lesen ist: „Wo aber je ainer mit ainem übrigen trunckh und Wein beladen, So sol der auff dieselb zeit Ertzney zumachen underlassen, damit niemandt durch solche Impediment und mangl an der Cur und Ertzney schaden empfahe."

Wenn an Sonn- und Feiertagen Bürgerin und Bürgersmann zur Messe nach St. Stephan eilten, erregte wohl manchmal ein „wundersam gemähl" samt marktschreierischem Texte ihre Aufmerksamkeit. Der weitberühmte, bei Fürsten und Königen in hohem Ansehen stehende Bruch- und Steinschneider X. ist nach Wien gekommen und bietet seine Kunst an. Diese fahrenden Ärzte verstanden die Reklame genau so gut wie der selige

Mr. Barnum. Neben Schwindlern waren ganz ausgezeichnete Operateure darunter. Aber in der guten alten Zeit hatten die Doktoren der medizinischen Fakultät noch eigene Kirchenstühle bei St. Stephan und darum entging ihnen das Plakat an der Kirchentüre nicht. Der fahrende Arzt wurde vorgeladen und mußte sich einer Prüfung unterziehen, die zu beider Zufriedenheit ausfiel, wenn der Kandidat testimonia anderer Fakultäten vorweisen konnte. Die Chirurgen, welche den Ärzten gegenüber nicht gleichberechtigt waren, verursachten dem Ärztekollegium mancherlei Verdrießlichkeiten. Nicht genug, daß sie bei der Prüfung ihrer Lehrlinge ähnlich wie die Apotheker als Beisitzer und Koexaminatoren fungieren wollten, erlaubten sie sich auch sonst allerlei „Insolenzien". So genoß Anno 1650 unsere Stadt das seltsame Schauspiel berittener Wundärzte. Selbstredend hielt der Dekan Dr. Johann Wilhelm Manegatta diese neueste »Insolenzia«, diese unerlaubte höhere Chirurgie, dem Collegium Chirurgorum gebührend vor. Dieses entschuldigte sich spöttlicherweise damit, daß die Chirurgi wohl an aegritudo pedum, an kranken Füßen leiden. Schließlich kam es zu einem Vergleich, demzufolge sie wieder wie früher die Patienten bescheidentlich zu Fuß besuchten. Man unterschied in alter Zeit Wund- und Schneidärzte; erstere waren niedere Heilgehilfen, welche neben Aderlassen nur die Wundbehandlung verstanden; also die „Bader" oder Wundärzte, während die Schneidärzte eine vollkommenere sachliche Bildung besaßen und sehr geschickte Operateure in ihrer Mitte zählten. In Wien nahmen sie bis ins XVI. Jahrhundert die anatomischen Sektionen vor, doch gab es bereits am Ende des XV. Jahrhunderts auch bei uns Ärzte, welche Chirurgie theoretisch betrieben und sich den Titel eines Doktor der Medizin und Chirurgie beilegten.

Am Stephansfreithofe, nächst dem Riesentore, bestand seit ältester Zeit eine Apotheke oder, wie man auch zu sagen pflegte, ein corpus pharmaceuticum. Hier hausten Meister Albrecht 1342, Lukas von Venedig, gestorben 1417 u. a. m. Es war im Februar im Jahre des Heiles 1625. Meister Georg Hartman, Mitglied des äußeren Rates, wohlbestallter Apotheker und Hausbesitzer „gegen sand Steffan's Thumbkirchen über", schaute fast so grimmig drein wie der Wüstenkönig, welcher als Wahrzeichen in Goldfarbe vor dem Laden prangte. Er hatte aber allen Grund wild zu sein, denn gestern brachte ihm, der seit fünf Jahren das Bürgerspital bediente, der Ratsdiener eine Schrift, worin die Rede war von „übel zugerichte, nit zur Zeit applizierte und durch der Apotheker versaumbnus uncrefftig ertheilte medicamenta an arme Leute im Bürgerspitale". — „O Crafft, das war dein Geschoß, das sollst du mir büßen!" So murmelte Hartman vor sich hin und lud mit gleisnerischen Worten den Spitalmedikus zu sich ein. Der harmlose Dr. Johann Kaspar Crafft, in der Meinung, Hartman wolle ein exemplum statuieren und die Gesellen ermahnen, fleißiger zu sein, damit künftig solche errores nicht mehr vorkommen, ging in die Falle. Kaum hatte er den Goldenen Löwen passiert und die Offizin betreten, mußte er zu seinem Schreck erkennen, daß die Löwenapotheke eine Löwengrube und er ein zweiter Daniel sei. Hartman machte ein großes Geschrei, warf dem armen Crafft die kräftigsten Schmachreden an den Kopf und — die Menschen waren damals in der Tat recht grob — duzte ihn schließlich.

Bei einiger Phantasie kann man sich die Szene wohl recht gut in historischer Treue ausmalen. Wie alle Geschäftslokale, waren auch die Apotheken äußerlich recht unscheinbar. Man stelle sich eine bogenförmige Toröffnung vor. In dieser war eine schmale Glastüre und nebenan ein ebensolches Fenster, welches in der besseren Jahreszeit offen stand und den direkten Verkehr zwischen Käufer und Verkäufer gestattete. Den oberen Abschluß dieser Toröffnung bildete zumeist ein mehr oder weniger kunstvoll gearbeitetes Gitter aus Schmiedeeisen mit den Anfangsbuchstaben des Besitzers und dem Wahrzeichen des Geschäftes. Derartige Geschäftslokale findet man heute noch besonders in Tirol und Vorarlberg.

Wenn zwei sich streiten, freut sich der dritte — und dieser war in unserem Falle das Straßenpublikum. Der Lärm lockte die Vorbeigehenden an, stehen zu bleiben und zu horchen, was das wohl für ein Gezänke beim Goldenen Löwen sei. Wenn in Wien zwei stehen bleiben, folgen alsbald andere dem Beispiele, es kommt zu einer den Verkehr störenden Massenansammlung, welche ein Einschreiten der Polizei dringend erheischt. So ist es heute, so war es auch sicher im Jahre des Heiles 1625. An einem so frequenten Platze wie dem Stephansfreithof konnte es nicht fehlen, daß viele Menschen Zeugen des Streites und der urwienerischen, kernigen Schmachreden waren. Endlich rückten mit schwerem Tritt und gefällter Pike die Stadt-Guardisoldaten heran und trieben die Leute je nach Bedarf mit freundlichen Worten, Stößen und Tritten oder mit Hilfe der Pike auseinander. In kürzester Zeit wußte es die ganze Stadt, wie sehr Meister Hartman und Dr. Crafft „in weitschweiffigen Misverstandt“ geraten seien. Crafft eilte, als die Bahn wieder frei geworden, nach seiner Behausung, nahm Tinte, Feder und Papier und klagte beim hochlöblichen Stadtrat. Was weiter geschah, wird in Ermanglung der Akten wohl ein unlösbares Rätsel bleiben. Sicherlich trug diese Episode das Ihrige bei, daß man die Errichtung einer Hausapotheke für das Bürgerspital immer mehr in Erwägung zog, was aber entsprechend dem langen Kanzleiwege erst 1642 ins Werk gesetzt wurde. Die Apotheke wurde 1652 als öffentliches Geschäft erklärt und besteht noch heute unter dem Schilde „zum heiligen Geist“. Der Goldene Löwe jedoch, zuletzt im Besitze des Franz Anton von Mafficioli, wurde 1782 durch einen Machtspruch Kaiser Josef II. für immer gesperrt.

Für die wissenschaftliche Ausbildung der Apothekergehilfen hatte man in der späteren Zeit genügend Sorge getragen. Doch war es früher nicht so streng, sonst hätte wohl 1539 der Dekan nicht die boshafte Bemerkung gemacht, daß einige parum cerebri — wenig Hirn — besitzen. Im Jahre 1756 stellten die Gehilfen die Bitte, Degen tragen zu dürfen, was zwei Jahre darauf auch bewilligt wurde; doch mußte jeder einen Goldgulden an die Gremial-Witwenkasse zahlen. Um diese Zeit waren in den 15 Apotheken der Stadt und Vorstädte 43 Gehilfen (sodales) tätig. Die Verpflichtung der Apotheker, am Fronleichnamstag neben den Badern und Wundärzten mit roten Mänteln angetan bei St. Stephan zu erscheinen, wurde 1760 erlassen. Als im selben Jahre am 6. Oktober Isabella von Parma, die Braut des Kronprinzen Josef, in Wien einzog, wollte der Bürgermeister den Apothekern

befehlen, bei Hof die Speisen aufzutragen. Diese weigerten sich aber „wegen beständig nötiger Gegenwart in den Offizinen".

Unter den Wiener Apothekern fanden sich sehr tüchtige Fachleute. So wurde mit Hofkanzlei-Dekret vom 30. Juli 1774 der Apotheker zum Schwarzen Bären am Lugeck Johann Jakob Well gratis geadelt und am 20. September zum ordentlichen Professor für Naturgeschichte ernannt. Am 24. April 1775 hielt er im Beisein einer großen Zuhörerschar „mit einem besonderen Vergnügen des löblichen gremium pharmaceuticum cum omni applausu" seine erste Vorlesung. Seine Apotheke ließ Professor von Well fernerhin durch einen Provisor verwalten.

Josef Moser, Apotheker zum Goldenen Löwen in der Josefstadt, war ein namhafter Chemiker. Im Jahre 1779 zu Lichtenthal geboren, absolvierte er seine Studien in Wien, besuchte die Schule des berühmten Erfurter Chemikers und Pharmaceuten Johann Barthol. Trommsdorff, die Universitäten Leipzig, Halle, Jena und Heidelberg und reiste mit dem Herausgeber des Neuen Journals für Chemie und Physik, Prof. Joh. Salom. Christoph Schweigger. Im Jahre 1809 übernahm er die Apotheke seines Vaters Mathias und vermählte sich zwei Jahre darauf mit der Tochter des Hofschauspielers F. W. Ziegler. Er starb 1836. Moser war wiederholt Gremialvorstand, seit 1825 Richter und Bezirksvorsteher, seit 1800 Mitglied der pharmazeutischen Gesellschaft und der Gesellschaft der naturforschenden Freunde in Berlin und der erste, welcher in Wien das chlorsaure Kali darstellte. Besondere Verdienste erwarb er sich um das Beleuchtungswesen. Einem so gewiegten und vielgereisten Chemiker konnte die aus Kohle dargestellte brennbare Luft nicht unbekannt geblieben sein und so begann er 1816 seine Versuche mit Leuchtgas, welche zwei Jahre später der Direktor der polytechnischen Schule, Regierungsrat Prechtl, dahin ausdehnte, daß die Kruger- und Wallfischgasse probeweise beleuchtet wurde. Leider kam die Beschaffung der Kohle in Ermanglung einer leichten Zufuhr so teuer, daß das Unternehmen sehr schnell wieder einging. Doch hatte bereits um 1802 und später der phil. Dr. Zachäus Andreas Winzler von Znaim in der Alserkaserne Versuche angestellt. Nemo propheta in patria! Winzler, anglisiert Winsor, stellte 1808 in London den ersten Gasometer auf. Mehr Glück hatte 1827 der chem. Dr. und Besitzer der alten k. k. Feldapotheke Georg Pfendler, welcher aus Harz und Rübsamenöl Leuchtgas herstellte und selbes mit eigenen Kompressionspumpen verdichtete. Mit diesem transportablen Gas versorgte er seine Apotheke und unter anderem die kais. Hofküche und die Nationalbank. Leider war der Absatz zu gering und so ging auch dieses Unternehmen wieder ein.

Wenn von berühmten Apothekern die Rede ist, darf der ehrenwerte Abraham Sanger am Graben nicht vergessen werden, der 1582 200 fl. und 1590 100 fl. der Stadt Wien vorstreckte. Wie kleinlich gegen die letzte Anleihe von 285,000,000 Kronen im Jahre 1902! „Die von Wien" waren rechte Leckermäuler. So lieferte Sanger 1579, 1581 und für Silvester desselben Jahres um 98, 110 und 120 fl. „allerley confekt" an Bürgermeister und Rat.

Aus der Kontagionszeit gibt es mancherlei zu berichten. So empfiehlt 1679 die medizinische Fakultät, man solle behufs Reinigung der Luft von

Zeit zu Zeit die Stücke auf den Basteien losbrennen. Die Idee wurde nicht durchgeführt, war aber nicht schlecht, da der im Pulver vorhandene Schwefel zu schwefeliger Säure verbrannt wird und diese ein ganz brauchbares Desinfektionsmittel ist. Man behalf sich dafür mit dem bereits im Altertum verwendeten Auskunftsmittel und so loderten allüberall riesige Scheiterhaufen. Das Knistern des Holzes, der aufwirbelnde dichte Rauch, die rote Lohe, welche bei Nacht schwer beladene Leichenwagen, allerorts herumliegende Pestopfer, teils tot, teils mit dem Tode ringend, geisterhaft beleuchtete, herumhuschende Schatten, Hyänen in Menschengestalt auf Raub und Plünderung ausgehend, — welch grausiges Bild für den Pinsel eines Wereschtschagin! Schreck und Entsetzen löste alle Bande des Blutes und der Nächstenliebe.

„Es scheinet, daß die christliche Lieb erlöschen will", „arme Patienten müssen an Leib und Seele crepirn" — schrieb die niederösterreichische Regierung an den Schottenprälaten, den Grundherrn von Ulrich. Was es heißt, in so schwerer Zeit Grundherr zu sein, konnte der Schottenabt Johannes zur Genüge verkosten. Nicht genug, daß er Ärzte, Priester und Lazarette aus eigener Tasche erhalten mußte, drohte man ihm bei der geringsten Saumseligkeit mit der Suspensio in ecclesiasticis et temporalibus. So schrieb er am 30. August, P. Anselm sei der Pest zum Opfer gefallen und fünf Tage unbeerdigt liegen geblieben. Die Zumutung, einen Priester in die alte infizierte Wohnung einzuquartieren, weist er mit Recht zurück. „Kann meine Leute nicht gleichsam zur Schlachtbank führen, dergleichen man nicht einmal vom gemeinen Mann verlangt." Böswillige, gegen das Stift bei Regierung und Konsistorium angebrachte Beschuldigungen veranlaßten den Prior, eine in sehr würdigem Tone gehaltene Erwiderung der geistlichen Behörde vorzulegen.

Priester und Ärzte starben so massenhaft dahin, daß tatsächlich viele Kranke ohne Tröstung blieben. Erst kürzlich — heißt es in einem Akte vom 13. August — lag bei den Augustinern in der Stadt ein Weib stundenlang, „hat so inständig umb einen Beicht-Vatter gerueffen, gleichwollen nicht erhalten". Solche Fälle waren häufig, wiewohl die wenigen noch arbeitsfähigen Ärzte und Priester fast Übermenschliches leisteten. Im Oktober waren alle Apotheken ausverkauft. Es fehlte an Händen, die Leichen alle schnell zu begraben, so daß man die Kerker öffnete und — gewiß nicht zum Guten — die Verbrecher für diesen Dienst bestellte.

In dieser schweren Zeit fiel auch so mancher wackere, todesmutige Apostel der Nächstenliebe zum Opfer, leisteten viele brave Männer fast Übermenschliches. Die Nachwelt nennt und kennt sie nicht, die wir aber kennen, sollen hier den Wienern ins Gedächtnis gerufen werden. Andreas von Liebenberg, Paul de Sorbait und die klangvollen Namen Schwarzenberg, Jörger, Hoyos und Starhemberg. Ehre ihrem Angedenken!

In den Katakomben zu St. Stephan steht einsam ein Metallsarg, welcher die Gebeine eines Kapuziners umschließt. Bei Lebzeiten war er im Volke bekannt als der beredsame Emerich, »Emericus facundus«. Zu Komorn als der Sohn eines Fleischhauers geboren, trat er in den Kapuzinerorden und wirkte 22 Jahre als Prediger in der Schottenkirche. Im Jahre 1680 bestieg er auf Befehl des Papstes den bischöflichen Stuhl zu Wien und wurde zum geheimen Konferenzminister des Kaisers ernannt. Oft und oft

predigte noch Bischof Emerich Sinellius vor dem Volke, gewiß auch zur Zeit der Türkennot 1683, mit begeisterten Worten die Bürger zum Kampfe gegen den Feind anspornend.

Der Name des Kapuziners Marco d'Aviano, der das Entsatzheer begleitete, lebt noch in aller Mund. Wer aber kennt den Kapuziner Emerich Sinellius, den Oberhirten der bedrängten Stadt? Er starb 1685 ohne letztwillige Verfügung, da es — wie er sagte — einem Sohn des heil. Franziskus nicht zustehe, über Geld zu disponieren. Bei seiner übergroßen Demut ist es wohl anzunehmen, daß er auf eigenen Wunsch in der allgemeinen Begräbnisstätte beigesetzt wurde, während den übrigen Kirchenfürsten eigene Grüfte und mehr weniger prunkvolle Grabmonumente errichtet sind. Möge das christliche Wien auch dieses Mannes gedenken!

Im Jahre 1657 herrschte in Wien wieder einmal die Kontagion. Man sollte glauben, daß dieses Schreckgespenst bei Bürgermeister und Rat keinerlei kleinlichen Tratsch aufkommen lassen konnte. Mit nichten. Ein äußerst wichtiger Fall beschäftigte die sittenstrenge klatschsüchtige Nachbarschaft des magister sanitatis Dr. Christoph Ploechinger. Er hatte — wie der Amtsbericht sagt — ein „Mensch“ bei sich, mit dem er allzu vertraulich lebe. Das Gerücht kam dem Bürgermeister Johann Georg Dietmayr von Dietmansdorf zu Ohren, der es eifrig weiter erzählte und schließlich von Amts wegen den Herrn Doktor um Aufklärung und Äußerung ersuchte. Darob ergrimmte dieser gar sehr und verfaßte eine geharnischte Eingabe an den Stadtrat: Ein löblicher Stadtrat möge sich die Sache von Denunzianten und Injuranten erklären lassen. Gedachtes Mensch hat — so schreibt er — meine verstorbene Frau gepflegt, ist selbst erkrankt und hat „mir und meinen Khindelein gedient in Erweigerung anderer“. Ich habe unter einem halben Jahre „neun Dienstmenscher“ gehabt, welche alle aus Furcht vor der Kontagion davonliefen. Will mir Bürgermeister und Rat selbst Dienstboten bestellen und bezahlen und vermag er, daß sie mir in allen Fällen treu sind, in Not und Pestgefahr, so bin ich zufrieden und will heute noch meine Leute entlassen. Ich weiß, daß der Bürgermeister mich darob überall diffaminiert, aber die Geschichte geht weder ihn noch den Stadtrat etwas an. Die Klage gehört vor die Universität oder niederösterreichische Regierung, „dan ich auß einem Doktor und membro universitatis kein Burger begehre zu werden“. Wenn der Bürgermeister mich dort verklagt, muß er den Denunzianten nennen, damit dieser die gebührende Strafe erhalte.

Man hatte ihm auch vorgehalten, daß er nichtinfizierte Häuser und andere Kirchen außer der den Infektionsbeamten zugewiesenen Kirche Maria am Gestade besuche und obige Person die Prozession nach Maria-Zell mitgemacht habe. Darauf erklärte er, er gehe dorthin, wohin alle Infektionsbedienten auch hingingen, „wessentwegen ich nit krepiren oder Noth halber sterben will“. Das Mädchen sei nicht in Zell, sondern bei ihrer Mutter in Lilienfeld gewesen und einen Tag vor der Ankunft der Prozession in Wien eingetroffen. Niemand könne ihm verbieten, der Ziehmutter seines Kindes entgegenzugehen, „weillen ich mich samt denen Kindern nit kon lassen Jahr und Tag einsperren“. — Plöchinger blieb trotz dieser barschen und modern gesprochen „ungebührlichen Schreibweise“, welche ganz unzweideutige Ausfälle

gegen den Bürgermeister enthält, weiter im Amte und hatte noch öfter mit Stadtrat und Regierung in Sachen rückständigen Soldes zu tun. Im Jahre 1658 war er in der Not gezwungen, sein Dienstpferd, den ihm von der Stadt beigestellten „tauglichen Klepper", zu verkaufen, da er vergeblich auf den Gehalt wartete und als Pestarzt auf Privatpraxis nicht rechnen konnte. Seine Bezüge waren jährlich 600 fl, sobald 5 Infizirte sich im Lazarett befanden 1200 fl, freie Wohnung, 12 Klafter Buchenholz und 50 Pfund Kerzen. Nur einen Teil trug die Stadt, den Rest das Land und die Hofkammer. Wie P. Berthold Sengschmitt in seiner Schotten-Chronik berichtet, hatte sich die Judengemeinde freiwillig erboten, alljährlich 500 fl zur Unterhaltung eines magister sanitatis zu zahlen, als sie 1622 mit kaiserlicher Erlaubnis das Haus von weiland Maximilian Schwanser am Wildpretmarkt kaufte und in eine Synagoge umwandelte. Hier handelte es sich aber um einen Armen- und Spitalarzt, welcher alle Jahre von der Fakultät bestimmt wurde.

Die Döblinger benahmen sich im Pestjahre 1655 recht „undiskret", da sie die auf ihrem Grunde gegenüber der oberen Spittelau errichteten Baracken zweimal niederschlugen und die Holzläden zertrümmerten. Das machte ihnen noch 1657 der Infektions-Sollizitator Georg Widtman zum Vorwurf. In dem vorhergehendem Jahre starb bei dem Bestandwirte Philipp Kräpfl in Döbling ein Schneider. Obwohl keine Pest zu konstatieren war, verlangte man 1 fl Beschau- und 5 fl Begräbnisgeld und sperrte das Gasthaus. Der Beschauarzt Georg Ziegler erklärte: „Hätte ich gewußt, daß ich einen solchen Gestankhen einnehmen müße, wäre ich nicht um 6 Reichsthaler nach Döbling gegangen." Zum Überfluß verweigerte der Dorfrichter die Beisetzung am Friedhofe, da der Schneider zu schnell gestorben sei und so mußte denn der Wirt nach einigen Tagen die Leiche heimlich „bei der Marter-Säuln gegen die Stadt Wien sehent" einscharren lassen. Das Gasthaus blieb aber „wegen großen Gestanken", durch den Pest entstehen könne, noch 14 Tage behördlich geschlossen.

Das Jahr 1661 brachte den Wienern eine recht unangenehme Steuer. Mit Rücksicht darauf, daß beim Wein wenig zu verdienen sei, die Bräuer dagegen „merklichen Nutzen" haben, beschloß man zur Bestreitung der Infektionskosten die bereits zu Gunsten des Bürgerspitales bestehende Bierauflage von 15 kr per eingeführten Eimer zu verdoppeln. Da nun das Bürgerspital seit 1537 eigene Braugerechtigkeit besaß, erhoffte man für den Fall, als die Zufuhr geringer werde, einen gesteigerten Bedarf aus dem städtischen Brauhause.

Kurpfuschende Handwerker gibt es jedenfalls mehr als gewerbetreibende Ärzte. In einem Aktenkonvolute findet sich unter dem 18. Oktober 1686 eine Eingabe von Bürgermeister und Rat an die Universität. Die bürgerlichen Sattlermeister klagen gegen den Med. Dr. Johann Christoph Rosius, derselbe kaufe alte Wagen und Riemzeug zusammen, lasse sie durch Guardi-Soldaten und „andere Störrer" zurichten, arbeite im Hause „mit Leim und Nägeln" und verkaufe die also „verneuerten" Wagen an Kavaliere und andere Leute. Er möge diesen Unfug lassen, es solle ihm „solche unziembliche Handtierung" ab- und eingestellt werden. Ja, Herr Kollega, das war ein großer Unfug!

Der Mann hätte gewiß mit mehr Lust Menschen vernewert statt alte Kutschen.

Im Jahre 1688 herrschte große Aufregung unter den Pfründnern und Pfründnerinnen des Wiener Bürgerspitales. Wie schon oft, aber stets erfolglos, hatte die medizinische Fakultät einen löblichen Bürgermeister und Rat dienstfreundlich um Überlassung toter Körper aus dem Bürgerspitale behufs „Anatomierung" ersucht. „Die von Wien" richteten darauf an die niederösterreichische Regierung ein Schreiben folgenden Inhaltes: Die armen Leute sterben an solchen Krankheiten, daß sie „unseres Bedunckhens" zur Anatomierung nicht geeignet sind. Eine derartige Erlaubnis würde „solche confusion und schreck" verursachen, daß die Leute entweder „zum Todt maturiren" oder davonlaufen und schließlich Niemand mehr herein wollte; würde ferner der guten Intention der Stifter zuwider laufen und „üblen Nachklang machen", weil es sich öfter ereignet, daß Malefizpersonen zum Strange oder Schwert verurteilt und den Ärzten zur Anatomierung übergeben werden. Die Fakultät möge daher abgewiesen und auf künftige Malefizpersonen vertröstet werden.

Dieser Bescheid war noch weniger wert als ein Kanzleitrost, denn mit Malefikanten hatte man recht üble Erfahrungen gemacht. Sobald der Scharfrichter in Erwartung eines guten „Vibals" oder Trinkgeldes die Fakultät benachrichtigt hatte, daß demnächst ein Malefikant vom Leben zum Tode gebracht werde, herrschte eine lebhafte Tätigkeit. Vor allem galt es, dahin zu wirken, daß der Delinquent möglichst wenig beschädigt werde, denn einen geschundenen, geräderten oder gar gebratenen Leichnam konnte man nicht brauchen. Dann wurde ein passendes Lokal gewählt, bestimmt, wer als Lector, d. i. Vorleser aus der Anatomia Mundini, wer als Indicator, d. i. Erklärer und als Incisor oder Operateur zu fungieren habe, wer einzuladen oder strafweise auszuschließen und wieviel an Eintrittsgeld zur Bestreitung der Kosten einzuheben sei. Bei der Seltenheit solcher Übungen ist es begreiflich, daß die Ärzte sich auf eine Anatomie ebenso freuten wie etwa junge Mädchen auf den ersten Ball. Endlich war alles bereit, selbst der unentbehrliche Imbiß fehlte nicht und richtig zur Stunde brachten die Henkersknechte das heiß ersehnte Suppositum, das laut Gerichtsprotokoll wirklich und wahrhaftig „verreckth" war. In der guten alten Zeit starben die Delinquenten nicht, sondern verreckten; ihr Körper galt als Aas oder, was noch schöner klingt, als Rabenaas. In der festen Überzeugung, daß Gerichtsprotokolle nicht lügen können, machte sich der Incisor ans blutige Werk. Doch halt, was ist das, „das Aas" bewegt sich, lebt also! Allgemeine Enttäuschung, denn das Schauspiel ist zu Ende. Der schlecht gerichtete Verbrecher wird unter dem Schutz des Pedellen ins Heiligengeistspital geschafft, goldene Sonne und Freiheit lächeln ihm wieder — nur die enttäuschten Ärzte lachen nicht. Ganz begreiflich. So geschehen zu Wien am 17. März 1441. Acht Diebe wurden am Tage vorher gehängt, einen erhielt die Fakultät zur Anatomierung und gerade der mußte erwachen. Es hat nicht sollen sein.

Im Jahre 1492 wurde der gehängte Dieb Konrad Praitenauer der Fakultät überliefert. Man bemerkte im Körper noch Leben und nahm einen Aderlaß vor, worauf Schaum aus dem Munde trat. Obwohl nach den

hippokratischen Aphorismen dieser für ein sicheres Zeichen nicht mehr wiederkehrenden Lebens galt, setzte man die Bemühungen fort und wurde endlich durch Erfolg belohnt. Aber die Erinnerung an die letzten Vorgänge fehlte ihm gänzlich. — Ärzte und Scharfrichter verfolgen ganz entgegengesetzte Ziele; denn diese wollen das Leben erhalten, jene das Leben vernichten. Dementsprechend sind auch ihre Ansichten über Kunstfehler grundverschieden. Der Wiener Liktor war entsetzt darüber, daß Konrad nicht tot sei und wollte ihn durchaus umbringen, wenn er nicht von Dr. Barthol. Steber und dem früher genannten Kalbsor ganz energisch zurückgewiesen worden wäre. Praitenauer wurde auf Fakultätskosten in seine Heimatsgemeinde Alt-Ötting geschafft, lebte noch manches Jahr, bis er neuerdings, aber kunstgerechter gehängt wurde.

Die seltsame Mär war in der dortigen Kirche gemalt zu sehen, doch ob der Held der Geschichte dieses Marterl selbst aufgehängt hat, vielleicht um auch einmal etwas aufzuhängen und nicht immer die passive Rolle zu spielen, davon verlautet nichts.

Eine Resuszitierung, d. i. Wiederbelebung Gehängter ereignete sich nach Hyrtl öfters. So wurde 1650 Anna Green in Oxford gehängt und wieder belebt. Die neuerliche gerichtliche Untersuchung erwies völlige Schuldlosigkeit. Margaret Dickson, 1728 zu Edinburg gehängt und wieder belebt, heirate und starb nach dreißig Jahren eines natürlichen Todes. Patrik Redmont, 1766 in Irland gehängt und wieder belebt, trank sich sofort einen tüchtigen Whiskyrausch an.

Von den früher erwähnten Anatomieversuchen fand der erste am Gottesacker des Heiligengeistspitales, der zweite im Fakultätshause in der Weihburggasse statt. Dort sezierte man 1452 die erste weibliche Leiche, die Golinin, ein stadtbekanntes Weib, welches in der Donau ertränkt worden war.

Aber nicht bloß tote, auch lebendige Verbrecher wurden ab und zu den Ärzten überliefert. Bei uns kam dies in Prag und Wien je einmal vor. In Wien wurde nämlich 1563 einem zum Tode verurteilten neunzehnjährigen Dieb auf kaiserlichen Befehl eine halbe Drachme Arsenik in Gegenwart vieler Ärzte, Studenten und Stadträte durch den Henker verabreicht. Eine Stunde nachher erhielt er eine Auflösung von Bezoarstein als Gegengift. Die Natur war barmherziger als die Menschen. Diomedes Cornarius berichtet als Augenzeuge, daß nach heftigen Entleerungen völliges Wohlbefinden auftrat. Das Versuchskaninchen in Menschengestalt wurde natürlich freigelassen. Hatte dieses Experiment einen wissenschaftlichen Wert? Wahrscheinlich kam der sogenannte Hüttenrauch (aerugo), d. i. ungereinigte arsenige Säure zur Anwendung, welche sich sehr langsam löst. Eine halbe Drachme etwa 2·18 Gramm ist an sich eine tötliche Dosis, doch bekam der Delinquent, ein junger Mann, das Gift nicht rein, sondern mit einer syrupdicken Zuckermasse, der Rosenkonserve, gemischt und bereits nach einer Stunde, wo erst ein Bruchteil zur Wirkung gelangt war, das vermeintliche Gegengift, Bezoarstein mit Boretschwasser. Selbes konnte den Brechreiz nur befördern, also die Natur bei der Ausscheidung unterstützen. Übrigens kennt die neuere Medizin Fälle, wo sogar nach Einnahme von größeren Dosen, sogar 30 Gramm, durch rechtzeitig verabreichte Brechmittel Heilung erzielt wurde. Der Beweis, daß Bezoarstein ein

spezifisches Gegengift sei, muß demnach als mißlungen betrachtet werden. Woher aber der große Ruf von Bezoar? Der echte Stein, welcher äußerst selten und zu teuren Preisen in den Handel kam, stammt aus dem Orient und ist ein Konkrement aus den Eingeweiden der Bezoarziege, im wesentlichen eine Verbindung von phosphor- und kohlensaurem Kalk. Unter dem Namen Bezoar wurden aber alle nur denkbaren Fälschungen verkauft. Leider fehlt eine eingehende historische Studie über dieses im Mittelalter als geradezu wundertätig geltende Mittel. In unserem Falle könnte man an eine Abstumpfung der arsenigen Säure durch die Kalkverbindung und eine Beförderung des Brechreizes durch das Boretschwasser denken.

Wie Hyrtl erzählt, überließ 1473 Ludwig XI. den Pariser Ärzten einen zum Tod verurteilten, an Blasenstein kranken Soldaten, damit diese die Methode des Blasenschnittes üben könnten. Im Grunde genommen für damals recht human, denn der Arme hätte unter Henkershand vielleicht mehr Schmerzen zu dulden gehabt als beim Blasenschnitt, wo er im günstigen Falle gewinnen konnte. Nach Alessandro Benedetti, dem Anatomen zu Padua 1493, baten Delinquenten wiederholt, man möge sie lieber einem Collegium medicum anstatt dem Henker ausliefern. Das Kollegium ließ dann dem Todeskandidaten 9—13 Gramm Opium mit süßem Wein reichen, worauf schnell Bewußtlosigkeit und Tod erfolgten. Der Jenenser Anatom um die Mitte des XVII. Jahrhunderts Werner Rolfink war dagegen so gefürchtet, daß viele Verbrecher sich als letzte Gnade erbaten, nach dem Tode nicht „gerolfinkt“ zu werden.

Um aber wieder zum Wiener Bürgerspital zurückzukehren, sei bemerkt, daß die Fakultät damals abgewiesen wurde. Erst 1735 erhielt Wien eine besondere Lehrkanzel für Anatomie und später durch van Swietens Bemühung nicht bloß die Leichen der Gerichteten, sondern auch unbekannter und armer, in den Spitälern verstorbener Personen. Das „Schkelyton“, welches die Fakultät 1558 dem Dr. Paulus Fabricius um 7 fl abkaufte, war der erste bescheidene Anfang zu dem heute groß angelegtem anatomischen Museum.





Von der Konsonanz der Töne.

Humoristisches aus Petzvals Theorie der Tonsysteme.

Vor kurzem ist im 51. Bande der „Zeitschrift für Mathematik und Physik" (begründet von Schlömilch) unter dem Titel: Petzvals Theorie der Tonsysteme, herausgegeben von phil. Dr. Erményi, Ingenieur in Wien, ein Auszug, beziehentlich der mathematische Teil aus einer Handschrift erschienen, welche der Herausgeber mit noch anderen handschriftlichen Aufzeichnungen im Jahre 1902 unter altem Hausrate auf dem Dachboden des Hauses Wien, IV. Karlsgasse 2 gefunden hat, in welchem der Professor der Mathematik Josef Petzval (1807—1891) bis an sein Lebensende gewohnt hat. Dieser Fund schien im Anfange und noch vor genauer Durchsicht ein außerordentlich wertvoller und viel versprechender zu sein, weil zu erhoffen war, daß manche Arbeiten dieses bedeutenden Gelehrten und Forschers ans Tageslicht gebracht werden könnten.

In Petzval darf man sich nämlich nicht den trockenen, unfruchtbaren Mathematiker vorstellen; das gerade Gegenteil ist richtig. Sein Bestreben war, die Mathematik nicht als Selbstzweck, sondern hauptsächlich als Mittel zur Erkenntnis der Naturgesetze zu betrachten und die gewonnenen Ergebnisse für das Leben nutzbringend anzuwenden. Er war, und zwar schon zu einer Zeit, da noch an den deutschen Universitäten der abstrakteste Betrieb der Mathematik in voller Blüte stand, der einzige bedeutende Lehrer der angewandten Mathematik an der Wiener Universität, der mit seinen Vorträgen selbst bei den trockensten Gegenständen lebendiges Interesse zu erwecken wußte, sowohl durch die Wahl der Stoffe aus den verschiedensten Gebieten der Akustik, Ballistik, analytischen Mechanik, Mechanik des Himmels, Optik u. s. w., sowie auch durch die fesselnde Art der Behandlung derselben. In seinen auf praktische Ziele gerichteten Bestrebungen nach außen, in denen er gleichfalls durchaus selbständig und schöpferisch auftrat, kam ihm als gründlichen Gelehrten auch seine technische Bildung — er war ursprünglich ausübender Ingenieur — wesentlich zu nutze, und so war er befähigt, manche Leistungen zu vollbringen, welche seinen Namen unvergänglich gemacht haben.

Zu den glänzendsten gehören wohl seine Schöpfungen auf dem Gebiete der photographischen Dioptrik, auf welchem er wahrhaft bahnbrechend gewirkt hat. Leider ist es noch viel zu wenig allgemein bekannt und gewürdigt, daß Petzval durch seine scharfsinnigen Berechnungen, mit welchen er im Jahre 1840 und später die sogenannten lichtstarken Doppelobjektive schuf,



die Stadt Wien zur Wiege der praktischen Photographie gemacht und damit den Weg eröffnet hat, auf welchem diese alsbald ihren Siegeslauf über die ganze gebildete Erde nehmen und sich zu ihrer heutigen Höhe aufschwingen konnte.

Wie viele wissen es, daß er im Jahre 1843 das Galileische Fernrohr neu berechnet, verbessert und damit den heutigen Theaterguder geschaffen hat und daß er im Jahre 1847 den Nebelbilder= (jetzt Projektions=) Apparat auf seine heutige Vollkommenheit gebracht hat? Ebenso werden nur noch wenige davon Kenntnis haben, daß er im Jahre 1869 über Einladung des Kriegsministeriums das Projekt zu einem elektrischen Scheinwerfer für Kriegszwecke berechnet, entworfen und auch zur Ausführung übernommen hatte, das Projekt aber nicht bis zu Ende ausführen konnte, weil er in ganz Österreich keine Werkstätte finden konnte, die ihm alle die nötigen, der damaligen Industrie zum Teil noch unbekannten Bestandteile zu liefern im stande gewesen wäre. Auch dürfte es eine heute bereits vergessene Sache sein, daß er durch eine besondere, von ihm erdachte Methode, die leider verloren gegangen ist und die er die Methode der numerisch gleichen Maxima und Minima nannte, in die Lage gesetzt war, alle seine optischen Instrumente mit der größten Vollendung herstellen zu lassen, wodurch es ihm gelungen war zu erreichen, daß die Wiener Fabrikate auch im Auslande allgemeine Anerkennung fanden und als mustergiltig hingestellt wurden.

Aber nicht bloß in der Optik, sondern auch auf anderen Gebieten hat er hervorgeragt. So hat er in der Ballistik grundlegende Theorien aufgestellt, was Veranlassung war, daß er über Aufforderung des Kriegsministeriums die noch heute giltigen Schießtafeln berechnet hat, wozu ihm als Beihilfe eine Anzahl von Artillerieoffizieren zugeteilt war. Es würde zu weit führen, hier alle seine verschiedenen Verdienste um das öffentliche Interesse näher auszuführen.

Lebhaft zu bedauern ist aber, daß Petzval seine Forschungen nicht zu veröffentlichen pflegte und ausgewählte Materien zunächst nur seinen Schülern in den Vorträgen zugute kommen ließ. Mit Ausnahme seiner „Integration der linearen Differentialgleichungen“, welche die Kais. Akademie der Wissenschaften 1853—1859 herausgegeben hat, ist von ihm nichts von Bedeutung gedruckt worden. Ein auf drei Bände berechnetes Werk über Optik, dessen Veröffentlichung gleichfalls die Akademie übernommen hatte und von dem sich die wissenschaftliche Welt eine berechtigte hohe Bedeutung versprach, hat das Licht der Welt nicht erblickt, weil das bereits druckfertige Manuskript mit noch anderen handschriftlichen Aufzeichnungen von Dieben, welche im Jahre 1858 in seine Sommerwohnung auf dem Kahlenberge eingedrungen waren und nach Wertpapieren suchten, von ihnen aus Zorn, daß sie solche nicht fanden, teils verbrannt, teils sonst verwüstet worden ist. Seitdem war Petzval nicht mehr zu bewegen, etwas durch Druck zu veröffentlichen.

Beim Funde der nachgelassenen Papiere lag aber noch immer die Hoffnung nahe, es würden sich doch noch manche seiner Arbeiten vorfinden, die zur nachträglichen Veröffentlichung geeignet wären. Allein die genauere Durchsicht brachte eine arge Enttäuschung. Das Ganze besteht zum größten Teile nur aus Bruchstücken, von manchen Materien ist überhaupt gar nichts vorhanden. Und so ist in der Tat durch die in seiner Biographie geschilderten

verhängnisvollen Umstände vieles, für die Wissenschaft vielleicht Unersetzliches gänzlich verloren gegangen.*) Von seiner Optik fand sich nicht ein Blatt. Von seiner Lehre der Ballistik sind die ersten 12 Bogen vorhanden, während von seiner „Theorie des Schwertschlages" — Petzval war der beste und gefürchtetste Säbel- und Rappierfechter Wiens, und dieser Sport brachte ihn auf jene Theorie — sind nur einzelne wenige Blätter da.

Aus seiner analytischen Mechanik fand sich dagegen glücklicherweise eine bis zu einem gewissen Umfange zusammenhängende Abhandlung, welche sich zur Veröffentlichung eignete. Sie ist unter dem Titel: Theorie der Störungen der Stützlinien im 50. Bande der eingangs erwähnten Zeitschrift erschienen und hat in Fachkreisen berechtigtes Aufsehen erregt. Diese Arbeit, die sich auf Gewölbe und Hängebrücken bezieht, stammt aus dem Ende der 1840er Jahre und ist durch die damals von dem Engländer Clark in Budapest erbaute Kettenbrücke veranlaßt worden, von welcher Zeit an dann der Bau von Kettenbrücken sehr in Schwung gekommen war. Hier zeigt sich, wie gründlich und klar dieser Gelehrte schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts über die hier in Betracht kommenden schwierigen Fragen dachte und zu welch bedeutsamen Ergebnissen er mit seinen durchwegs originellen Methoden gekommen war. Geradezu bewundern muß man, daß er schon lange vorher mit elastischen Bögen und Temperatureinflüssen rechnete, bevor noch die Ingenieure bei ihren Brückenkonstruktionen überhaupt daran dachten. Daß seine Theorie zur Zeit ihrer Aufstellung nicht die ihrer Bedeutung entsprechende Würdigung fand, erklärt sich einerseits aus dem Umstande, daß Petzval sie an einer Hochschule vortrug, deren Schüler nicht in die technische Praxis eintraten, die also keine Gelegenheit zu deren Anwendung oder weiteren Ausbildung fanden, und andererseits daraus, daß Petzval, wie besagt, die Eigenheit hatte, seine Arbeiten nicht einer größeren Öffentlichkeit zuzuführen. Leider ist auch von dieser Theorie nur der erste, theoretische Teil vorhanden, während der zweite, in welchem er die praktische Nutzanwendung erläuterte, verloren gegangen ist.

Das weitaus größte Konvolut von Schriften erstreckt sich auf Gegenstände der Akustik und der theoretischen Musik, mit welchen er sich hauptsächlich in den letzten Jahren seiner lehramtlichen Tätigkeit beschäftigte. Es zeigt sich daraus, daß er sich dabei folgende Gegenstände zum Studium gewählt hatte: Theorie der Schwingungen gespannter Saiten, Theorie der Tonsysteme, Bildung der Akkorde, die rationelle Tastatur, mathematische Grundsätze zur Bildung einer neuen Harmonielehre, Geschichte der Musik. Auch über alle diese Materien sind größtenteils nur fragmentarische Aufzeichnungen vorhanden, aber sie ergeben, daß Petzval auch dieses Gebiet mit einer seltenen Gründlichkeit beherrschte, nicht nur als Akustiker, sondern auch als praktischer Musiker, zumal er bei seinem hohen musikalischen Talente von seinem Vater, einem Organisten, beinahe alle Musikinstrumente zu spielen erlernt hatte.

*) Dr. Josef Petzvals Leben und Verdienste. Von phil. Dr. L. Erményi Ingenieur. Zweite, wesentlich vermehrte Ausgabe mit 11 Bildern und 3 Figuren. Halle a. S., W. Knapp, 1908.



Die Theorie der Tonsysteme hat Petzval in den Jahren 1870—1877 auch zum Gegenstand seiner Vorträge gemacht, die sehr zahlreich besucht wurden, nicht nur, weil der Gegenstand neu und hochinteressant war, sondern auch, weil Petzval, gewohnt, alle seine Vorträge ungewöhnlich fesselnd zu gestalten, der mathematischen Entwicklung seiner Theorie durch geistreiche Ausfälle gegen andere Gelehrte wie Rameau, d'Alembert, Helmholtz u. a. sowie durch humoristische Einstreuungen eine besondere Anziehungskraft zu verleihen verstand. Dabei war er auch auf die Musiker vom Fach und die Harmonielehrer nicht gut zu sprechen, von denen er sagte, sie hielten sich alle für unfehlbar und lehnten jede Belehrung, besonders wenn sie sich auf mathematische Grundlage stütze, schlechterdings ab, denn sie hielten alle an dem Grundsatze fest: Ein Genie braucht keine Regel, sondern was ein Genie tut, ist Regel.

Der in der eingangs erwähnten Zeitschrift veröffentlichte mathematische Auszug aus dieser Theorie ist, wie Fachleute versichern, noch heute von hohem Werte und die durch seine originellen Methoden gefundenen Resultate bilden ohne Zweifel einen bemerkenswerten Beitrag zur Tonlehre.

Die sämtlichen auf die theoretische Musik bezüglichen handschriftlichen Aufzeichnungen hat der Herausgeber geordnet und die ganze Sammlung dem Musikarchiv der Stadt Wien gewidmet, weil er der Meinung ist, daß die Gedanken, welche Petzval darin niedergelegt hat, nicht spurlos verschwinden sollten, zumal es nicht ausgeschlossen ist, daß sich einmal ein in der Mathematik wie Musik gleich bewanderter Fachmann findet, der dieselben verwertet und im Sinne Petzvals weiter ausbildet. Dieser handschriftlichen Sammlung, u. zw. jener Stelle, wo er den Wohlklang der Töne behandelt, ist die nachfolgende, mit einer köstlichen Satire auf zwei Mathematiker durchflochtene, humorvolle Darstellung entnommen.*)

„. . . . . . . Man wird also sagen: Ein Tonsystem ist nichts anderes als eine geschlossene und in sich zurückkehrende Tonperiode, deren Bestandtöne sowohl ihrer Zahl nach wie auch vermöge ihrer Schwingungsverhältnisse sich geeignet erweisen, um damit gute Musik zu machen. Unter guter Musik versteht man nicht nur wohlklingende Musik, sondern auch solche, welche unbeschadet ihres Wohlklanges oder vielleicht auch ohne Rücksicht auf denselben einen mannigfachen psychischen Charakter hat."

„Der Tonsetzer will nämlich mit der Gewalt der Töne das Gemüt des Menschen beherrschen und will ihn nach seinem Belieben in eine lustige, traurige, andächtige, kriegerische u. s. w. Stimmung versetzen. Das Tonsystem darf daher nicht zu wenig Töne enthalten, weil daraus Tonarmut entsteht, zufolge welcher die musikalischen Wirkungen nicht mehr erzielt werden können; es darf aber auch nicht zu viele Töne zählen, weil die Verschwendung der Tonmittel zu anderen schweren Übelständen führt. Ferner ist es nicht notwendig, daß die Töne, aus welchen das Tonsystem besteht, reine Töne seien, sie können alle vielmehr temperiert, d. h. verfälscht sein; jedoch nur um einen so geringen Bruchteil ihrer Schwingungszahl, daß die Ver-

*) Das Nachfolgende ist in der eingangs erwähnten Zeitschrift nicht enhalten und noch nirgends veröffentlicht.



fälschung von dem menschlichen Gehörorgane unter Umständen, unter welchen man Musik zu machen pflegt, nicht mehr mißklingend wahrgenommen werden kann.

„Wer mithin ein neues Tonsystem entweder bilden oder über ein solches ein begründetes Urteil fällen will, der muß sich offenbar folgende drei Fragen beantworten können: 1. Welche Tongruppen oder Tonfolgen klingen gut, was klingt besser, was klingt am allerbesten und unter welchen Umständen ist der höchste Wohlklang zu erzielen? 2. Wie groß ist die Empfindlichkeit der einzelnen Intervalle gegen Verfälschung? 3. Welche Tonverbindungen besitzen irgend einen angebbaren psychischen Charakter und sprechen demzufolge eine dem Gehör leicht erfaßbare musikalische Sprache?

„Was die zwei ersten Fragen betrifft, so wird man vermutlich meinen, daß die mehrere tausend Jahre alte Musik dieselben bereits längst beantwortet haben wird; man wird ferner vermuten, daß die letzte Frage die meisten Schwierigkeiten bietet und deshalb entweder gar nicht oder bisher nur unvollständig erledigt sei. Man täuscht sich vollständig in allen seinen Vermutungen, denn gerade das Gegenteil von demjenigen, was man naturgemäß meinen sollte und zu meinen genügende Veranlassung hätte, ist tatsächlich vorhanden. Nämlich die Musiker wissen bis zum heutigen Tage nicht, was gut klingt, auch nicht, was empfindlich ist; dagegen besitzen wir einen wertvollen, von Euler aufgestellten allgemeinen Satz, der klar und präzis besagt, welche Intervalle und Tongruppen im allgemeinen einen angebbaren psychischen Charakter haben. Da dies eine Tatsache ist, die in der Geschichte des menschlichen Geschlechtes einzig, ja sogar in hohem Grade befremdend ist, so dürfte eine bloße Erwähnung derselben hier kaum genügen und es wird notwendig sein, durch authentische Zeugnisse gründlich zu erhärten, daß die musikalische Welt bis zum heutigen Tage über das, was wohl klingt sowohl wie auch über das, was empfindlich und empfindlicher ist gegen Verfälschung, noch nicht einig geworden ist. Dieser Nachweis ist hier umso wichtiger, als er sich vorzüglich geeignet erweist, über den Gegenstand, der in Rede steht, ein neues und helleres Licht zu verbreiten und nebenbei feste Grundlagen für die Harmonielehre zu gewinnen.

„Die Welt wimmelt von guten und schlechten Musikern. Die Art jedoch, wie der Menschheit diese Kunst gewöhnlich beigebracht wird, — nämlich durch Abrichtung und beinahe nie durch gründlichen systematischen Unterricht, — bringt es mit sich, daß man nur höchst selten einen Musiker findet, der eine genauere Kenntnis der Eigentümlichkeiten des Tonsystems besäße, von welchem er täglich Gebrauch macht. Der Pianist, dessen Befähigung im Notenlesen und in Fingerfertigkeit besteht, hat selten eine Ahnung davon, daß ihm nur erklecklich falsche Terzen auf seinem Instrumente zu Gebote stehen. Sein natürlich gutes Gehör ist schon in früher Jugend zu Tode gehämmert worden in der Schmiede des 12stufigen, gleichschwebend temperierten Tonsystems und er meint wohl mit ganz reinen Tönen Musik zu machen.*)

*) Petzval hat das im jetzigen Klavier verkörperte Tonsystem mit seinen 6 ganzen und 6 halben Tönen für tonarm und unzureichend erklärt, was er nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch auf seinem Klaviere nachgewiesen hat. Dieses war für ein 31stufiges System eingerichtet und abgestimmt, wobei aber 10 seltener



„Das Stimmen seines Instrumentes, welches ihn allenfalls darüber belehren könnte, besorgt er nicht selbst, sondern überläßt es samt der Sorge um das Temperament dem Klavierstimmer. Es gibt daher, ungeachtet der großen Anzahl mit Musik irgendwie beschäftigter Leute, doch nur sehr wenige Individuen, die ihre Ideen in dieser Angelegenheit festgestellt haben, Klavierstimmer wie Musiker, von welchen man eine Antwort auf die Frage erwarten darf: welche Intervalle klingen gut und in welcher Rangordnung stehen die konsonanten Intervalle, erstens nach ihrem Wohllaute und zweitens nach ihrer Empfindlichkeit gegen Verfälschung? Erfolgt eine Antwort, so lautet sie gewöhnlich ungefähr folgendermaßen: ‚Die edelste und vollkommenste, d. h. wohlklingendste Konsonanz ist die Oktave. Sie ist darum auch so empfindlich, daß sie auch nicht die allergeringste Verfälschung vertragen kann und ganz untemperiert und vollkommen rein bleiben muß. Nach ihr ist die Quinte die edelste und vollkommenste Konsonanz. Sie verträgt darum auch nur sehr geringe Verfälschungen und darf nur so wenig als möglich temperiert werden. Dann kommen die Terzen; sie sind unvollkommene Konsonanzen und können und müssen auch temperiert werden bis zum Heulen. Die Septimen sind Dissonanzen, kommen mithin auch nur in dissonanten Akkorden vor.‘

„Dies ist dem Wesen nach in möglichst kurzer Fassung der Inhalt der Antwort, die man in der Regel auf die obige Frage erhält. Sie ist durchdrungen von einem gewissen dem musikalischen Menschen eigentümlichen praktischen Sinne, weil er teilweise im Sprachgebrauche, teilweise in den gangbaren Anschauungen unseres Zeitalters begründet ist. Sie enthält nämlich eine fingierte Personifikation der konsonanten Intervalle, die jedoch in der gestellten Frage bereits vorhanden ist, so daß der Antwortgeber lediglich in die Fiktion, die in der Frage liegt, eingeht und dieselbe weiter ausspinnt.

„Wenn der phantasiereichste Dichter Englands Lord Byron seinen Manfred ausrufen läßt:

Oh, that I were
The viewless spirit of a lovely sound
A living voice, a breathing harmony
A bodiless enjoyment, born and dying
With the blest tone, which made me . . .

so bewundern wir mit Recht den hohen Flug der Phantasie in dieser wahrhaft schönen Stelle. Der Dichter personifiziert den Ton des Alpenhornes, gibt ihm einen unsichtbaren Geist und läßt ihn geboren werden und sterben, und gerade diese Personifikation des Tones ist es, der die zitierten Zeilen ihren unnachahmlich hohen Schwung verdanken.

---

vorkommende Töne weggelassen waren, so daß auf jede Oktave 21 Tasten fielen. Die Klaviatur, welche er in seiner Werkstätte auf dem Kahlenberg selbst hergestellt hatte und welche er die „rationelle Tastatur“ nannte, war so eingerichtet, daß man ein jedes Musikstück, welches man in einer Tonart eingeübt hatte, ohne Anstand in allen anderen Tonarten mit dem gleichen Fingersatze abspielen konnte. Es war also ein Klavier, das reine Stimmung und Transponiervorrichtung hatte. Diese seine Erfindung fällt in das Jahr 1870.



„Allein der Musiker oder Klavierstimmer, dieser so praktisch aussehende Mann, der uns die obige Antwort gegeben hat, ist ja doch ganz gewiß ein noch viel schwungvollerer Dichter. Er personifiziert nicht nur den Ton, sondern er personifiziert etwas, was nicht einmal ein Ton ist, sondern nur das Verhältnis der Schwingungszahlen zweier Töne, das Verhältnis 1 : 2, oder die Oktave. Er läßt sie nicht nur geboren werden und sterben, er erhebt sie vielmehr mittlerweile auch in den Adelstand und erteilt ihr alle Privilegien und Eigenschaften des hohen Adels, die Renitenz gegen das Tragen der Kommunallasten des Tonsystems mit eingeschlossen. Er überträgt auf die konsonanten Intervalle menschliche Einrichtungen und teilt sie in Kasten ein: die Oktaven bilden den hohen Adel; die Quinten im glänzenden Harnisch sind die Ritterschaft, die an den Privilegien des hohen Adels möglichst teilnehmen und auch möglichst wenig mit der Kommunallast der Temperatur behelligt werden will; die Terzen sind die misera contribuens plebs, auf welche die gesamte Steuerlast der Temperatur zu fallen hat; die Septime ist das Aschenbrödel des Tonsystems.

„Woher kommt es denn nur, daß wir diesem Musiker oder Klavierstimmer keineswegs dieselbe Bewunderung entgegentragen, die wir dem englischen Dichter zollen? Dies rührt vermutlich daher, weil wir selbst vermöge des Sprachgebrauches und der gangbaren Anschauungen unseres Zeitalters ebenso schwungvolle Dichter sind, ohne uns dessen klar bewußt zu werden. Der Mensch denkt in seiner Muttersprache; enthält diese daher schwungvolle, poetische, sinnbildliche Ausdrücke, so wird er unwillkürlich zum Dichter. Zudem vermag sich niemand, und sei er noch so sehr Philosoph, den herrschenden Ideen seines Jahrhundertes, und wären es auch Irrtümer, ganz zu entziehen. Und sind in diesem Jahrhunderte Standesverschiedenheiten selbstverständlich, so wirkt es auch nicht befremdend, wenn der Musiker derlei Kastenunterschiede auf die musikalischen Intervalle überträgt.

„Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß diese in Sprache und Einrichtungen niedergelegte Poesie einen vielleicht nicht unbedeutenden Anteil am Entstehen der großen Meisterwerke der Dichtkunst und Musik genommen hat, an welchen die Neuzeit im Vergleiche mit dem Altertum einen überwiegenden Reichtum besitzt. Weit entfernt daher, auch nur den leisesten Zweifel dagegen auszusprechen, zollen wir vielmehr diesem poetischen Elemente willig die verdiente Anerkennung und finden auch gar nichts dagegen einzuwenden, wenn die obigen Angaben, die jedenfalls das Verdienst der Klarheit haben, einer nicht mathematisch gehaltenen Harmonielehre zu Grunde gelegt werden, wie dies auch in der Tat geschehen ist.

„Allein, wenn es sich darum handelt, daraus die Grundlage einer mathematischen Theorie der Tonsysteme zu bilden, dann hat die Mathematik selbst ein gewichtiges Wort mitzureden. Eine besondere Eigentümlichkeit dieser Wissenschaft muß hier hervorgehoben werden, diejenige, welcher die Mathematik ihren sprichwörtlich gewordenen Ruf der Unfehlbarkeit hauptsächlich verdankt, nämlich: sie leidet in den Daten der Aufgabe, die sie zu lösen, oder in den Grundbegriffen der Wissenschaft, die sie aufzubauen unternimmt, keinen Widerspruch, kein Mißverständnis oder keine Zweideutigkeit, mit einem Worte, kein logisches Gebrechen; werden ihr solche logisch unrichtige Fundamental-

daten oder Urbegriffe geboten, so weist sie dieselben entweder unmittelbar ab oder sie beantwortet dieselben früher oder später, aber nicht unverzüglich genug mit einer deductio ad absurdum. Daher kommt es, daß ein paar einander widersprechende Begriffe oder Sätze Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang in den Köpfen sämtlicher Musiker friedlich nebeneinander bestehen können, ohne in Streit zu geraten. Versucht man aber einmal sie zur Grundlage einer mathematischen Theorie zu machen, so kommt, wie der Rechenstift angesetzt wird, der wenn auch noch so versteckte Widerspruch urplötzlich an den Tag, sie entbrennen in grimmer Fehde und es muß schließlich einer von beiden oder es müssen beide den Platz räumen.

„Die obige Antwort nun enthält nicht etwa nur einen Widerspruch; sie bietet vielmehr eine ganze Blumenlese von logischen Gebrechen der verschiedensten Arten anmutig in einen Strauß gebunden. Schulgerecht wäre es nun allerdings, diese logischen Gebrechen durch eine gründliche logische Analyse zu enthüllen. Allein abgesehen davon, daß dies hier verfrüht wäre, haben auch noch dazu logische Analysen etwas Langwieriges und hiemit nicht selten auch Langweiliges. Und der von humanen Gesinnungen gegen seine Leser erfüllte Schriftsteller kann nicht wünschen, daß ein seiner Natur nach ernstes Studium, wie das den Gegenstand dieser Abhandlung bildende, in ein langweiliges ausarte.

„Glücklicherweise wendet man sich hier an einen in solchen logischen Analysen geübten, d. h. mathematischen Leserkreis, dem man nur einen passenden Wink zu geben braucht, und er bildet sich die logische Analyse con amore selber. Dieser Wink soll darin bestehen, daß man den Gegenstand aus dem Bereiche des Gehörorganes oder dem Gebiete der Akustik, wo wir beinahe alle mit wenigen Ausnahmen entweder in theoretischer oder in praktischer oder in jeder Beziehung Neulinge sind, in das jedermänniglich viel besser bekannte Gebiet des Geschmacksorganes, der Gastronomie, wo wir alle gründliche, vollkommene Sachkenner sind, überführt und alldort eine der obigen parallele Frage stellt und auch in möglichst paralleler Weise beantwortet.

„Die Frage lautet folgendermaßen: in welcher Rangordnung stehen die fünf Getränke: Wein, Wasser, Bier, Schnaps und Essig, erstens in Bezug auf ihren Wohlgeschmack und zweitens in Bezug auf ihre Empfindlichkeit gegen Verfälschung? Wie man sieht, ist diese Frage der obigen: ‚Welche Intervalle klingen gut und in welcher Rangordnung stehen diese konsonanten Intervalle erstens nach ihrem Wohllaute und zweitens nach ihrer Empfindlichkeit gegen Verfälschung?‘ parallel gestellt. Selbst die Personifikation der Intervalle geht in eine Personifikation der Getränke über, denen ebenfalls Empfindlichkeit, also Empfindung, und weil nur lebende, persönliche Wesen empfinden, Persönlichkeit zugeschrieben wird. Die Antwort muß nun auf diese Fiktion eingehen und sie weiter ausspinnen; dies geschieht auf folgende Weise.

„Das edelste und vollkommenste Getränk ist das Wasser. Es ist das allgemeine Lösungsmittel in der Natur, es befruchtet unsere Felder, treibt unsere Mühlen, trägt, ein zweiter Atlas, die wuchtigsten Schiffsungetüme auf seinem starken Rücken und muß nach Billigkeit und Recht dieser Verdienste zum wohlschmeckendsten Getränke erkiesen und ernannt werden. Diese Würde bringt es mit sich, daß das Wasser als Getränk nicht die allergeringste

Beimischung eines anderen Stoffes vertragen kann und vollkommen rein bleiben muß. Nach dem Wasser ist das edelste und vollkommenste Getränk der Wein. Er ist der König der Getränke und der Sohn der Natur. Nebstbei erfreut er noch des Menschen Herz und nimmt also billig in der Reihe der wohlschmeckenden Getränke nach dem Wasser den höchsten Rang ein. Er ist daher auch ungemein empfindlich gegen jegliche Verfälschung und darf nur so wenig als möglich mit Wasser verdünnt werden. Das Bier und der Schnaps sind gemeine, proletarische Getränke mit unvollkommenem Wohlgeschmacke; man kann sie verfälschen, vermischen und verpantschen bis zur gänzlichen Ungenießbarkeit; sie empfinden dies nicht. Der Essig endlich ist ein dissonantes, übelschmeckendes Getränk; er kommt auch nur in übelschmeckenden Speisen vor, und jeglicher Essig, woher er auch komme, ist doch am Ende nichts als verfälschter Bieressig.

„Jedes Gleichnis hinkt, sagt man; allein das vorliegende hat diese Untugend in geringerem Maße als viele andere seiner Art. Es ergeht mithin an den scharfsinnigen Leser die Aufforderung, sich nicht etwa dem Irrtume hinzugeben, man bringe hier nur einen unzeitigen Scherz zu seiner Erheiterung; denn ein solcher würde in ein mathematisches Werk nicht passen. Die vorliegende Parallele macht vielmehr Anspruch darauf, als das Ergebnis einer sehr ernsten, wissenschaftlichen Untersuchung angesehen zu werden, in das kurzgeschürzte Gewand eines Gleichnisses gekleidet. Dem Leser wird es also obliegen, wenn er Nutzen aus dieser Behandlung ziehen will, den Parallelismus der beiden Antworten auf die zwei parallel gestellten Fragen zu verifizieren. Man gibt ihm hiemit die Versicherung, daß jedes Mißverständnis, jeder logische Widerspruch, jede falsche Angabe, jede Beziehung einer richtigen Tatsache auf eine falsche Grundursache, mit einem Worte, jedes logische Gebrechen bei den Antworten gemeinschaftlich und an derselben Stelle vorhanden sei, das Ganze aber ein ziemlich treffendes Gesamtbild liefere der vornehmsten Vorurteile und Inkonsequenzen, die sich im Laufe der Zeiten in die theoretische Musik eingeschlichen haben.

„Manche Leser werden aber bereits ungeduldig geworden sein und sagen: Was kümmert uns die allgemeine Meinung der Klavierstimmer und Durchschnittsmusiker; wir wollen wissen, was Männer sagen, die sich vermöge ihrer gründlichen, sowohl musikalischen wie auch logischen Bildung für geeignet gehalten haben, als Lehrer des Volkes aufzutreten in Wort und Schrift, Harmonielehrer und, so es deren gibt, zugleich Mathematiker, weil diese wohl am wenigsten von der Poesie ihres Zeitalters angesteckt und meistens geeignet sind, sich unsinnbildlich, trocken und mit Präzision auszudrücken!

„Wir wollen ihnen willfahren, denn wir besitzen musikalisch-mathematische Schriftsteller, ältere und neuere. Also zuvörderst einen älteren!

„D'Alembert, Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften, ausgezeichneter Mathematiker und gründlicher Musikkenner, hat uns ein Werk hinterlassen, betitelt: Elements de musique theoretique et pratique suivant les principes de M. Rameau éclaircis, developpés et simplifiés. Der zweiten Auflage dieses Werkchens, erschienen 1772, entnehmen wir nun diejenigen Stellen, die sich auf Wohllaut und Empfindlichkeit der konsonanten Intervalle beziehen. Wir beginnen bei chapitre V, überschrieben: Ce que c'est, que

consonance et dissonance, und bringen dieses Kapitel wörtlich, denn an dem, was solche Männer sagen, ist gewöhnlich keine Silbe überflüssig, alles ist instruktiv und alles des eingehendsten Studiums wert. Es ist kurz und lautet:

16. Un accord composé de sons, dont l'union plait à l'oreille, s'appelle accord consonant, et les sons, qui forment cet accord, s'appellent consonances les uns par rapport aux autres. La raison de cette denomination est qu'un accord est d'autant plus parfait que les sons, qui le forment se confondent d'avantage ensemble.

17. L'octave d'un son est la plus parfaite des consonances, que ce son puisse avoir; en suite la quinte, plus la tierce etc. C'est un fait d'experience.

18. Un accord, composé des sons, dont l'union deplait à l'oreille, s'appelle accord dissonant, et les sons, qui le forment, sont appellés dissonances les uns par rapport aux autres. La seconde, le triton et la septième d'un son, sont des dissonances par rapport à lui. Ainsi un accord composé des sons ut ré, on ut si, on fa si etc. est un accord dissonant. La raison, qui rend la dissonance désagreable, c'est que les sons, qui la forment ne se confondent nullement à l'oreille, et sont entends par elle comme deux sons distincts, quique frappé à la fois.

„Was hier zuerst auffällt, ist, daß d'Alembert die Begriffe Konsonanz und Dissonanz definiert, was bei weitem nicht alle Harmonielehrer tun oder in einer Weise tun, daß gar keine Definition besser gewesen wäre. Hieraus geht hervor, daß er diese Begriffe für sehr wichtige Fundamentalbegriffe hält, auf welchen das ganze Lehrgebäude der Musik ruht. Der wissenschaftliche Mann definiert nie leichtsinnig und unnötigerweise, weil er weiß, wie schwer gut definieren ist und wie es selbst dem gewiegtesten und vorsichtigsten Logikern mißlingt. Ferner bemerkt man, daß d'Alembert für Konsonanz und Dissonanz Begriffe feststellt, die mit denen des Volkes, nämlich Wohlklang und Mißklang, im allgemeinen harmonieren. Dies ist, so oft es möglich ist, stets gut. Denn gibt man einem bereits gangbaren Worte eine neue, zweite Bedeutung, so liegt die Gefahr nahe, daß es einmal in dem ersten gangbaren, das anderemal in dem zweiten neuen Sinne genommen wird, woraus dann oft gar arge Täuschungen hervorgehen. Und es ist jedesmal besser oder auch redlicher, den neuen Begriff auch mit einem neuen Worte zu bezeichnen. In der unbestimmten Form jedoch, in der die Volkssprache die Begriffe Konsonanz und Dissonanz verwendet, sind sie in der Wissenschaft nicht brauchbar.

„D'Alembert präzisiert sie daher durch genaue Angabe des Ursprunges des Wohllautes oder Mißklanges, indem er sagt: Un accord, composé des sons, dont l'union plait à l'oreille, s'appelle accord consonant, zu deutsch: Ein Zusammenklang zweier oder mehrerer Töne, deren Verbindung dem Ohre gefällt, heißt ein konsonanter Akkord. Er sagt also nicht: Ein Zusammenklang zweier oder mehrerer Töne, welcher dem Ohre gefällt. Er sagt auch nicht: Ein Zusammenklang zweier oder mehrerer Töne, von welchen jeder für sich dem Ohre gefällt. Beides gäbe eine falsche Definition; sondern er sagt:

Ein Zusammenklang zweier oder mehrerer Töne, deren Verbindung dem Ohre gefällt.

„Soll also z. B. der Zusammenklang CG zweier Töne C und G eine Konsonanz heißen, so ist hiezu nicht genügend, daß C für sich und G einzeln für sich ertönend wohl klingt, sondern es muß CG besser klingen als C allein für sich und G allein für sich. Und nur der Überschuß des Wohlklanges von CG über die Teilklänge C und G macht den Akkord von CG zu einem konsonanten Akkord, weil er den Betrag des Wohlklanges darstellt, der lediglich aus der Verbindung der Töne C und G fließt.

„Es ist ein Merkmal einer guten Definition, wenn aus derselben gleich wichtige Folgerungen gezogen werden können, die wie Knospen emporschießen, aus denen dann allmählich Äste, Zweige, Blätter und Blüten des stolzen Baumes der Wissenschaft sich zu entwickeln versprechen. Die Definition d'Alemberts entspricht dem vollkommen. Zum Beweise bringen wir ein paar corollaria.

„1. Wenn es keine konsonanten Akkorde gäbe, d. h. wenn es unmöglich wäre, durch die bloße Verbindung mehrerer Töne einen Wohlklang zu erzeugen, der nicht schon in den einzelnen Bestandtönen enthalten ist, so wäre der Tonsetzer ein Tor, der sich um Harmoniemusik in Akkorden bemühte, nachdem homophone Musik in einzelnen Tönen leichter zu haben ist und ebenso wohlklingend wäre. Nachdem es jedoch konsonante Akkorde von ausgezeichnetem Wohlklange und reicher Mannigfaltigkeit des psychischen Ausdruckes gibt, so ist eine gute Harmoniemusik der homophonen der Griechen weit vorzuziehen, und es ergeht an den intelligenten Musiker die Hauptfrage: Wie müssen die zum Musizieren benötigten Töne gewählt, zu Akkorden gruppiert und in welche Ordnung diese Akkorde gebracht werden, damit der Wohlklang ein Maximum erreicht? Man sieht, wie ungezwungen sich die ganze Harmonielehre der d'Alembertschen Definition der Konsonanz anschließt. Viele andere Definitionen liegen faul und schwer wie Blei und es folgt aus ihnen gar nichts, höchstens Widersprüche.

„2. Der Einklang ist keine eigentliche Konsonanz, denn wenn man zwei oder mehrere gleiche Töne, etwa C, gleichzeitig erklingen läßt, so ist der Zusammenklang CC oder auch CCC dem Ohre um nichts angenehmer, wohllautender als der isolierte Ton C; er ist nur etwas stärker. Es wird mithin durch den Zusammenklang oder die Verbindung kein Wohlklang gewonnen, mithin ist auch keine Konsonanz vorhanden. Aber eine Dissonanz ist er auch nicht, denn CC klingt um nichts übler als C. Im mathematischen Sinne also, in welchem Null auch als Zahl betrachtet wird, kann man nach Belieben sagen: Der Einklang ist eine Konsonanz von der Ordnung Null oder der Grundzahl Null des Wohlklanges; oder auch: Der Einklang ist eine Dissonanz von der Grundzahl Null des Mißklanges, was dann eben nichts weiter bedeutet als: er ist weder Konsonanz noch Dissonanz, sondern nur Tonverstärkung.

„Da sich die von d'Alembert gegebenen Definitionen von Konsonanz und Dissonanz auch bei fernerer Prüfung der daraus abgeleiteten Folgerungen bestens bewähren, und nachdem es keine anderen gibt, die einer Theorie der Tonsysteme schicklicher und vorteilhafter zugrunde gelegt werden könnten, so

machen wir sie hiemit auch zu den unsrigen. Die Ideen großer Denker der Vorzeit sind Errungenschaften, die hochzuhalten stets rätlich ist, natürlich ohne die Unabhängigkeit des eigenen Urteils aufzugeben.

„Im Absatz 17 des zitierten 5. Kapitels werden nun die konsonanten Intervalle aufgezählt. Er lautet in deutscher Übersetzung: „Die Oktave eines Tones ist die vollkommenste der Konsonanzen, die dieser Ton haben kann; dann kommt die Quinte, dann weiter die Terz u. s. w. Dies ist eine Tatsache der Erfahrung."

„Dem zweifellosen Verständnisse dieser Stelle steht nur ein Wort entgegen, nämlich das Wörtlein: vollkommen. Es ist ein sogenannter terme passione, ein Gefühlswort; es bedeutet nicht eine Eigenschaft, sondern erteilt einer Sache ein Lob, man weiß selten warum. Demzufolge scheint es hier gar sehr wahrscheinlich, aber doch einigermaßen zweifelhaft, ob vollkommenste Konsonanz mit höchstem Wohlklange gleichbedeutend aufzufassen sei. Wir suchen daher nach anderen Stellen im Werke d'Alemberts, die hierüber Aufschluß zu geben geeignet sind und finden Vorrede, Seite XXV: Pourquoi d'ailleurs certains accords fort agreable, tels que la quinte, ne perdent-ils presque rien de leur agrement quand on les altère et que par consequent on detruit la simplicité de leur rapport; tels que tierce, deviennent durs par une faible altération; tandis enfin, que le plus parfait, et le plus agreable des tous les accords, l'octave ne peut souffrir l'alteration la plus legère.

„Es geht aus dieser Stelle unzweifelhaft hervor, daß d'Alembert die Oktave in der Tat für die angenehmste, wohlklingendste Konsonanz halte und vermöge der früher zitierten Stelle darauf die Quinte und zuletzt die Terzen dem Wohllaute nach folgen lasse, ganz übereinstimmend mit der allgemeinen Meinung der sämtlichen Musiker und Harmonielehrer. Nur in Bezug auf die Empfindlichkeit der konsonanten Intervalle hat er eine abweichende Meinung; er sagt nämlich, daß die Terz beinahe so empfindlich wie die Oktave und viel empfindlicher als die Quinte sei, während alle übrigen Musiker die Quinte weitaus empfindlicher halten als die Terz.

„Dies hindert ihn aber doch nicht, eine stärkere Verfälschung der Terz als der Quinte anzuraten; denn er sagt Seite 15: Il est vrai, que les tierces seront un peu dures (im gleichschwebend temperierten Tonsysteme) mais la tierce etant un intervalle moins consonant que la quinte, il est necessaire, dit M. Rameau, d'en sacrifier la justesse a celle de la quinte; car plus un intervalle est consonant, plus l'alteration en deplait à l'oreille. La moindre alteration dans l'octave est insupportable.

„Es ist zweckdienlich zu bemerken, daß der berühmte Gelehrte nicht seine eigene Privatmeinung äußert, sondern die allgemeine Meinung der älteren Musiker vor Rameau, welcher auch Rameau in seinen jüngeren Jahren beipflichtete und die sich so lange erhielt, als die alte Stimmung des Klaviers, die reine Terzen besaß, im Gebrauche blieb. Nach der allgemeinen Einführung der gleichschwebenden Temperatur und ihrer falschen Terzen jedoch verwandelten sich sämtliche Musiker in Quintenpuritaner. Man sieht, daß die Mode ihre Herrschaft auch auf das Reich der Töne erstreckt.



„Noch in einer anderen Beziehung unterscheidet sich d'Alembert von anderen Harmonielehrern, nämlich in der Aufzählung der Konsonanzen, als welche er nur die Oktave, Quinte und Terz nennt. Lobe unterscheidet in seinem Katechismus der Kompositionslehre vollkommene und unvollkommene Konsonanzen; zu den vollkommenen rechnet er die reine Prime (d. h. Einklang), die reine Quarte, die reine Quinte und die reine Oktave; als unvollkommene gelten ihm die kleine und große Terz und die große und kleine Sexte.

„Daß d'Alembert die Prime oder den Einklang den Konsonanzen nicht beizählt, könnte vielleicht seinen Grund darin haben, daß der Einklang kraft der gegebenen Definition keine eigentliche Konsonanz, sondern nur eine Tonverstärkung ist. Was jedoch die Quarte und die Sexten anlangt, so sind diese höchstwahrscheinlich darum nicht bei der namentlichen Aufzählung übergangen worden, weil man sie für keine Konsonanzen hält, sondern darum, weil es sich von selbst versteht, daß Quarte und Sexten konsonieren, wenn einmal gesagt ist, daß die Quinte und die Terzen Konsonanzen sind. Dieser anscheinend unbedeutende Punkt hat für uns gleichwohl große Wichtigkeit, wir werden daher bestrebt sein, ihn in ein möglichst helles Licht zu setzen.

„Schon im Eingange dieser Abhandlung ist eines höchsten Prinzipes der Harmonielehre Erwähnung geschehen, welches man (Petzval) das Prinzip der angenäherten Äquivalenz der Oktaven nennen könnte und welches folgendermaßen formuliert werden kann: Jeder Ton bildet mit allen seinen höheren und tieferen Oktaven eine Reihe von Tönen, die nach dem Urteile des menschlichen Gehörorganes einander in hohem Grade ähnlich sind, dergestalt, daß man in einem jeden Tongebilde, z. B. Akkorde, einen von ihnen für den anderen setzen kann, ohne den Charakter dieses Tongebildes wesentlich zu ändern. Es werden deshalb auch alle diese Töne der ganzen Oktavreihe mit ein und demselben Namen und Buchstaben bezeichnet. Die Richtigkeit dieses Satzes wird von allen Harmonielehrern ohne Unterschied anerkannt, wiewohl sie denselben nie so aussprechen, sondern gewöhnlich in andere Worte kleiden.

„Vorderhand stellt man (Petzval) ihn als Ergebnis der Erfahrung hin, aber die Zeit ist vielleicht nicht mehr ferne, wo man ihn aus dem gründlich und erschöpfend bekannten Baue des menschlichen Gehörorganes mit der mathematischen Analysis ableiten wird. Der Anhang zur gegenwärtigen Abhandlung, welcher auch eine Theorie der Schwingungen gespannter Saiten*) in einem widerstehenden Mittel enthält, bringt einen Satz, der hiezu brauchbar zu werden verspricht, nämlich: Wenn eine gespannte Saite durch die Schwingungen des Mittels, in welchem sie sich befindet, zum Schwingen angeregt wird, so schwingt sie alle ihr entsprechenden harmonischen Töne und ihre Oktaven auf dieselbe, dem äußeren Anschein nach völlig identische Weise, das heißt, Ton und Oktave, beide ohne Schwingungsknoten oder mit derselben Anzahl von Schwingungsknoten, die sich an derselben Stelle befinden. Da das Gehörorgan auch ein System in einem widerstehenden Mittel schwingender Saiten oder Fasern ist oder sein soll, die durch die Schwingungen dieses Mittels selbst in Bewegung gesetzt werden, so ist nur noch übrig, zwischen

*) Abgedruckt in den Denkschriften der Kais. Akademie d. W. 1859.



den Identitäten der dynamischen Erscheinung und der sinnlichen Wahrnehmung einen Kausalnexus festzustellen. Damit wird dann das Prinzip der Äquivalenz der Oktaven eine Festigkeit gewinnen, die es den mathematisch bewiesenen Sätzen an die Seite stellt. Dieses Prinzip hat daher mehr für sich als das übereinstimmende Zeugnis aller Musiker und Harmonielehrer und der in der Kunst angeführte Usus. Wir haben mithin alle Ursache zur vollen Zuversicht in die Verläßlichkeit dieses Grundsatzes. Aus ihm folgt aber unmittelbar, daß, wenn Quinte, Großterz und Kleinterz Konsonanzen sind, auch Quarte, kleine und große Sexte beziehentlich ähnliche Konsonanzen von beinahe demselben Grade und psychischen Charakter des Wohlklanges sein müssen.

„Dies veranlaßt uns, die Konsonanteninterstalle nicht in vollkommene und unvollkommene — denn dies hätte hier gar keinen Sinn, — sondern in Urintervalle und Kointervalle einzuteilen. Zu den Urintervallen zählen wir die ersten Obertöne des Grundtones mit ihren Oktaven und die kleine Terz, also Oktave, Quinte, große Terz, kleine Terz, Septime. Die zweite Gruppe bilden die Kointervalle, d. h. diejenigen, welche die Urintervalle zur Oktave ergänzen, oder besser, welche man aus den Urintervallen erhält, anstatt des Grundtones seine Oktave substituierend. Sie heißen: Einklang, Quarte, kleine Sexte, große Sexte, übermäßige Sekunde. Da sie alle aus den Urintervallen dadurch entstanden sind, daß man anstatt eines Bestandtones seine Oktave gesetzt hat, und da vermöge des Gesetzes der angenäherten Äquivalenz der Oktaven diese Substitution den Charakter der Tonverbindung nur unwesentlich zu ändern vermag, so ist die auf diesem Wege aus der Quinte hervorgegangene Quarte nahezu ebenso konsonant und vermutlich auch beinahe ebenso empfindlich gegen Verfälschung. Ebenso ist die aus der großen Terz abgeleitete kleine Sexte eine Konsonanz von ähnlichem Wohllaute und demselben psychischen Charakter, d. h. beide sind heitere oder Dur-Konsonanzen und besitzen beinahe dieselbe Empfindlichkeit gegen Verfälschung. Die aus der kleinen Terz hervorgegangene große Sexte ist aber ebenso wie diese eine Moll- oder schwermütige Konsonanz, und die übermäßige Sekunde hat in allen Stärken Ähnlichkeit mit der reinen Septime.*)

„Nicht nur in einem reinen, sondern auch in einem temperierten Tonsysteme haben die Urintervalle mit den ihnen entsprechenden Kointervallen durchaus einerlei Eigenschaften, so zwar, daß sie auch einerlei Verfälschungen erleiden müssen." (Hier folgt die mathematische Begründung dieser Sätze. Dabei findet Petzval zugleich als Ergebnis, daß die Oktave keine eigentliche Konsonanz, sondern nur eine Tonverstärkung ist.)

„Nun behauptet aber die ganze musikalische Welt, die Oktave sei eine Konsonanz und zwar die allerangenehmste, und d'Alembert sagt: „c'est un fait d'experience" — „dies ist eine Tatsache der Erfahrung". Aber das Prinzip der Äquivalenz der Oktaven ist eine ebenso gute und vielleicht noch besser beglaubigte Tatsache der Erfahrung.

„Hier stehen also zwei Tatsachen der Erfahrung in direktem Widerspruche einander gegenüber; welche immer von beiden wahr ist, so ist die andere falsch, und doch sollen, wie man behauptet, gleichzeitig beide wahr sein. Der

*) Reine Septime nennt Petzval den Ton mit dem Intervall $^7/_4$.



Wissenschaftsforscher sieht sich daher hier im Augenblicke, wo er im Begriffe steht, den Rechenstift zu ergreifen und den Gegenstand einer mathematischen Behandlung zu unterwerfen, zwischen den Hörnern eines Dilemma eingeklemmt und kann weder nach vor- noch nach rückwärts. Alle seine Geisteskräfte strengt er an, um aus der unliebsamen Situation den Ausweg zu erhalten; alle Götter in der Tiefe, alle Götter in der Höhe, Minerva, Apollo, die neun Musen, sie möchten ihm beistehen, ruft er an. Alles vergebens! Denn gegen einen solchen syllogismus cornutus oder Crocodilinus kämpfen selbst die Götter vergebens! Zieht man noch in Betracht, daß dies nicht die einzige Gelegenheit sei, bei welcher man einem unlösbaren Dilemma begegnet, sondern daß auch die übrigen Annahmen der musikalischen Welt, daß die Terzen unvollkommene Konsonanzen seien und die Septime eine Dissonanz sei, zu ähnlichen Widersprüchen mit den festgestellten musikalischen Gepflogenheiten führen, so sieht man sich in eine verzweifelte Lage versetzt.

„Der fromme und in solchen Widerwärtigkeiten geübte Christ darf aber nicht verzagen, denn, wo die Not am größten, da ist gewöhnlich auch die Hilfe des Himmels am nächsten. Zwar ist hier eine sehr nahe Hilfe nicht wahrscheinlich, denn man hat in Betracht zu ziehen, daß sich die ganze musikalische Welt schon seit dreitausend Jahren in dieser peinlichen Situation zwischen den Hörnern desselben Dilemmas befindet, daß es also sehr wahrscheinlich sei, daß sie auch in den folgenden dreitausend Jahren daraus keine Erlösung finden wird.

„Ein Trost bleibt uns aber immer noch: dem leiblichen Wohlergehen der Musiker hat dies bisher keinen Schaden gebracht, einige sind dabei sogar fett geworden. Es wird daher voraussichtlich auch uns nicht schaden, wenn wir, wiewohl zwischen den Hörnern des Dilemma hangend und bangend, in schwebender Pein unsere Untersuchungen fortsetzen. Denn wir wollen auch einen zweiten Gewährsmann, einen neueren, hören.

„Alexander Győry, gründlicher Mathematiker und ausgezeichneter theoretischer wie praktischer Musiker, Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften, hat in den Denkschriften dieser gelehrten Gesellschaft eine Abhandlung veröffentlicht unter dem Titel: »A hangrendszer kiszámitásról és a zongorák hangolásáról.« („Von der Berechnung der Tonsysteme und dem Stimmen der Klaviere.") Der Verfasser entwickelt darin die genaueste Bekanntschaft mit der ältesten und neueren Literatur. Wir aber entnehmen dieser Abhandlung nur diejenigen Stellen, welche auf unseren Gegenstand Bezug haben, nämlich: Wohlklang und Empfindlichkeit der konsonanten Intervalle.

„Győry sagt (in möglichst treuer Übersetzung): ‚Sie sagen (die Musiker und Harmonielehrer nämlich), die Oktave ist die edelste und empfindlichste Konsonanz und kann auch nicht die geringste Verfälschung vertragen. So versuche es doch wer immer und stimme vier oder fünf Oktaven nacheinander und übereinander und vergleiche den höchsten der erhaltenen Töne mit dem tiefsten, er kann gewiß sein, daß er diese beiden selten oder nie zur Übereinstimmung bringen wird. Das könnte sich aber nicht ereignen, wenn die Oktave keine Verfälschung zuließe.

„‚Sie sagen, das empfindlichste von allen Intervallen sei die Oktave, minder empfindlich sei die Quinte und am wenigsten empfindlich seien die Terzen. Wie wäre das möglich? Den einfachsten und den wohl bekanntesten Größenbeziehungen gemäß fällt ein und derselbe Fehler desto mehr ins Gewicht, zu einer je geringeren Größe er gehörig ist; ein Fehler von einer Einheit bei zehn Einheiten ist ein gewichtigerer Fehler als ein Fehler von einer Einheit bei hundert Einheiten. Nun ist aber das Intervall der Terz das kleinste, das der Quinte etwas größer, das der Oktave das größte, mithin wird doch wohl ein und dieselbe Verfälschung bei der Terz am allermeisten wahrnehmbar werden, bei der Quinte weniger und bei der Oktave am wenigsten.

„‚Sie sagen, daß die dem Ohre angenehmste Konsonanz die Oktave, die minder angenehme die Quinte und die mindest angenehme die Terz sei. Gerade umgekehrt ist die Sache! Jeder hört und fühlt es, daß der angenehmste Zusammenklang der der Terz mit dem Grundtone, der minder angenehme der der Quinte und der mindest angenehme der der Oktave sei. Daß wir die Oktave für feste Töne halten, hat eine ganz andere Ursache. Bei jeder Oktave nämlich erneuern sich die sämtlichen Intervalle und es hat dies weder für den Wohlklang noch für die Empfindlichkeit auch nur den geringsten Wert.‘

„Aus den hier angeführten Stellen ist Folgendes ersichtlich:

„1. Der mit dem ganzen Umfange der musikalischen Literatur wohl vertraute Györy gibt uns in voller Übereinstimmung mit d'Alembert das Zeugnis, daß sämtliche Musiker der bekannten zivilisierten Welt die konsonanten Intervalle sowohl nach ihrem Wohlklange als auch nach ihrer Empfindlichkeit gegen Verfälschung so einteilen, wie wir es oben angegeben haben, nämlich: erstens Oktave, zweitens Quinte und drittens Terz.

„2. Györy stellt aber die Richtigkeit dieser Angaben entschieden in Abrede, indem er behauptet, gerade das Umgekehrte davon sei in jeder Beziehung wahr und die genannten konsonanten Intervalle seien in Bezug auf Wohlklang und Empfindlichkeit in der Ordnung: erstens Terzen, zweitens Quinte, drittens Oktave zu stellen. Er erklärt dies ebenso für eine allgemeine Tatsache der Erfahrung, indem er sagt: ‚Jeder hört und fühlt es.‘

„3. Nur in einem einzigen Punkte harmoniert Györy mit den übrigen Musikern, nämlich in der Anerkennung des Prinzipes der Äquivalenz der Oktaven, indem er sagt, daß sich in jeder Oktave dieselben Intervalle erneuern.

„4. Der Septime tut Györy gar keine Erwähnung. Er erklärt sie aber nirgends in seiner ganzen Abhandlung für eine Dissonanz.

„Hier stehen sich also die Angaben zweier berühmter Gelehrten, denen beiden man weder die gründliche Kenntnis noch auch die unbescholtenste Integrität des Charakters absprechen kann, in einer Angelegenheit der unmittelbarsten sinnlichen Wahrnehmung ganz diametral gegenüber. Was sie sagen, muß doch beides wahr sein. Solche Differenzen in der Auffassung erledigt man gewöhnlich mit der sehr viel mißbrauchten Phrase: ‚Das ist Geschmackssache!‘

„Allein diese Phrase hat dort, wo sie wirklich einen Sinn hat, gewöhnlich einen sehr tiefen Sinn. Sie bedeutet nämlich: die menschlichen Organismen sind verschieden und was dem einen gefällt und nützt, das kann möglicherweise dem andern mißfallen und schaden. Es liegt daher nahe, auch den

hier in Rede stehenden Zwiespalt der Meinungen auf eine Verschiedenheit der Organisation des Gehörorganes zurückzuführen und anzunehmen, daß es zweierlei Menschen gebe: Oktavmenschen, welche die Oktave für die wohlklingendste Konsonanz halten, und Terzmenschen, denen die Terzen als vorzugsweise wohlklingend erscheinen. Zu den ersteren scheinen sämtliche indogermanischen und semitischen Völker zu gehören, zu den letzteren die Hunnen und alle uralaltaischen Völkerschaften, denen auch Györy beizuzählen ist.*)

„Daraus entspringt jetzt die besonders interessante Frage: woher rührt denn diese radikale Verschiedenheit in der Organisation des Gehörorganes bei diesen Völkerschaften?

„Da zur Beantwortung derselben positive Anhaltspunkte nicht vorliegen, so kann man nur auf dem Wege der Hypothese, die auf den Flügeln der Phantasie zu erjagen ist, zu einer solchen gelangen. Dies ist nun freilich die Sache des mathematischen Forschers nicht; aber die Wichtigkeit des Gegenstandes wird ihn hier entschuldigen, wenn er gleichwohl wagt, die Flügel der Phantasie anzuschnallen und nach einer Erklärung dieses sonderbaren Zwiespaltes zu fahnden.

„Es kommt wesentlich darauf an, ob man Anhänger der mosaischen Schöpfungsurkunde oder Darwinianer ist. Im ersten Falle kann man sich die Verschiedenheit der Gehörorgane allenfalls auf folgende Weise entstanden denken. Als Gott die Welt in sechs Tagen erschaffen hatte und am siebenten auszuruhen im Begriffe stand, ließ er seinen Amanuensis, den Erzengel Gabriel, kommen und sprach zu ihm folgendermaßen: ‚Siehe da! Ich habe die Welt erschaffen und sehe, daß alles gut ist bis auf diesen Adam; der ist ein aus grobem Lehm gekneteter naseweiser Bengel, und ich sehe es in meiner Allwissenheit voraus, daß ich ihn aus meinem Paradiese werde hinauswerfen müssen. Darum schürze du deine Lenden und fliege hinüber über das Chazarenmeer und am entgegengesetzen Ufer, am Fuße des Altaigebirges, erschaffe du einen Menschen aus dem allerfeinsten Porzellantone nach meinem Ebenbilde und Gleichnisse, so wie du es hier gesehen, und blase ihm auch eine unsterbliche Seele ein.‘

„Gabriel tat, wie ihm geheißen, setzte aber aus Versehen dem neugeschaffenen Menschen das Cortische Organ verkehrt ein, daher der uralaltaische Mensch gerade das Entgegengesetzte von dem hört, was der indogermanische und semitische mit seinem Ohre wahrnimmt.

„So ungezwungen diese Hypothese auch das Vorkommen der verschiedenen zwei Menschensorten erklärt, so ist doch zu besorgen, daß sie sich nicht einmal den Beifall der uralaltaischen Völker gewinnen wird, weil ein jedes Volk das unbestreitbare und bisher auch völlig unbestrittene Recht hat, von Gott eigenhändig erschaffen worden zu sein.

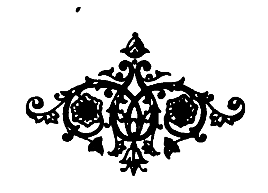
„Ist man ein Anhänger Darwins, so geht es noch leichter. Einem solchen kommt nämlich wenig darauf an, ob er als Ahnherrn des menschlichen Geschlechtes einen antediluvianischen Affen oder deren zwei festsetzt. Der

*) Bemerkenswert ist hier, daß Petzval selbst ein geborener Ungar war und seine Nationalität nie verleugnet hat.

wissenschaftliche Name für diese zwei Spezies ist bald gefunden; man könnte z. B. vorschlagen: troglodites musicus recti auris und troglodites musicus inversi auris. Der erste kann dann als Stammvater der Oktavmenschen, der zweite als Ahnherr der Terzmenschen gelten, oder auch umgekehrt. Es ist sogar nicht einmal notwendig, einen doppelten Stammvater festzustellen; man kommt auch nur mit einem antediluvianischen Affen aus, wenn man nur das Prinzip der Perfektibilität, welches dem Darwinismus zugrunde liegt, zu Hilfe nimmt. Darnach vervollkommnet sich der menschliche Organismus fortwährend mit der Zeit und auch seine einzelnen Organe entwickeln sich zu immer höherer und höherer Vollkommenheit. Zuvörderst ist der Mensch Oktavmensch, so wie es alle Völker des Altertums und auch die Griechen waren, brüllt homophon mißtönende Gesänge aus der rauhen Kriegsgurgel und nennt das Musik. Bei fortschreitender Bildung verwandelt er sich dann im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte in einen Quinten-, dann in einen Terzmenschen; schließlich geht der Terzmensch allmählich in einen Septimenmenschen über.

„Nicht alle Individuen sind auf der gleichen Stufe der Entwickelung; viele befinden sich im waldursprünglichen Zustande des Oktavmenschen, andere haben bereits die Metamorphose in das Terzmenschentum durchgemacht und einige wenige frühreife musikalische Wunderkinder sind in das Stadium des Septimenmenschen vorgerückt, welches wir alle früher oder später zu erreichen bestimmt sind.

„Diese Hypothese hat gewiß etwas Bestechendes. Nur ein einziger Umstand ist da, der uns zwingt, sie fallen zu lassen. Da nämlich alle großen Musiker und Harmonielehrer nach ihrem eigenen Geständnisse Oktavmenschen sind, so sollten sie diejenigen sein, die in der Entwickelung ihrer Gehörorgane am allermeisten zurückgeblieben sind. Und das kann doch schlechterdings nicht zugegeben werden!“





Die Sprache.

Der Gottesfunke — des Menschen Wort.

Von Eduard Blatky.

1.

O Weltenschöpfer, Weltenleuchte, Wort!
Der Mensch kommt sprachlos in sein Erdenheim
Und sprachlos hast den Ersten Du erschaffen.
Er stünde sprachlos noch vor Deinen Wundern,
Wenn Du in Adams Seele nicht entzündet,
Was fort Dir brennen, lodern sollt' auf Erden:
Wenn Du nicht Wort um Wort mit ihm getauscht,
Nicht zwei aus ihm gemacht, die nun in Holdheit
Gedankenfunken in einander sprühten.
Auch er, den doch Dein Hauch belebt', beseelt',
Ging von Natur umkerkert durch die Welt,
Dich, Wort, nicht wissend und dich dennoch missend . . .
Vielleicht von Deinem Gotteslichte träumend.
Und wenn im dunklen Drange nach Befreiung
Sich seiner bangen Brust ein Schrei entränge,
Ein Tierschrei wär's und doch so über-tierisch,
Daß Erd' und Himmel ihm erschaudernd horchten.

2.

O der wonnigen Feier im Eden,
Als das erste Menschenpaar
Brachte einander die ersten Reden
Im seligen Zagen der Liebe dar.
Gedanken wie himmlische Vögelein,
Sie flogen als Worte aus und ein,
Von süßen Lüften getragen.
Und ringsum, wie das jubelnd klang:
Der Felsen selber im Chore mitsang
In jenen herrlichen Tagen.

Doch als die Sündfrucht war gebrochen,
Erstarrte das Wort in ihrer Brust;
Die Reue kam mit der Scham gekrochen,
Und grausige Stille quoll rings aus der Luft.
Statt seliger Reden Seufzer nur
Erschreckten die kaum gegrüßte Flur
Und unaussprechliches Weinen.
Sie mußten verlassen, beladen mit Leid,
Die Stätte des Friedens im schweren Kleid
Als Sklaven des Stoffs, des gemeinen.

3.

Als nach der Sündflut in Sinear
Den Menschen erblühte ein neues Eden
Und üppig sie wurden: in feinen Reden
Und Kleidern den Werken der Kunst, dem Vergnügen
Nur lebend, erfaßt sie ein Ungenügen
Mit dem, was irdisch erreichbar war.

Und suchend weiteste Erdensicht,
Beschlossen sie, einen Turm zu bauen:
Sie wollten nicht mehr zum Himmel aufschauen,
Sie wollten selber oben wohnen,
Sie wollten selber oben thronen —
Nach Gott, dem Hausherrn frugen sie nicht.

Ja so hoch sollte der Bau gedeihn,
Daß man nicht nur über die eisigen blauen
Armenischen Berge ins Eden könnt' schauen,
Das stille dort träumet in duftigen Fernen,
Sogar über all' den leuchtenden Sternen
Ins Allerheiligste selber hinein.

4.

Als eifrig sie dann an der Hochfahrt gebaut
In Babel, hat lange der Herr zugeschaut;
Doch als sie's trieben auf die Spitze,
Um Gott zum Trutze den Himmel zu stürmen,
Da stieg er herab und lähmende Blitze
Umschwirrten die Frevler — weh solchem Türmen!

Und als sie von ihrem Schreck sich erholt,
Beraten sich, klagen einander gewollt,
Da fanden sie nicht mehr vertraute Worte:
O Wirrsal — keiner verstand jetzt den andern!
Entsetzen erfaßt' sie; sie flohn von dem Orte,
Und mußten, entfremdet, sich meiden und wandern.

5.

O Mensch, voll Leichtsinn und Eitelkeit!
Der Strafe für Hochmut und Sinnlichkeit
Brichst aus du das heilsame, sühnende Leid,
Und prunkst in der Schuld wie im Ehrenkleid.

6.

Seht nur das Weib an: zu sündiger Freud
Hat wahrlich nicht Gott uns verliehen das Kleid;
Doch macht sie's zur Weide der Lüsternheit:
Weil jede die Schönste möchte sein,
Und kostet's den andern auch Ruh' und Gedeihn.

Und so auch bläh'n sich hochmütig heut
Mit ihrer Sprachen Absonderlichkeit
Die Völkerschaften im endlosen Streit:
Weil jede die schönste möchte sein,
Und kostet's den andern auch Ruh' und Gedeih'n.

7.

Er aber, der sammelt, was Sünde zerstreut,
Führt einen Bau auf, so hoch und so weit
Für alle Völker weit und breit;
Mit hohem Turm, der den menschlichen Geist
Nach einem Höchsten oben weist.
Und aus dem Turm ein helles Geläut
Mit ehernen Zungen zusammenruft,
Was in der Welt sich sondert und stuft;
Ob Weiß- oder Schwarzhaut, ob arm oder reich,
In diesem Bau gilt jeder gleich.
Dort hört man wieder die Sprache Edens,
Herabgebracht vom himmlischen Wort;
Dort gelten nicht Töne des Widerredens,
Nicht Rufe des Hasses am heiligen Ort:
Fremdlautiges eint sich zu schönstem Akkord.

* * *

Doch draußen geht brüllend der Feind herum,
Den Frieden zu stören im Heiligtum.
Viel Sprachengötzen stellt er ringsum,
Bekleidend sie buntfarbig-national:
Zu stürzen das einende Weltideal,
Verschworen sich Mammon und Belial.

8.

Wer liebt nicht heimische Laute und Art?
Sei diese auch rauh und die Sprache auch hart.
Doch heute genügt nicht das Lieben allein:
Die Fremden mußt aller Laster Du zeih'n,
Auf daß Du verachten sie kannst und hassen
Und eigene Herrlichkeit glänzen lassen.
Den Vater im Himmel erkenne nicht an,
Zu dem jeder Ausländer beten kann.
Dem eigenen Volke bau einen Altar —
Doch eher besudle, was heilig ihm war.
Die Sitte der Ahnen verachte stramm,
Und ob Du auch wühlest im ekligsten Schlamm,
Du giltst als Heiland und Held Deinem Stamm.

9.

O Kirche Gottes, dich hasset der Zwist,
Weil segnende Mutter aller Du bist.
Gar mancher Mächtige hielte dich fein,
Wolltest du Magd seines Hochmutes sein.
Du aber, gesendet vom ewigen Wort,
Das jeder verstehn kann an jeglichem Ort,
Du führest die Völker, in Christo verwandt,
Trotz ihrer Vielfalt mit sorgender Hand
Ins eine, gemeinsame Vaterland.



Meine alte Tante.

Von Karl Domanig.*)

Die Schönberger „Neue Post" war in den Vierziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts, weit abseits vom Dorfe, an die damals fertig gestellte Neue Straße gebaut worden; als dieselbe zu Ende der Sechziger-Jahre, wo die Brennerbahn allen Verkehr an sich nahm, ihre Bedeutung verloren hatte, lag auch das Posthaus wie zwecklos da. Die weiten Vorsäle, die wohleingerichteten Zimmer standen leer, die Stallungen, die Scheunen, die Remisen verödet. Einige Jahre nach Eröffnung des Bahnverkehres auf der anderen Talseite blieb es wenigstens ein Hauptquartier der Ingenieure, denen der berüchtigte Patschberg mit dem bösen Tunnel lange zu schaffen gab; die Herren wohnten und speisten da und unterhielten sich gerne mit den alten Postmeistersleuten. Aber endlich war auch die Aufgabe der Ingenieure getan und das Posthaus sah nun keine anderen Gäste mehr als etwa eine durchziehende Kärrnerfamilie oder in der Reisezeit etliche Touristen und ab und zu einen Schweizer Landauer mit Engländern. Stundenlang war meist kein Mensch zu sehen. Wie in tiefem Schlafe lag das stattliche Gebäude, dem der plätschernde Brunnen in seine Träume spielte; wie überflüssig, wie bei Seite geschoben und gemieden mußten seine Bewohner sich vorkommen.

Und als ob er hier nun nichts mehr zu tun und zu suchen hätte, starb jetzt der gute Postmeister; dreiundfünfzig Jahre hatte er in glücklichster, wenn auch kinderloser Ehe gelebt. Der Riß, den sein Tod dem Herzen der Witwe, meiner guten Tante, verursachte, schien unheilbar zu sein. Ohne Interesse mehr für ihre Angelegenheiten, ohne Freude an den gewohnten Arbeiten lebte sie in dumpfem Schmerze dahin. Sterben können war ihr einziger Wunsch; sterben und ausruhen dürfen von dieser Welt in einer besseren. Das dauerte lange so, zwei oder drei Jahre. Ihre Umgebung, das ganze Haus litt darunter; bis zufällig einmal ein landbekannter Kapuziner des Weges kam und von der Frau Postmeisterin zu Tisch gebeten wurde. Auch dieser mußte ihre Klagen mitanhören, hörte sie nun aber nicht mit geduldigem Mitgefühl, sondern geärgert über die „Rechthaberei" der alten Frau: ob sie sich denn nicht schäme, die Frau Postmeisterin, so fort und fort mit dem lieben Herrgott zu hadern? Ob sie es besser verstehen wolle als Er, was für sie eben das Beste sei? Sterben werde sie schon, das sei noch keinem erspart geblieben, vorläufig aber habe sie zu leben; und leben heißt: arbeiten und beten, — beten aber vor allem: sich fügen in den göttlichen Willen . . .

*) Vgl. die Erzählungen der Tante: „Der Postillon von Schönberg" und „Eine Klostergeschichte und keine" in des Verfassers „Kleinen Erzählungen".



Die starke Predigt tat ihre Wirkung: von da ab begann die alte Frau sich wieder in ihre Verhältnisse zu finden, erst langsam unter Seufzen und Klagen, dann immer entschiedener, immer freudiger. Und endlich, was geschah? Während sie vordem jede Gelegenheit benutzt hatte, ihr hohes Alter zu betonen, und man sogar beobachtete, daß sie alle halbe Jahre sich um ein ganzes älter machte, wurde sie nun, seitdem sie sich mit dem Leben wieder versöhnt hatte, alle Jahre um eines jünger, so daß ihre Umgebung tatsächlich irre wurde und sich lächelnd fragte, wie alt die Frau Postmeisterin denn nun eigentlich sein müsse. Erst nach ihrem Hinscheiden hat man darüber Gewißheit erlangt.*)

So war sie also, mehr als achtzigjährig, noch einmal wie neu zum Leben erweckt worden, und eben damals bin ich häufiger mit ihr in Berührung gekommen und habe sie eigentlich erst näher kennen gelernt. Ich lebte zu jener Zeit in Innsbruck, über und über beschäftigt mit meiner ersten wissenschaftlichen Publikation; wollte ich mir zuweilen eine gründliche Erholung gönnen, so schlug ich den Weg nach dem etwa drei Stunden entfernten Schönberg ein, wo ich einmal das Mittagessen einnahm, ein anderes Mal übernachtete und immer ein gern gesehener Gast war.

Hier ward ich dann jedesmal in eine völlig andere Atmosphäre, ja in ein anderes Zeitalter versetzt; denn die alte Dame in ihrem friedsamen einsiedlerischen Heim, sie und ihre ganze Umgebung, war wie ein lebendes Bild aus Großvaters Zeit. Sie selbst vor allen das zierliche Frauchen in der altmodischen Bürgertracht, die sie so sauber und kleidsam trug, ihre spärlichen weißen Haare unter dem dunkelblauen Spitzenhäubchen, mit den edlen freundlichen Zügen, die jedem, der ihr zum erstenmal begegnete, so bekannt erschienen; dann das „Moidele“, das die Küche besorgte, eine entfernte Verwandte der Frau Postmeisterin und ihr Schützling, ihre Freundin und Vertraute seit einem halben Jahrhundert. Auch die Hausmagd, die derbe Klara, versah nun schon an zwanzig Jahre lang ihren Posten und kaum viel kürzer der krumme Klaus den seinigen als Kutscher. Wenn der sein halblahmes Rößlein vor die alte Kalesche spannte, um die Frau Postmeisterin nach dem Dorf in die Messe zu fahren, da konnte man wahrlich glauben, ein Bild von Ludwig Richter vor sich zu haben.

Und doch war wieder ein Geist der Frische und des Frohsinns in diesem Hause. Dafür sorgte vor allen eine Base des Moidele, ein achtzehnjähriges Ding voll Gesundheit und Lebenslust mit einer glockenhellen Stimme, von der das ganze Haus widerhallte. Die Frau Postmeisterin ließ sie gewähren, sie und alle jungen Leute, wenn nur welche auf Besuch zu ihr kamen; denn Jugend hat es ja zu ihrer Zeit auch schon gegeben und ein Stück Jugend stak in ihr selber noch, ein gutes, unverbrauchtes Stück. Was sie von sich ferne hielt, das waren nur die Neuerungen; davon allerdings wollte sie weder sehen noch hören. Was Wunder auch, daß die alte Frau zur Neuzeit, deren zerstörende, brutale Art sie an sich selber erfahren hatte, kein rechtes Verhältnis zu finden wußte, daß sie ihr kalt und mißtrauisch und verständnislos gegenüberstand — fast so wie auf Kündigung! Mit ihrem ganzen Fühlen und Denken lebte sie in *ihrer* — einer längst entschwundenen —

*) Sie starb i. J. 1883 nach überschrittenem 90. Lebensjahre.



Zeit. Die Geschichtchen, die sie zum besten gab, konnten zu allermeist in einem Almanach der Vierziger- oder Fünfziger-Jahre stehen, niemand würde in ihnen einen Anachronismus entdeckt haben.

Und natürlich ist darin auch das Wort Photographie nicht vorgekommen. Denn, da ich nun daran bin, das Bild meiner alten Tante zu entwerfen, entsinne ich mich dieser ihrer Wunderlichkeit. Keine Bitten, nicht List und Überredungsgabe haben sie jemals dahin gebracht, sich photographieren zu lassen. Ihr Elias habe es auch so gehalten, sagte sie, so oft man in sie drang, und brach das Gespräch ab. Aber die Gründe dieser hartnäckigen und bei ihrer Herzensgüte doch eigentlich befremdlichen Weigerung wurzelten, wie ich glaube, in einem Grundzuge ihres Wesens, der, als ich seiner zum erstenmal so recht gewahr wurde, mir das Bild ihres Innersten zeigte. Und so will ich denn dieses hier zu enthüllen versuchen.

* * *

Die Kunst des Photographierens ist in Tyrol, wenn ich recht weiß, anfangs der Fünfziger-Jahre zuerst geübt worden; aber bis sie im Volke sich eingebürgert, bis man von ihr einen annähernd klaren Begriff gewonnen hatte, das dauerte lange. Auf dem Lande sprach man wohl noch ein paar Jahrzehnte wie von einem seltsamen Unternehmen, wenn es hieß, daß jemand in Innsbruck sich photographieren ließ; es galt vor allem für eine unerhörte Neuerung. Dazu kam, daß es damals noch, besonders bei Leuten auf dem Lande, doch immerhin für eine Art Selbsterhöhung angesehen wurde, wenn jemand sich porträtieren ließ.

Und nun denke man sich die alte Tante bei ihrer ausgesprochenen Abneigung vor Neuerungen und mehr noch bei ihrer eigenartigen Scheu vor jeglicher Selbstüberhebung, die abgeklärte Frau, der nichts mehr widerstand, als aus sich selber „etwas zu machen“! Es war schon selten, daß sie einmal von sich erzählte; meist nur in Verbindung mit anderen flocht sie ihre Person bescheiden in die Unterhaltung. Überall aber sah und in allem verehrte sie das Walten der Vorsehung, die sich der Menschen zu ihren Zwecken bedient und die allein ihnen Wert und Bedeutung verleiht.

Eben in dieser Hinsicht habe ich einmal Gelegenheit gehabt, einen Blick in ihr Inneres zu tun, freilich nicht so geraden Weges, sondern etwa wie ein Arzt, der durch Spiegelungen, die immer wieder ein tiefer liegendes Organ aufdecken, ins Innerste sieht. Mein Entdeckungsgang war folgender:

Ich hatte sie eines Tages darum angegangen, mir ein gewisses Erlebnis aus ihren Mädchenjahren zu erzählen. Von anderer Seite (ich glaube wohl vom Moidele) war mir berichtet worden, daß sie, nachdem sie ihre Mutter früh verloren, schon als Sechzehnjährige dem Vater das Hauswesen führte und das in den wilden Kriegsläuften, damals, als der gefürchtete Broussier im Pustertal hauste und zeitweilig sogar in ihrem väterlichen Hause in Innichen Quartier genommen hatte! Aber der General soll mit dem kleinen Persönchen gerne geschäkert haben; sie sprach geläufig französisch, das sie bei den Englischen Fräulein in Brixen erlernt hatte, und mag sich als strenge Hausfrau putzig genug ausgenommen haben. Eines Tages nun sei eine neue Kolonne Franzosen in den Markt eingerückt und habe die Bewohner

aufs höchste erschreckt, Türen und Kasten zertrümmert, mit Mord und Plünderung gedroht; da sei denn sie, das Kind, vor den Höchstkommandierenden hingetreten, habe ihm von Menschlichkeit und von dem Ruhme seiner Nation gesprochen und es zum Staunen aller dahin gebracht, daß Broussier der Soldateska ein Halt gebot.

Diese Geschichte nun hätte ich gerne einmal aus dem eigenen Mund der Tante vernommen. Sie ließ mich aber zweimal fragen und besann sich noch eine Weile; dann tat sie plötzlich, wie wenn ich nur im allgemeinen das Gespräch auf die Kriegszeiten hätte bringen wollen, und erzählte mir eine ganz andere Geschichte. Von sich selber zu sprechen brachte sie offenbar nicht über sich.

„Dein Großvater wohl", begann sie, „hat wacker mitgetan Anno Neun, das wirst du wohl wissen. Er ist dem Andrä Hofer sein bester Freund gewesen, mit dem er alles abgekartet hat; droben im Wirtshaus im kleinen Gaststübele sind sie immer g'sessen. — Und deinen Vater hab' der Sandwirt besonders gern g'habt; der wird damals so an zehn Jahr' gewesen sein und so viel ein zumachet's Büble, wie ich immer g'hört hab'. Mein, wir haben uns wohl auch immer g'freut, wenn der Johann von Sterzing heraus zu uns auf Besuch kommen ist. So gemütlich wie's da immer war! —

Jetzt selber in den Krieg gezogen ist dein Großvater freilich nicht. Er war damals schon hübsch bei Jahren und hat das große Hauswesen auf sich gehabt. Aber er war Anwalt und Gerichtskassier von Stubai, die Anliegen vom ganzen Tal sind durch seine Hand gegangen; und schon das Vertrauen, das er landein landaus genoß, und sein Ansehen bei der österreichischen Regierung mußte ihn den Feinden verdächtig machen; kannst dir denken, wie ihnen da immer zu Mute war, wenn's wieder g'heißen hat: die Bayern, die Franzosen kommen!

Nun, deine Großmutter hat sich rechtzeitig vorgesehen und ihren Schmuck — sie hat vielen und wunderschönen Schmuck gehabt — in ein Kistl gepackt, daß sie gleich damit flüchten kann, wenn etwas ausbricht. Und hat's auch ihrem Mann nicht ungern vorgehalten, daß sie vorsorglicher wäre als er, der immer die Dinge an sich herantreten ließ. Wie dann aber einmal, nicht durch Franzosen, sondern aus Unvorsichtigkeit der eigenen Leute ein Brand ausbricht, da erinnert sie sich halt gleich an ihr Kistl, rennt türaus, türein, um ihr Kistl zu holen und flüchtet zur Hintertür hinaus, hinüber zum Kuraten: ‚Gott sei Dank', sagt sie, ‚daß ich wenigstens den Schmuck gerettet hab'' und zeigt — wirklich und wahrhaftig — eine Ofenschaufel vor! Mein, hat sie der alte Herr Kurat von Klebelsberg ein' Öfte (wie oft) darüber aufgezogen! Aber so geht's in der Verwirrung, siehst du, und das nützt am Ende die menschliche Vorsicht!

Nun, der Brand ist damals glücklich gelöscht worden und eine Lehre hat sich der Postmeister auch daraus gezogen: er hat nämlich jetzt sein Geld und seine Wertsachen doch ebenfalls schön sauber zusammengepackt und — sie v e r g r a b e n; denn so wären sie, meint' er, doch ganz gewiß sicher. Aber gerade dadurch hat er dann alles verloren; hör' nur, wie's hergegangen ist!"

Diese Geschichte, die ich nun hören sollte, war mir eigentlich längst bekannt; auch aus ihrem Munde hatte ich sie schon vernommen. Warum erzählte sie nicht lieber ihr Abenteuer mit Broussier? Fürchtete sie, wenn sie ihr Verdienst sichern wollte, indem sie es der Überlieferung anheimgab, desselben verlustig zu gehen? . . .

Aber ich wollte die alte Frau nicht unterbrechen; sie fuhr fort:

„Vergraben hat er den Schatz zuerst auf einem seiner Güter, er wußte später noch genau den Ort anzugeben, wo. Da schien es ihm aber, daß er dem Knecht, der ihm dabei geholfen hatte, nicht so ganz trauen sollte, weil der nicht ungern einmal über den Durst getrunken hat. Da könnt' er sich, meint' er, einmal verreden. Die Sache schien ihm bedenklich und ließ ihm bald keine Ruhe mehr. — Du mußt wissen, es war auch keine Kleinigkeit, ich hab' immer gehört, so an dreißigtausend Gulden. Bargeld haben die Leute ja damals überhaupt viel liegen gehabt, nicht selten einer sein ganzes Vermögen in Silbertalern und Dukaten; und der Postmeister galt seiner Zeit wohl für einen der Vermöglichsten im Land. —

Also er war in Unruhe wegen seines Knechtes, und da es nun eines Tages hieß, daß man sich für morgen der Franzosen versehen müsse, hat er noch in derselben Nacht, er ganz allein, ohne jemanden beizuziehen, seinen Schatz gehoben und ihn aufs neue an einem anderen Ort vergraben oder vermauert — etwas Sicheres weiß man da nicht. Denn wie also am andern Tag die Franzosen richtig anmarschierten, nachdem sie auf dem Weg vom Gärberbach her scharf beschossen worden, da hat man sie zwar im Posthause bewirtet, so gut es anging, sie schätzten das aber nicht für Gastfreundschaft, sondern sahen im Postmeister einen ihrer gefährlichsten Feinde und ihr Oberst oder Kapitän ließ ihn verhaften. Der Postmeister berief sich wohl darauf, daß nichts gegen ihn vorliege, man solle ihm einen Verhaftbefehl vorweisen; aber da geht Gewalt vor Recht, sie banden ihm die Hände auf den Rücken und schleppten ihn mit sich fort nach Innsbruck als Geisel, wie sie sagten. (Mein, ich hab's wohl selber mit ang'sehen, wie's zugeht im Kriege.) Und auf dem Wege machten sie ihn verantwortlich für alles, was ihnen in die Quere kam. Wo ein Verhau war, wo sie an einem toten Franzosen, der noch von gestern dalag, vorüberkamen, mußte er es büßen. Den Rücken schlugen sie ihm wund, sein Gesicht war hochangeschwollen und das Ärgste war, daß sie ihn bei den Haaren zerrten und mit Fäusten oder einem Pistol auf seinen Kopf schlugen. Kannst dir denken, in welcher Verfassung der Mann in Innsbruck ankam, und den Schrecken deiner Großmutter, wie sie ihn vorgefunden hat! Etliche Tage lag er im Fieber und ganz wie von Sinnen. Als er endlich so weit war, daß sie ihn einvernehmen konnten, stellten sie alle möglichen Kreuz- und Querfragen an ihn, aber nachgewiesen wurde ihm nichts. Inzwischen war auch die Postmeisterin für ihn tätig gewesen, rief alle seine vielen und einflußreichen Freunde an und es gelang, ihn wieder in Freiheit zu setzen. Von dem Schrecken aber, den er damals ausgestanden, konnte er sich lange nicht erholen und — jetzt gib acht! — etwas ist ihm geblieben für sein Lebtag: an das, was am Vorabend und in der Nacht vor seiner Gefangennahme geschehen war, teilweise auch an die Zeit im Arrest hat er sich zeitlebens nicht mehr erinnern können.

Wie er sich weigerte, den Franzosen zu folgen, wie sie ihn banden und was in den nächsten Tagen mit ihm geschah, haben ihm alles erst andere Leute erzählen müssen, er selber wußte von nichts. Und wo er in der vorausgegangenen Nacht gewesen war, — im Bette war er ja nicht, aber er hatte auch niemandem gesagt, wohin er ging und was er vorhatte, — daran erinnerte er sich schon gar nicht mehr, zeit seines Lebens nicht.

Kannst dir wohl denken, daß er sich Mühe gab, sich darauf zu besinnen, das war aber rein umsonst. Man hat sich auch bei den Ärzten erkundigt. Die sagten halt, daß solche Fälle von teilweiser Störung oder gänzlichem Versagen des Gedächtnisses schon vorkämen; zuweilen sei dieser Zustand bleibend, zuweilen verliere er sich, es komme auch wohl vor, daß ein solcher Mensch in seiner letzten Krankheit noch lichte Augenblicke habe und daß dann alles, was er vergessen, wieder deutlich vor seiner Seele stehe. Das war wohl ein kleiner Trost und leider auch ein vergeblicher. Denn auf seinem Sterbebette, — er ist vom Schlag gerührt worden mit 76 Jahren, — da hatte er wohl noch einige Stunden lang sein ungetrübtes Bewußtsein und man fragte ihn, ob er sich vielleicht an den Schatz erinnern könne, aber er winkte entschieden ab; starb deshalb ganz ruhig und ergeben, mein Elias hat oft gesagt: so, daß man ihn hätte beneiden mögen. Die Kinder wußte er ja auch versorgt, denn er hat sich von den Verlusten, die ihm der Krieg, und den Opfern, die er dem Land gebracht hatte, in den 23 Jahren, die er noch lebte, reichlich erholt. Du mußt auch wissen, er ist ein großer Wohltäter der Kirche und der Armen gewesen, so daß es ihm der Kurat noch ins Totenbuch schrieb, und solche Leute haben schon den Segen Gottes."

Als die Erzählerin (wie es mir schien) geendet hatte, bemerkte ich, daß man sich mit einem derartigen Verluste, gar unter solchen Umständen, doch recht schwer abfinden müßte; ob der Großvater denn nicht zuweilen ganz tiefsinnig und gedrückt gewesen sei?

„Hab nie was gehört davon," war die Antwort; „und so weit ich ihn kannte, war er auch nicht der Mann dazu. Zum Grübeln und Spintisieren hat er sich schon nicht die Zeit genommen. Ja, nachgraben hat er lassen und noch dein Onkel Mathies, wie er das Gut übernommen, hat viel Geld ausgegeben für Nachgrabungen. Aber das war alles umsonst. — Vielleicht kommt der Schatz einmal noch an euch, wann ihr es gar am nötigsten habt, oder wer weiß, in hundert oder tausend Jahren, wenn von der ganzen Familie kein einziges mehr übrig ist, findet das Geld ein armer Teufel, der es nötiger hat als wir. Weißt wohl, wie's war mit dem Schatzgräber von Tulfes?" (Die Geschichte kannte ich; Praxmarer hat diese nach glaubwürdigen Zeugen erzählt.) „Dem lieben Gott sehen wir ja alle nicht in die Karten; aber daß wir von ihm geführt werden, allzeit und auf allen unseren Wegen, in Wort und Werk, das hat bald einer an sich selber erfahren, — er muß just nichts Besonderes erlebt haben und braucht auch nicht erst weiße Haare zu haben wie ich."

Die letzten Worte sprach sie gar nachdenklich, sie schien sich in Erinnerungen zu verlieren — an ihre Jugend — vielleicht an ihr tapferes Auftreten vor dem französischen General, wovon sie durchaus nicht sprechen mochte? Nicht

sprechen mochte, ja warum? Weil sie auch nicht den Schein eines Verdienstes sich zuschreiben wollte? . . . So dachte ich.

Jetzt aber erhob sich die Tante; die Zeit für ihr Mittagsschläfchen sei gekommen. —

Ich wanderte inzwischen — es war einer jener ganz herrlichen Spätsommertage — auf menschenleerer Straße taleinwärts gegen den Matreierwald zu und wieder zurück in dieser anspruchslosen und doch so gewaltigen Landschaft, die mich immer an die Schilderung der Gebirgswelt im „Hans Euler“ erinnert, die mit den Worten schließt: „Und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh' umkreist, in Hütten und in Herzen der alten Treue Geist“. . . .

Gegen Abend machte ich mir im Garten zu schaffen und hier nun suchte mich die Tante, hier sollte unser Gespräch vom Mittag seine Fortsetzung finden. Sie ließ sich auf der Bank unter dem Apfelbaum nieder, von wo man hinabsah auf die rauschende Sillschlucht und hinüber gegen Ellbogen und Patsch, das friedsame Mittelgebirge, im Hintergrunde wie schützende Mauern die steilen, zerrissenen Kalkberge, auf denen die warme Abendsonne lag und in wechselnden Farbentönen spielte. Da hörte ich denn zunächst die Nutzanwendung aus ihrer Erzählung vom vergessenen Schatz.

Sie hatte ein Couvert mitgebracht, das die Aufschrift trug: „Ein Traum von meinem Vater selig“, — ich erkannte sofort die schönen, kräftigen Schriftzüge meines eigenen Vaters, — dem Couvert aber entnahm sie langsam ein Blatt, dabei erklärend: „Da muß ich dir etwas zeigen, das du wohl nicht kennst. Wie dein Vater selig, etwa ein Jahr nach dem Tode deines Großvaters, einmal bei uns übernachtete, da erzählte er uns, daß er vor einiger Zeit einmal von seinem Vater geträumt habe und das so lebhaft, daß er sich's gar aufgeschrieben habe. Er schilderte uns den Traum und mein Elias bat ihn dann um eine Abschrift, die ich fein fleißig aufgehoben habe. Hier hast du sie, ich will sie dir schenken, da sie doch mehr Wert hat für dich als für mich“*).

Ich nahm das Blatt zur Hand und las:

Störzing, den 20t Maÿ 1831 am Heil. Bernardins Ramtag.

Ein vollkommener Traum von meinem
Theuersten lieben Vater seelig.

Ich sahe ganz vollkommen und mit einem recht guten Aussehen meinen lieben Vater seel. in Gaststübele herunten zu Haus. Ich freute mich seines Wiedersehens unaussprechlich, und drückte seine Hände von lauter Freude und Liebe herzlich.

Es kam mir vor, ich müßte von ihm fortgehen, und als wenn auch er von Himmel nur heruntergekommen wäre uns alle zu besuchen. Vor meiner Abreise bath mich der liebe gute Vater seel., ich möchte ihm auch in seinen Christlichen Lebenswandel nachfolgen, damit ich zu ihm komme. Und ich gab ihm die aufrichtigste von Herzen gekommene Versicherung, das ich mich gewis

*) Ich besitze sie heute noch.

recht befleißen werde seine gute Ermahnung nachzufolgen, damit ich ihm mit größter Freude und sehnlichsten Verlangen in Himmel antreffen kann.

Diese aufrichtigste Versicherung gab ich meinen unvergeßlich lieben theuern Vater seel. einige mahle, ihm gewis in seinen christlichen Lebenswandel nachzufolgen; und ich erwachte sogleich, und schrieb mit vollkommener Erinnerung diesen mir sehr angenehmen Traum darnieder.

Johann.

Ich las und fühlte mich seltsam ergriffen: das war er ganz, mein lieber seliger Vater, der schlichte Mann mit dem tiefen, kindlichen Gemüte. Ich küßte das Blatt.

„Es ist mir gerade eingefallen," sagte die Tante, „weil du dich wegen des verlorenen Schatzes gekümmert hast. Was meinst du: das wird doch mehr sein, was der Großvater seinen Kindern hinterließ, solch ein Andenken, als Gott weiß wie viel Geld? Hättest du deinen Vater gefragt, ob er das Beispiel, das er von Hause aus bekommen und dem er nachgelebt hat, ob er es um Geld verkaufen wollte, — was meinst du?" . . .

Ich stimmte bei und bemerkte nachdenklich: es habe wohl jeder Mensch seine Zeit, in der und für die er lebe, aber sie ist nicht die einzige seines Bereiches. In seinen Kindern wirkt er noch auf Generationen und, wem Gott es beschieden, in seinen Werken auf ein Volk. Ja, wie manches Menschen Werk ist erst nach seinem Tode nutzbar geworden; wie manche Schätze sind durch Jahrhunderte mißkannt oder vergessen gelegen und wir haben ihre Auferweckung erlebt! Vergrabene Schätze, jetzt neu endeckt zu nachhaltigem Gewinn für unsere Zeiten und eine ferne Zukunft. . . .

„Siehst du's," entgegnete lebhaft die Tante, „da bist du selber auf den Gedanken gekommen! Wer weiß, wann unser Samenkörnlein einmal aufgeht!" (Mit besonderer Wärme sprach sie diese und die folgenden Worte, es war, als ob sie ihr lang auf dem Herzen gelegen.) „Schau, das ist mir wohl oft passiert, daß mich ein Armer — oder auch ein Reicher (einmal gar der Erzherzog Karl Ludwig) an ein Wort erinnert hat, das ich ihm aus gutem Herzen gesagt hatte. Mir war es längst entschwunden, aber die Leute erinnerten mich daran: ‚Frau Postmeisterin, wissen Sie noch, was Sie mir damals gesagt haben?' Siehst du wohl, wenn doch schon in der Natur jedes Ding seine Bestimmung hat und nichts umsonst und verloren ist, — denn das hat mir mein Elias öfter erklärt (er hat solche Sachen gerne mit den Ingenieuren besprochen), daß nichts in der Welt verloren geht, kein Stäublein und kein Sonnenstrahl: — also wird es wohl auch mit unseren Handlungen, mit unseren Worten und Gedanken der Fall sein? Auch mit den bösen, denke ich, um wie viel mehr mit den guten, die ein Mensch verrichtet in der Meinung und Absicht, wie Gott es will . . . Mein, wenn wir so nachdenken wollten, was wir in und mit dem lieben Gott eigentlich sind und bedeuten — wie Er dem Schwächsten Kraft und dem Einfältigen Einsicht gibt, wie wir alle an dem Webstuhl sitzen und jeder sein bestimmtes

Teil Arbeit liefert für den ungeheuren Teppich, den Er einmal ausbreiten wird vor aller Welt!“ . . .

Sie blickte nach den glühenden Felswänden, die das Tal überragten, als ob ihr Auge dahin gebannt sei: — als sähe sie dort in dem Teppiche, den die sinkende Sonne über jene Berge gebreitet hatte, ein Blümlein eingewirkt: das Verdienst ihrer mutigen Tat, von der sie nicht redete . . .

Ich war einen Schritt zurückgetreten — da hätte ich gewünscht, ein Maler zu sein, um ihr Bild festhalten zu können: so wie sie jetzund vor mir saß, mit diesem unbeschreiblichen Ausdruck im Gesicht, der mir ihr Innerstes offenbarte, gerade so hätte ich das Bild meiner Tante festhalten wollen, mit eben diesem Hintergrunde, in der Stimmung dieser Dämmerstunde; — und etwa neben ihr bescheidentlich den jungen Mann, an den ihre Worte gerichtet waren.



Gebet.

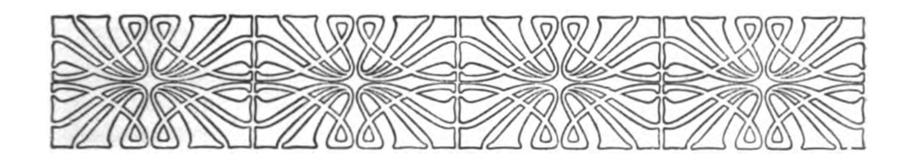
Von Grete Füllig.

Herr, zertrümmere nicht diesen schlechten
Körper, bis nicht seine Seele schuf,
Was in tausend zweifelvollen Nächten
Mächtig ihr gebot Dein Werderuf.

Was Du je mit mir im Auge hattest,
Laß mich kraftvoll enden Dir zum Ruhm!
Wenn Du Gnade meiner Schwäche gattest,
Wird mein Wandern noch zum Heldentum!

Laß mich nicht wie der Geschwister viele
In dem trüben Meere untergeh'n,
Dessen Salzhauch ich auch bangend fühle
Meiner Schwäche ätzend näherweh'n.





Rauch - Peter.

Von Andrej Needra.*)

Aus dem lettischen übersetzt von Hanny Brentano.

Vater Zehse selbst trug keuchend einen Armvoll trockenen Holzes herein, der Hüterjunge Janku wurde hinausgejagt, dürre Späne zu holen, und der Knecht Martin kam mit Birkenrinde herbei. Alle umstanden in großem Halbkreise den neuen Ofen. — Swirgsd Peter hatte die lehmbeschmutzte Schürze abgenommen und wusch seine knochigen Hände. Seine bläulichen, von dünnem, grauem Bart beschatteten Lippen waren fest zugekniffen, als sollten sie irgend ein wichtiges Wort zurückhalten. Die grauen, tief eingesunkenen Augen hüteten sich, den erwartungsvollen Blicken der Zehse-Leute zu begegnen, und in dem gelbgrauen, hageren Gesichte zuckte es. Es zitterten Swirgsd Peters Hände, als er nun, auf den Knien liegend, feingespaltenes Birkenholz in den Ofen stopfte. Es war das kein gewöhnlicher Ofen: Peter hatte ihn auf ganz besondere Art aufgemauert, mit dreifachen Röhren und so, daß er sowohl langsam als auch schnell heizen konnte, — wenigstens behauptete das Peter selbst. Diese Art des Ofensetzens hatte er niemandem abgeguckt, sondern im vergangenen Winter selbst erfunden, — erfunden und ausprobiert mit kleinen, selbstverfertigten Ziegelchen. — Und nun war Zehses Ofen fertig und Zehse und die anderen Hausgenossen umstanden ihn und sahen zu, wie er angeheizt wurde, und Swirgsd Peter bemühte sich zu verbergen, wie ihm dabei die Hände zitterten. —

Peter hatte die letzten Holzscheite in den Ofen gestopft und trocknete sich den Schweiß von der Stirne, an der die dünnen, hellgrauen Haarbüschel

*) Der Verfasser der hier dargebotenen Erzählung, einer der Begründer der „jüngsten europäischen Literatur", der sog. jung-lettischen, die in Livland und Kurland bodenständig ist, Andreews Needra, wurde am 27. Januar 1871 als jüngster Sohn eines livländischen lettischen Bauern geboren, verlor früh seinen Vater und ging, noch ein Knabe, nach Riga, um sich für das Abiturientenexamen vorzubereiten. Im Januar 1891 bezog er die (damals noch deutsche) Universität zu Dorpat und lebte, nachdem er seine Studien beendet hatte, in Riga, wo er als Gymnasiallehrer tätig war. Nach mancherlei Zwischenstationen beschloß er, sich ganz der Literatur seines heimischen Stammes, die damals eben auf eigene Füße sich stellte, zu widmen und wurde, nachdem er vorübergehend als Redakteur der »Peterburgas Awises« das Technische der Journalistik erlernt, Eigentümer der ältesten lettischen illustrierten Monatsschrift »Austrums«, als deren Herausgeber und Redakteur er gegenwärtig in Wenden (Livland) lebt. Von seinen belletristischen Arbeiten werden in seiner Heimat am meisten geschätzt: Lihduma duhmōs (Im Rauche der Rodung), Roman; Semo (Das Land), Drama; Semneeka dehls (Der Bauernsohn), modernes Märchen. Als Publizist tritt er ein für die Pflege und Übung eines nationalen Individualismus auf geistigem Gebiete, während der Hauptgedanke seiner volkswirtschaftlichen Anschauungen darin gipfelt, daß die Entwicklungsgesetze der Landwirtschaft von denen der Industrie und des Kapitalismus durchaus verschieden seien, weshalb das sozialdemokratische Programm eo ipso für die Landwirtschaft verderblich sei. Diese Ansicht hat ihn in der letzten Zeit zu einem der am meisten angefeindeten Publizisten in den baltischen Provinzen gemacht. (Zum Teil nach brieflichen Mitteilungen des Autors selbst. Über die neuere lettische Literaturbewegung vergl. den allerdings sehr kurzen und knapp gehaltenen „Lettischen Brief" von R. Kaupo in Nr. 4 (VII. Jahrgang) des „Literarischen Echo", S. 280 ff.)



klebten. Jetzt erst kam es ihm zum Bewußtsein, welch' große Verantwortung er mit diesem Ofen auf sich geladen hatte. Wenn der Ofen nun nicht zog? — Vater Zehse war noch der einzige, der an Peters neue Erfindung glaubte. Die andern hatten schon genug von seinem Kochherde, in dem man gleichzeitig Weißbrot und Braten bereiten konnte. Einen solchen Herd hatte Peter im Winter vor drei Jahren erdacht und dann dem Lejis gemauert. Doch der Braten war roh geblieben und das Brot hatte sich nicht einmal mit einer Kruste bezogen. „Der ungebackene Maurer", so wurde Peter noch heute genannt, obgleich er den Fehler des Herdes längst ergründet und verbessert hatte. — Und wenn der Ofen nun keinen Zug hatte? Und wenn Peter den Vater Zehse betrogen hatte? Vater Zehse, den einzigen Menschen, dem vor seinem neuen Ofen nicht bange gewesen war!

Jetzt ist der Ofen vollgestopft und Swirgsd Peter richtet seine dürre Gestalt gerade auf. „Zuerst werden wir das langsame Heizen ausprobieren", sagt er und faßt einen Griff, „seht, wenn man diesen Schieber auf diese Seite rückt," — irgendwo im Innern des Ofens klappert etwas. Vater Zehse tritt heran und rückt ebenfalls an dem Griff. Auch bei diesem Ruck klappert es da innen. Nun will auch die Hausfrau die Geschichte probieren, doch Vater Zehse hält sie zurück. „Laß nun Peter selbst," — sagt er und in seiner Stimme liegt unverhohlene Ehrfucht vor „Peter selbst". Dann zündet er ein Zündholz an und reicht es dem Maurer. — Knisternd beginnt die gelbe Birkenrinde sich zu drehen; schwarzer Rauch wirbelt schnell in die Höhe, zieht sich langsam in den rückwärtigen Teil des Ofens, schlüpft über die Holzscheite, als wolle er aufmerksam in das Innere schauen, — und wälzt sich dann wieder zurück, zur schwarzen Wolke geballt. Peter sieht das alles recht gut, — doch er *will* nicht glauben, daß der Rauch zurückschlägt. Er bläst in den Ofen hinein; die Flamme schlängelt sich ein wenig in den Hintergrund und fährt dann wieder zurück, ihr ungehorsames Haupt in schwarzem Rauch verbergend. Und Peter fühlt, wie der heiße Rauch an seiner Stirne vorbei nach oben steigt.

„Zieht nich'!" sagt irgend wer hinter Peters Rücken. — Peter fühlt, daß soeben das Urteil über ihn und sein Werk gesprochen wurde, allein er will diesem Urteilsspruch nicht glauben. Gleich, gleich wird der Ofen zu ziehen anfangen und alles wird gut sein! Er *muß* ziehen, es ist ja nicht anders möglich!

„Die Luft hat sich noch nicht erwärmt", sagt Vater Zehse bedächtig; „wenn ein Ofen lange nicht geheizt wurde, zieht er immer schlecht — bis die Luft sich erwärmt hat!" — Peter sieht, daß hier weder von gutem noch von schlechtem Zuge die Rede sein kann, denn die Stube ist schon voller Rauch. Doch er will glauben, daß Zehse recht hat. — „Der Schieber wird zu sein," sagt der Knecht Martin prustend. Peter weiß, daß der Schieber auf ist, dennoch rüttelt er am Griff. — „Du solltest es zuerst mit dem schnellen Heizen probieren," meint Vater Zehse aufmunternd; „wenn die Luft sich erwärmt hat, versuchst du das langsame." — Peter sträubt sich. „Nein, es muß auch so geh'n!" sagt er ärgerlich, „schließt die Tür!" — Die Tür wird geschlossen. Die Zuschauer neigen sich niedriger. Die Hausfrau selbst hat sich dicht hinter Peter niedergehockt und blickt ihm über die Schulter in den Ofen. Auch Vater Zehse setzt sich nieder. Die Stube füllt sich mehr und mehr mit Rauch.

„Junge, geh' und sieh', ob der Rauch schon aus'm Schornstein steigt!" befiehlt Zehse und der Junge läuft hinaus, die Tür offen lassend. „Aus'm Schornstein raucht's nich'," schreit er, „aber aus der Tür wohl, un aus'm Fenster auch!" — „Macht das Fenster zu!" ruft der Maurer; sein eingefallenes Gesicht ist vom Pusten gerötet. Vater Zehse geht zum Fenster und schließt es. „Raucht's jetzt durch den Schornstein?" ruft er dem Jungen zu. — „Nein, un durchs Fenster auch nich mehr!" lautet die Antwort. — Der Knecht Martin geht zur Tür hinaus. Ihm folgen zwei Frauenzimmer. „Rauch-Peter!" tönt es von draußen herein. Der Trotz regt sich in Peters Herzen. „Und er hat doch Zug!" knurrt er; seine Augenbrauen ziehen sich zusammen und die bläulichen Lippen beben unter der dünnen Nase. „Peter, versuch's mit dem Schnellheizer!" sagt Vater Zehse, dessen Augen durch den Rauch voller Tränen sind, „versuch's mit dem Schnellheizer! Man kann ja ersticken!" — Peter streckt unsicher die Hand aus und irgendwo im Ofen klirrt ein andrer Schieber. Ganze Rauchballen fahren ihm ins Gesicht. —

„He! Peter! lauf' nach Haus, — ein Junge is da!" ertönt plötzlich an der Tür eine atemlose Frauenstimme. Swirgsd Peter hört nicht. In dumpfer Verzweiflung sieht er, daß auch der „Schnellheizer" nichts hilft. Heiß steigt ihm das Blut zu Kopfe und das Herz krampft sich zusammen. — „He, Swirgsd Peter! hörst du?" tönt die Stimme wieder und Martin setzt hinzu: „Maurer, du wirst gerufen!" — „Was denn?" fragt Peter. „Bei Dir is ein Junge angekommen, lauf' nach Haus!" — „Was für ein Junge?" stottert Peter verständnislos, mit der Hand den Rauch abwehrend. „Ein kleiner!" erwidert die Stimme. „Wo?" — „Bei dir!" — „Bei mir? Was für'n Unsinn!" Doch das Weib läßt nicht ab. „Deine Frau hat'n kleinen Jungen gekriegt, Peter; man hat mich geschickt dich zu holen." —

Ein paar Augenblicke lang blieb Peter mit aufgerissenem Munde am Ofen hocken, — dann fuhr ein neuer Gedanke durch seinen erhitzten Kopf. Wie ein angeschossenes Tier sprang er auf und stürmte zur Tür hinaus, so wie er war, ohne Rock und Hut. — „Wart' doch, Peter, wart'!" rief Vater Zehse ihm nach, „ich weiß ja nicht, welches die verschiedenen Schieber sind!" Doch Swirgsd Peter war schon am andern Ende der Allee. Dort rannte ihm der Nachbar in die Quer, eine Ofengabel auf der Schulter und einen Eimer in der Hand, schon von weitem rufend: „Wo brennt's? wo brennt's?" Peter schwang sich kaum zu der Antwort auf: „Ein Junge! ein Junge!" und der Nachbar blieb unentschlossen stehen: sollte er nun laufen, Zehses neues Wohnhaus löschen, das wie ein Feuerherd an allen Ecken und Enden rauchte, — oder sollte er dem verrückten Peter folgen, der geradenwegs durch das Gerstenfeld dahinrannte? — „Ganz richtig war's mit ihm längst nicht mehr!" dachte der Nachbar im Weitereilen, „der Heidenmensch hat gewiß Zehses Haus angezündet!" —

Wenn man der Straße folgt, hat man bis Ataugen etwa fünf Werst zurückzulegen; aber heute hatte Peter keine Zeit, an die Straße zu denken. Zuerst durch Zehses Gerstenfeld, dann durch Nachbars Kartoffelacker, dann über die abgemähte Wiese und das Stoppelfeld, dann über den frischgesäten Roggen und das Mengkorn, — durch den Hafer, — über die Viehweide, — es konnte noch keine halbe Stunde vergangen sein, als er vor dem Ataugenschen Wohnhause ein wenig zu sich kam. —

Swirgsd Peter lebte nun schon das achte Jahr in Ataugen. Anfangs hatte er sich nur für den Winter dort einquartiert, denn im Sommer konnte er ja nur selten zu Hause sein. Aber — ich weiß nicht, wie's dazu gekommen war: im Frühling wurde er mit der Schwester des Ataugenschen Bauern kirchlich aufgeboten. Und der Bauer hat dem Schwager und der Schwester ein Zimmerchen als Wohnung überlassen — „solange sie selbst dableiben wollten". — Peter hatte eine ins Freie führende Ausgangstür durchgebrochen, dagegen die Tür zum Zimmer des Wirtes zugemauert. So konnte man sagen, daß sie „ganz für sich" dort hausten. Die Frau ging im Sommer zum Bauern auf Taglohn arbeiten, im Winter spann und webte sie. Peter selbst kam im Sommer höchstens zum Sonntage heim, im Winter aber saß er Tag für Tag an dem eigenhändig gesetzten Ofen und stellte Ziegelchen zusammen. — „Ganz wie ein kleines Kind!" pflegte seine arbeitsame Madde zu sagen. Anfangs hatte sie Herz und Mund keinen Zwang angetan, aber es ist schwer, mit Peter zu zanken: er hört deine Schelte ruhig an, neigt zustimmend den Kopf oder wiegt ihn hin und her, ganz als wolle er sagen: „Ja, ja, schlecht ist er — so ist er wohl, der Swirgsd Peter!" und fährt fort, mit seinen Ziegelchen zu kramen. Nur wenn das Herz vor Ärger schon gar zu sehr zum Munde heraus wollte, versetzte Madde ihrem Manne zwei, drei Klapse auf den Rücken, — aber nach einer kleinen Weile tat's ihr dann selber leid. „Was soll man machen, — so hat Gott nu 'mal das Mannchen erschaffen!" seufzte sie dann, „aber von Herzen is er ja nich schlecht!" —

So lebten sie in ihrem Stübchen nun schon sieben Jahre und die Welt wußte nichts weiter von ihnen, als daß Peter seine Wohnung in jedem Jahre frisch ausweißte — Madde ging noch lange nachher mit aufgestreiften Ärmeln und weißem Rücken umher — und daß er den Herd in jedem Herbste von neuem setzte, — das hörten die Nachbarn an Maddes Gezänk. Im übrigen herrschte in der Stube Tag und Nacht tiefe Stille; nur Maddes Webspule und Peters Garnwinde verrieten zuweilen den Hausgenossen, daß jenseits der Wand noch Menschen wohnten. Und Peter liebte diese Stille ganz be- besonders. Sobald der Feierabend gekommen war, wusch er sich schnell, kleidete sich an und eilte, ohne das Abendbrot abzuwarten, nach Ataugen, oft zehn bis fünfzehn Werst weit. Bei der „Strahlenbirke" machte er Halt: von dort konnte er Maddes Fenster erblicken. Und wie warm wurde ihm dann ums Herz, wenn er das kleine Lämpchen aus dem Fenster leuchten sah, wie ein kleines rotgoldenes Sternlein im Frieden der Sommernacht! Was sind es doch zuweilen für nichtige Dinge, um die sich unser Denken und Sehnen dreht!

Doch jetzt stand Swirgsd Peter ganz erschreckt vor seiner Tür, wie im Zweifel, ob er nicht am Ende falsch gegangen sei. Aus dem Zimmerchen drang ein eigentümlicher Ton — halb Quieken, halb Piepen — einmal ums andre, wie das Winseln eines getretenen oder geprügelten Hündchens. Und dazwischen erklang eine Stimme — eine fremde Stimme —, Maddes Stimme kannte er, die klang anders. Plötzlich schoß es ihm durch den Kopf: „So weinen ja ganz, ganz kleine Kinder!" und ein Schwindel erfaßte ihn. Beinahe stolpernd stürzte er in die Stube, vor übermächtiger Freude laut schreiend: „Madde, ist's wahr?" Dann aber erschrak er: sein sonst so helles Zimmerchen

war fast dunkel, das Fenster verhängt, und aus der Ecke, wo sich das Bett seiner Frau befand, wandte sich ihm ein wütendes altes Gesicht zu, dessen zahnloser Mund ihm entgegenzischte: „Wirst du still sein, Vieh!“ — Peter blieb dort an der Tür wie angenagelt stehen und fragte sich betrübt, was denn da in der Ecke eigentlich vor sich ginge und wieso er soeben zu der Ehre gekommen, „Vieh“ genannt zu werden? Allein seine Augen gewöhnten sich bald an das Dunkel und er begann in der Stube allerlei Gegenstände zu unterscheiden, die er sonst nie darin gesehen: ein kleines Wannchen auf dem Stuhle, einen Wasserschöpfer, Seifenstücke; an der Wand hingen hier und da kleine Kleidungsstücke und ein breites, gestricktes Wickelband. Nun erblickte er auch den krummen Rücken einer alten Frau und ein kleines weißes Bündel, das sie in den Armen wiegte, und dann, dort im Hintergrunde, Maddes blasses, von wirrem Haar umgebenes Gesicht auf dem Kopfkissen, und Madde lächelte so müde, wie nach überstandenem Leiden .... So hatte sie noch nie gelächelt, wenn sie ihn angeschaut hatte, und Peter war's, als würden ihm die Augen heiß und als würgte ihn etwas in der Kehle. Als er sich ein wenig gefaßt hatte, trat er leise an das Bett, streichelte mit den Fingerspitzen Maddes feuchte Stirn und flüsterte: „Madde, ist's denn wahr?“ — Maddes matte Hand ergriff Peters Finger und legte sie an ihre Wange. Dann blickte sie nach dem Bündelchen im Schoß der Alten und sagte: „Hast du geseh'n, was für ein hübsches Näschen er hat? Ganz dein Gesicht!“ — Peter wandte sich um und ging auf den Fußspitzen zu der Alten. Anfangs wußte er nicht recht, an welchem Ende des Pakets er eigentlich das „hübsche Näschen“ suchen sollte, dann jedoch entdeckte er trotz der Dämmerung ein rotes, rundes Etwas von der Größe einer guten Kartoffel, ganz in ein wollenes Wickelband eingehüllt. Sollte dieses Etwas ein Mensch mit Mund und Nase sein? — Und Peter überkam auf einmal ein grenzenloses Mitleid mit der Schwäche dieses kleinen Dingelchens; er fühlte, daß aus seinen Augen etwas Heißes zum grauen Schnurrbart hinabrieselte, und beschämt und erschreckt lief er zur Tür hinaus und verbarg sich im Strohschober hinter der Tenne.

Im kritischen Moment zur Tür hinauslaufen, das ist keine Kunst. Die Kunst beginnt, sobald es gilt, für dieses Davonlaufen eine taugliche Erklärung zu finden, wenn die unterbrochenen diplomatischen Beziehungen wieder aufgenommen werden sollen. Das fühlte auch Peter, als er nun in Hemdärmeln in dem aus diesjährigem Roggen gedroschenen Stroh saß. Es war ihm klar, daß er hier nicht übernachten konnte. Und was sollte Madde von ihm denken? Das arme Menschenkind hätte dem Manne doch gern von ihrer Freude gesprochen und davon, wie's nun werden sollte, — der Mann aber war davongerannt wie der Ochs vor den Bremsen! Und ganz verzagt blickte Peter um sich. Je mehr er sich mühte, sich auszumalen, was Madde von seiner Flucht denken würde, umso verworrener wurde es in seinem Kopfe. Die Zeit verrann und Peters Unruhe stieg wie ein Bienenschwarm am Apfelast. Endlich erhob er sich und ging um die Tenne herum, um wenigstens um die Ecke nach seinem verhängten Fensterchen zu blicken. Auf dem Hof war alles still, nur der Hahn gluckste hie und da, seine Hühner zusammenrufend, und eine große schwarze Fliege lief über das Beil, das in dem Holzblock inmitten des Hofes steckte. Peter sah die Unruhe der Fliege. „Was rennt sie auf dem Beil

herum?" dachte er, „ist damit vielleicht Fleisch gehackt worden? Das ist das Beil des Bauern —" Und plötzlich brach ein Sonnenstrahl durch die wirren Wolken seiner Gedanken! „Eine Schwungstange für die Wiege!" hätte er beinahe laut ausgerufen; dann ergriff er das Beil und eilte im Trabe über den Weideweg dem Walde zu. —

Ich kenne jenen Wald. Er steht gleich hinter meines Vaters Weideplatz. Jetzt ist er ja wohl ausgehauen, klafterweise als Brennholz aufgestapelt und mit der roten Kreide des Buschwächters bezeichnet. Damals aber war dort noch alles voller Frische und Leben. Die Haselnußsträucher durchbrachen unsre Grenzlinie, breit, üppig, voll grünfaseriger Nußbüschel; und hinter den Haselnußsträuchern jene unzähligen Birken — schlank, frisch, weiß, mit den großen weichen Blättern, — eine dicht bei der andern und eine wie die andere, — höher, immer höher strebten sie in die blaue Luft hinauf. Noch ahnten diese Birkenstämmchen nicht, daß es ihnen bald in der Heimatserde zu eng werden sollte, daß die größeren den kleineren Brüderchen Luft und Licht rauben, daß die kleineren die allerkleinsten bedrängen würden, als wollten sie die ganze Welt mit ihren schlanken Ästen erfüllen. So trieben sie dort Schößling um Schößling, wuchsen und freuten sich, daß die Welt so weit war und daß ihre Häupter, von keiner Grenze beengt, sich strecken konnten. Die alten Baumstümpfe aber zogen allmählich eine grüne Moosdecke über das Haupt und im Herbste streuten ihre Kinder mit leichter Hand gelbe Blätter über sie. Und die alten Stümpfe klagten nicht mehr über ihr zerstörtes Leben: durch das grüne Moos und die gelben Blätter hindurch hörten sie wie im Traume ihrer Kinder Hoffnungslied.

Ich kenne auch jenen Baumstumpf, auf dem der „Rauch-Peter" saß, als er für seines Kindes Wiege eine Schwungstange zurechtschnitt. Das Geräusch der Außenwelt gelangt nur im Verhallen bis zu jenem Platze und die Birkenstämmchen und Haselnußsträucher stehen im Herbstfrieden da wie in stillem, durchsichtig grüngoldigem Wasser; die herabfallenden Tannenzapfen rascheln wie Schilfblätter durch diesen Strom von Stille und das Eichkätzchen schießt darin gleich einem Silberfischlein hin und her. — Dort saß Peter auf dem bemoosten Baumstumpf und die braunen Zweige einer schlanken Birke fielen, von seinem Messer getroffen, raschelnd auf das grüne Moos. Hoch am blauen Himmel bemerkte er eine weiße Wolke und über den Wipfeln der Bäume ertönte das Geschrei abziehender Kraniche. „Herbst", flüsterte er, und das Birkenbäumchen entglitt seinen Händen. Seltsame Gedanken bewegten plötzlich seine Seele: warum erschien ihm der Herbst diesmal nicht so traurig wie in anderen Jahren? — Sonst, wenn Heuschober an Heuschober sich auf der gemähten Wiese erhebt, wenn des Schnitters Sense laut im Roggenfelde erklingt, wenn die Sonne irgendwo anders glüht, während über die Erde merkliche Kühle weht, wenn in der Luft weiße Fäden schwimmen, — dann schwimmt mit diesen Fäden auch alles Denken und Hoffen und Erwarten davon, — nirgends ein grüner Zweig, an den man sich klammern könnte! Und dann ruft das Herz sehnsüchtig den Sommer zurück, — es möchte ihn halten, ihn und alles das, was es von ihm erwartete. O Herz, dann fühlst du es deutlich, daß deine Lebenssonne sich abwärts neigt und daß dein unbearbeiteter Acker nicht mehr vom Lärm der Ernte widerhallt! Dann ist dir's, als müßtest du

mit dem Sommer vergehen, als solltest du mit den Zugvöglein ziehen, — wenn du nur eine Heimat hättest, in welche du eilen dürftest!

Rauch-Peter gedachte des Sommers, den er mit geschlossenen Lippen und abgewandtem Gesicht verbracht hatte. Und schau, nun röten sich schon die Espenblätter und des Kranichs Schrei tönt durch den Wald. Und trotzdem beginnt Peters Herz zu jubeln und ihm zuzuflüstern, daß ein neuer Frühling komme, daß nur das Alltagsleben vergehe, er selbst jedoch weder vergehen noch sterben könne. Und plötzlich versteht er, was die Zugvögel empfinden, die eine doppelte Heimat haben: indem sie der einen abe sagen, grüßen sie schon die andere. Und hat denn er nicht auch eine doppelte Heimat? Und wird nicht alles, was in seinem Herzen erlischt und was mit seinem Sommer verschwindet, wird das alles nicht in seinem Sohne von neuem aufsprießen? — Peter erinnert sich wieder des winzigen, hilflosen Bübchens, das ihm von nun an Bürge sein sollte für jene andere Heimat und das in seiner kleinen Hand alles das hielt, was die Lebensstürme im Laufe der Jahre dem Vater genommen hatten. O, ihr kleinen, kleinen Händchen, haltet ihr das alles wirklich? — Großes Mitleid und große Freude, wie über einen heimlichen Schatz, erfüllte Rauch-Peters Herz. Er warf sich mit dem Gesicht ins kühle Moos und weinte und lachte und fühlte sich geborgen, wie der Schiffer, der morgens beim Erwachen sich und seine kostbare Ladung im sichern Hafen sieht.

„Guten Tag, Peter!“ ertönte auf einmal dicht neben ihm eine rauhe Stimme. Peter fuhr zusammen und blickte wie geistesabwesend auf den Buschwächter, der seine Pfeife stopfend vor ihm stand. Es war eigentlich ein Verwandter von Peter, der Taufvater seiner Frau; dennoch schämte Peter sich jetzt vor ihm: er hatte ohne des Buschwächters Wissen das Birkenbäumchen abgehackt und dann — — ja, welcher erwachsene Mensch wälzt sich denn auf dem Moose und lacht und weint zu gleicher Zeit? — „Ich habe so gräßliche Zahnschmerzen —“ log Peter stammelnd.

„Un mit dieser Stange wolltest du sie wohl vertreiben?“ fragte der alte Buschwächter, die Pfeife in den Mundwinkel steckend und nach Zündhölzchen suchend. „Ich kenne deine Zahnschmerzen, Peter, ich kenne sie! ach ja!“ Er seufzte und setzte sich auf den nächsten Baumstumpf. — „Ich könnte es ja — vielleicht — bezahlen —“ meinte Peter unsicher, auf das gefällte Bäumchen blickend. Über des Buschwächters derbknochiges braunes Gesicht huschte ein Lächeln. „Für Wiegenstangen verlangt unser Herr keine Bezahlung“, erwiderte er, „das is ein für allemal so eingeführt. Aber was wirst du nu machen?“ — „Wieso, ich?“ — „Nu wie denn, du!“ — „Nu — nach Haus werd' ich geh'n.“ — „Ach! wie ein Kind!“ rief der Buschwächter ärgerlich; „so sag' mal, — wieviel Geld hast du denn noch im Haus?“ — „Ich weiß nicht — vielleicht hat die Frau noch was —“ antwortete Peter erschreckt. „Wann hast du ihr zum letztenmal Geld gegeben?“ Peter kratzte sich hinterm Ohr. „Es wird wohl schon recht lange her sein —“ meinte er betrübt. „Nu also!“ schalt der Buschwächter; „un von wem hast du noch Geld zu kriegen?“ — „Von Zehse, — eben jetzt hab' ich ihm einen Ofen gemauert —“ brachte Peter tief errötend über die Lippen. „Für den Ofen willst du dir noch zahlen lassen?“ ereiferte sich der Alte, „sei froh, wenn Vater Zehse dich nich verklagt! Das ganze Haus wär' ja beinah' niedergebrannt!“ — „Das ganze Haus!“ rief

Peter erbleichend. Der Buschwächter zog ein paar mal an seiner Pfeife. „Nu, un womit willst du denn die Taufe ausrichten"? fragte er nach einer Weile. „Wie denn, womit?" — „Hast du Geld?" — „Geld? — aber — vielleicht könnte man — vielleicht so — ohne Geld!" — „Ohne Geld kann man nich' mal sterben!" erwiderte der Buschwächter kurz; „das erste Kind, — das einzige Kind, — un er will nich' mal die Taufe feiern!" — Peter schoß es heiß in die Augen. „Wie werd' ich denn das nicht wollen —" sagte er und die Stimme versagte ihm. „Nu, un womit wirst du die Kuh kaufen?" fragte der Buschwächter wieder in barschem Tone. „Die Kuh? muß auch eine Kuh gekauft werden"? stammelte Peter mit ängstlich aufgerissenen Augen. Der Buschwächter stopfte mit dem Fingernagel den Tabak tiefer in die Pfeife, entlockte ihr einige dicke Rauchwolken, spuckte aus und sprach: „Peter, du bist ein ganzes Kind. — Was denkst du dir denn, wovon soll dein Weib nu leben? Soll sie mit'm Säugling auf'm Arm auf Tagelohn ausgeh'n? Wenn Ihr wenigstens ein Schweinchen hättet oder ein Kuhchen, — auf'n Augenblick könnt' sie ja zum Stall laufen, das Vieh zu füttern — so wär' doch ein Schluckchen Milch da un ein Bissen zum Zubeißen! Aber was denn nu? Auf Erwerb kann sie nich geh'n, — zu Haus is keine Arbeit, — un ganz ohne Geld! Un du selber, was bist denn du für'n Verdiener? Sag', was werdet Ihr beide nu mit'm Kindchen anfangen?" — Peter saß da wie zerschmettert. Von dieser Seite hatte er das tägliche Leben noch niemals angesehen. Ja, was nun anfangen? Das Kind braucht Essen, die Frau braucht Brod — und der Buschwächter hat recht: der Sommer ist schon vorüber, — wieviel kann er jetzt noch verdienen? — „Un Kleidungsstücke sind doch auch nötig," fuhr der Buschwächter vorwurfsvoll fort, ohne Peters Antwort abzuwarten. „Hast du auch bemerkt, was dein Weib noch an Kleidern hat? un wann sie wieder in die Kirche geht? Womit soll sie denn geh'n? — Alle Männer sind froh, wenn sie der Frau was zum Anzieh'n kaufen können, — hast du was gekauft, für etwas gesorgt? Un wenn sie selbst auch nichts sagt, — sieht man denn nich', wie traurig sie in der Kirche die andern Weiber anblickt, wenn die in neuen Kleidern vorbeigeh'n? Auch sie hat doch ein menschliches Herz! Aber du, wann hast du wohl an sie gedacht?" — Ärgerlich zerbrach er einen dürren Ast. — Große Tränen rannen Peter in den grauen Bart, so schnell, als wollte eine die andere fangen. „Taufvater", schluchzte er, „ich bin ein nichtsnutziger Kerl! Jahr für Jahr quält sie sich und duldet still und verdient für mich — und ich sehe das alles nicht!" Und er schlug beide Hände vors Gesicht. „Das is eben die Sache, daß du nich Augen hast!" schalt der Buschwächter, „wie im Schlaf gehst du umher — weiß nich, was du für Dummheiten im Kopf hast. Un das will nu Vater sein!" — „Und der Sommer is schon vorbei", schluchzte Peter, „und Zehses Ofen zieht nicht — und andere Arbeit gibt's nicht mehr —" und Peter wand und krümmte sich, als wollte ihn jemand aus voller Kraft schlagen. „Un nu wirst du wieder den ganzen Winter beim Herd sitzen un wie'n Kind mit kleinen Ziegelchen spielen", warf der Alte ein, „un wirst zuseh'n wie Weib un Kind frieren und vor Hunger sterben." — Peters Mitleid überwog seine Beschämung: laut weinend warf er sich wieder zu Boden, raufte sein Haar und das Moos und jammerte immer dieselben Worte: „Wer ließ mich Maurer werden? Wer ließ mich

Maurer werden? Und mir gefiel diese Arbeit so sehr!" — Der Buschwächter räusperte sich ein-, zweimal, doch Peter achtete nicht darauf. Da packte der Alte den unglücklichen Maurer an der Schulter und schüttelte ihn derb. „Laß jetzt die Possen!" sagte er streng, „hier aus dem Moos kannst kein andres Handwerk herausscharren. Un essen müßt ihr doch den Winter hindurch." — Von Schmerz gerissen fuhr Peter wieder in die Höhe. „Ja was soll ich anfangen? ach, was soll ich anfangen? Mir steht der Verstand still!" — Der Buschwächter räusperte sich wieder. „Nu — eine Arbeit wüßte ich noch", meinte er, „aber versprichst du, so zu mauern, wie man's dir sagt, un nich so, wie du selber denkst?" — „Taufvater, gib mir nur Arbeit!" bat Peter mit gefalteten Händen, „gib nur Arbeit, und glaub' mir, daß ich jetzt so arbeiten werde, wie sich's gehört." — „Ganz so wie andere Meister? alle Röhren ganz so?" fragte der Buschwächter nochmals. „Ziegel um Ziegel so!" rief Peter flehend, „laß mich nur nicht ohne Arbeit!" — „Nu gut, ich werd' dem Herrn Förster sagen, er soll dich unsere Öfen umsetzen lassen. Das wird für etwa drei Wochen Arbeit geben. Un im Winter —" — „Ja, im Winter?" wiederholte Peter und die Tränen traten ihm wieder in die Augen. „Im Winter wirst du zu mir kommen Holz sägen!" sprach der Buschwächter streng, „verstanden?" — Peter ließ den Kopf hängen. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, dann aber schlug er die Augen zum Buschwächter auf und in ihnen lag ein eigener Glanz. „Ja, ich werde Holz sägen gehen", sprach er, „so werd' ich doch meine dreißig Kopeken täglich verdienen. Danke, Taufvater." — „Nu, wirst vielleicht sogar funfzig verdienen", brummte der Alte schon freundlicher, „so werden wir uns schon irgendwie durchschlagen. Du bist ja gar kein so schlechter Arbeiter, nur denkst du zu viel! Laß die Gelehrten denken, — das ist ihr Handwerk; aber du, ein ungeschulter Mensch, — arbeit' du deine Arbeit!" — „Du hast recht, Taufvater", antwortete Peter traurig, „was ist der Mensch ohne Schulbildung? Manchmal denkt man so mit ganzen Herzen — denkt: es muß ja gelingen. Aber wenn's dann gemauert ist, — kommt der Rauch ganz wo anders heraus!" Und er schaute betrübt zu den Birkenwipfeln empor, als entschwebe da oben der Rauch seiner Erfindungen. „Nu darum!" meinte der Buschwächter aufmunternd; „wir woll'n deinen Sohn ausbilden, — soll der denken. Jetzt aber laß uns nur denken, daß wir selbst nich ohne Hosen bleiben! — Ja, Peter, nu is auch Zeit, daß ich nach Haus geh'". Und den Flintenriemen wieder über die Schulter werfend erhob er sich ächzend: „Die Knochen, die Knochen!" Dann begann er in der Hosentasche herumzusuchen, als suche er dort den Knochenschmerz und zog endlich etwas in zerknittertes Papier Eingehülltes hervor. Peter stand da und wußte nicht, ob er die Wiegenstange auf die Schulter nehmen oder ob er warten sollte, bis der Buschwächter fortgegangen. Der Alte wandte sich wieder zu ihm und streckte ihm die geballte Faust entgegen. „Un das bring' deinem Weibe", sagte er leise, „sie braucht jetzt doch auch'n kräftigen Bissen". Und ehe Peter sich besinnen konnte, glitt ein goldenes Zehnrubelstück in seine Hand. „Wir können's ja im Winter verrechnen", fügte der Buschwächter hinzu, als er Peters Erröten sah, „un was die Taufe betrifft — nu, meine Alte wird wohl schon — —" — „Taufvater"' flüsterte Peter, „diesen Augenblick werd' ich dir bis an des Grabes Rand nicht vergessen!" — „Nu, nu, was denn?"

wehrte jener ab, „wenn du arbeitest un wenn Gott nur Gesundheit gibt, wird ja alles gut sein. Nur nich so viel denken! Un dann — die Kuh un das Schweinchen — hab' schon mit meiner Alten gesprochen — wir müssen im Herbst so wie so verkaufen — also doch lieber in der Verwandtschaft. Wirst's schon allmählich abarbeiten. Wir brauchen das Geld jetzt nich allzu sehr. So kommt also einer von Euch das Vieh abholen, wenn dein Weib wieder auf'n Füßen is. — Sieh' mal, was für eine lange Kranichreihe!" Und er zeigte auf einen schwarzen Strich am blauen Himmel. Hell tönte das Geschrei der Vögel, als täte es ihnen gar nicht leid, von hier zu scheiden. Nun ja, sie flogen einem neuen Sommer entgegen!

Wie betäubt blickte Peter dem Buschwächter nach, als der schweren Schrittes zwischen den Birken verschwand. Und ihm fiel's wie Schuppen von den Augen: so viel Herzlichkeit hatte ihn Jahr für Jahr umgeben und er wurde dessen erst heute gewahr! Dann fuhr er sich mit der Hand über die Augen, schaute nochmals dorthin, wo die Kranichschar hinter den Baumwipfeln verschwunden war und nahm die Wiegenstange auf die Schulter. Doch als er aus dem Walde heraustrat, erschrak er wieder: der Buschwächter vertrat ihm plötzlich den Weg. „Un die Kuh — weißt du —" sagte er, „die soll so — unserseits dem kleinen Taufsohn geschenkt sein. So haben wir's mit meiner Alten schon abgemacht, als das Warten anfing." Peter konnte sich nicht mehr beherrschen; schnell bückte er sich über des Buschwächters sehnige Hand und drückte einen Kuß darauf. „Nu, nu!" wehrte der Alte ab, „wir sind ja doch verwandt! Aber das eine vergiß nich —" und seine Stimme klang wieder streng, „wenn du keine Flügel hast, so versuch' nich, durch den Wald zu fliegen! Möge der Sohn wachsen, möge **er** sich erheben, so hoch es Gott erlaubt." Und dann verschwand er im Walde.

Die Kühe waren schon brüllend heimgekehrt, als Peter zur Scheune am Wegrande kam; die Hausgenossen hatten noch auf dem Hofe zu schaffen und die Bäuerin selbst ging mit der milchgefüllten Kippe zum Keller. Peter schämte sich, mit der Wiegenstange auf der Schulter über den Hof zu gehen, den lächelnden Blicken der andern ausgesetzt. Daher ließ er sich auf der Schwelle der Scheunentür nieder, um abzuwarten, bis die Leute schlafen gegangen wären. Er zog des Buschwächters Geschenk, das Goldstück hervor, drehte es zwischen den Fingern und überlegte, was alles er dafür kaufen würde. „Neue Schuhe für die Frau — die braucht sie auf jeden Fall", murmelte er vor sich hin, „und einen neuen Rock auch —" doch dann fiel's ihm ein, daß sie ja auch etwas essen müßte — was ihr wohl am besten zusagen würde? Und für den Kleinen wird man wohl etwa zehn Pfund Gries kaufen müssen, — kleine Kinder essen ja Griesbrei gern. — —

Es war schon recht dunkel, als Peter, um die Ecke der Tenne schleichend, sich seiner Tür näherte. Den Atem anhaltend lauschte er: nur das Heimchen ließ irgendwo sein seltsames Zirpen ertönen, als würde mit scharfer Scheere Wolle geschnitten. Peter lehnte die Stange behutsam an die Wand und stahl sich leise ins Zimmer. Die „weise Frau" hatte einige Kleidungsstücke neben dem Herde ausgebreitet und ihren ausgemergelten Körper drauf ausgestreckt. Im breiten Ehebett schlummerte ruhig atmend seine Frau, bleich und matte zwei dunkle Haarbüschel waren unter dem Kopftuch hervor auf die weiß

Stirn geschlüpft. Es lag ein tiefer Frieden auf dieser sonst so sorgendurchfurchten Stirn. Und neben der Frau — — leise, leise, auf den Fußspitzen schlich Peter näher — ach du kleines, unscheinbares Dingelchen, kaum wahrnehmbar im Schatten, den das Blechschild der kleinen Lampe auf dich wirft! Wirst du denn je ein großer Mensch werden? — Peter bückte sich und fühlte, wie ihm schon wieder eine Träne auf die Hand fiel. Wie wollte diese Hand jetzt ohne Unterlaß arbeiten für sie, für diese zwei lieben, lieben Schläfer hier! arbeiten und dafür sorgen, daß kein Kummer über ihre Schwelle komme und ihren sanften Schlummer störe! — Und dann richtete Rauch-Peter sich auf und ging in die Ecke, in der sich der Sack mit seinen Ziegelchen befand. Leise hob er ihn auf, leise lud er ihn sich auf die Schulter und schleppte ihn zur Tür. Niemand bemerkte sein Hinausgehen.

Hinter dem Hügel befindet sich ein tiefer, versumpfter Quell. Es wird erzählt, daß einst in alten Zeiten eine Tonne Goldes darin versunken sei. Viele haben von diesem Golde geträumt, viele haben danach gesucht, niemandem jedoch war's bisher eingefallen, dem Quell ein Geschenk zu machen. — Dorthin schleppte Peter seine Last. Er setzte sich auf einen Stein am Rande des Quells und legte den Sack nieder. Jetzt, wo er von seinen Träumen scheiden sollte, fühlte er erst, wie lieb sie ihm gewesen waren. Ach, jene kurzen Nächte, wenn neue Gedanken wie Sonnenglut durch seine Seele geflutet! Und der feste Glaube, daß es nun endlich einmal die r e c h t e n Ideen seien! Wie dann der Atem stockte, wie die Finger zitterten, wenn sie sich eilig daran machten, die Ziegel in neuer Ordnung zusammenzustellen! Und dieses Hoffen, daß nun ein Auftrag nach dem andern kommen werde, daß alle Welt sich seines Werkes freuen und ihm danken werde! Andere Maurer würden kommen, von ihm zu lernen und würden erkennen, daß er recht gehabt. . . . .

Mit diesen Träumen muß es nun zu Ende sein, lieber Peter!

Und dann jene finstern Nächte voll dumpfer Verzweiflung, wenn alle Arbeit vergebens gewesen, wenn alles wieder von vorne begonnen werden mußte! Da gab's kein Hoffen mehr und kein Glauben; da hieß es wieder in die alten Geleise einlenken und das Gespött der Leute über sich ergehen lassen. — Ach ja, es ist auch manche Träne auf euch gefallen, ihr Genossen der Trübsalszeiten!

Diese Tränen müssen nun versenkt werden, lieber Peter! Alles muß versenkt werden! Bleiben soll nur das winzige rote Gesichtchen dort im Schatten des Lampenschirmes.

Der Mond guckte aus den Wolken hervor und ein zweiter Mond leuchtete ihm aus dem schwarzen Sumpf entgegen. Da erhob sich Peter, fuhr mit der Hand noch einmal liebkosend über seine Bürde und ließ sie dann ins Wasser hinabgleiten. Hoch spritzte das Wasser auf, indem es das Spiegelbild des Mondes wie flüssiges Gold über den Rand des Quells schüttete.

Peter tönten des Buschwächters Worte ins Ohr: „Wenn du keine Flügel hast, so versuche nicht, durch den Wald zu fliegen. Möge der Sohn wachsen, möge e r sich erheben, so hoch Gott es erlaubt!"

W i r d er wachsen? w i r d er sich erheben? — Ja, mein lieber Peter, das eben ist das große Weltenrätsel — und der große Weltenglaube.



Umschau.

In dem Streite um Darwinismus und Entstehung der Arten, über Selektions- und verwandte Theorien, von dem man fast sagen könnte, daß er dem vorigen Jahrhundert seine Signatur gegeben hat, bildet ein kürzlich erschienenes Buch von P. Erich Wasmann S. J.: „Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie“ *) einen der interessantesten und bedeutsamsten Marksteine.

Um dieses Buch, das weder ein trockenes Lehrbuch der modernen Biologie noch ein populär-wissenschaftliches Feuilleton, sondern eine lichtvolle Darlegung des gegenwärtigen Standes der Frage darstellt, richtig würdigen zu können, ist es notwendig, mit wenigen Strichen die wissenschaftliche Vorgeschichte des interessanten Werkes zu zeichnen und die vielfach mißverstandene Stellung klarzulegen, die sein Verfasser in der Kampfbewegung für und wider Darwin, deren Zeugen wir in den letzten Jahren waren, eingenommen hat.

Wer die laufende Literatur über den Darwinismus in den letzten Dezennien verfolgt hat, der weiß, daß es unter den Vertretern der Naturwissenschaft, soweit sie sich um biologische Fragen kümmern, schon lange keine eigentlichen Darwinisten mehr gibt, wenn sich auch einzelne Gelehrte noch mit diesem Namen bezeichnen. Das Wesen des eigentlichen Darwinismus besteht darin, daß die Ursachen für die Entwicklung der einfachsten Tier- und Pflanzenarten der Vorwelt zu den komplizierteren und kompliziertesten Formen unserer Tage nur in der Beeinflussung der Einzelindividuen durch die Außenwelt gesucht werden. Der formgebende Regulator für die Stammesentwicklung ist nach dieser Lehre der Zufall, indem die zufälligen kleinsten Variationen jedes Einzelindividuums durch den zufällig je nach äußeren Umständen sich ergebenden Nutzen oder Schaden, den sie den Individuen boten, für maßgebend erachtet werden für die Entstehung neuer Formen und Artenreihen. Ähnlich wie der Tierzüchter zufällig sich zeigende Variationen durch die künstliche Zuchtwahl zu Rassenmerkmalen festigt, so sollte die natürliche Zuchtwahl dieselben kleinsten Variationen zu Artmerkmalen gefestigt haben und noch festigen.

Diese Lehre konnte bestechend wirken, solange sie schlagwortartig nur die äußerste Oberfläche der Naturgeschehnisse in Betracht zog, sowie man aber versuchte, dieselbe auf die immer mehr sich häufenden Einzelfälle der Artbildung anzuwenden, zeigte sich immer deutlicher, daß die Naturzüchtung nicht nur nicht allmächtig, sondern gar häufig ohnmächtig sei, daß sie, wie C. Correns sagt, nur jäte, unzählige Formen beseitige und so Lücken schaffe, aber nichts Neues hervorbringe. Da mußte man erkennen, daß außer der blinden Naturzüchtung — oder besser vielleicht ohne sie — noch weitere in den lebenden Wesen selbst zweckdienlich wirkende Kräfte ins Spiel kämen.

*) Zweite, vermehrte Auflage. Freiburg, Herder, 1904 (523 Seiten mit 40 Abbildungen im Text und 4 Tafeln in Farbendruck und Autotypie, Großoktav, Mk. 5.—).



So sprach der Münchener Botaniker Naegeli von einem Vervollkommnungsprinzip, Haacke und später Eimer, denen sich dann viele, wenn nicht die meisten anderen Forscher anschlossen, nannten dasselbe Prinzip Orthogenesis, indem sie dadurch ausdrückten, daß eine Entwicklung der einzelnen Arten auseinander nach einer vorbestimmten Richtung hin ohne oder höchstens mit teilweiser Mithilfe der natürlichen Zuchtwahl stattfinde. Es verschlägt nichts, wenn der Berliner Zoologe Plate diese Ansichten als mystisch verwirft, indem er sagt, sie führten zu transzendenten Konsequenzen, das ist zur Anerkennung einer praestabilierten Harmonie — denn die „Orthoselektion", die er der Orthogenesis gegenüberstellt, trifft ja doch derselbe Vorwurf. Ob die Vervollkommnungstendenz, die ja jeder „geradlinigen Evolution" zugrunde liegen muß, allen Individuen einer Gattung oder nur einigen besonders glücklich variierenden Exemplaren zugeschrieben wird, ist im Grunde doch dasselbe; das Wesentliche ist die Ausschaltung des Zufalls.

So ist im Laufe der Zeit aus der Entwicklungslehre der darwinistische oder besser gesagt der selektionistische Gedanke fast vollständig verdrängt worden, und Forscher wie Plate, die als Vorkämpfer des Darwinismus angeführt werden, weisen die Zumutung, sie seien exklusive Selektionisten, fast wie eine Beleidigung zurück. Von den noch drastischeren Urteilen, welche Driesch und andere Vertreter der Naturwissenschaften über den Selektionismus fällen, wollen wir hier schweigen.

Der Öffentlichkeit gegenüber aber war von dieser grundsätzlichen Änderung im Kreise der Wissenschaft wenig zu merken. Da wurde immer noch der Darwinismus als die einzige voraussetzungslose Grundlage, als das sicherste Ergebnis der Wissenschaft, ja als die einzige menschenwürdige Religion gepriesen; man konnte wohl nicht anders. Durch ein halbes Jahrhundert war die Menschheit von den Lehrstühlen der Wissenschaft aus mit dem hylistischen Monismus, mit der trostlosen Lehre, daß es nichts gebe als Stoff und Kraft oder gar nur eines von beiden, gefüttert worden. Und jetzt sollte man auf einmal wieder von Teleologie reden, von Kräften, die eine übermechanische Natur deutlich verrieten, mochte man diese auch mit noch so schönen griechischen Namen verschleiern oder mit noch so großer Sicherheit auf Molekular- oder Maschinenstruktur zurückführen? Das ging nicht, man hätte ja Wasser auf klerikale Mühlen geleitet.

Da erschien im Jahre 1901 das vielbesprochene Buch des Erlanger Zoologen A. Fleischmann: „Die Deszendenztheorie. Gemeinverständliche Vorlesungen über den Auf- und Niedergang einer naturwissenschaftlichen Hypothese", in welchem die ganze Schwäche der selektionistischen Position klargelegt wurde. Dabei läßt sich der Autor, im Gegensatz zu früheren Bearbeitern der Frage, nicht weiter darauf ein, eine andere, bessere Erklärung für das Entstehen und die Vervollkommnung der Arten zu geben, er begnügt sich, seine Leser auf einen Ozean von unbeantworteten Fragen zu führen und ihnen zu erklären, daß sie nach dem Sturz der darwinistischen Hypothese auch noch das Licht verloren hätten.

So wenig Anklang Fleischmanns Buch bei berufenen Fachmännern fand, so sehr zog es bei jener gedankenlosen Masse, die man gewöhnlich „die Öffentlichkeit" nennt. Man wußte jetzt, daß der Darwinismus gefallen sei, aber man wußte sich auch darüber zu beruhigen. Wenn das Licht verloren war, dann konnte man gemächlich die Augen schließen und sich treiben oder gehen lassen. — mehr verlangt „die Öffentlichkeit" nicht. So kam es, daß selbst Tagesblätter, die bisher jede dem Darwinismus feindliche Veröffentlichung verschwiegen oder verketzert hatten, das neue

Werk als epochemachend und die darwinistische Lehre als abgetan erklärten, und selbst Fußtritte für die tote Löwin blieben nicht aus.

Da tauchte plötzlich in einigen Blättern die Nachricht auf: „Ein Jesuit als Anhänger des Darwinismus." Aus Freude über diesen seltenen Leckerbissen vergaß man ganz, daß der Darwinismus von Fleischmann schon erschlagen und begraben war, und gab sich der Hoffnung hin, daß bald alle katholisch-kirchlichen Kreise in so fortschrittliche Bahnen einlenken möchten.

Der Jesuit, der da in Frage kam, war P. Erich Wasmann gewesen. Er hatte bei seinen tiefen und erfolgreichen Studien über die Ameisen und ihre so interessanten Gäste gefunden, daß es unter den letzteren wirklich unstabile Arten gäbe, welche auf dem Wege über Rassenbildungen zu neuen Arten sich entwickelten; dabei konnte er zeigen, daß da wirklich eine Naturzüchtung durch Selektion die wichtigste Rolle spielte. Freilich nicht eine Selektion durch die alltäglichen, in der Natur gebotenen äußeren Umstände, sondern eine Art von künstlicher Rassenzucht, die ausgeübt wird von den verschiedenen Ameisenarten an den von ihnen beherbergten Gästen. Wasmann hatte diese Art von Selektion sehr wohl unterschieden von der rein darwinistischen Selektion, die von anderen Autoren vorausgesetzt wurde, und für sie den Namen „amical selection" geschaffen; also eine freundschaftliche Erziehung.

Ameisengäste, welche wie die Dinardagruppe infolge ihres harten Panzers und ihres torpedoförmigen Körperbaues, also ihrer „Unerwischbarkeit", von den Wirtameisen geduldet werden müssen, ändern diesen ihren Trutztypus entsprechend den Ameisenarten, auf welche sie angewiesen sind. Gäste räuberischer Wanderameisen treten über zu den seßhaften Termiten und werden zu echten Termitengästen mit allen Merkmalen derselben. Ganz ähnliche Verhältnisse zeigen sich bei jenen Ameisengästen, welche von den Wirtsameisen nicht nur geduldet, sondern mit egoistischer Freundschaft — es handelt sich um ein den Ameisen außerordentlich angenehmes Exsudat, welches diese Tierchen absondern, — gepflegt und gezüchtet werden, obwohl die so gehätschelten Gäste die Ameisenkolonien schwer schädigen und schließlich zugrunde richten. Das waren alles Tatsachen, welche eine auch heute noch vor sich gehende Artentwicklung deutlich bekundeten.

Dabei stellte sich aber Wasmann nur auf den Standpunkt der vollberechtigten Entwicklungslehre, welche eine Entwicklung der Arten auseinander behauptet, im Gegensatze zur Konstanztheorie, die alle Arten als direkt erschaffen und weiterhin unveränderlich annimmt. Er war weit entfernt, die darwinistische Selektionstheorie, die sich ja mehr um das Wie der Artentstehung kümmert, als Grundsatz anzuerkennen, aber er zeigte auch durch die Tatsachen der amical selection, daß diese verlassene und nicht mehr moderne Lehre doch auch ein Gutes an sich habe und wenigstens in gewissen Fällen als ein mitwirkender Faktor der Entwicklung in Betracht gezogen werden müsse.

Dafür wurde nun der „Jesuit" von den Kritikern wenigstens wunschweise zum „Darwinisten" gestempelt — selbst von jenen, die seine Arbeiten wirklich kannten und auch mit anerkennenswerter Sachlichkeit wiedergaben. Gegen diese Unterschiebung einer Lehrmeinung, die nicht die seinige war, mußte sich P. Wasmann wehren. Fachkreisen gegenüber ist das schon geschehen und der Öffentlichkeit gegenüber scheint mir in dem eben erschienenen Buche die richtige Form der Abwehr gefunden zu sein, denn Aufklärung über den allgemeinen Stand einer Frage ist viel wirksamer als alle persönliche und polemische Verteidigung.

In einer für jeden Gebildeten leicht verständlichen Weise, aber ohne im eigentlichen Sinne des Wortes populär zu werden, führt uns der Verfasser die Geschichte und das Wesen der biologischen Wissenschaft vor Augen, zeigt, ohne sich in feinere Einzelheiten einzulassen, den Bau und die Tätigkeit der Zelle und ihrer Teile, besonders des Zellkernes, geht über zur Vermehrung der Zellen mit dem Problem der Befruchtung und Vererbung und von diesem Standpunkte aus zur Vermehrung, Vererbung und Fortentwicklung der Tier- und Pflanzenarten, das heißt zur Entwicklungsgeschichte nebst ihrer Anwendung auf den Menschen.

Was nun die Behandlung dieses strittigen Gebietes durch Wasmann besonders auszeichnet, das ist die klare Namengebung und scharfe Definition der einzelnen Begriffe. Hätten alle Autoren auf diesem Gebiete so deutlich und scharf unterschieden zwischen der naturwissenschaftlichen (darwinistischen) Selektionstheorie und ihrer Verallgemeinerung zur realistisch-monistischen Weltauffassung des sogenannten Darwinismus, zwischen naturwissenschaftlicher Entwicklungstheorie und Konstanztheorie und theistischer Weltauffassung, dann wäre viel Tinte unverschrieben geblieben, viel widerlicher Streit und manche Schädigung der christlichen Weltanschauung wäre unterblieben. So aber erblickten die „Darwinisten" in jedem Vertreter der christlichen Weltanschauung einen „Konstanztheoretiker", der mit naturwissenschaftlichen Gründen leicht zu widerlegen aber nicht zu bekehren wäre, anderseits bekämpften viele übereifrige Apologeten unter dem Sammelnamen Darwinismus nicht nur den realistischen Monismus, sondern auch die Entwicklungslehre als solche mit Waffen, mit denen eine naturwissenschaftliche Hypothese nicht bekämpft werden kann. Erfolge, welche die Entwicklungslehre errang, wurden von beiden Seiten dem „Darwinismus" zugerechnet, einerseits in ungeschickter Weise bekämpft, anderseits nicht gegen die Antiselektionisten, sondern gegen die christliche Weltanschauung ausgebeutet. Und da diese Erfolge tatsächliche Erfolge der Naturforschung darstellten, bedeuteten sie dann jedesmal einen Sieg nicht über die Konstanztheorie, sondern einen Sieg über die christliche Weltanschauung und wurden als solche bejubelt. Anderseits wurde auch der Fortschritt der Naturwissenschaft selbst durch diesen Streit — oder besser durch die ungerechtfertigte Vermengung und Verwechslung einer naturwissenschaftlichen und einer philosophischen Anschauung — um Jahrzehnte zurückgehalten, denn alle Äußerungen auch der hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft gegen die Selektionstheorie wurden, als gegen den geliebten „Darwinismus" gerichtet, unberücksichtigt gelassen und als klerikale Anwandlungen und Rückschläge zurückgewiesen.

Und doch mischt sich die christliche Philosophie in keiner Weise in die Naturforschung ein; sie weiß, daß alles, was in der Natur vor sich geht, nur die Verherrlichung des Schöpfers der Natur fördern muß und wird; daß die Naturforschung, soweit sie wirkliche Tatsachen lehrt, nie gegen Gott und seine Lehre zeugen wird. Wenn ein Zoologe oder Paläontologe uns morgen schon ein Tier von ganz oder fast ganz menschenartigem Baue aufzeigen oder ein Chemiker und Biologe uns übermorgen die Entstehung belebten Stoffes aus toten Materialien nachweisen würde, so hätte er damit nur einen Schulgötzen gestürzt und Gottes Lob verkündet. Nur der Mensch hat durch seine Willensfreiheit das Privileg, Gottes Ehre nicht wollen zu müssen und gegen die von ihm geoffenbarte Wahrheit auftreten zu dürfen — seinen Zweck wird er dadurch allerdings auch nicht erreichen.

Darum kann, was unsere Frage anlangt, auch der treueste Katholik und der bibelgläubigste Protestant sowohl Selektionist als auch Entwicklungstheoretiker oder

auch Anhänger der Konstanztheorie sein, nur eins kann er nicht sein, nämlich „Darwinist“ in jenem Sinne des Wortes, der ihm von den Anhängern der materialistisch-monistischen Weltanschauung einerseits und von allzueifrigen Apologeten der christlichen Weltanschauung anderseits beigelegt worden ist. Ich möchte den Impuls zur Entstehung der Arten mit dem Begießen der Pflanzen eines weiten schönen Gartens in öder, regenloser Gegend vergleichen. Da müßte sich dann der Konstanztheoretiker den lieben Gott als einen Gärtner vorstellen, der jede Pflanze einzeln pflanzt und einzeln begießt; der Entwicklungstheoretiker ließe den Pflanzen und Pflanzengruppen das belebende Wasser durch ein von vorneherein nach künstlichem Plane angelegtes System von Kanälen oder Röhren zuströmen; der Selektionist endlich könnte sich Gott als einen Gärtner denken, der das Wasser scheinbar planlos über seinen Garten hingießt, sich der Pflanzen freut, die durch ihre glückliche Stellung das Wasser auszunützen vermögen, während die minder bevorzugten (vielleicht das Unkraut) verdorren. Der Materialist kommt aber ohne Gärtner aus, er läßt den Garten von Ewigkeit her sein, die Pflanzen sich selber pflanzen und begießen.

Es handelt sich also bei den Fragen nach der Entstehung und Weiterentwicklung der Tier- und Pflanzenarten ausschließlich um das Urteil, das die Naturwissenschaft darüber abgibt. Da sehen wir zuerst, daß die Konstanztheorie, obwohl Männer wie Cuvier, Linné, Tournefort und andere sie begründeten und verteidigten, als gefallen zu betrachten ist. Auch die Selektionstheorie Darwins kann, so siegreich sie auch anfangs auftrat, als verlassen oder wenigstens nur in gewissen Fällen als noch anerkannt gelten. Am meisten den beobachteten Tatsachen entsprechend erweist sich die Entwicklungstheorie. Freilich läßt diese Theorie die Frage offen, ob die Umwandlung der Arten langsam und allmählig oder aber plötzlich und sprungweise nach einer bestimmten Richtung hin vor sich gegangen sei und noch vor sich gehe. Aber fast alle Tatsachen sprechen dafür, daß die letztere Form der Artumwandlung die gewöhnlichere sei. Schon Koelliker hatte 1864 die Theorie der sprungweisen Entwicklung (heterogene Zeugung) der langsamen Entwicklung Darwins entgegenstellt und durch die direkten Beobachtungen von de Vries über die Mutationen der Oenothera Lamarckiana, welche in der letzten Zeit so viel Aufsehen erregten, ist die sprungweise Artänderung wenigstens in einem Falle vollständig sichergestellt worden.*)

Wasmann spricht sich in seinem Buche über diese Frage nicht weitläufiger aus, da er als strenger Naturforscher den Boden der sichergestellten Tatsachen nicht verlassen will; doch läßt sich schließen, daß auch er die Mutation als allgemein geltende Form der Artänderung ansieht; denn gerade in dem äußerst interessanten Kapitel über die in unserer Zeit noch vor sich gehende Abgrenzung der Dinarda-Arten oder -Rassen, bei welchen eine allmähliche Heranzüchtung der neuen Formen aus kleinen Variationen durch die amical selection der mit dem Klima wechselnden

*) Der Botaniker Hugo de Vries hatte in vieljährigen Versuchen an der bis dahin als ganz konstant bekannten Nachtkerzenart Oenothera Lamarckiana beobachtet, daß diese Pflanze, obwohl sie in verschiedenen Jahren auf verschiedenen Standorten und ohne eine ungewöhnliche äußere Beeinflussung heranwuchs, Jahr für Jahr unter ihren zahlreichen Samen eine Anzahl Körner lieferte, aus denen nicht mehr Oenothera Lamarckiana, sondern in wechselndem Mengenverhältnis 8 typisch verschiedene und ganz neue Nachtkerzenarten erwuchsen. Unbestimmbare Zwischenformen zwischen der Mutterart und den neuentstandenen Unterarten aber traten nicht auf. De Vries nennt diese plötzlich auftretenden Verschiebungen des Artcharakters Mutationen im Gegensatz zu den zufälligen, überall zu beobachtenden Variationen, durch welche zwar unkonstante Rassencharaktere, nie aber neue Artmerkmale geschaffen werden können.



Wirtsameisen so plausibel erscheint, spricht er von einer „rascheren Bildung neuer Variationen oder auch sprungweisen Mutationen in der für jene Anpassung günstigen Entwicklungsrichtung" (Seite 217).

Es ist wohl auch ziemlich gleichgültig, in welcher Weise schließlich die Forschung diese Frage entscheiden wird. Eines aber darf als sicheres Ergebnis der bisher beobachteten Tatsachen angenommen werden: das Vorhandensein einer Entwicklung der Arten auseinander, und zwar einer Entwicklung nach einer bestimmten Richtung, deren Ursache nicht in der Außenwelt liegt, — also die Existenz innerer Entwicklungsursachen. Diese inneren Entwicklungsursachen kann die Pflanze oder das Tier nicht selbst in sich hineinkonstruieren, sie erfordern also einen Entwicklungsplan, der schon bestehen muß, bevor das Individuum als Stammvater der Art vorhanden ist; ein solcher Plan aber ist, soweit er alle vorhandenen Arten und Individuen umfaßt und auch tatsächlich zum Ausdrucke kommt, ein Entwicklungsgesetz. Ein Gesetz aber erfordert einen Gesetzgeber.

Das ist eine naturgemäße Folgerung. Aber man würde sich täuschen, wenn man glaubte, daß diese logische Konsequenz auch wirklich gezogen wurde. Die Selektionstheorie mag samt ihrer Vergöttlichung des Zufalls gefallen sein, der Darwinismus, das heißt die realistisch-monistische Weltauffassung ist es in Wirklichkeit noch lange nicht, denn der Mensch in seinem unbändigen Stolze und Freiheitssinn hat die gleißende Verheißung „Ihr werdet sein wie die Götter" noch nicht vergessen. Einen fürsorglichen Nährvater könnte man sich allenfalls gefallen lassen, aber einen Gesetzgeber, der unter Umständen etwas anders wollen könnte, als man selbst will, niemals.

Zwar die Zeichen mehren sich, daß auch der realistische Monismus allmählich in Ungnade fällt; er ist schon ein bißchen veraltet und er könnte in Verbindung mit sozialdemokratischen und anarchistischen Ideen, die ja jetzt schon innigste Fühlung mit ihm genommen haben, auch unbequem werden. Aber lieber, als daß man eine Abhängigkeit von einem überweltlichen Gesetzgeber anerkenne, greift man zurück auf die nebelhaften idealistisch-monistischen Theoreme; ruft nach Kant, Schelling Fichte, Schopenhauer und wie sie alle heißen und erklärt: „Alle die weisen Zweckmäßigkeiten, die wir mühsam aus der Natur herausforschen, sind gar nicht drinnen. Wir selbst sind die Götter und haben sie hineinspekuliert; ja die ganze Natur samt ihrer Masse und Energie, sie sind ja gar nicht real — Hoch die Monas!" — und jeder denkt dabei an die seinige.

Die komischen Zwitterdinge von idealistischem Monismus und plattem Materialismus, die in der neueren naturwissenschaftlichen Literatur reichlich auftauchen, lassen eine solche Entwicklung der Dinge ahnen. Daß ein neuer Alexander den Knoten zerhauen werde, indem er eine ganz neue Idee in die gährenden Massen wirft, ist bei einem Rückblick auf die Geschichte der Philosophie wohl nicht zu erwarten; denn wenn man von der Vogelstrauß-Philosophie des Empirismus absieht, so bleiben im Grunde den Problemen der Naturwissenschaft gegenüber nur mehr die Möglichkeiten: — nur Geist, nur Materie (Energie) oder Dualismus von Geist und Materie.

Am intensivsten tritt die Notwendigkeit der Stellungnahme zu diesen Problemen zutage bei Beantwortung der Frage nach der Entstehung des Menschen. Was den Körper des Menschen anbetrifft, könnte sowohl die Selektionstheorie wie die Entwicklungstheorie sich daran wagen, seine allmähliche oder mutationsweise Entstehung

zu erklären. Auch die Konstanztheorie kommt mit der Annahme einer direkten Neuschöpfung hier zu ihrem Rechte. Wir wissen nur eines, sehen es an jeder Leiche, fühlen es an uns selbst und Gott sagt es uns in seiner Offenbarung, daß der Körper des Menschen dem Reiche der Materie angehört. Wir wissen ferner, daß dieser Körper nach seinem Bau und nach den meisten seiner Lebensäußerungen dem Tierreich zugeteilt werden muß; aber über die Art der Entstehung des Menschenleibes wissen wir nichts. Die Naturwissenschaft muß eingestehen, daß sie an Tatsachenmaterial für eine solche Entstehungserklärung bis jetzt gar nichts zutage gefördert hat.

Im geistigen Lebensprinzipe des Menschen tritt uns jedoch etwas ganz Neues, im Reiche der Natur sonst nirgends zu Beobachtendes entgegen, etwas, worüber die Naturwissenschaft uns auch nicht aufklären kann, weil es nicht in ihr Arbeitsgebiet fällt. Höchstens daß die Naturforschung uns die Organe aufweisen kann, durch welche der Geist sich nach außen betätigt, den Ort wo — wie es in dem berühmten Vergleich heißt, den der hl. Augustin gebraucht, — unser Wort, d. h. der rein geistige Gedanke, der verschieden ist von dem Laute der Stimme, Fleisch wird, d. h. im tönenden Wort, in der Stimme sich verleiblicht. Der Geist selber aber ist für die Naturforschung unerreichbar.

Der Darwinismus durfte als materialistische Lehre allerdings vor dieser Schranke nicht stehen bleiben. Weil das menschliche Lebensprinzip, seine geistige Seele, eine sehr große Menge von Lebensäußerungen erkennen läßt, die auch bei Pflanzen und Tieren vorkommen, die an der Materie haften und als solche der Naturforschung zugänglich sind, darum sollte auch die geistige Fähigkeit der Menschenseele, Immaterielles zu denken, Übersinnliches zu erstreben, und zwar mit Freiheit und nach der Norm des Gewissens zu erstreben, in das Reich der Materie herabgezogen werden. Wie das große Geweih des Hirschen von dem kleinen des Rehs, so sollte sich auch der große Verstand des Menschen von dem kleinen der Tiere nur der Größe nach unterscheiden. Dieser klassische Vergleich, den wir H. E. Ziegler verdanken, kann sich dem bekannten Diktum, daß das Gehirn die Gedanken produziere, nicht anders als die Leber die Galle und die Niere den Harn, würdig an die Seite stellen und verdient wirklich den groben Spott, den Wasmann gegen seine sonstige Gewohnheit an einer Stelle (S. 189) über ihn ausgießt.

Nein, an der Erklärung der Entstehung des Menschengeistes scheitern sämtliche Hypothesen der Naturwissenschaft, und alle gelehrigen Hunde, sprechenden Papageien, selbst nicht der berühmte Schimpanse „Konsul" und Herrn v. Ostens mathematisch gebildetes Pferd „Hans" sind imstande, die Kluft auszufüllen, die zwischen der Seele der gelehrtesten und schlauesten Tiere und der geistigen Seele des rohesten Wilden unüberbrückbar gähnt. Wenn wir auch für alle anderen Formen der Natur, ja selbst für das erste Entstehen des belebten Stoffes aus dem unbelebten Stoffe eine naturgemäße Entwicklung annehmen können, hier kann nur eines in Frage kommen, und das ist eine Erschaffung durch den allmächtigen Gott, der von seinen Gütern den erschaffenen Wesen mitteilen will, weil er gut ist.

Hans Malfatti.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien

Quellenkritische Studien zu den Evangelien.

Von Richard von Kralik.

In meiner vor kurzem erschienenen Darstellung von „Jesu Leben und Werk" habe ich quellenkritische Probleme nur gestreift. Aus meinen Studien, die selbstverständlich einer solchen Arbeit vorausgehen mußten, habe ich früher nur eine in dieser Zeitschrift veröffentlicht: Zur Quellenkritik der Kindheitsgeschichte Jesu (Kultur II., 1900, S. 20—28); wieder abgedruckt in meinen „Neuen Kulturstudien" 1903, Seite 163—176. Ich will hier noch einige andere Proben dieser Art mitteilen, aber mit einem gewissen Vorbehalt. Die Geschichte der philologischen und historischen Kritik des letzten Jahrhunderts hat uns gelehrt, vorsichtig und bescheiden zu sein. Sehr wenig von dem, was einige Zeit hindurch als Gipfel exakter Methode gepriesen wurde, hat sich als dauerndes Resultat behaupten können. Die Meinungen wechseln ab und werden einander noch weiterhin ablösen. All diese Probleme, mögen sie sich nun auf die Homerischen Gedichte, auf das Nibelungenlied, auf den Pentateuch u. s. w. beziehen, schließen vollkommen evidente Lösungen aus. Die Wissenschaft muß sich begnügen, den größeren oder geringeren Grad der Wahrscheinlichkeit einer Hypothese festzustellen. Und noch in einer zweiten Richtung ziemt uns bescheidene Resignation. Gelänge es uns auch, die Evangelien durchaus als Protokolle gleichzeitiger Augenzeugen zu erweisen, so würde jene Wissenschaft, die aus prinzipiellen Gründen der Weltanschauung das Wunder läugnet, dennoch auch die bestbeglaubigten Wunder als unhistorisch abweisen. Man darf daher diese Art der Kritik nicht überschätzen, man darf sich allerdings auch durch all diese resignierten Bedenken nicht die Lust an der unabläſſigen und vorurteilslosesten kritischen Arbeit vergällen lassen.

I. Der Prolog des Johannes-Evangeliums und die Lehre Johannes des Täufers.

Das Johannes-Evangelium wird gewöhnlich von der modernen Kritik am stärksten verdächtigt. Die neuesten protestantischen Darstellungen des Lebens Jesu verwerfen es ganz als historische Quelle. Ich möchte gerade darum mit einigen Untersuchungen beginnen, die auf wesentlich andere Ergebnisse hinauskommen Eine genaue Analyse des Evangeliums ergibt mir schon vom rein historischen Gesichtspunkt aus für manche An-

schauungen und Erzählungen, die bisher mehr als billig Bedenken erregten, eine sicherere Fundamentierung, als bisher bemerkt wurde.

Ich beginne mit jenem berühmten Prolog vom Logos, vom Wort, dem man als einem angeblich unbiblischen Begriff, als einem Begriff von hellenistischem, alexandrinischem Ursprung nicht gerne in einem apostolischen Denkmal begegnen wollte. Diese Anschauungen des Prologs scheinen aber, da sie immer wiederkehren, das ganze Evangelium als späteres Erzeugnis zu verdächtigen.

Aber lesen wir einmal ganz nüchtern das erste Kapitel im Zusammenhang und sehen wir zu, was es uns besagt. Hier muß uns vor allem die innige Verschmelzung der schwungvollen metaphysischen Anschauungen vom Wort, vom Licht und Leben u. s. w. mit der Person des Täufers auffallen, der gleich im 7. Vers als Zeuge dieser Anschauungen zitiert wird und ebenso nach neuerlichem theosophischen Fluge im 15. und im 19. Vers.

Dieser sogenannte Prolog erweist sich also eigentlich als nichts anderes denn als ein Bericht über die Predigt und die Zeugenschaft des Vorläufers, ganz ähnlich wie alle drei Synoptiker, Markus sogleich, Matthäus und Lukas nach Voransetzung der Jugendgeschichten ihre Heilsgeschichte beginnen. Diese Stellung des Täufers zu Beginn der Evangelien bedarf überhaupt der schärferen Fixierung. Man wird dabei entdecken, wie sehr sich Johannes und die Synoptiker gegenseitig erklären. Diesen ist es nämlich auch vor allem um das Zeugnis des berühmten Bußpredigers aus vornehmem Priestergeschlecht zu tun. Bei Matthäus ist dies pragmatisch an den Schluß des historischen Berichts gesetzt (3, 16 und 17). Ebenso bei Markus (1, 10 und 11). Viel energischer betont schon Lukas diese Beziehung. Wie wichtig der christlichen Gemeinde jenes Zeugnis des Täufers war, bezeugt er dadurch, daß er es feierlich datiert nach Regierungsjahren des Kaisers, nach der Regierungszeit der Tetrarchen und nach der Hohenpriesterschaft (3, 1 f.). Denn das Wort des Herrn (ῥῆμα ϑεοῦ), das damals an Johannes, den Sohn des Zacharias in der Wüste erging, ist nicht etwa der göttliche Auftrag zur Prophetenlaufbahn, wie man gewöhnlich annimmt, sondern das Wort, das vom Himmel bei der Taufe erscholl, als der heilige Geist in körperlicher Gestalt gleich einer Taube sich niederließ (3,22). Darum wird nun im Vers 23 auch die Datierung nach Lebensjahren Jesu nachgeholt, wenn auch nur ungefähr. Also im 15. Jahr des Tiberius = 28. unserer Ära war Jesus etwa am Anfang der Dreißigerjahre und damals wurde er getauft, damals geschah das entscheidende göttliche Zeugnis über ihn, dessen Hauptbürge eben der Täufer war.

Nun erst verstehen wir den Evangelisten Johannes ganz, der uns wieder seinerseits die Vorgänger erklärt. Der Inhalt und Gedankengang seines 1. Kapitels, das eine in sich geschlossene Einheit bildet, ist folgender-

maßen zu umschreiben: Die Erkenntnis der Gemeinde, daß Jesus der Nazarener, der von Maria geborene, den Seinen wohlbekannte Mensch, der Sohn Gottes sei, ist zuerst vom Täufer Johannes ausgegangen und bei der Taufe Christi zum vollen Ausdruck gekommen. Damals wurde es dem Täufer infolge einer wunderbaren Vision, einer Inspiration, einer Schauung offenbar, daß diese Sohnschaft im Verhältnis des Wortes, des Schöpferwortes, des Logos zu Gott zu fassen sei (1, 1) und nicht in fleischlicher Weise nach heidnischer Anschauung (1, 13). Die schöpferische Vernunft, das ewige Vorbild aller Schöpfung, die alleinige Ursache alles Werdens, alles Geschehens (1, 2 und 3), all das ist in Jesus Fleisch geworden. In diesem geistigen Prinzip allein beruht alles Leben, es ist das Licht, das den Menschen das Universum erhellt (1, 4). Ohne dies Licht, das uns erst Jesus auf einmal brachte, war alles Finsternis, Dunkelheit, Unverständnis (1, 5). Johannes, der Sohn des Zacharias, selber wunderbar geboren und auserwählt, hat dies Licht, diese Erkenntnis gefordert und gesucht, aber endlich nicht in sich selber, sondern in einem andern gefunden (1, 6—9), nämlich in dem Galiläer Jesus, dem Adoptivsohne des Zimmermanns, der damals schon volle 30 Jahre unbekannt und unverstanden in der Welt weilte, ohne daß mehr als höchstens die Familie des Zacharias, wozu auch Maria, Jesu Mutter, gehörte, eine Ahnung davon hatten, daß hier die Inkarnation jenes Geistes sei, durch den die Welt geschaffen ist, durch den die Welt allein verstanden werden kann (1, 10 und 14). Die wenigen, die jenen Geist erkannten, wurden dadurch mitteilhaftig der geistigen Sohnschaft Gottes, indem sie an seinen wahren Namen als Logos, als Wort, als Geist, als Leben, als Licht, als Sohn Gottes glaubten (1, 12). Auch diese Sohnschaft ist ohne körperliche Vorstellung zu verstehen (1, 13); es ist eine Geburt aus Gott, es ist aber nur eine vermittelte Sohnschaft, wie jeder bezeugen muß, der die Glorie des inkarnierten Logos, des „gleichsam" Einziggeborenen Sohnes von Vaterseite her, gesehen hat, ganz voll von Gnade und Wahrheit, unvergleichlich, ursprünglich, unbedingt, obwohl auch er als ein Mensch unter seinesgleichen wohnte und wanderte (1, 14). Von seiner Fülle haben wir alle erst gelernt und empfangen (1, 16). Dies hat, wie gesagt, zuerst der Täufer Johannes erkannt und ausgesprochen, er hat es laut hinausgerufen. Lange vorher hat er schon den Heiland geahnt und gepredigt, ihn geahnt als die notwendige Bekrönung der Schöpfung, als das Ziel der Weltgeschichte, als die Lösung des Welträtsels (1, 15), als die Überwindung des mosaischen Legalprinzips (1, 17). Den unsichtbaren Gott und sein eigentliches Wesen konnte aber erst sein einziggeborner Sohn offenbaren (1, 18). Lange vor der Taufe Christi hatte schon Johannes die Eingebung empfangen: es muß zu mir unter den vielen Gutgesinnten auch einer kommen, der mehr ist als ich (1, 33); denn ich fühle die Schranken meines Geistes. Auf ihm muß der Geist Gottes voll und

bleibend ruhen (1, 33). Gewiß war Johannes dazu von allen Menschen einzig vorbereitet schon durch seine Geburt, seine Verwandtschaft mit dem Heiland, durch die Ereignisse der Geburt, durch die Tradition darüber in seiner Familie. Darum wird das Zeugnis des Täufers, das an der Spitze des Evangeliums steht, wesentlich unterstützt und erklärt durch die Kindheitsgeschichten, besonders bei Lukas.

So wie Johannes der Täufer geahnt hatte, so geschah es auch wirklich. Jesus kam. Er hatte ihn bisher doch noch immer nicht ganz verstanden und erkannt, obwohl er ihm als Verwandter bekannt war und viel von ihm wissen mußte (1, 31). Da hatte er aber das entscheidende Erlebnis. Er sah den Geist gleich einer Taube an Gestalt vom Himmel schweben, sich auf Jesus niederlassen und auf ihm bleiben. Von dieser Zeit erst war es ihm völlig klar, wen er vor sich hatte, und er hielt nicht mit seinem Zeugnis zurück, daß Jesus der Sohn Gottes sei, daß ihn sein göttlicher Vater als solchen deutlich erklärt habe (1, 33 und 34). Dies Zeugnis gab der Täufer nicht nur seinen Jüngern gegenüber ab, sondern auch den maßgebenden jüdischen Parteihäuptern und Priestern, die von Jerusalem an ihn etwa vierzig Tage nach der Taufe eine Untersuchungskommission schickten (1, 19). Er bezeugte diesen, daß er sich selber nicht als Messias, nicht als den wiedergekommenen Elias, ja, nicht einmal als einen Propheten überhaupt fühle, sondern nur als den, der die wichtige Erkenntnis habe, es müsse nunmehr der Messias kommen. Und er wies vor ihnen allen auf Jesus hin, der eben aus der Wüste zurückkehrte; er nannte ihn das Opferlamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnimmt, er nannte ihn den ewigen, vor aller Zeit gezeugten Sohn des Schöpfergeistes.

Diese wiederholten Zeugnisse des Täufers waren es, die auf manche Johannesjünger so gewaltig wirkten, daß sie sich Jesu anschlossen. Unter den ersten waren der Zebedäussohn Johannes und Andreas, der Bruder des Petrus (1, 35—40). Dann folgte Petrus (1, 41 und 42), Philippus und Nathanael. In dieser Fraktion der Johannesjünger machte der Umstand, daß Jesus ein Galiläer war, nur vorübergehend Bedenken (1, 46). Während, wie Matthäus und Lukas erzählen, die übrigen Johannesjünger nur schwer zu überzeugen waren, wurden jene fünf infolge des Zeugnisses des Täufers die Grundsäulen der neuen Gemeinde. Sie glaubten vorläufig nur dem Zeugnis ihres Meisters, des Täufers, und der wunderbaren, alles durchschauenden Persönlichkeit Jesu. Erst später sollten sie, wie Jesus im voraus sagte, des gleichen intuitiven Schauens mächtig werden wie eben der Täufer; sie sollten, so wie er es bei der Taufe sah, den Himmel offen sehen und die Boten Gottes über den Sohn des Menschen auf- und niedersteigen (1, 51).

Wir sehen also, daß das ganze erste Kapitel des Johannes-Evangeliums im wesentlichen denselben Zweck hat wie die entsprechenden

Berichte der drei anderen Evangelisten. Alle vier betonen die wichtige Stellung, die der Täufer einnimmt als der erste, der mit voller Erkenntnis und Einsicht den bisher nur im engsten Familienkreis bekannten Nazarener als Messias, als Christus, als die personifizierte Weisheit, als das inkarnierte Schöpferwort, als das vom alten Testament geforderte Ideal göttlicher Offenbarung erklärt. Diese Erkenntnis des Täufers und seine rücksichtslose, selbstlose, aufopferungsvolle laute Verkündigung war der entscheidende Beginn des Christentums, des Evangeliums. Darum datiert es Lukas so genau, darum erinnert sich der Evangelist Johannes an die Stunde, da er aus einem Johannesjünger auch ein Jünger Jesu wurde (Joh. 1, 39). Er erwähnt die Taufe nicht ausdrücklich, aber auch die anderen Evangelisten erzählen die Taufe nicht der Taufe wegen, sondern der dabei geschehenen Verkündigung wegen. Diesen wesentlichen Kern hebt nun Johannes heraus und stellt ihn mit wiederholter Betonung ins volle Licht. Aber gerade so, wie der Täufer die volle Ehre von sich abwies und sie Jesu gab, so gibt auch der Evangelist die volle Ehre für diese Tat und Erkenntnis dem Täufer. Er gibt nicht den Prolog seines Evangeliums als sein eigenes Philosophem aus, sondern — und das möchte ich als Hauptergebnis meiner Betrachtung festgehalten wissen — er weist diese tiefsinnige Lehre und ihre erste grundlegende Fassung dem Täufer zu, wenn er auch gewiß in kongenialer Weise daran teilnimmt.

Um nun dies intimere Verhältnis des vierten Evangelisten zum Täufer und überhaupt den ganzen Charakter seines Evangeliums zu verstehen, müssen wir die persönlichen und Familienverhältnisse der Kreise betrachten, aus denen das Christentum hervorging.

Neben den galiläischen Kreisen nämlich, denen die meisten Apostel und Jünger, vor allem Petrus und wohl auch die meisten Verwandten der heiligen Familie angehörten, ist besonders ein judäischer Kreis zu beachten, der sich um die Priesterfamilie des Zacharias und der Elisabeth gruppiert. Zu diesem Kreis gehören Maria, die Mutter Jesu, und Salome, die Gattin des Zebedäus, die Mutter des Evangelisten Johannes und Jakobus des Älteren. Salome und Maria waren wahrscheinlich Schwestern, wie sich aus Joh. 19, 25, verglichen mit Matth. 27, 56 und Mark. 15, 40, zu ergeben scheint. Es ist dieselbe Frau, die bei Matthäus die Mutter der Söhne des Zebedäus, bei Markus Salome, bei Johannes die Schwester der Mutter Jesu genannt wird. Diese beiden Schwestern aber waren wieder mit Elisabeth, der Mutter des Täufers, nahe verwandt (Luk. 1, 36). Weitere Glieder dieses Kreises mögen Maria Kleophä und Maria Magdalena, Lazarus, Martha 2c. gewesen sein.

Jedenfalls wissen wir es vom Evangelisten Johannes selber, daß er in den hohen priesterlichen Kreisen Jerusalems wohl bekannt war und im Hause des Kaiphas als Hausfreund aus und ein ging (Joh. 18, 15 und 16). So darf es uns also auch nicht wundern, wenn er dem Priester-

sohne Johannes dem Täufer näher steht als die anderen Evangelisten und Apostel. Sein Evangelium ist auch in der Form des Gedankenausdrucks ein Nachhall hauptstädtischer Bildung, wobei natürlich auch die persönliche Begabung nicht unberücksichtigt bleiben darf. Matthäus und Markus repräsentieren mehr die Anschauungen und Bildungsformen des galiläischen petrinischen Kreises. Selbst Paulus und der Heidenchrist Lukas, sein Genosse und Schüler, verraten eine andere, härtere, pharisäischere Bildung. Der Johanneskreis gehört mehr der sadduzäischen Partei an, das Wort in gutem Sinne genommen, als der Partei der höheren Priester zukommend.

Gerade Lukas bietet uns in seiner Erzählung der Jugendgeschichten einen unschätzbaren Anhalt, den Bericht des Johannesprologs zu kontrollieren. Lukas führt uns ja in die Anschauungen der Familie des Täufers ein, er bezieht diese Nachrichten, wie ich früher wahrscheinlich zu machen suchte, von einem Mitglied dieser Familie, von Maria selber. Schon dem Zacharias war die Erkenntnis geworden, daß der Messias Gott selber sein werde, der Herr (Luk. 1, 16); ein Pneumatismus der Weltanschauung war hier vorbereitet (Luk. 1, 15 und 17), derselbe Pneumatismus, der in der Vision bei Christi Verkündigung erscheint (Luk. 1, 35), bei der Heimsuchung (Luk. 1, 44 verglichen mit 1, 15), im Magnifikat, im Lobgesang des Zacharias (Luk. 1, 67 ff.). Ja, dieser Lobgesang ist in seiner Art nur eine Umschreibung oder Vorausnahme der Darlegung des Johannesprologs. Man kann und muß beides durch einander kommentieren. Das „Wort“ des Täufers erscheint hier bei Zacharias, seinem Vater, als „Sprache“ Gottes durch den Mund der Propheten von Anfang an *ἀπ᾽ αἰῶνος* (Luk. 1, 70). Das „Leben“ erscheint hier im „Horn des Heiles“ (1, 69), im Heil von den Feinden her (1, 71). Das Licht, das in der Finsternis scheint, das die Finsternisse nicht begriffen, erscheint hier (Luk. 1, 78 und 79) fast wörtlich wieder als der Aufgang aus der Höhe, Erleuchtung bringend denen, die in der Dunkelheit und im Schatten des Todes sitzen, um unsere Füße auf den Weg des Friedens zu richten. Und wenn der Prolog Johannis wiederholt betont, daß diese Erkenntnis zuerst vom Täufer ausging, so wird auch von Lukas die Gnosis des Heiles dem Kinde Johannes prophetisch zugeschrieben (Luk. 1, 76 ff.). Wenn der Prolog ferner (Joh. 1, 17) so sehr den Gegensatz des mosaischen Gesetzes und der christlichen Gnade betont, so versäumt auch Zacharias nicht, auf die Barmherzigkeit an den Vätern (Luk. 1, 72), auf die Verzeihung der Sünden (1, 77), auf die innigliche Erbarmung unseres Gottes (1, 78) hinzuweisen.

Es ist hier auch die Verwandtschaft zu betonen, die das Magnifikat mit der Predigt des Täufers hat. Dort wird die Erniedrigung der Mächtigen verkündet zugleich mit der Erhebung der Niedrigen (Luk. 1, 52), hier wird bildlich gefordert, daß jedes Tal ausgefüllt, jeder Berg abgetragen werden soll. Beides stammt allerdings aus Isaias (40, 3 ff.). Davon wird noch die Rede sein.

Der Evangelist Johannes hat also seine Logoslehre, wie er selbst ausdrücklich sagt, vom Täufer Johannes. Das ist meine erste These. Die zweite ist: der Täufer hat sie in seiner Familie von seinem Vater her vorbereitet gefunden. Woher aber hatte es dieser? Woher stammt sie überhaupt? Aus der griechischen Philosophie? Aus dem alten Testament? Aus dem alexandrinischen Judentum? Hier genügen die einfacheren Methoden der Kritik nicht mehr. Wir stehen vor dem größten Problem der Weltgeschichte. So wie in Christus und in sonst keinem anderen die Gottheit inkarniert wurde, so ist auch das eigentliche Fundament aller Wissenschaft der Logosbegriff. Freilich für jenen, dem wie Anathon Aall in seiner „Geschichte der Logosidee" (Leipzig 1899) sowohl Logosbegriff wie Christentum nur vorübergehende Zeitmoden sind, die für uns nicht mehr gelten sollen, wird es unverständlich bleiben; aber für solche wird auch die Welt und die Wissenschaft unverstanden sein.

Der Logos des Johannesprologs ist in jeder Beziehung der vollste und tiefste Begriff und er kann nicht umfassend genug gefaßt werden. Er ist das Schöpferwort, wie es der Psalm (32, 6) ausspricht: „Durch das Wort Gottes sind die Himmel gefestigt worden und ihre Kraft durch den Hauch seines Mundes." „Er sandte sein Wort aus und heilte sie" (Psalm 106, 20). „Er sendet sein Wort aus zur Erde, schnell läuft seine Rede" (Ps. 147, 15). „Er wird sein Wort ausschicken, und das Eis wird schmelzen; sein Geist wird wehen, und die Wasser werden fließen" (Ps. 147, 18). „Gerecht ist das Wort des Herrn und alle seine Werke sind in Treuen" (Ps. 32, 4). „Dein Wort ist eine Leuchte meinen Füßen und ein Licht meinen Pfaden" (Ps. 118, 105). Oder Isaias (55, 11): „Mein Wort, das aus meinem Munde geht, wird nicht leer zu mir zurückkehren, sondern tun, was ich wollte, und es wird ihm gelingen, wozu ich es ausgesandt." Am wichtigsten aber ist das 40. Kapitel des Isaias, wo die Lehre vom Wort in der untrennbarsten Verbindung mit jener Prophezeiung des Vorläufers steht, auf die sich der Täufer eben berufen hat. Hier haben wir die Hauptquelle der Johannespredigt, einschließlich der Logoslehre, und so wird unsere Aufstellung, daß diese Lehre ein Teil der Predigt des Täufers sei, in der überzeugendsten Weise bestätigt (Isai. 40, 8 ff.): „Tröstet euch, mein Volk, weil das Maß voll ist. Hört die Stimme des Rufenden: Bereitet in der Wüste den Weg des Herrn! Macht in der Öde gerade die Pfade unseres Gottes! Jedes Tal soll erhöht und jeder Berg und Hügel erniedrigt werden. Das Krumme soll gerade, das Rauhe ebener Weg werden. Und es wird geoffenbart werden der Ruhm des Herrn und alles Fleisch wird schauen, was der Mund des Herrn gesprochen hat. Die Stimme des Redenden spricht: Rufe! Und ich spreche: Was soll ich rufen? Alles Fleisch ist Heu und all sein Ruhm gleich den Blumen des Feldes. Es vertrocknete und fiel, weil der Geist des Herrn darüber hauchte. So ist das Volk gleich dem Heu. Aber das

Wort unseres Herrn bleibt in Ewigkeit. Steige auf den hohen Berg, der du Sion das Evangelium verkündest! Erhebe in Kraft deine Stimme, der du die frohe Botschaft über Jerusalem kündigst! Erhebe dich, fürchte nichts! Sage den Städten Judas: Siehe, euer Gott! (Sehet das Lamm Gottes!) Wie ein Hirt seine Herde weidet, wird er in seinen Arm die Lämmer fassen und an seine Brust heben. Wer will dem Geiste Gottes helfen? Oder wer war sein Ratgeber?" Dies Kapitel und die folgenden sind unzweifelhaft der Grundtext der Predigt des Täufers. Daraus hat er auch unmittelbar den Begriff des Wortes aufgenommen. Im Zusammenhang mit der hier mitgeteilten Fülle der alten Prophetenrede wird auch der schwungvolle Johannesprolog ebensowenig auffallen wie die anderen Reden im Johannesevangelium. Sie geben getreu die Fülle des Ausdrucks wieder, die, im Anschluß an die alten Propheten, Johannes der Täufer und Jesus selber gebraucht haben. Charakteristisch dafür ist die in glänzender Bilderfülle prangende Redeweise bei Johannes. Die Synoptiker geben dagegen nur knappe Analysen sowohl der Reden wie der Parabelpoesie.

Der Begriff des Wortes, des Logos, umfaßt auch den der Weisheit, die von Gott ist, immer mit ihm war und vor aller Zeit ist (Jes. Sirach 1, 1).

Man wird aber gewiß auch den Logosbegriff der griechischen Philosophie zur vollen Erläuterung herbeiziehen müssen. Herakleitos hat ihn zuerst gefaßt. Anaxagoras hat ihn als Nus bestimmt. Es ist die Gesamtheit der vorbildlichen Ideen, wie sie, der Begriffsphilosophie des Sokrates folgend, Platon ausbildete, Aristoteles im einzelnen ausgestaltete. Die Stoiker, die Neuplatoniker nahmen diese Idee auf. Die jüdische Philosophie des Philon, die christliche der Apologeten und Kirchenväter in Alexandrien machten sie zu ihrem Eigentum.

Ist Johannes der Evangelist oder Johannes der Täufer direkt mit diesem griechischen Lehrbegriff vertraut gewesen? Der Prolog ist, wie bereits gezeigt wurde, auch ohne eine Bekanntschaft mit griechischer Philosophie zu verstehen. In ihm wie in der griechischen Philosophie wirkt eben die gleiche Wahrheit auf dasselbe Ziel hin. Die Entwicklung der Offenbarung des Alten Testaments kam auf dies Resultat: Der geistige Gott wird sein Schöpferwort, sein Ebenbild, seinen Sohn als Mittler, als Licht und Erleuchter, als Erlöser, als Auflöser aller Finsternis zu den Menschen schicken. Die Entwicklung des griechischen Gedankens ging dahin, den Geist, den Begriff, die Idee als das vorbildliche, schöpferische Wesen der Welt zu erkennen und in der Gesamtheit, im System dieser Begriffe, im Logos, die Vermittlung zwischen dem einen Geist Gottes und der Vielheit der Erscheinungen zu sehen. Beide Linien kreuzten und durchdrangen sich im Christentum. Wenn der Seher den Himmel offen sah und die Engel Gottes über den Menschensohn auf- und niedersteigen, so betrachtete der Philosoph die Gesamtheit der Ideen und Begriffe in wissenschaftlicher Systematik als wunderbare Einheit zwischen dem Absoluten und

dem Zeitlichen. Ein und dieselbe Wahrheit leuchtete in verschiedenen Graden dem Gemüte wie dem Verstande bei aller Unvergleichlichkeit der Wege.

Es darf übrigens nicht ganz und gar für ausgeschlossen gelten, daß die damalige jüdische Gesellschaft von den Begriffen der griechischen Philosophie eine zutreffende Kenntnis hatte. Die Kultureinheit der hellenistischen wie der römischen Zeit war zu mächtig, die Ähnlichkeit der sozialen Verhältnisse in allen Ländern zu groß. Es ist gewiß nicht zufällig, daß sich zur selben Zeit, da Labeo und Capito in Rom die beiden Juristenschulen gründeten, die sich Generationen lang befehdeten, auch in Judäa Hillel und Schammai einen ganz ähnlichen Gegensatz der Rechtslehre vertraten. Es ist gewiß kein Zufall, daß wir die drei Hauptsekten der hellenistisch-römischen Zeit auch in Judäa finden. Dort Stoiker, Epikuräer, Pythagoräer (Sextier), hier Pharisäer, Sadduzäer und Essener. Es geht nicht an, die wichtigen philosophischen Charakteristiken des Flavius Josephus darüber geringzuschätzen. Es ging damals der gleiche Geist, der gleiche Gedanke über Völkergrenzen, Meere und Gebirge hinweg, wie Sonne, Wind und Wetter, und zudem einigte das gemeinsame Regiment die Nationen. Alles das wird glänzend bestätigt durch die gleichzeitige jüdische Philosophie des Alexandriners Philon, die wir durch reichliche Quellen bezeugt haben. Wir dürfen für die Kreise der Pharisäer, Sadduzäer, Essener, Priester und Schriftgelehrten von Judäa dieselbe griechische, philosophische Bildung voraussetzen, die wir bei Philon, dem Zeitgenossen Jesu, im vollsten Maße feststellen können.

Ja, es mögen gewisse intime Verbindungen zwischen den gelehrten und gebildeten Juden Judäas und Ägyptens bestanden haben, an denen gerade unsere Kreise teilnahmen, die Familien nämlich, in deren Schoße das Christentum erblühte. Wenn Joseph und Maria mit dem Kinde nach Ägypten flohen und dort vorübergehend Schutz fanden, so wird das kaum anders als bei wohlbekannten bluts- oder geistesverwandten Gastfreunden geschehen sein, Bekannten der Priesterfamilie des Zacharias. Sie kamen in eine Gesellschaft, deren Bildung wir durch die Schriften Philons sehr genau kennen, und wir werden nicht irre gehen, wenn wir diese Bildung nicht nur auf die alexandrinischen Juden beschränken. Wir werden die Philonischen Schriften mit ihrem Bestreben, Bibel und Philosophie zu vereinigen, als kostbare Quellen für die Bildung der Familien betrachten dürfen, in denen Johannes der Täufer und Jesus aufwuchsen.

Das im Prolog so ausgiebig benutzte Zeugnis des Täufers wird vom Evangelisten noch später angezogen. So im 3. Kapitel, 28, wo der Täufer anderen Zeugen gegenüber wiederholt, er selber sei nicht Christus, Jesus sei es, er sei der wahre Bräutigam Israels, also Gott der Herr selber. Jesus komme vom Himmel, er sei der Sohn Gottes. Der Täufer rühmt sich nur, daß er das Zeugnis Jesu über sich selbst, das sonst übel

aufgenommen wurde, zuerst bekräftigt und besiegelt habe (3, 33). Jesus ist es, der Gottes Worte (ῥήματα) rede (3, 34).

Mit auf den Täufer bezieht es sich, wenn dann Jesus in Samaria zu den Jüngern sagt, das Wort (logos) ist wahr, das ein anderer säe, ein anderer ernte. Und später in Jerusalem beruft sich Jesus ganz ausdrücklich auf das wichtige Zeugnis des Johannes (Joh. 5, 31 ff.): „Wenn ich Zeugnis von mir selber gebe, ist mein Zeugnis nicht wahr. Ein anderer ist es, der Zeugnis gibt von mir, und ich weiß, daß sein Zeugnis wahr ist, das er von mir gibt. Ihr selber habt zu Johannes geschickt und er hat der Wahrheit Zeugnis gegeben. Ich sage das nur, damit ihr gerettet werdet; denn ich brauche nicht eines Menschen Zeugnis. Jener Johannes war eine brennende und leuchtende Lampe. Und ihr selber habt euch eine Weile in seinem Lichte gefallen. Ich habe aber noch größere Zeugnisse als das des Johannes: meine Werke, das Wort (logos) meines Vaters, die heiligen Schriften, Moses selber, der von mir geschrieben hat."

Später (Joh. 8, 17) im Gazophylakion ist wohl wieder das Zeugnis bei der Taufe gemeint, wenn Jesus Gott zum Zeugen anruft. Als sich dann Jesus nach Peräa zurückzieht, wo Johannes getauft hatte (Joh. 10, 40 und 41), da erinnert sich dort das Volk wieder des Zeugnisses des Täufers und findet es bestätigt: „Alles, was Johannes von diesem gesagt hat, das ist wahr."

II. Das Urevangelium.

Der kurze Zeitraum von der Auferstehung Jesu an bis zur Himmelfahrt und der Herabkunft des heiligen Geistes ist für die Ausbildung der jungen Kirche auch deshalb von größter Wichtigkeit, weil während dieser Tage, wenn auch vorläufig nur mündlich, der Grundtext des Evangeliums festgestellt und angeordnet wurde, aus dem dann durch literarische Fixierung unsere vier Evangelien hervorgegangen sind.

Das geht noch mit Evidenz aus diesen Schriften selber hervor, wenn wir sie daraufhin genau untersuchen. Es ist nämlich eine Eigentümlichkeit der alten und klassischen Literatur, das, war wir heute in Vorreden, Einleitungen oder gar in Anmerkungen zu sagen pflegen, in die Darstellung zu verweben, und zwar nicht nur am Anfang, sondern auch oft am Schluß und in der Mitte.

Betrachten wir daraufhin die vier uns erhaltenen Schriften. Nach Matthäus (28, 16) gehen die Elfe nach Galiläa, wie es ihnen durch die Frauen gesagt worden war. Dort erscheint ihnen Jesus auf einem Berge. Manche aber zweifeln, das heißt, sie sahen ihn nicht oder hatten nicht die Überzeugung, daß das, was sie sahen, der Auferstandene war (28, 17). Die Gläubigen aber empfingen durch diese Erscheinung die Versicherung, daß Jesus alle Gewalt in Himmel und Erde erlangt habe, und, was das Wichtigste ist, den bestimmten Auftrag, alles das, was sie während des Lebenswandels Jesu gehört hatten, zu bewahren (servare, τηρεῖν) und zu

lehren. Zugleich erhielten sie die Versicherung, daß Jesu Geist mit ihnen sein werde, um ihnen diese große Aufgabe möglich zu machen. Damit wird nach antikem Stil ganz exakt das ausgedrückt, was wir etwa in einer Vorrede also anbringen würden: Dies ist das Wesentliche aus Jesu Leben und Lehre, wie es von den Aposteln unmittelbar nach der Auferstehung auf Befehl und Inspiration des Wiedererstandenen und ihnen Erschienenen unmittelbar festgestellt wurde.

Noch klarer sind die Schlußbemerkungen bei Markus (16, 14 ff.). Jesus erscheint den Elfen, offenbar in Galiläa, wie Vers 7 beweist, beim Mahl. Er tadelt ihre Hartgläubigkeit, da sie an seine Auferstehung trotz seiner Erscheinung nicht glauben wollten. Daran schließt er den Auftrag, seine Lehre der ganzen Welt zu verkünden. Die Worte: „Prediget das Evangelium aller Kreatur!" beziehen sich deutlich auf den Anfang des Ganzen zurück, der da lautet: „Beginn des Evangeliums Jesu Christi, des Sohnes Gottes". Der Glaube an dies Evangelium soll durch Zeichen gestärkt werden: Teufelaustreibung, Zungenreden, Gifttrinken, Krankenheilung. Dieser Auftrag wird als der letzte bezeichnet, den die Apostel empfingen. Darauf nämlich ward er in den Himmel aufgenommen, wo er zur Rechten Gottes sitzt. Der Schlußvers bestätigt, daß die Apostel sogleich mit Gottes Hilfe darangingen, den Auftrag auszuführen, wovon ja eben das vorliegende geschriebene Evangelium ein Zeugnis und eine Folge war.

Das Wesentliche der Schlußerzählungen bei Lukas ist, daß gezeigt wird, wie den Aposteln nach der Auferstehung die Augen geöffnet wurden über all das, was sie früher, nur halb verstanden, erlebt hatten, und daß sie den Auftrag erhielten, dies zu verkünden. Das tritt besonders in der Geschichte der Emausjünger hervor. Sie sind anfangs wie mit Blindheit geschlagen (24, 16 ff.). Sie sind enttäuscht, da sie glaubten, der Messias werde siegreich Israel erlösen. Sie glaubten, daß alles vergeblich war, daß alles mißlungen und abgetan sei. Erst allmählich im Gespräch mit dem Wanderer kommt ihnen die richtige Erkenntnis über die Tragweite des Messiasgedankens bei Moses und den Propheten. Und beim Brotbrechen kommt ihnen das Gedenken der Persönlichkeit Jesu so mächtig, daß jeder Zweifel schwindet. So wie er war, so mußte er sein. Und sie erkennen ihn im schlichten Wanderer, den sie zum Nachtessen einluden, der ihnen so einleuchtend die Sache ausgelegt hat. Ohne damit die Szene rationalistisch erklären zu wollen, was eine arge Geschmacklosigkeit wäre, mag man doch daran erinnern, daß Jesus sich selber in jedem Geringsten, dem eine Wohltat erwiesen wird, verkörpert sah. Als dann Jesus den Elfen erscheint, ist die Hauptsache wieder die Mitteilung der Erkenntnis, des Zusammenhangs aller Reden und Taten Christi mit einander und mit den Prophezeiungen. Der Sinn wird ihnen geöffnet (24, 45). Sie werden als Zeugen angerufen (24, 48). Sie bekommen den Überblick über ihr Evangelium. Jesus sagt zu ihnen mit auffallender Betonung (24, 44):

„Dies sind die Worte (logoi), die ich zu euch gesprochen habe, da ich noch bei euch war; denn es muß alles erfüllt werden, was im Gesetz des Moses, in den Propheten und in den Psalmen über mich geschrieben steht.“ Und nun öffnet er ihnen das Verständnis, er geht seine Taten durch und vergleicht sie mit der Schrift, er zeigt ihnen, wie beides zusammenstimmt, wenn es innerlicher gefaßt wird, als sie bisher es gewohnt waren. Er zeigt ihnen besonders, daß nun auch die weitere Evangelisation notwendig sei. In seinem Namen müsse die Sinnesumkehr und die Erlösung von den Sünden allen Völkern gepredigt werden. Sie, die Apostel, sollten darüber Zeugenschaft ablegen, dazu habe er sie ausgewählt (24, 45—48). Und schließlich trägt er ihnen ausdrücklich auf, in der Stadt Jerusalem beisammen zu bleiben, „Sitzungen zu halten“ bis sie seine ganze Offenbarung in sich aufgenommen hätten (*καὶ ἰδοὺ ἐγὼ ἀποστέλλω τὴν ἐπαγγελίαν τοῦ πατρός μου ἐφ᾽ ὑμᾶς· ὑμεῖς δὲ καθίσατε ἐν τῇ πόλει, ἕως οὗ ἐνδύσησθε δύναμιν ἐξ ὕψους* Luk. 24, 49). Daran schließt sich eine summarische Angabe der Himmelfahrt und endlich der Bericht über eine längere Zeit der Meditation der Apostel, die in Jerusalem beisammen waren (24, 51). Es wird hier also ausdrücklich gesagt, daß der Auferstandene selber den Kern des Evangeliums inspiriert und festgestellt habe. Die Worte „*οὗτοι οἱ λόγοι*“ (24, 44) sind gleichsam der Titel des ältesten Evangeliums, der Logoi oder Logia, der Redensammlung. Lukas also bezeugt, philologisch gesprochen, daß die Apostel in der Zeit zwischen Auferstehung und Pfingsten tatsächlich unter dem Eindruck der Erscheinung Jesu das Urevangelium konzipiert haben.

Es muß hier gleich zur Ergänzung der Anfang der Apostelgeschichte herangezogen werden. Auch hier wird betont, daß der Auferstandene noch vor der Himmelfahrt den Aposteln befohlen habe, Zeugen seiner Taten in Jerusalem, in ganz Judäa und Samaria, ja, bis an die äußersten Länder zu sein (Apostelgesch. 1, 8), also ein wohlvorbereitetes Evangelium zu verbreiten. Die zehn Tage zwischen der Himmelfahrt und der Herabkunft des heiligen Geistes werden nun als der entscheidende Zeitraum für die Feststellung des Evangeliums ausgezeichnet. Alle elf Apostel werden noch einmal namentlich aufgezählt. Sie und die Frauen, die nicht nur bei der Auferstehung, sondern auch bei der ganzen evangelischen Tätigkeit des Herrn ein so bedeutendes Amt hatten, sind einmütig versammelt mit der Mutter Jesu und den Brüdern des Meisters (Apg. 1, 13 ff.). Damals mußte sich in Betrachtung und Gebet das Lebenswerk Jesu zu einem einheitlichen Bilde gestalten, wie es sich in den erhaltenen Evangelien spiegelt. Es waren alle Hauptzeugen und Quellen für das Leben Jesu beisammen, im ganzen etwa hundertundzwanzig.

Daß sich diese Gesellschaft hauptsächlich als eine zeugnisgebende ansah, als die lebendige historische Quelle für alles, was geschehen war, geht sogleich aus den Worten Petri bei der Ersatzwahl des zwölften

Apostels hervor (1, 21 ff.). Es ist notwendig, sagt er, daß aus den Männern, die mit gewandelt sind in all der Zeit, da der Herr Jesus bei uns ein- und ausging, angefangen von der Taufe des Johannes bis zum Tage der Himmelfahrt, ein neuer Zeuge an Stelle des Judas bestellt werde. Es fanden sich zwei geeignete Männer, die alle geforderten Bedingungen erfüllten; aus ihnen wurde durch das Los Matthias bestimmt.

Ein Hauptergebnis der Herabkunft des heiligen Geistes war, daß das also festgestellte Evangelium sogleich in den verschiedensten Sprachen verkündet werden konnte, parthisch, medisch, elamitisch, mesopotamisch, jüdisch, kappadokisch, pontisch, phrygisch, pamphylisch, ägyptisch, libysch-kyrenisch, römisch, kretisch, arabisch (Apg. 2, 9 ff.). In der bedeutsamen Pfingstrede bezeichnet Petrus sich und seine Genossen vor allem als Zeugen der Lehre Jesu (2, 32). Diese Zeugenschaft war die „Lehre der Apostel" (Doctrina Apostolorum; διδαχὴ τῶν ἀποστόλων; 2, 42).

Diese Zeugenschaft wird auch im literarischen Vorbericht zum Lukas-Evangelium mit auffallender Bestimmtheit betont. Wie wenn Lukas die exakte Methode moderner Quellenkritik handhaben wollte, versichert er, daß er wie seine Vorgänger nur gleichzeitigen Berichten von authentischen Augenzeugen folgen wolle, und zwar mit aller Sorgfalt und Akribie (ἀκριβῶς). Er nennt seine Gewährsmänner unmittelbare Diener des Wortes (ministri sermonis, ὑπηρέται τοῦ λόγου), was man vielleicht umschreibend übersetzen kann mit „Ausführer und Nachfolger des von Jesus selber geoffenbarten und inspirierten Urevangeliums". Er nennt auch, wie es scheint, die ihm vorangehenden evangelischen Schriften Logoi (1, 4).

Merkwürdigerweise gibt auch das Johannes-Evangelium trotz seiner viel späteren Redaktion genau dieselben Verhältnisse wieder. Es umspannt nur den engsten Umfang des Urevangeliums, nämlich die Zeugnisse von der Taufe bis zur Auferstehung. Die Himmelfahrt und die Herabkunft des Geistes am Pfingstfest sind gar nicht einmal erwähnt. Dafür erwähnt der Evangelist (20, 22), daß der Auferstandene den versammelten Aposteln den heiligen Geist inspiriert habe, um sie zu ihrer Sendung zu stärken und zu erleuchten. Die Sündenvergebung, die sich daran schließt, ist gewiß nur ein Teil der Wirkung dieser Autorisation. Gewiß ist die Feststellung, ja die schriftliche Abfassung des Evangeliums eine der wichtigsten Folgen der Inspiration. Das bezeugt der weitere Bericht und der Schluß des Kapitels. Der Unglaube des Thomas wird nämlich mit der Mahnung abgetan: „Du Thomas und ihr anderen Augenzeugen glaubet, weil ihr selber gesehen habt. Selig aber sind, die nicht gesehen haben und doch glauben." Das aber gilt eben von allen, denen dies geschriebene Evangelium vor Augen kommt. Es ist aufgeschrieben worden, damit auch die glauben, die nicht sehen können, und damit sie durch den Glauben das Leben haben im Namen Jesu. Die Aufzeichnung erfolgt also auf bestimmten Befehl Jesu selber, der sich eben schon aus dessen letzten Worten logisch ergibt. Aber nicht

alles ist aufgezeichnet worden, sondern nur das Wesentlichste, was zum Glauben und zum Leben unbedingt nötig ist, nur eine kleine Auswahl aus dem, was die Jünger alles mit eigenen Augen gesehen haben. Aber eben die Versicherung, daß die Apostel und Evangelisten als Augenzeugen noch viel mehr Beweise und Zeichen sahen, muß ihre Autorität, ihre Glaubwürdigkeit im einzelnen stärken. Sie ersetzen durch diese volle Zeugenschaft die dürftigere Wirkung, die etwa ihre Hörer und Leser nur vom Hörensagen und Lesen dieser sparsamen Auszüge gewinnen können. So mag man umschreibend den Schluß des 20. Kapitels kommentieren.

Noch einmal und noch stärker wird dasselbe zum Schlusse des 21. Kapitels betont. Es scheint, als ob der Evangelist von dem Vorwurfe entschuldigt werden solle, als ob er zu wenig gebracht habe, bei weitem nicht alles, was er als intimster Schüler wissen mußte. Es handelt sich ja nicht um eine Biographie, sondern um eine knappe Zeugnisschrift.

Können wir das also bezeugte mündliche Urevangelium noch rekonstruieren? Es gäbe verschiedene Methoden zu diesem Ziele. Man könnte es aus einem, aus dem einfachsten Evangelium herstellen wollen, etwa aus Markus, bei dem sich noch am meisten der literarische Charakter verbirgt. Oder man könnte es durch Vergleichung der beiden älteren Evangelien, des Matthäus und des Markus, erhalten, die gewiß viel Verwandtes haben, da bei Matthäus nur der „Liber generationis" (= Geburtsgeschichte) als Einleitung des Evangeliums einen mehr literarischen Charakter zu haben scheint. Oder man könnte doch auch noch das dritte der synoptischen Evangelien zur Vergleichung heranziehen. Ich entscheide mich aber ohne Bedenken für eine vierte Methode, die auch noch das vierte Evangelium mit heranzieht und nur das als Inhalt des Urevangeliums erlangt, was sich gemeinschaftlich in allen Evangelien vorfindet. Jeder Evangelist hat ja doch ein ganzes, selbständiges Evangelium geben wollen, nicht bloß eine Ergänzung der anderen; darum muß in jedem Evangelium alles Wesentliche vorhanden sein und darum kann etwas, was nur in einem Evangelium fehlt, nicht zum notwendigen Bestand jenes Urevangeliums gehören, das die Apostel als von Christus selbst inspiriert zur Grundlage ihrer Heilspredigt machten.

Dieser allen Evangelien gemeinsame Kern ist leicht erschlossen. Man darf sich über seine Knappheit nicht wundern. Das entspricht ganz den äußeren Zeugnissen, die wir früher zusammengestellt haben. Dies also ist kurz die Übersicht des Inhalts jenes Urevangeliums:

1. Vor allem das Zeugnis des Täufers bei der Taufe (Matth. 3, 1 ff.; Mark. 1, 1 ff.; Luk. 3, 1 ff.; Joh. 1, 1 ff.). Alles gipfelt dabei in der Tatsache, daß Johannes feierlich Zeugnis vom wirklichen Messiastum Jesu gegeben habe, während er selbst alle Ehre abwies.

2. Der Bericht, daß Jesus bald darnach, nach der Gefangennahme des Täufers, wie die Synoptiker berichten, nach einem Aufenthalt in

Jerusalem und Samaria, wie Johannes berichtet, nach Galiläa kam, dort lehrte und Wunder tat (Matth. 4, 12; Mark. 1, 14; Luk. 3, 14; Joh. 4, 43).

3. Die Speisung der 5000 Mann während des zweiten Osterfestes, offenbar als größtes und symbolischestes Wunder (Matth. 14, 13 ff.; Mark. 6, 30 ff.; Luk. 9, 10 ff.; Joh. 6, 1 ff.).

4. Der Bericht, daß Jesus vor dem letzten Osterfeste noch eine Zeit im Lande jenseits des Jordans, in Peräa, dort, wo Johannes zuerst getauft hatte, geweilt habe und besonders mit Beziehung auf den Täufer vielen Glauben fand (Matth. 19, 1 ff.; Mark. 10, 1 ff.; Joh. 10, 40 ff.; Lukas 18, 15 ff. ohne ausdrückliche Ortsangabe).

5. Die feierliche Salbung Jesu durch Maria Magdalena (Matth. 26, 6 ff.; Mark. 14, 3 ff.; Luk. 7, 36 ff.; Joh. 12, 1 ff.). Dies ist umso bedeutsamer, als Matthäus und Markus ausdrücklich überliefern, Jesus habe diese Tat als einen notwendigen Teil des Evangeliums erklärt (Matth. 26, 13; Mark. 14, 9), nämlich als Zeugnis für seine Messianität. Ja, diese Worte setzen voraus, daß Jesus unmittelbar vorher eine bedeutsame Rede über das Evangelium gehalten habe; er muß ähnlich wie bei anderen Gelegenheiten die Apostel besonders feierlich vermahnt haben, das Evangelium allen Völkern zu predigen. Er muß aber auch den Inhalt der evangelischen Predigt deutlich angegeben haben, um sich so bestimmt auf „dieses“ Evangelium beziehen zu können. Es geht auch aus dem Zusammenhange hervor, daß er vor allem seinen Tod als wichtigsten Punkt des Evangeliums bezeichnet und vorausgesagt hat.

6. Als Zeugnis des ganzen guten Volkes wird der feierliche Einzug und Empfang in Jerusalem zu betrachten sein (Matth. 21, 1 ff.; Mark. 11, 1 ff.; Luk. 19, 29 ff.; Joh. 12, 12 ff.).

7. Die Weissagung Jesu beim letzten Abendmahle, daß Judas ihn verraten werde (Matth. 26, 21 f.; Mark. 14, 18; Luk. 22, 21; Joh. 13, 21).

8. Der Vorgang bei der Gefangennahme. Hier wird besonders des Petrus Tapferkeit hervorgehoben (Matth. 26, 51; Mark. 14, 47; Luk. 22, 50; Joh. 18, 10) und Jesu freiwilliger Verzicht auf gewaltsamen Widerstand.

9. Die Verleugnung des Petrus im Hof des Hohenpriesters als Beweis vom Weissagungsgeist Jesu (Matth. 26, 69 f.; Mark. 14, 66 f.; Luk. 22, 55 f.; Joh. 18, 15 f. und 25 f.).

10. Jesu Selbstzeugnis vor Pilatus, daß er wirklich der Juden König sei, ein Zeugnis, das Pilatus anerkannte durch die Inschrift (Matth. 27, 11; Mark. 15, 2; Luk. 23, 3; Joh. 18, 33 ff.), wie denn Pilatus keine Schuld an ihm fand.

11. Daher des Pilatus Versuch, ihn freizulassen an Stelle des Barrabas (Matth. 27, 15 f.; Mark. 15, 6 f.; Luk. 23, 17 f.; Joh. 18, 39).

12. Die Inschrift überm Kreuz als Zeugnis des Pilatus von der wahren Messianität Jesu (Matth. 27, 37; Mark. 15, 26; Luk. 23, 38; Joh. 19, 19).

13. Das Losen um die Kleider Jesu als Erfüllung einer prophetischen Psalmenstelle (Ps. 22, 19; Matth. 27, 35; Mark. 15, 24; Luk. 23, 34; Joh. 19, 24).

14. Der Bericht, daß Jesus sterbend messianische Psalmen rezitiert habe und sich dadurch völlig als der Messias erwies und bekannte, besonders den 22. Psalm: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen!", in dessen Mitte auch der Ausruf des Dürstenden erscheint (Matth. 27, 46 ff.; Mark. 15, 34 ff.; Luk. 23, 36; Joh. 19, 28 f.).

15. Das Zeugnis des Hauptmannes, daß Jesus Gottes Sohn gewesen sein müsse oder doch wenigstens ein Gerechter (Matth. 27, 54; Mark. 15, 39; Luk. 23, 47). Das ist wohl auch der Soldat, der bei Johannes (19, 34 f.) den wirklichen Tod Jesu bezeugt.

16. Als Mitzeugen dieses messianischen Todes werden auch die anwesenden Frauen und Jünger und das Volk angeführt (Matth. 27, 56; Mark. 15, 40; Luk. 23, 48 f.; Joh. 19, 25 ff.).

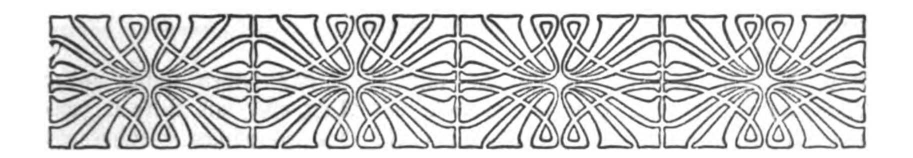
17. Als Zeugen von Jesu wirklicher Bestattung werden der reiche Joseph von Arimathäa, ferner, aber nur bei Johannes, Nikodemus und einige Frauen genannt (Matth. 27, 57 ff.; Mark. 15, 42 ff.; Luk. 23, 50 ff.; Joh. 19, 38 ff.).

18. Schließlich werden die Zeugen der Auferstehung angeführt, besonders Maria Magdalena (Matth. 28, 1; Mark. 16, 9; Luk. 24, 10; Joh. 20, 1), ferner die übrigen Jünger, denen der Auferstandene erschien.

19. Als allerletztes Stück dieses Urevangeliums mag man die Autorisationsworte Jesu anführen, mit denen er den Aposteln die Verbreitung des Evangeliums anbefahl. Die betreffenden Stellen sind schon zu Beginn dieser Betrachtung behandelt worden.

Es wäre vielleicht möglich, im Ausdruck, in Bildern, in Wendungen noch mehr ins einzelne gehend, das Gemeinsame aller vier Evangelien herauszuheben, aber mir schiene eine solche Weiterführung unserer Methode zu problematisch. Es wäre überhaupt unmethodisch, mit dieser Erörterung über das Urevangelium mehr beweisen zu wollen als das, was sich allein evident daraus ergibt, nämlich, daß die angeführten Punkte vor allem und vom Anfang an, noch ehe es verschiedene Evangelien gab, allen Evangelisten als Grundsätze feststanden.





Ein österreichischer Staatsmann Graf Richard Belcredi
1823—1902.

Von Graf Ludwig Belcredi.

„Ne virtutes sileantur!“

Die letzten Jahrzehnte der Geschichte Österreichs — es möge gestattet sein, uns in diesen Zeilen noch dieses Gesamtnamens zu bedienen, den leider die gegenwärtige Generation nicht mehr kennt, — werden keineswegs zu deren glücklichen Epochen gezählt werden können. Die Sonne des Glückes, welche einstens den unter Habsburgs mächtigem Szepter vereinigten Ländergebieten lachte, hat sich schon an der Schwelle des 19. Jahrhunderts hinter verhängnisvollen Wolken verhüllt, und wenn auch, nachdem das Joch des großen Korsen gebrochen war, ihre Strahlen das dichte Gewölk kräftig durchbrachen und eine Zeit lang ein in Liebe zu seinem Monarchen erblühendes und der Segnungen des endlich erlangten Friedens sich erfreuendes Reich beleuchteten, so hat gar bald ein neues Verhängnis dieser Ära des wiedererstarkten Österreich ein allzu rasches Ende bereitet.

Nur wenige, karg bemessene Lichtblicke zeigt unsere Geschichte seit jener Zeit; auch äußere Feinde bedrohten das altehrwürdige Reich, welches im Kampfe unterlag, bis es schließlich im Jahre 1866 aus seiner historischen Stellung in Deutschland verdrängt wurde, — ein folgenschweres Ereignis, welches uns immer wie der letzte traurige Abschnitt in der Entwicklung der Geschicke des alten deutschen Reiches erscheint. Diesem gab allerdings schon Napoleon I. den Todesstoß und das längst zerrissene Ganze zerfiel in seine Atome. Daß Kaiser Franz die deutsche Kaiserwürde niederlegte, war nur eine Folge dieser Zustände, aber es ist, als wäre in dieser historisch so bedeutsamen Handlung des Herrschers, welcher sich kurz vorher den Titel „Kaiser von Oesterreich“ beigelegt hatte, die genau 60 Jahre später erfolgende gänzliche Verdrängung Österreichs aus der Machtsphäre des einstigen heiligen römischen Reiches deutscher Nation prophetisch im Keime schon enthalten gewesen.

Man mag dies nun beklagen oder nicht, je nach dem Gesichtspunkte des einzelnen Politikers, gewiß ist, daß die österreichische Monarchie, deren

Wir bieten unseren Lesern dieses wertvolle Lebensbild eines hochverdienten österreichischen Patrioten und Staatsmannes, dessen Charakter und dessen Verdienste eine spätere tendenziöse Geschichtsschreibung oft absichtlich zu verkleinern gesucht hat, als eine Art von Ergänzung zu den früher von uns publizierten „Erlebnissen und Erinnerungen“ des Freiherrn von Helfert, ohne damit zu den darin berührten politischen Fragen strittiger Natur Stellung nehmen zu wollen. Die Red.



Bestand einem bekannten Ausspruche zufolge — wir wissen nicht, ob er Napoleon I. oder dem Historiker Palacky mit Recht oder mit Unrecht zugeschrieben wird — ja eine Notwendigkeit für das europäische Gleichgewicht auf dem Kontinente bildet, seitdem in wesentlich andere Bahnen gedrängt wurde. Von inneren Kämpfen erfüllt und jeder ruhigen Entwicklung beraubt, hat dieselbe ihre machtvolle Stellung nach außen nur mühsam behauptet und wird von Parteiwirren, welche durch die unglückseligen Folgen des mit Ungarn abgeschlossenen Ausgleiches in ihrer verhängnisvollen Wirkung noch gesteigert werden, vollauf in Anspruch genommen. Der Strahlenkranz, der einst das alte Reich umgab, ist umdüstert, das »Tu felix Austria« gehört einer fernen, man möchte fast meinen sagenumsponnenen Vergangenheit an.

Und leider würde ein hoher Grad von Optimismus nötig sein, um sich der Hoffnung hingeben zu können, daß für die nächste Zukunft ein freundlicheres Gestirn Österreichs Bahnen beleuchten werde. Was schon einmal — nahezu vor 40 Jahren — wenn auch nicht glücklich überwunden wurde, das scheint nun neuerlich in Frage zu stehen: nämlich die Regelung der Beziehungen Österreichs und Ungarns. Gerade im Juli 1905 werden es volle 40 Jahre her sein, daß ein Mann die Last der Steuerung des Staatsschiffes auf seine Schultern nahm, der in richtiger Erkenntnis von Österreichs Beruf und Aufgabe seine ganze machtvolle Persönlichkeit und seine reiche Begabung dafür einsetzte, Österreichs Einheit zu erhalten und das Reich auf jene Grundlagen zu stellen, welche ihm einen gesicherten Fortbestand gewährleisten konnten.

Die letzten Hefte der „Kultur" haben an der Hand von Erinnerungen des österreichischen Geschichtsforschers Freiherrn von Helfert die Verfassungs-Ära des Jahres 1849 ihren Lesern neuerlich in lebhaften Farben vor Augen gebracht. Diesem mißglückten Versuche einer konstitutionellen Ära folgte der Absolutismus, welchem erst die konstitutionellen Versuche der Jahre 1860 und 1861 ein Ende bereiteten. Es liegt nahe, im Anschlusse an die Darstellung des Freiherrn v. Helfert sich der Zeit des weiteren Verfassungsbaues und hiemit dem Lebensbilde jenes Mannes zuzuwenden, der in diesem Momente in das Verfassungsleben Österreichs einzugreifen berufen wurde, aber nur mit größtem Widerstreben, lediglich aus Pflichtgefühl, das Schmerling'sche Erbe anzutreten sich entschloß, da er, klaren Geistes wie Wenige, das in seinem innersten Kern hohle Wesen des damals unumschränkt herrschenden Liberalismus, aber auch dessen weitverbreitete Macht vollauf erkannte. Der Liberalismus und seine leeren Phrasen hatten im Jahre 1865 Österreich in die unentwirrbar scheinende Verfassungskrisis geführt, aus welcher der konservative Staatsmann nun den Ausweg finden sollte. Und so groß ist die Macht dieses Liberalismus noch heute, daß die in München erscheinende „Allgemeine Zeitung" unter dem 21. Februar 1905 bei Besprechung der gegenwärtigen und der Verhältnisse Österreich-Ungarns in den Sechziger Jahren behaupten kann: „Daß man überhaupt bei den ungarischen Ausgleichsverhandlungen Zugeständnisse von Ungarn erlangte, ist das Verdienst des zähen Ringens gewesen, das Schmerling den Ansprüchen Ungarns entgegenstellte. Hätte er nicht die Worte gesprochen: ‚Wir können warten' und hätte er nicht darnach gehandelt, hätte er Österreich also mit derselben Schwäche den

ungarischen Ansprüchen ausgeliefert, wie wir dies im Verlaufe der letzten Jahre schaudernd miterlebt haben, so würde sich Ungarn zur Revision des 1848er Gesetzes ‚betreffend die Oberhoheit des Kaisers in militärischen Dingen‘ nicht herbeigelassen haben."

Gerade das Gegenteil ist wahr. Das Schmerling'sche System hatte das Verhältnis zu Ungarn in einer Weise vergiftet, daß die Konsequenzen desselben bei dessen Fortdauer, und nun gar mit Rücksicht auf die bevorstehende kriegerische Verwicklung mit Preußen, ganz unabsehbare gewesen wären. Dem Liberalismus ist freilich daran gelegen, daß die falsche Darstellung geglaubt werde, und, wie obiges Zitat beweist, gelingt ihm dies noch heute vortrefflich. Der jetzige Korrespondent der liberalen Münchener Zeitung drückt sich nicht anders aus als die herrschende liberale Partei des Wiener Reichsrates der Sechziger Jahre. Anders aber verhielten sich die Dinge in Wahrheit und anders fand sie der zur Regierung berufene Staatsmann Graf Belcredi vor, der mit dem unhaltbar gewordenen Schmerling'schen System aufräumen mußte. Ihm, der in allen Dingen nur das Wesen suchte und jedem Scheine abhold war, wurde es sofort klar, daß mit dem Scheinkonstitutionalismus der damaligen Zeit die Versöhnung mit Ungarn nicht herbeigeführt werden könne, und sich selbst zum Opfer bringend, indem er sich unerschrocken zum Ziele aller Angriffe des Liberalismus machte, zögerte er keinen Augenblick, in dem Manifeste vom September 1865 die Konsequenzen seiner klaren Erkenntnis zu ziehen und die sogenannte Reichsverfassung, die ein Schattenleben führte, zu — sistieren.

Es ist gewiß interessant und verdient vielleicht hier hervorgehoben zu werden, daß in dem vor kurzem erschienenen Werke eines französischen Historikers, Louis Eisenmann, über den österreichisch-ungarischen Ausgleich vom Jahre 1867, über welches Heinrich Friedjung im 9. Hefte des I. Bandes der Österreichischen Rundschau sehr anerkennend referiert, die Meinung ausgesprochen wird, welche Friedjung zu teilen behauptet, daß „die Theorie Schmerlings, Ungarn habe durch die Rebellion von 1849 seine konstitutionellen Rechte verwirkt, unhaltbar war und den Streit zwischen den beiden Reichshälften verschärfte". Auch spricht sich Eisenmann, wie weiter mitgeteilt wird, für die Sistierung aus, was ebenfalls Erwähnung finden mag. Hier natürlich tritt ihm Friedjung, der in der 1. Auflage seines Werkes „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" über das Ministerium Belcredi Dinge erzählte, welche er in den späteren Auflagen widerrufen mußte, schroff entgegen und bekennt sich zur liberalen Theorie des durch die Sistierung erfolgten Verfassungsbruches. Eisenmann selbst erklärt später in einem in der gleichen Rundschau veröffentlichten Artikel: „Eines der Hauptgebrechen, die in den 1867er Ausgleich von vornherein den Ruin der Zersetzung legten, ist, daß der Ausgleich, der die paritätische, dualistische Monarchie schuf, nicht einem Einverständnisse zweier gleichberechtigter, gleichwertiger Staaten entsprang, sondern nur zwischen der Dynastie und der ungarischen Nation verhandelt wurde und dann den zisleithanischen Österreichern aufgenötigt, aufoktroyiert wurde. Dadurch wurde der Ausgleich eine rein interne ungarische Angelegenheit und durch dieses Übergehen Österreichs die Fort-

dauer des Ausgleichsverhältnisses ausschließlich von dem Willen Ungarns abhängig gemacht.“ Diese Äußerungen des französischen Historikers haben in der Gegenwart für Österreich ein intensives, höchst aktuelles Interesse. Den von diesem als richtig bezeichneten Weg zur Lösung der Verfassungsfrage und zur Herbeiführung eines dauernden Ausgleiches mit Ungarn wollte Belcredi gehen, und da er an dem als unheilvoll erkannten Werke Beusts keinen Anteil haben wollte, schied er aus dem Amte.

Ein im Juli vorigen Jahres dem Andenken Bernhard Ritter v. Meyer (gestorben am 29. August 1874), welcher unter Belcredi an der Spitze der Präsidialkanzlei stand und zugleich erster Protokollführer im Ministerrat war, in dem konservativen Organe „Das Vaterland“ aus Anlaß die dreißigsten Wiederkehr seines Todestages gewidmetes Feuilleton schließt mit den Worten: „Ein fester, rechtlicher Charakter, ein tief- und weitblickender Staatsmann, ein treuer Sohn seiner Kirche, ein warmer Freund Österreichs und seines Herrscherhauses — das ist das Bild des verewigten Hofrates von Meyer!“ Wahrhaft schöne Worte, welche aber ihrem vollen Inhalte nach und mit noch größerer Berechtigung dem ehemaligen Chef des Hofrates von Meyer, dem Grafen Richard Belcredi, gelten sollen, mit dem Unterschiede, daß Belcredi nicht nur „ein Freund“, sondern einer der treuesten Söhne Österreichs und loyalsten Untertanen seines Herrscherhauses war.

Ein altes französisches Werk über die Belagerungen Wiens trägt an der Spitze folgenden Sinnspruch: »La principale fonction et le plus essentiel caractère d'historien doit être: Ne virtutes sileantur!« Ich glaubte dem folgenden gedrängten Lebensbilde Belcredis keine treffenderen Worte voranstellen zu können.

Graf Richard Belcredi war geboren zu Ingrowitz in Mähren im Iglauer Kreise am 12. Februar 1823. Seine Eltern waren Eduard Graf Belcredi und Maria geb. Gräfin Fünfkirchen, welche, nachdem Graf Eduard aus dem Armeedienst geschieden war, zumeist auf ihren Gütern in Mähren lebten. Die Familie Belcredi stammt aus der Lombardei und erst der Vater des Grafen Eduard war in Mähren ansässig geworden. Graf Richard verbrachte seine Jugend im Familienkreise in Ingrowitz und begann sowie vollendete seine Gymnasialstudien mit seinem älteren Bruder Edmund an dem von Piaristen geleiteten Gymnasium in Leitomischl in Böhmen. Ebenso absolvierte er dort das sogenannte Lyzeum (einen philosophischen, aus zwei Jahrgängen bestehenden Kurs). Er legte selbst kein besonderes Gewicht auf seine ersten Studien, obwohl er von einzelnen seiner Lehrer zeitlebens mit der größten Achtung und Verehrung sprach. Im Jahre 1838 starb unerwartet sein Vater, und da seine Mutter bald darauf nach Prag übersiedelte, bezog er auch dort die Universität, die er gemeinsam mit vielen anderen jungen Leuten, welche später eine Rolle spielten (so z. B. Fürst Karl Schwarzenberg und Graf Wratislaw rc.), besuchte. Im Jahre 1842, neunzehn Jahre alt, trat er zunächst beim Kreisamte in Brünn in den administrativen Dienst, wo er mit anderen Standesgenossen — Graf Gustav Wilczek und Graf Karl Coronini, mit welch letzterem namentlich ihn sein ganzes Leben hindurch engste Freundschaft verband, — zusammentraf.

Seine reiche Begabung, sein eiserner Fleiß und nie ermüdender Arbeitseifer erregten frühzeitig die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten und er wurde gerne und viel zu allerhand Kommissionen und Bereisungen im Sprengel des Kreisamtes verwendet. Seinen Urlaub verbrachte er stets im Kreise seiner Geschwister oder bei seiner Mutter, welcher er innig zugetan war. Das Jahr 1848 traf ihn in Olmütz beim Kreishauptmann Grafen Mercandin. Graf Rudolf Stadion, der spätere Staatsminister, war damals Gouverneur (Statthalter) von Mähren und dieser gab im Drange der Revolution den jungen im Staatsdienste befindlichen Aristokraten, welche als unbesoldete Konzipisten und Kommissäre den Anspruch auf späteres rascheres Avancement hatten, den Rat, — der sich später als ganz überflüssig herausstellte, — den Staatsdienst einstweilen zu verlassen, um die demokratischen Elemente nicht zu reizen. Unter dem Bedauern seiner Vorgesetzten, welche seine künftige Laufbahn zu ahnen schienen, verließ nun Graf Richard Belcredi den Staatsdienst und zog sich zu den Seinen zurück. Noch sind die schmeichelhaften Anerkennungsschreiben vorhanden, welche Belcredi damals von dem Olmützer Kreishauptmann erhielt.

Seine Gesundheit war sehr angegriffen und so verbrachte er zur Stärkung derselben ein Jahr in Gräfenberg in Schlesien und gebrauchte bei Prießnitz selbst eine eingreifende Wasserkur. Eine spätere Reise, die er gemeinsam mit seinem ältesten Bruder Egbert unternahm, führte ihn nach Gleichenberg zu seiner Schwester, vermählten Fürstin von Thurn und Taxis, und nach Graz, welches ihm so wohl gefiel, daß er dort sich niederzulassen beschloß. Er inskribierte sich an der Universität als außerordentlicher Hörer und besuchte besonders die Vorlesungen der Professoren Ahrens (Rechtsphilosophie) und J. B. Weiß (Geschichte) sowie Weinhold (Kulturgeschichte). Daneben oblag er humanistischen und mathematischen Studien. Hier legte Belcredi den Grund zu seiner umfassenden Bildung und Gelehrsamkeit, und während er mit diesen ernsten Studien beschäftigt war, traf ihn im Frühjahr 1854 die Ernennung zum Kreishauptmann in Znaim, welchen Posten er aber vorerst nicht antreten konnte, da die Bildung der Kreishauptmannschaft noch nicht endgiltig abgeschlossen war.

Im August 1854 heiratete er die einzige Tochter des 1853 verstorbenen Feldzeugmeisters Ludwig Freiherrn v. Welden und wurde endlich 1855 zum Antritte seiner Stellung berufen, in welcher er eine unvergessene, segensreiche Tätigkeit entfaltete. Doch schon im Dezember 1860 wurde er nach Troppau in Schlesien in eine ziemlich unklare Stellung versetzt, da er zugleich politischer Landeschef und Chef der nun ins Leben tretenden autonomen Landesverwaltung sein sollte. Ja, anfänglich war Schlesien administrativ von der mährischen Statthalterei nicht einmal abgetrennt.*) Zu

*) Eine merkwürdige Episode möge hier mitgeteilt werden: Als Belcredi im Jahre 1860 als Landeschef nach Schlesien berufen wurde, ging er nach Wien zum Minister des Inneren Grafen Goluchowski. Dieser empfing ihn kalt und hochfahrend, ohne ihm irgend eine Auskunft über den Zeitpunkt seines Amtsantrittes in Schlesien zu geben. Da Belcredi sehr begreiflicher Weise dies doch zu wissen wünschte, entließ ihn Goluchowski mit den rätselhaften Worten: „Aide-toi et Dieu t' aidera!" Einige Monate später wurde Belcredi dann doch zum Amtsantritte in Schlesien auf-



Beginn der konstitutionellen Ära wurde Belcredi vom schlesischen Großgrundbesitze 1861 in den ersten schlesischen Landtag gewählt und von diesem in den Reichsrat entsendet.

Hier lenkten seine großen Reden über die Ablösung der Lehensrechte und über das Verhältnis der Kirche zum Staate*) bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn und begründeten seine politische Stellung.**) Von Schlesien kam Graf Richard Belcredi 1863 nach Graf Kellerspergs Rücktritt zunächst als Vizepräsident der Statthalterei nach Böhmen, wo er 1864 Statthalter wurde. In dieser Stellung wurde er vom böhmischen konservativen Großgrundbesitze wieder in den Reichsrat entsendet und bei wichtigen Anlässen von Schmerling gerne nach Wien berufen. Als er infolge einer solchen Berufung im Februar 1865 nach Wien kam, ließ ihn der Kaiser zu sich rufen, um mit ihm die politische Situation und die eventuelle Übernahme der Erbschaft Schmerlings zu besprechen. Dessen politisches System hatte sich als unhaltbar erwiesen. Die Versöhnung mit Ungarn und den slavischen Ländern war ferner denn je.***) Allein die Situation klar überblickend, wehrte sich Belcredi lange, die traurige Erbschaft zu übernehmen, umsomehr, als er in Prag in seiner Stellung einen ihm vollkommen zusagenden und angenehmen Wirkungskreis gefunden hatte. Endlich gelang es dem Minister Grafen Moritz Esterhazy, welcher auch seine Begegnung mit ungarischen Staatsmännern vermittelte, ihn zur Übernahme des Staatsministeriums zu bewegen. Im Juli 1865 trat Belcredi sein neues, dornenvolles Amt inmitten ganz ungeklärter politischer Verhältnisse an und war zugleich Staatsminister (welches Ministerium auch die Kultus-Angelegenheiten und die Leitung des Unterrichtswesens umfaßte), Vorsitzender im Ministerrate und Polizeiminister. Nur ein stupender Arbeitseifer konnte allen diesen Aufgaben gewachsen sein. Und kaum hatte Belcredi diese Riesenlast auf sich genommen und sollte an die Lösung der innerpolitischen Wirren herantreten, da wurde ihm von

---

gefordert. Der Grund, weshalb Belcredi zu Goluchowski ging, war eben der, daß man 1860 begonnen hatte, die Kreishauptmannschaften wieder aufzulassen. So geschah es auch in Znaim; alle Beamten hatten ihre Bestimmung erhalten, nur der Kreishauptmann Belcredi selbst war allein übrig und hatte keine Kenntnis von seinem Schicksal! Endlich erfolgte die Berufung nach Schlesien.

*) Letztere Rede gegen Mühlfeld gehalten.

**) Auch huldigte er durchaus nicht der liberalerseits propagierten Rechtsverwirkungstheorie Ungarn gegenüber, sondern bekämpfte dieselbe in jeder Weise. Er sagte: „Eine Verfassung und Konstitution sind einem Lande und Volke, d. h. dem Lande und Volke als solchen, nicht der betreffenden eben lebenden Generation gegeben, — nicht für eine Generation, sondern für des Volkes ganze Zukunft. — Einem Oktroi, dem ‚Geben', muß auch andererseits das ‚Nehmen' entsprechen." Daher geriet er auch nachmals in Widerspruch mit dem Grafen Anton Szeczen, welcher später ebenfalls vermeinte, durch die Sistierung der Verfassung sei das Recht der nicht-ungarischen Länder verletzt worden. Aber nicht das Recht, sondern nur die Fiktion des Rechtes hatte eine Störung erlitten.

***) Ungarn war im Zustande vollständiger Gärung, während der 1865er Reichsrat in eine vollkommene Stagnation verfallen war, welche keine Lösung der staatsrechtlichen Wirren erhoffen ließ. In finanzieller Hinsicht hatte er sich schwere Versäumnisse zu Schulden kommen lassen, welche, besonders als es sich um die Vorbereitungen zum Kriege mit Preußen handelte, auf das bitterste empfunden wurden.



Seite der Diplomaten eröffnet, daß der Krieg mit Preußen unvermeidlich sei.*) Wollte man nun die innere Verfassungsfrage ernstlich lösen, so erschien das Beharren bei dem bisherigen System unmöglich. Unbekümmert um den heftigen Widerstand der Liberalen, welche über Rechtsbruch klagten und Belcredi in giftigster Weise verfolgten, — tatsächlich war, wie schon erwähnt, das Recht nicht gebrochen, sondern bloß die Fiktion des Rechtes beseitigt worden, an welcher der Liberalismus in seinem Formelwesen hing, — entschloß er sich zur Sistierung der Torso gebliebenen Verfassung mit dem bekannten Septembermanifeste des Jahres 1865 und begann auch sofort neue Unterhandlungen mit Ungarn. Mit unsäglicher Mühe gelang es Belcredi, eine Basis zu finden, welche eine Anerkennung der Rechte Ungarns und zugleich die Einheit und Unteilbarkeit der Monarchie auf Grund der Pragmatischen Sanktion sowie eine einheitliche Bestimmung der gemeinsamen Angelegenheiten verbürgte. Mit Mailáth, Deák, Sennyey, Szécsen und Lónyay stand er im regsten Verkehr. Die Chancen einer Verständigung wurden günstiger, auch der von Schmerling lange fortgeführte Streit mit dem Tiroler Landtage in der Protestantenfrage wurde in befriedigender Weise geschlichtet. Da trat hemmend und zerstörend die Katastrophe des Krieges von 1866 dazwischen, dessen unglücklichen Ausgang die liberalen, sogenannten verfassungstreuen Gegner nun auch haßerfüllt der inneren Politik zuschrieben. Im Herbste 1866 begleitete Belcredi den Kaiser nach den vom Kriege am meisten mitgenommenen böhmischen Ländern, wo der Enthusiasmus des dem Monarchen bereiteten Empfanges ein unbeschreiblicher war.

Sodann wurden die Verhandlungen mit Ungarn auf Grund des sogenannten Deák'schen Operates eifrigst fortgesetzt .Nach dem Kriege, gegen das Jahr 1867 zu, als die Verhandlungen mit Ungarn sich ihrem Abschlusse näherten, hat es selbst in den Spalten großer liberaler Blätter nicht an Stimmen gefehlt, welche der schließlichen Erkenntnis, wenn auch widerstrebend, sich nicht verschlossen, daß der von der Regierung eingeschlagene Weg einen günstigen Erfolg für die gesuchte Verständigung zu verbürgen scheine. Baron Hübner wurde auf Wunsch des Kaisers vielfach den Schlußverhandlungen beigezogen, zeigte aber eine schwankende Haltung und redete so ziemlich einem rückhalts- und ausnahmslosen Nachgeben an die ungarischen Forderungen das Wort. Freiherr v. Hübner kehrte bald darauf nach Rom zurück und nahm

*) Belcredi erzählt in seinen hinterlassenen Aufzeichnungen selbst, wie niederschmetternd diese Eröffnung auf ihn gewirkt habe, indem er ohne Kenntnis der diplomatischen Beziehungen zu Preußen gewesen sei. Schon hiedurch wird am besten die Unwahrheit der lange verbreiteten und noch von Friedjung in seinem Werke: „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" aufgestellten Behauptung widerlegt, daß es Belcredi gewesn sei, welcher mit Rücksicht auf die innerpolitische Lage zum Kriege mit Preußen gedrängt habe. Noch im Jahre 1904 preist der Wiener Korrespondent der Münchener Allgemeinen Zeitung den damaligen Minister des Äußeren, Grafen Mensdorff, als jenes Mitglied des Kabinetts Belcredi, welches allein sich dem Kriege widersetzt hätte! Und aus Belcredis Aufzeichnungen geht klar hervor, daß gerade im Ministerium des Äußeren bereits am 27. Juli 1865, als das Ministerium Belcredi vom Kaiser beeidigt wurde, der Krieg mit Preußen als feststehende Tatsache betrachtet wurde. So ist es häufig mit der historischen Wahrheit bestellt!

an den weiteren Verhandlungen nicht mehr teil. Inzwischen war an des Grafen Mensdorff Stelle der nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges 1866 seiner sächsischen Ministerschaft verlustig gewordene Baron Beust, ein Protestant und Ausländer, Minister des Äußeren geworden und wurde nun ebenfalls den Beratungen mit den Vertretern Ungarns beigezogen. Anfangs Januar 1867 war Belcredi einem günstigen Resultate dieser Verhandlungen so nahe gekommen, daß mit dem Patente vom 2. Januar 1867 der „außerordentliche Reichsrat" der diesseitigen Länder einberufen werden konnte, um diesem, wie im Septembermanifeste versprochen worden war, das Ausgleichsoperat mit Ungarn vorzulegen.*) Da trat jedoch Beust hemmend dazwischen, indem er den Ausgleich oktroyieren und nur den engeren Reichsrat**) einberufen wollte, was auch geschah. Am 1. Februar 1867 nahm Belcredi seine Entlassung und der Ausgleich mit Ungarn erlangte im wesentlichen in der Fassung, die Belcredi allein durchgesetzt hatte, wenn auch durch Beusts überstürzte Ausführung vielfach entstellt, die Gesamtmonarchie in zwei Hälften teilend und die Interessen unserer Reichshälfte nur mangelhaft wahrend, endgiltige Gesetzeskraft. Belcredi war, wie aus vielen seiner Äußerungen hervorgeht, ein ausgesprochener Gegner der dualistischen Beust'schen Staatsform, welche er perhorreszierte, wie er auch der liberalen Schaffung eines Staates Zisleithanien jede Berechtigung absprach. Die Wahrung der historischen Rechte und Eigentümlichkeiten aller Länder Österreichs auf Grund der Pragmatischen Sanktion war sein unumstößliches Prinzip, welchem er im Rahmen der Einheit der Monarchie gleichwertigen Ausdruck und vollgiltige Durchführung verschaffen wollte. Belcredi sah nun, wie sein Werk, die Frucht namenloser, unermüdlicher Bemühungen, anderen zugeschrieben wurde, und sich selbst mit dem bittersten Hasse verfolgt, der sich auch in den folgenden Reichsratsverhandlungen in schonungslosester Form Luft machte. Gerechter urteilten die Ungarn selbst, — siehe Artikel des „Vaterland" vom 12. Februar 1893, — von welchen auch im Laufe der Verhandlungen zwar die Zähigkeit Belcredis unangenehm empfunden, zugleich aber auch unumwunden anerkannt wurde, daß er es gerade wegen seiner Zähigkeit am ehrlichsten meine. Was speziell Belcredis mannigfaltige administrative Tätigkeit als Staatsminister anbelangt, so gibt darüber das Memoirenwerk des schon genannten Hofrates v. Meyer: „Die Erlebnisse des Bernhard Ritter von Meyer" (Wien 1875) Aufschluß, das jedoch Belcredi, welcher von diesen Memoiren überrascht wurde, als in mancher Hinsicht unzuverlässig und der Wahrheit nicht entsprechend bezeichnete. Hochsinnig und seinem kaiserlichen Herrn ergeben bis zur Entäußerung seiner selbst, zog sich Belcredi zwar ohne Groll, doch tief verwundet in die Einsamkeit des Privatlebens zurück, indem er es auch verschmähte, eine parlamentarische Tätigkeit zu ergreifen, welche ihm offen gestanden

*) Auch stand von Seite der Regierung nichts im Wege, über ihr Verlangen das Operat den einzelnen Landtagen vorzulegen. Die Wahlen in die Landtage, welche mit dem gleichen Patente ausgeschrieben worden waren, fielen mehrfach, namentlich in den böhmischen Ländern, im Sinne der Regierung aus, so daß auf eine günstige Entwicklung der von der Regierung angebahnten Verständigung gerechnet werden konnte.

**) Auf Grund des Februarstatutes.



wäre und ihm die Möglichkeit geboten hätte, von seinen zahlreichen Anhängern und Freunden unterstützt, seine staatsmännischen Ansichten zu vertreten und zu verfechten. Mit philosophischer Entsagung und sehr seltener Seelengröße ertrug er ohne Klage das herbe Los, daß in den nun folgenden Jahren der Zurückgezogenheit sein Name nur genannt wurde, wenn es galt, denselben mit Vorwürfen und Schmähungen zu überhäufen, daß aber mit keinem Worte seiner rastlosen und erfolgreichen Bemühungen zur Anbahnung einer befriedigenden Lösung des Verfassungsstreites gedacht wurde. Belcredi selbst sagt in seinen Aufzeichnungen, er habe während seines Ministeriums „die bitterste Zeit seines Lebens durchlebt“. Er mußte sehen, wie anderen das Verdienst zugeschrieben wurde, ihn nur Tadel und Angriffe trafen, welche so weit gingen, daß seine Gegner ihm, dem uneigennützigsten Staatsdiener, in offenem Parlamente sogar vorwarfen, er hab ein den Jahren 1865—1867 drei Ministergehalte auf einmal bezogen, was natürlich durchaus irrig war. Lange Jahre lebte Belcredi in tiefster Zurückgezogenheit in seiner Villa in Gmunden, eine reiche wissenschaftliche Tätigkeit entfaltend und auch literarisch — z. B. in den Görres'schen „Historisch-politischen Blättern“ — tätig und nur äußerst selten vermochte ein besonders giftiger Ausfall seiner politischen Gegner, die auch, wie erwähnt, die krassesten Unwahrheiten nicht scheuten, ihm ein Wort der Erwiderung und Richtigstellung zu entreißen. Später zerschlug sich die Verbindung mit den Hist.-polit. Blättern infolge eines Jörg'schen Artikels, in welchem Österreich als ein „morscher Anbau an das Türkenreich“ bezeichnet wurde. Damals schrieb Belcredi gegen Jörg die bei Gerold in Wien erschienene Broschüre: „Die katholisch-konservative Partei in Deutschland und die Orientalische Frage. Von einem österreichischen Katholiken.“ Und sehr charakteristisch ist es für Belcredis Wesen und Auffassungen, daß dieser Arbeit die Worte des heiligen Augustinus vorangestellt sind: „Quid sunt regna sine justitia, nisi magna latrocinia?“ (Was sind Staaten ohne Gerechtigkeit anderes als große Räuberbanden?) Als mit der Berufung des Grafen Hohenwart das politische System noch einmal einen Umschwung im Sinne des Bruches mit dem liberalen Prinzipe der deutschen Hegemonie genommen hatte, wurde Belcredi vom böhmisch-konservativen Großgrundbesitze in den böhmischen Landtag gewählt, welcher die Fundamentalartikel entwarf, und unterstützte diese Aktion als Vertrauensmann der Regierung. Im Laufe der folgenden Jahre nahm Belcredi des öfteren über kaiserliche Aufforderung an politischen Beratungen teil, seine reichen Kenntnisse und das Ansehen, dessen er sich unter seinen Parteigenossen erfreute, stets unbedingt seinem kaiserlichen Herrn in selbstlosestem Patriotismus zur Verfügung stellend, ohne jemals seine eigene Person in den Vordergrund zu drängen, sondern stets in gleich bescheidener Weise, nicht nach äußeren Ehren geizend, welche ihm, man kann sagen, trotzdem zuteil wurden, sich wieder in sein Tuskulum und seine ihm so lieb gewordene Studierstube zurückziehend. In dieser wurde der Grund der vielen wissenschaftlichen Arbeiten gelegt, bei welchem er das Studium der Geschichte, des historischen Werdegangs unserer Monarchie, sowie der Philosophie stets besonders bevorzugte. Eine reiche, alle Zweige menschlichen Wissens umfassende, von ihm gesammelte Bibliothek stand ihm zur Seite, und inmitten dieser Schätze menschlichen Wissens aller Zeiten fühlte sich sein reger, unermüdlich forschender

Geist am wohlsten und vergaß Belcredi großherzig seiner schweren Leidenszeit. Wer eine so hohe Auffassung menschlichen Strebens und Wirkens mit solcher Selbstentäußerung verbindet, an dem prallen die giftigsten Pfeile persönlicher Gegnerschaft wirkungslos ab; so erging es auch Belcredi, wenn er sich auch oft tief verwundet fühlte. Sein echt religiöser Sinn half ihm über viele schwere Stunden hinweg und seine Wohltätigkeit, seine Urbanität, sein warmfühlendes Herz, welches sich in glücklichster Weise mit seinem überragenden Verstande verband, erhielt und gewann ihm auch in der Abgeschiedenheit einen zahlreichen Kreis von Anhängern und Verehrern, unter den ersteren viele, mit welchen ihn sein ganzes späteres Leben hindurch die Gefühle innigster Freundschaft verbanden. Zu diesem Kreise alter und neuer Freunde gehörten die beiden Grafen Falkenhayn, die Grafen Hans Larisch, Josef Fürstenberg, Jaromir Czernin, Taaffe, Leo Thun, die beiden Clam — Heinrich und Richard —, Széchen (die vier letzteren waren ihm schon aus den Zeiten früherer politischer Wirksamkeit innig befreundet), ebenso Hohenwart, Heinrich Franckenstein, Ferdinand Deym u. v. a., welche er teilweise auch schon aus früheren Jahren kannte. Auch der Verkehr mit alten Jugendgefährten, z. B. dem Grafen Karl Coronini, Grafen Christalnigg und anderen, erfreute ihn sehr und blieb immer aufrecht; dabei verfolgte Belcredi alle Tagesfragen mit dem regsten Interesse und nichts entging seinem politischeu Scharfblicke. Mit einem wunderbar treuen Gedächtnisse ausgestattet, erinnerte er sich an Menschen und Ereignisse, wenn sie auch einer fernen Vergangenheit angehörten, in der zuverlässigsten Weise. Auch bei seinen großen Reden und seinen Studien wurde Belcredi von seinem trefflichen Gedächtnisse bestens unterstützt. Charakteristisch war für Belcredi seine hohe Auffassung des Staates, seines Wesens und seiner Aufgaben, desgleichen die hohe ethische Auffassung des Rechtsbegriffes überhaupt und dessen, was unter „historischem Rechte" zu verstehen sei. Besonders in den ersten Jahren seiner Zurückgezogenheit oblag er mit besonderem Eifer dem Studium des Rechtes und wußte die Eigentümlichkeiten fremder und ausländischer Rechtssysteme gegenüber Erscheinungen und Satzungen des österreichischen Rechtes außerordentlich scharf zu erfassen und glänzend wiederzugeben. Seinem klaren Verstande waren auch diese Forschungen sympathisch, und da er bei allen seinen Studien einer seltenen Gründlichkeit sich befliß, so gelang es ihm in seinen Reden sehr häufig, seine bei weitem weniger gründlichen Gegner, welche bei ihren Forschungen es hie und da vorzogen, sich mehr an der Oberfläche der Dinge zu bewegen, in schlagfertiger und unwiderleglicher Weise aus dem Sattel zu heben. Selbst während seiner Amtswirksamkeit betrieb er in freien Stunden ernste Studien und oft und oft pflegte er scherzhaft zu sagen, er bedaure, sich als Beruf nicht eine Professur gewählt zu haben. Klassische Studien betrieb er ebenfalls gern und war in den lateinischen und griechischen Klassikern sehr bewandert. Die selbstverfaßte lateinische Rede, welche er als Statthalter in Prag bei Gelegenheit einer an der Universität stattfindenden Promotio sub auspiciis Imperatoris hielt, erregte Aufsehen und Bewunderung.

Er suchte in allem das Wesen der Dinge zu erfassen und haßte alles rein Äußerliche, den Schein, sowie er auch jeder äußeren Zutat des Lebens und jedem Prunke durchaus abhold war. Im September 1881 wurde Belcredi vom

Kaiser aus seiner Zurückgezogenheit zum Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofes nach Wien berufen, welcher Berufung auch bald jene als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus folgte. Schon einige Jahre früher war Belcredi durch die Verleihung des Ordens vom Goldenen Vließe ausgezeichnet worden.

In der Pairskammer wie an der Spitze des Verwaltungsgerichtshofes entfaltete er eine vielseitige, noch in frischem Andenken stehende Tätigkeit und wußte sich die Liebe und achtungsvolle Verehrung auch jener Kreise zu gewinnen, welche anderen politischen Anschauungen huldigten. Selbst von unermüdetem Arbeitseifer beseelt, verlangte er von anderen ein Gleiches, aber er war gerecht und erfüllt von der lebhaftesten Fürsorge für alle Mitglieder des Verwaltungsgerichtshofes. Im Herrenhause hat er an allen kodifikatorischen Arbeiten desselben im Vereine mit Dr. Unger und Anderen den regsten und hervorragendsten Anteil genommen. Bekannt sind seine großen Reden über die Schulnovelle 1883, über die Errichtung der böhmischen Universität in Prag, seine Rede über die gemeinsame Armee infolge der Jansky-Affaire in Budapest u. s. w. — Eine reiche, anregende Tätigkeit entfaltete Belcredi in dieser Zeit und stand in lebhafter Verbindung mit den hervorragendsten Männern jener Epoche. Im Juli 1895 zwang ihn zunehmende Kränklichkeit (am 12. Februar 1893 hatte er, ausgezeichnet durch zahlreiche Beweise der Liebe und Verehrung weiter Kreise, seinen 70. Geburtstag gefeiert) zum Rücktritte, bei welchem Anlasse ein kaiserliches Handschreiben seine durch 40 Jahre dem Monarchen und dem Staate geleisteten Dienste dankend hervorhob. Zum letztenmale sah Belcredi seinen kaiserlichen Herrn, dem er so treu und opferwillig gedient hatte, im Oktober 1895. Dann verließ er Gmunden nicht mehr; im Jahre 1897 überstand er eine gefährliche Steinoperation, welche aber seinem schweren Leiden keine nachhaltige Hilfe bringen konnte. In innigem Gottvertrauen und mit heroischer Geduld ertrug er dasselbe klaglos, jeden Augenblick auch da noch den ernstesten Studien, namentlich auf dem Gebiete der Religionsphilosophie sowie der Geschichte der Philosophie und Religion, widmend, welchen Forschungen er in seinen letzten Lebensjahren mit besonderer Vorliebe oblag. Am 2. Dezember 1902, am 54. Jahrestage des Regierungsantrittes seines kaiserlichen Herrn, schloß er seine Augen für immer, umgeben, wie der ihm vom Fürsten Auersperg im Herrenhaus gehaltene Nachruf so schön und wahr sagt, von Beweisen der Liebe und Verehrung sowie aufrichtigster Trauer weitester Kreise.

Mit ihm war ein Mann aus dem Leben geschieden, der zu jener Phalanx altösterreichischer Patrioten gehört hatte, welche noch in den ruhmreichen Traditionen des alten österreichischen Gesamtstaates aufgewachsen waren und in treuer Hingebung an Kaiser und Reich ihre vornehmste staatsbürgerliche Pflicht erkannten, in deren Erfüllung ihnen nur das Wohl des Staates maßgebend war, niemals ein Sonderinteresse oder irgend ein Opportunitätsstandpunkt, welcher mit dem Wohle des Ganzen sich nicht vereinbaren ließ. Die Reihe dieser wackeren Männer ist stark gelichtet, ja sie ist dem Erlöschen nahe. Schon als einer der letzten aus diesem Kreise ist Belcredi dahingegangen. Das alte Österreich gehört der Geschichte an, ein neuer Geist durchweht die gegenwärtige Generation und nun hat es sogar

den Anschein, als wolle auch das neue Staatengebilde, Österreich-Ungarn, des festen Gefüges entbehren und in seine Hälften zerfallen. Man kann sagen, Belcredi habe diese Gefahren vorausgesehen. Vergebens hat er im Januar 1867 seine warnende Stimme erhoben, ja heute klingen seine damaligen Worte prophetisch: man möge den Ausgleich mit Ungarn nicht in übereilter Weise abschließen und die gewichtige Wahrheit im Auge behalten, daß nicht in Ungarn Sinn und Verständnis sowie Opferwilligkeit für das Gesamtreich zu finden sei, sondern im Schoße der diesseitigen Länder; es gehe demnach nicht an, deren Stimmen nicht zu hören und über ihre Köpfe hinweg ein einseitiges Vertragsverhältnis abzuschließen, ohne eine vorherige Verständigung mit ihnen gesucht und gefunden zu haben.

Belcredi prophezeite schon damals den durch Beust heraufbeschworenen staatsrechtlichen Verhältnissen der Monarchie und der von diesem inaugurierten inneren Politik keine Dauer für die Zukunft. Ein Konstitutionalismus in Österreich, der sich von vorneherein nur auf die Herrschaft der Deutschen und Magyaren — der entschiedenen Minderzahl — stützt, wird, so meinte Belcredi, in Österreich nur ein Scheinleben führen. Das kann aber den Staat nur schwächen, nie stärken. Am wenigsten könnte man einem solchen Gebäude Dauer und Festigkeit versprechen. Diesseits und jenseits der Leitha haben diese Ansichten Belcredis ihre volle Bestätigung gefunden. Denn, von Ungarn ganz abgesehen, was sagen die immerwährenden Systemwechsel in unserer Reichshälfte, was sagen die Obstruktionsjahre, welche hier jede verfassungsmäßige Tätigkeit vernichteten, seit dem Jahre 1897 bis in die jüngste Vergangenheit anderes, als daß wir kein echtes konstitutionelles Leben, welches in Österreichs Nationen wurzelt, sondern nur den Schein eines solchen besitzen, den jeder leise Anstoß um sein schattenhaftes Dasein bringt? Jener Staatsmann ist wahrhaft groß, der Aufgabe und Beruf seines Vaterlandes versteht und jene Gestaltung in staatsrechtlicher und verfaßungsmäßiger Beziehung demselben zu geben bemüht ist, welche dessen Eigentümlichkeiten nationaler Zusammensetzung und historischer Entwicklnng am besten und vollkommensten entspricht und durch alles dies auch eine Dauer für die Zukunft gewährleistet. Eine solche Gestaltung hat Belcredi angestrebt, in unermüdlichem Eifer alles für eine solche vorbereitet und an dieser Idee eines von allen unter Habsburgs Szepter vereinigten Ländern und Völkern einverständlich geschlossenen und begründeten Verfassungsausgleiches, welche Idee er als die allein richtige erkannte und in Hinsicht auf den historischen Werdegang Österreichs als die allein berechtigte ansah, unentwegt und unter allen Umständen festgehalten. Es ist sehr zu fürchten, daß es ein dauernder Schaden für unsere Monarchie bleiben wird, daß diese Gedanken und Prinzipien nicht zur Durchführung gelangten.

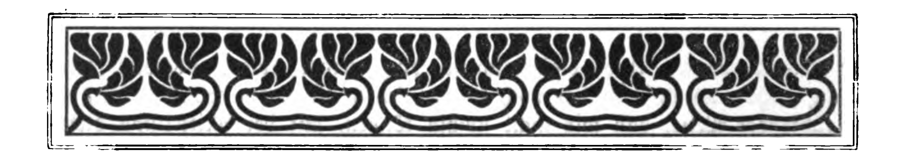
Aber so unbeugsam Belcredi in allem war, was er für Recht und Pflicht erkannte, so strenge er gegen sich selbst war und so unnachsichtlich, wenn es sich um Dinge handelte, um Leistungen und Forderungen, welche er für das Wohl des Staates und Vaterlandes als unbedingt notwendig und pflichtgemäß ansah, so milde und nachsichtig war er stets in seinem Urteile über andere und ihre Leistungen; ja selbst über seine Gegner und deren häufig ebenso maßlose als ungerechte Beschuldigungen entfuhr ihm niemals

ein hartes Wort. Und dieser schöne Zug seines edlen, überaus feinfühligen Herzens äußerte sich noch in den letzten Monaten seines Lebens in so rührender Weise, daß wir nicht umhin können, mit der Mitteilung dieses Charakterzuges sein Lebensbild abzuschließen. Es war eine seiner Eigentümlichkeiten, daß er nur äußerst ungern, in weitgehender Bescheidenheit, von seiner ministeriellen Wirksamkeit sprach. Von einem Freunde aufgefordert, falls er etwa Aufzeichnungen über jene Zeit besäße, solche weiteren Kreisen nicht vorzuenthalten, gab er die schöne Antwort: „Ich habe es mir zur Pflicht gemacht, solange ich lebe, nichts zu veröffentlichen, obwohl ich über ein reiches Material von Aufzeichnungen verfüge. Die Dinge, die einmal geschehen sind, lassen sich nicht mehr ändern und so will ich durch Meinungsäußerungen und Veröffentlichungen niemandem wehe tun." Wie wenige Männer wird man finden, welche selbstvergessen auf der Höhe dieser Auffassung stehen!

Wir müssen Abschied nehmen von diesem leider sehr unvollkommenen Bilde eines Mannes, auf welchen, erwägt man seinen Charakter und seine Taten, das bekannte Shakespeare'sche Wort bestens angewendet werden kann: „Take all in all he was a man, as seldom was the like!" — Er war ein Mann wie selten seinesgleichen, nehmt alles ihr in allem! — Möge das Lebensbild dieses ausgezeichneten Katholiken, Staatsmannes und Philosophen vorbildlich wirken für die kommenden Generationen und mögen unserem hartbedrängten Vaterlande noch manche solche Männer beschieden sein!

Der Geschichtsschreiber beurteilt häufig Personen und Ereignisse nur nach den äußeren Umständen, da er sich doch stets die oben zittierten Worte vor Augen halten sollte: „Hauptzweck und Wesenheit in der Aufgabe des Geschichtsschreibers sei es, die Tugenden trefflicher Männer nicht zu verschweigen. Ne virtutes sileantur!"





Das Schillerdenkmal Cottas.

Von **Anton E. Schönbach.**

Nicht immer waren es ganz freundliche Gedanken, die da auftauchten, sobald man sich der Beziehungen des Weltbücherhauses Cotta zu Friedrich Schiller entsann. Es gab eine Zeit, wo die Firma beschuldigt ward, einen unmäßigen Gewinn aus dem Vertriebe von Schillers Werken gezogen und die Interessen der Familie des Dichters geschädigt zu haben, ja sogar an einer vermuteten Knappheit der Verhältnisse des Autors zu seinen Lebzeiten sollte die Habgier des Verlegers schuld gewesen sein. Diesen üblen Gerüchten wurde aller Boden entzogen, als Cottas ihre Verrechnungen mit der Familie Schiller in Druck legten und vornehmlich, als sie den Briefwechsel zwischen Schiller selbst und dem damaligen Haupte ihres Hauses veröffentlichten. Daraus ging nämlich hervor, daß zwischen dem Dichter und dem Buchhändler jederzeit ein auf gegenseitigem Vertrauen fest gegründetes Freundschaftsverhältnis bestanden hatte, das jenem zum Vorteil, diesem zur Ehre gereichte. An dem tiefen Schmerze, den Cottas Brief an Frau Charlotte bekundete, als er die Nachricht von Schillers Tode empfing, hatte der treue und aufrichtige Freund zu tragen, nicht der kluge Geschäftsmann. So sind denn auch nach jenen Publikationen die Anklagen verstummt, denn wir wissen, daß Schiller während der letzten Jahre seines Lebens gerade durch Cottas Generosität seinen Haushalt bequemer und reichlicher zu gestalten vermochte und daß seine Werke den Nachkommen gute Zinsen trugen, indes auch der Verlag von Jahr zu Jahr ansehnlichen Gewinn einheimste. Ganz ebenso stellte sich bei diesem Anlaß auch das Verhältnis der Firma zu dem anspruchsvolleren Goethe als ein durchweg erfreuliches dar.

Nicht minder hat das Haus Cotta den ererbten Ehrenpflichten genügt, als das Verlagsrecht für die beiden Klassiker erlosch und der deutsche Markt von wohlfeilen Gesamt- und Einzelnausgaben überflutet wurde. Noch im Besitze des Privilegiums hatte die Buchhandlung der Gestalt des Textes immer besondere Aufmerksamkeit zugewandt und durch tüchtige Männer (z. B. Wilhelm Vollmer) kritische Revisionen vornehmen



lassen, so daß es um die Überlieferung von Goethes und Schillers Werken besser stand, als es sonst bei uns und anderwärts der Hinterlassenschaft großer Dichter zu widerfahren pflegt. Und der großen Ausgabe der Schriften Schillers, die unter der Leitung von Karl Goedeke von Cottas in 16 Bänden (1867 ff.) veranstaltet wurde, kam das Prädikat „historisch-kritisch" wirklich zu, das sie sich beilegte: die vorhandenen Manuskripte und Drucke sind dafür sehr gewissenhaft ausgenützt, dadurch die Geschichte des Textes ermittelt und dieser selbst mit einer Sorgfalt erstellt worden, daß dieser Leistung vor der großen Weimarer Goetheausgabe kaum etwas Gleichwertiges an die Seite zu setzen war. Nun hatten sich freilich während der nächsten Jahrzehnte die Forderungen sehr verschärft, die an wissenschaftliche Bearbeitungen neuhochdeutscher Texte gestellt wurden; die Arbeiten von Michael Bernays, G. von Loeper und überhaupt der ganze Aufschwung der Philologie, der zeitweilig unter der Führung Wilhelm Scherers der neueren deutschen Literatur zugute kam, die ja auch erst jetzt Vertretung durch selbständige Professuren an unseren Universitäten fand, dies alles steckte die Ziele kritischer Ausgaben höher und besserte die Mittel dafür. Wuchsen neue Probleme heran, so gab es jetzt auch die richtigen Bearbeiter. An der monumentalen Ausgabe von Goethes Werken, welche mit Hilfe des Goethearchivs und der Goethegesellschaft von dem begeisterten und verständnisvollen Eifer der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar begründet und gefördert wurde, schulte sich ein ganzer Stab jüngerer Philologen, der die von einer Schrift zur andern wechselnden Aufgaben bewältigen, neue Methoden, Ordnungen, Zeichen ersinnen mußte. Aus dieser Gruppe von Forschern ist auch Eduard von der Hellen hervorgegangen, der nachmals vom Weimarer Archiv zur Cottaschen Verlagshandlung übertrat, schon die Leitung der Jubiläumsausgabe Goethes übernahm und jetzt auch die Säkularausgabe in die Hand nahm, mit welcher das Haus Cotta gewissermaßen am Ende des ersten Jahrhunderts nach Schillers Tode sein Verhältnis zu dem Dichter zu krönen gedenkt: die neuen Inhaber wollen sich des Namens der alten Firma würdig erweisen.

Blättert man die Reihe von sechzehn Bänden langsam durch, — es ist gewiß kein Zufall, daß diese Zahl mit der Serie von Goedekes historisch-kritischer Edition übereintrifft, — so gewinnt man bei einer von jeder Voreingenommenheit freien Prüfung den Eindruck, daß hier etwas in seiner Weise Ausgezeichnetes geleistet wurde, das sowohl des Dichters bei der Jahrhundertfeier seines Ausganges als auch des mit durch ihn berühmt gewordenen Verlages in jedem Betrachte würdig scheint. Das weist sich schon von außen: das Format ein bequemes Oktav, das starke Papier nicht rein weiß, sondern mit einem leichten graugelben Stich, glücklicherweise nicht satiniert, so daß die Augen längeres Lesen aushalten, der Druck scharf und klar mit hinlänglich großen und bequem, vielleicht nur um ein

kaum meßbares Minimum zu kompreß gesetzten deutschen Lettern; ob der saubere Einband, der sich nicht ganz gut aufschlägt, strenge Benutzung verträgt, muß sich allerdings erst ergeben, — es war in einzelnen Fällen eine sehr stattliche Bogenzahl zu bezwingen, — das Ganze durchaus anständig, ordentlich, ja vielleicht „vornehm", wenn dieses Wort nicht durch die **Penny-a-liners** so abgegriffen und schmutzig geworden wäre.

Man sagt demnach das Beste, wenn man behauptet, daß die Bemühungen der Herausgeber um den Inhalt sich auf der Höhe der Ausstattung halten. Die kritische Revision des Textes hat im ganzen mit Zuziehung sämtlicher Hilfsmittel Dr. Julius Petersen besorgt: ich habe kaum wirkliche Stichproben vorgenommen, sondern nur einzelne, mir von altersher als gefährlich bekannte Stellen nachgeschlagen und sie durchwegs in Ordnung gefunden. Der Variantenapparat ist gemäß dem Zwecke der Ausgabe weggeblieben. Die einzelnen Werke sind unter die neun Bearbeiter folgendermaßen aufgeteilt worden: Richard Fester: Historische Schriften, Bände 13, 14, 15; Eduard von der Hellen: Gedichte, 1, 2; Gustav Kettner: Dramatischer Nachlaß, 8; Albert Köster: Übersetzungen, 9, 10; Jakob Minor: Wallenstein, 5; Julius Petersen: Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Vermischte Schriften, 6, 16; Erich Schmidt: Räuber, Fiesco, Kabale und Liebe, 3; Oskar Walzel: Braut von Messina, Wilhelm Tell, Philosophische Schriften, 7, 11, 12; Richard Weißenfels: Erzählungen, Don Carlos, 2, 4. Unschwer läßt sich schon aus dieser Übersicht erkennen, daß es der Unternehmung daran gelegen war, nicht bloß wirkliche Schillerkenner für die Arbeit zu werben, sondern auch jedem unter ihnen gerade die Arbeiten zuzuweisen, für die er sich nach seiner Tätigkeit bisher besonders gerüstet und geübt hatte. So ist es denn nicht zu verwundern, daß die Ausgabe im ganzen so gleichmäßig gut ausfiel, wie selten etwas der Art gerät; wenige sachgemäße Wünsche werden dabei unberücksichtigt geblieben sein. Und so dürfte es auch ziemlich schwierig sein, diese oder jene Bände vor den anderen durch auszeichnende Prädikate zu unterscheiden, und ich will lieber hervorheben, was von Mitteilungen, deren Inhalt einem größeren Lesepublikum neu sein wird, die Ausgaben der einzelnen Werke enthalten.

Da ist zunächst schon bei den Gedichten, deren Obsorge von der Hellen übernommen hat, anzuführen, daß sie in einer Gruppierung angeordnet erscheinen, die bisher unbekannt war, jedoch auf Schillers eigene Absichten zurückgeht, als er 1803 für eine „Prachtausgabe" Vorbereitungen traf, die bei dem Leipziger Verleger Crusius erscheinen sollte. Dabei waren die Gedichte in vier Bücher gegliedert worden: das erste umfaßte die Lieder, das zweite die Balladen, das dritte und vierte die „Ideenlyrik" und zwar so, daß ins dritte sich die kleinen Sachen, z. B. die „Votivtafeln", aufgenommen finden, während die sehr sinnvoll verkettete Reihe des vierten mit „Sängers Abschied" schließt. Wir haben also zum erstenmale hier die strenge Auswahl der Gedichte vor uns, die Schiller selbst getroffen

hatte und die er einer „Prachtausgabe“ für würdig hielt. In der Tat wird hier das Beste und Reifste dargeboten, und zwar, was für den denkenden Leser besonderen Reiz besitzt, in einer Folge, die der Dichter mit wohlüberlegter Verknüpfung zuwege gebracht hat. Geht dabei die chronologische Reihe verloren, so fehlt doch kein Stück wirklich, sie sind nur alle in einem Anhang und in der Nachlese im zweiten Bande enthalten, wo auch die Xenien stehen und jene epigrammatischen Sachen, von denen nicht sicher feststeht, welche von Schiller, welche von Goethe herrühren.

Richard Weißenfels behandelt zunächst die kleineren Erzählungen aus Schillers Jugendjahren, die weniger an sich denn als Hinweise auf die Richtungen seiner Lektüre interessant sind. Der „Geisterseher“, den die heutige Lesewelt über Gebühr zurückstellt, indes er Schillers Zeitgenossen entzückte, läßt auch nach den Zusammenstellungen des Herausgebers manche schwere Rätsel übrig, die nur ein konzentriertes Studium der Lösung wird näher bringen können. Ganz ähnlich steht es mit der Entwicklung des „Don Carlos“, die nach Weißenfels glatter verläuft, als der wirkliche Zustand der verschiedenen Fassung erlaubt und als Bernhard Seuffert mich belehrt: gerade die wichtigste Wendung im Schicksale Posas und des Prinzen harrt noch der Aufklärung, die zu unternehmen immer wieder versucht wird, weil die aus den einzelnen Stadien der Arbeit erübrigten Verzahnungen zu erneutem Bemühen anreizen.

Schillers Jugenddramen versieht Erich Schmidt mit einer sehr inhaltreichen Einleitung und mit Anmerkungen, die besonders Lessings Einflüsse erweisen: die Darstellung ist von Sachen gesättigt, beinahe möchte ich sagen übersättigt, denn Meister Erichs Art, seine weitausgreifende Gelehrsamkeit in knappste Wortfügung zusammenzudrängen, besitzt für mich bequemen Leser immer etwas Schwieriges.

Die Wallensteintrilogie hat Jakob Minor herausgegeben. Die Einleitung erwägt sorgsam das Verhältnis der Dichtung zur Historie und zeigt das Entfalten der Charaktere auf gemäß dem Bedürfnis des Dramas; die besonders reichlichen Anmerkungen suchen auch die Eigentümlichkeiten der Sprache zu erklären. Julius Petersen hat Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans eingeleitet und mit Noten versehen, die vielleicht etwas zu historisch ausgefallen sind. Derselbe Forscher hat auch die schwierige Aufgabe gelöst, die „Vermischten Schriften“ zusammenzufassen und aus einem weitschichtigen Material ihr Entstehen zu erläutern.

Die Braut von Messina, Wilhelm Tell und die kleineren Arbeiten (Semele, der Menschenfeind, Huldigung der Künste) hat Oskar Walzel übernommen und insofern einen anderen Ton in der Einleitung angeschlagen, als er gerne Blicke auf das modernste Drama wirft und in der chronologischen Ordnung der Szenen des Tell nicht die Nachwirkung von

Shakespeares Rosenhistorien, sondern ein bahnbrechendes Prinzip für die Volksschauspiele geschichtlichen Inhaltes erblickt, wie sie heute besonders gern in der Schweiz gedichtet und aufgeführt werden. Manches davon wird wohl auf die Anregungen Gottfried Kellers in seinem Prachtaufsatz „Am Mythenstein" zurückgehen. Walzel hat auch die beiden Bände „Philosophische Schriften" mit einer Monographie als Einleitung versehen, welche eine förmliche Ästhetik Schillers liefert, dessen wandelnde Anschauungen mit Einflüssen und Quellen verbindet und den Durchschnitt heutiger Kenntnis durch eigenes Forschen erweitert.

Durch eine ganz vortreffliche Arbeit hatte sich Gustav Kettner um die Würdigung der dramatischen Fragmente Schillers verdient gemacht, er hat sie auch hier herausgegeben. Der Sache entsprechend greift die Editionstätigkeit in den Text des Bandes selbst über, in dem die Überlieferung besprochen, ihre Ordnung verständlich gemacht werden muß. Diese Fragen bilden so ziemlich die schwierigsten Probleme der Schillerforschung, die vielleicht niemals endgiltig zu lösen sein werden; Kettner führt auch den fernerstehenden Leser ein und sucht sein Interesse zu erwecken.

Eine anscheinend undankbare Aufgabe hat sich Albert Köster erlesen, der Schillers „Übersetzungen" behandelt; es gelingt aber seiner Sorgfalt, durch knappe Beobachtungen den Wert dieser Arbeiten für Schillers Entwicklung als Künstler aufzuzeigen. — Wenn ich innerhalb dieser ganzen Sammlung einen Teil besonders rühmen sollte, so müßte solches Lob Richard Festers Einleitung zu den drei Bänden „Historische Schriften" zugesprochen werden. Da sucht ein mit der neueren Historiographie ausnehmend vertrauter Forscher nicht bloß Schillers Leistungen aus sich und ihrem Verhältnis zu den Quellen (auch durch die Anmerkungen) zu würdigen, sondern noch genauer und eindringlicher, indem er sie mit Vorgängern und Mitwerbern und mit den Bearbeitern derselben Stoffe bis zur neuesten Zeit herauf vergleicht. Schiller wird durch ganz sachliche Untersuchung ein bedeutender Platz unter den deutschen Geschichtsschreibern, ja, unter denen Europas eingeräumt, seine wissenschaftliche Arbeit daran sowie seine verlebendigende Gestaltungskraft werden anerkannt, und ich denke, daß hier etwas wirklich Neues geboten und Schillers Tätigkeit als Historiker in einer Weise eingeschätzt wird, wie das bisher noch nicht geschehen war.

So befriedigt diese Säkularausgabe von Schillers Werken in der Tat die höchstgespannten Forderungen, sie wird, glaube ich, für lange Zeit die Sammlung bleiben, welche gebildete und wissenschaftliche Leser am liebsten benutzen werden. Daß dies im weitesten Sinne geschehen könne, dazu ist durch den überaus niedrigen Preis gesorgt, der nur zu begreifen ist, wenn man eine ganz ungemeine Höhe der Auflage annehmen darf: ein broschierter Band dieser Ausgabe kostet eine Mark, der Leinenband zwei, Halbfranz drei Mark. Erwägt man die großen Kosten von Vor-

bereitung und Herstellung, so wird es auf dem Büchermarkte der Gegenwart wenige Werke geben, die es an Wohlfeilheit mit dieser ausgezeichnet soliden Leistung aufnehmen können.

Die heutigen Inhaber des Cottaschen Verlages haben durch diese Ausgabe nicht nur Friedrich Schiller das schönste und ins Weiteste wirkende Denkmal errichtet, sie haben auch ihrer eigenen Firma Ehre gemacht und ihrem pietätvollen Verhältnis zu dem Dichter, das vor hundert Jahren durch seinen Tod jäh abgeschlossen wurde, als würdige Erben den achtungswertesten Ausdruck verliehen.



Gebet.

Von Paula Rotter.

Zum Himmel auf die Weihrauchdüfte zieh'n. —
O, laß mich hier zu Deinen Füßen knien!
Sieh' gütig an mein schuldbeladen Herz,
Du kennst ja, Heil'ge Du, der Erde Schmerz;
Du kennst der sieben Schwerter grimme Pein.
O, laß in meiner Not mich nicht allein!
Maria, sieh', ich neige mich vor Dir,
Bitt' Du für mich einst an der Himmelstür!
Sag' Du dem Schöpfer, den das Weltall preist,
Daß ihn in Andacht stets verehrt mein Geist;
Sag' Du dem Vater, der mein Führer war,
Der mich beschirmt in jeglicher Gefahr,
Wie dankbar ihm mein Herz entgegenschlägt,
Wie mich mein Sehnen auf zu ihm nur trägt.
Ich hab' gekannt die Welt mit ihrer Lust,
Und reuig schlag' ich drob an meine Brust;
Ich hab' getrunken an der Sünde Born,
Verfallen bin ich seinem ganzen Zorn.
Was ich verlor'ner Sünder niemals kann,
Drum fleh' ich Dich, Du Hehre, Reine, an:
O, hilf mir weiterleben still und gut!
Gib mir zum Rechten, Wahren stets den Mut!
Gib einen Strahl von Deinem ew'gen Licht,
Der hell durch dunkle Erdenwolken bricht!
Sei Du mein Trost, Maria, sei mein Stab,
Damit in Dir ich mein Genügen hab'!
Sieh' Du mit gnäd'gen Blicken auf mein Tun
Und laß mich still in Deiner Liebe ruh'n!





Über den Begriff: „Reale Existenz“.

Von Albert Wimmer.

Wohl die meisten Menschen werden es für unnötig erachten, daß die Wirklichkeit alles dessen, was sie vermittelst ihrer Sinne wahrnehmen, zum Gegenstande einer Erörterung gemacht werde. Ihre bewußte oder unbewußte Ansicht über die Realität des Existierenden läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen: „Jede Existenz übt vermöge ihrer Eigenschaften und Kräfte und innerhalb der Wirkungssphäre derselben einen direkten oder indirekten Einfluß auf andere Existenzen aus. Diese Wirkungen beweisen aber die Existenz der wirkenden Ursache, und, da sie für gleiche Ursachen unter gleichen Umständen stets absolut gleich sind, auch die Gesetzmäßigkeit der Wirkungen und die Stabilität der Eigenschaften, beziehungsweise Kräfte der Ursache. Aus diesen Gründen können die Ursachen nicht ideal, d. h. willkürlich gedacht, sondern nur real, also wirklich und eindeutig sein.“

Diese Darlegung, welche ohne Aufwand an Schlußreihen höherer Ordnung dem gesunden Menschenverstande entspringt, ist logisch ganz unanfechtbar. Jede Reziprozität zwischen zwei Existenzen ist nur denkbar, wenn beide real sind, sowohl die wirkende als auch die von ihr beeinflußte. Jene Sätze besitzen aber nur in jenem Sinne absolute Geltung, in welchem sie angeführt wurden, indem sie sich darauf beschränken, die Realität zweier oder mehrerer reziproker Existenzen zu beweisen. Weit minder einfach aber liegt die Sache, sobald der Beweis, gestützt auf die Zeugnisse der Sinne, auch auf die Realität der solcherart wahrgenommenen Eigenschaften der Existenzen ausgedehnt wird. Die Realität der Existenzen ist eine absolute, die Realität ihrer vermöge der Sinne wahrgenommenen Eigenschaften jedoch nur eine relative. Durch diese weitere Erstreckung des einfachen Beweises ist es nötig geworden, den abstrakten Begriff „Existenz“ durch einen konkreten zu ersetzen. Die Existenz mit Zurechnung der teils direkt wahrgenommenen, teils mittelst Schlußfolgerungen erkannten Eigenschaften wird nun zum „kraftbegabten Stoff“ und, sobald dieser als begrenzt gedacht ist, zum „Ding“.

Der „Stoff“ (beziehungsweise das „Ding“) ist nun ganz zweifellos eine reale Existenz. Seine Eigenschaften, wie sie uns auf Grundlage der Sinneseindrücke erscheinen, sind aber ebenso zweifellos nicht der vollkommene Ausdruck seiner wirklichen Eigenschaften, weder hinsichtlich der Qualität noch hinsichtlich der Quantität; ja selbst dieser unvollkommene Ausdruck ist vielfach kein direktes Teilbild der wirklichen Eigenschaften, welche sehr oft nicht unmittelbar auf die Sinne einwirken, sondern auf Umwegen (von

Zwischenmedium zu Zwischenmedium) vermöge einer unserer sinnlichen Wahrnehmungsfähigkeit entsprechenden Endwirkung.

Die Ursache dieser Mangelhaftigkeit der Vorstellung, welche uns die Sinne von einem Dinge vermitteln, liegt in der qualitativen wie auch quantitativen Eingeschränktheit der sinnlichen Wahrnehmungsfähigkeit. Schon ein flüchtiger Blick auf die entsprechenden Fähigkeiten der Tiere lehrt uns, daß nicht nur jeder Art, selbst jedem Individuum ein verschiedener Grad von Wahrnehmungsfähigkeit verliehen ist, sondern daß — wenigstens für größere Gruppen (Gattungen, Familien, Ordnungen) — auch die Art derselben sehr verschieden sein kann. Bedingt ist die Tatsache sowohl durch die verschiedene Konstruktion der wahrnehmenden Sinnesorgane als auch dadurch, daß zur Wahrnehmung bestimmter Wirkungen geeignete Organe in verschiedenster Zusammenstellung vorhanden sein oder auch fehlen können. Die bekannten „fünf Sinne" des Menschen finden sich bei den Tieren in den mannigfaltigsten Variationen der Aufnahmsfähigkeit vollständig oder teilweise wieder; außer denselben besitzen aber Tiere Sinnesorgane für Erkennung von Wirkungen, welche unserer Wahrnehmung unzugänglich sind, weil uns entweder das betreffende Organ fehlt oder weil die Aufnahmsfähigkeit eines unserer Organe in dieser Richtung begrenzt ist.

Es sei mir gestattet, aus dem ungeheuren Forschungsgebiete der Tierphysiologie nur wenige Tatsachen behufs Illustration des Gesagten zum Vergleiche mit der menschlichen Wahrnehmungsfähigkeit anzuführen.

Das menschliche Auge vermag alle Strahlen des Spektrums zwischen Rot (400 Billionen Schwingungen) und Violett (800 Billionen Schw.) deutlich wahrzunehmen; seine größte Empfindlichkeit liegt beiläufig in der Mitte, im Gelb. Von den dunklen Wärmestrahlen (jenseits des Rot, „Ultrarot", unter 400 Bill. Schw.) und den dunklen chemischen Strahlen (jenseits des Violett, „Ultraviolett", über 800 Bill. Schw.) vermag unser Auge nur mit Mühe und nahe der Grenze des deutlich sichtbaren Spektrums etwas zu sehen. Nun ist es aber durch korrekt durchgeführte Versuche bewiesen*), daß Ameisen im ultravioletten Lichte sehen können und gegen dessen Einwirkung sehr empfindlich sind. Folglich ist das Ameisenauge von dem unsrigen durch den Grad seiner Wahrnehmungsfähigkeit, durch seine Empfindlichkeit gegenüber für uns unsichtbaren Farbenstrahlen beträchtlich verschieden.

Anders verhält es sich mit der Wahrnehmung der Form der Dinge. Genaue optische Messungen und dahinzielende Versuche ergaben, daß z. B. das Facettenauge der Insekten in dieser Hinsicht von dem unsrigen an Vollkommenheit der Wahrnehmung weit übertroffen wird. Die Deutlichkeit des Bildes erscheint an relativ geringe Objektdistanzen gebunden und überdies ist das Bild selbst aus bedeutend weniger Einheiten von Eindrücken zusammengesetzt, es ist grob-musivisch. Plateau, welcher zahlreiche Versuche anstellte,

*) Sir John Lubbock, Sinne rc. der Tiere, Leipzig 1889. — Dr. Vitus Graber, Fundamentale Versuche über die Helligkeits- und Farbenempfindlichkeit rc. in den Sitzungsberichten der kais. Akademie der Wissenschaften, Wien 1883.



sagt von der Sehfähigkeit der Insekten: »Ils ne distinguent pas la forme des objets ou la distinguent mal«.*)

Wie der Gesichtssinn, so sind auch alle übrigen Sinne mannigfach entwickelt, vom vollständigen Mangel eines Sinnes an bis zu seiner höchsten bekannten Ausbildung. Ein Beispiel anderer Art möge hier noch Platz finden.

Es ist allgemein bekannt, daß die Fledermäuse in ihren Flughäuten, besonders aber in den häutigen Teilen der Ohren und der Nasenaufsätze ein äußerst feines Gefühl besitzen. Durch zum Teil grausame Versuche hat man festgestellt, daß diese Flattertiere auch mit geblendeten Augen im Fluge selbst den kleinsten in ihren Weg gebrachten Hindernissen, sogar aufgespannten Fäden, mit vollkommener Sicherheit ausweichen, daß sie aber überall anstoßen, sobald man sie der feinhäutigen Ohren und Nasenaufsätze beraubt hat. Ob nun der in diesen Hautteilen liegende Sinn, soweit er die Sicherheit des Fluges, d. h. die Vermeidung der Hindernisse bedingt, nur eine feinere Ausgestaltung unseres Gefühlssinnes ist, mag dahingestellt bleiben. Für unseren Gebrauch würde diese Fähigkeit, die Nähe eines Dinges zu fühlen, immerhin einen neuen Sinn bilden, da sie vom Tast-(Gefühls-)sinn sich genügend unterscheidet; dieser verfügt (nach Blix und Goldschneider) nur über ein dreifaches, getrenntes Wahrnehmungsvermögen: für Druck, Wärme und Kälte. Doch liegt es nahe, auch hier eine bloße Verschiedenheit des Grades anzunehmen, da ja eine analoge Fähigkeit bei uns vorhanden sein kann, aber in so schwachem Grade, daß sie nicht zum Bewußtsein gelangt.

Diese wenigen Beispiele werden genügen, die große Verschiedenheit in der Wahrnehmungsfähigheit eines und desselben Sinnesorganes zu erweisen. Eine auch nur quantitative Verschiedenheit der Wahrnehmungsfähigkeit angenommen, ist es sicher, daß in entsprechendem Grade auch die Wahrnehmung, die durch die Sinne vermittelte Vorstellung eines Dinges, verschieden sein muß. Die sinnliche Vorstellung eines Dinges entspricht also genau jenem Teile seiner Eigenschaften in genau dem Grade, wie er vermöge der Fähigkeiten der Sinnesorgane zum Bewußtsein gelangen kann.

---

*) Allerdings muß hier bemerkt werden, daß die Kristallstäbchen, aus welchen das Insektenauge zusammengesetzt ist, hinsichtlich ihrer optischen Wirkung vielleicht nicht nach so einfachen Regeln beurteilt werden dürfen, als wären sie von Glas oder sonst einer homogenen Substanz. Es ist sehr möglich, daß sie infolge einer gleichmäßigen allmählichen Änderung des Brechungsindex gegen ihr Ende hin optisch anders wirken, als man glaubt. (Siehe Repertorium f. Physik, 21, 22, 25). Aber man darf nicht vergessen, daß auch die Annahme einer linsenartigen Wirkung der Kristallstäbchen nicht genügt, um dem Insektenauge eine der menschlichen gleiche Sehschärfe beizumessen, denn erstens ist die absolute Größe des lichtempfindlichen Teiles desselben äußerst klein und zweitens sind überdies die Elemente des Sehnerven (Sehstäbchen), welche den Lichteindruck dem Zentralorgan vermitteln, bei den Insekten weiter von einander entfernt als beim Menschen. Diese Entfernung beträgt beim Menschen nach Hickson (The eye and optic tracts of Insects. Quaterly Journal of microscopial science, Vol. XXV. 1885. p. 242) 0·004 mm, bei der Fliege (Musca) aber schon 0·01 mm. Dazu kommt noch der Umstand, daß das Gesichtsfeld der Facettenaugen 180°, selbst bis 270° beträgt (z. B. bei Lucaniden), und zwar für jedes Auge allein, während ein menschliches Auge für sich nur etwa 90° überblicken kann. Ein einfach auszuführender Versuch scheint gleichfalls auf eine geringere Sehschärfe der Insekten hinzudeuten. Läßt man in einem dunklen Raume, in welchen durch ein größeres, mit Draht vergittertes und ein daneben befindliches kleineres,

An zwei Beispielen wurde hier gezeigt, daß die menschlichen Sinnesorgane keineswegs auf derjenigen Vollkommenheitsstufe stehen, vermöge welcher sie imstande wären, dem Bewußtsein und der Vorstellung von jeder Eigenschaft eines Dinges einen vollständigen Eindruck zu vermitteln. Dieser Satz läßt sich mit gleicher Sicherheit auch hinsichtlich der anderen Sinne erweisen. Daraus geht mit voller Bestimmtheit hervor, daß wir vermittelst unserer Sinne nur unvollständige, lückenhafte Bilder der Dinge erlangen können. Die Summe der durch sinnliche Wahrnehmung erkannten Eigenschaften eines Dinges ist also kein getreues Abbild derselben, sondern nur ein Spiegelbild der Kapazität unserer Sinnesorgane.

Wir können demnach mit Sicherheit sagen: die Existenzen und ihre Eigenschaften (Kräfte) sind wirklich, aber unsere sinnlichen Vorstellungen von ihnen sind nicht vollkommene Bilder derselben, sondern subjektiv und unvollständig. Den Eigenschaften der Dinge kommt demnach wie den Dingen selbst eine absolute Realität zu, unseren sinnlichen Vorstellungen aber nur eine relative. Diese sind nur das Produkt der Wechselbeziehungen zwischen der Konstruktion und der Kapazität unserer Sinnesorgane einerseits und den Eigenschaften (Kräften) der Existenzen andererseits.

Wir wollen nun einstweilen das Gebiet der bloß sinnlichen Vorstellung verlassen und uns mit den Resultaten befassen, welche die logische Tätigkeit des Verstandes uns vermittelt, mit jenem höheren Vorstellen und Erkennen, durch welches der Verstand die bloß sinnliche Vorstellung und Erkenntnis erweitert und zum absolut kongruenten Abbilde der Existenzen zu ergänzen strebt.

Der einfachste und nächstliegende aller Schlüsse des Verstandes ist derjenige, welcher auf Grund der sinnlichen Wahrnehmung die Realität der Existenz des Wahrgenommenen konstatiert, also aus dem Subjekt auf das Objekt schließt. An diese einfachste Folgerung reiht sich als nächste ein Schluß, welcher im kürzesten Ausdrucke lautet: „Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen und umgekehrt", d. h.: ist eine Reihe von Sinneswahrnehmungen ganz gleichartig, so müssen auch die wahrgenommenen Existenzen unter sich

---

offenes Fensterchen Licht fällt, Insekten (Fliegen, Schmetterlinge 2c.) fliegen, so folgt die übergroße Mehrzahl derselben nur dem größeren Lichtquantum und wählt das vergitterte Fenster. Doch halte ich diesen Versuch keineswegs für ganz beweiskräftig, da er vielleicht mehr den Mangel an Intelligenz als denjenigen an Sehfähigkeit demonstriert.

Prof. Dr. Sigmund Exner, welcher direkte optische Versuche mit Insektenaugen ausgeführt und darüber, sowie über seine umfangreichen, den gleichen Gegenstand betreffenden mikroskopischen Untersuchungen ein interessantes Buch veröffentlicht hat („Die Physiologie der Facettenaugen" 2c. Wien, 1891), stellt ebenfalls der vergleichsweisen Sehkapazität der Insekten kein günstiges Zeugnis aus. So definiert er den Unterschied zwischen Wirbeltieraugen und Facettenaugen in diesem Sinne (S. 183) folgendermaßen: „Meine Ansicht geht dahin, daß der Typus des Wirbeltierauges in vollkommenerer Weise dem Erkennen von Formen der äußeren Objekte, der Typus des Facettenauges in vollkommenerer Weise dem Erkennen von Veränderungen an den Objekten dient." An anderer Stelle (S. 179) gibt er die schätzungsweise Sehschärfe von Lampyris splendidula (Leuchtkäferchen) mit 6/400 bis 6/500 Snellen an, also etwa 70 bis 80mal schwächer als die des normalen Menschen. Auch die geometrische Ähnlichkeit des Netzhautbildes in Facettenaugen ist sehr alteriert und zudem wechselnd, je nach der Lage des Objektes in Bezug auf das Auge.

ganz gleichartig sein,*) und in Umkehrung: hat einmal eine Existenz in uns einen Sinneseindruck, eine Vorstellung hervorgebracht, so werden wir bei jedem späteren Zusammentreffen mit derselben Existenz unter gleichen Umständen den gleichen Eindruck, das gleiche Bild empfangen. Diese letztere Folgerung setzt uns schon in den Stand, uns auf Grund der erworbenen Erfahrung eine künftige Wahrnehmung vorzustellen. Ferner lehrt uns die sinnliche Erfahrung, daß jenes Bild, welches eine Existenz nach ihrer Kollision mit einer anderen in uns auslöst, verschieden sein kann von demjenigen, welches sie vorher in uns hervorgerufen hatte. Diese sinnliche Erfahrung lehrt uns auch, die gegenseitige Einwirkung verschiedener Existenzen aufeinander in ihren Folgeerscheinungen zu erkennen. Diese drei Schlüsse bilden die Grundlage der ganzen auf sinnlichen Erfahrungen aufgebauten Logik und selbst die feinsten und kompliziertesten Schlüsse derselben lassen sich auf diese einfachsten Elemente zurückführen.

Diese Logik der Sinneserfahrung ist wohl auch zugleich die allgemein menschliche, denn was seit unserer frühesten Kindheit durch die offenen Türen der Sinne in uns hineingeströmt ist, repräsentiert einen ganz bedeutenden Faktor unserer geistigen Potenz, dessen großen Einfluß wir immer, wenn auch oft widerwillig, verspüren. Darum baut auch der Verstand die ergänzenden Vorstellungen zu den direkt durch Sinneserfahrung gewonnenen gerne ganz analog den durch diese gegebenen Grundlagen weiter aus, so lebhaft ihn auch die Vernunft zu vorsichtiger Abstraktion anleiten mag. Auf diesem Wege kann es ihm auch gelingen, ein leidlich ergänztes Bild von den Existenzen und ihren Eigenschaften zu gewinnen; in diesem Bilde sind nebst den vermittelst der Sinne direkt gewonnenen Vorstellungen auch die mittelbar durch Schlüsse erworbenen enthalten, verbunden mit einem gewissen Grade von Erkenntnis der Gesetze, nach welchen sich Änderungen und Wirkungen vollziehen.

Diese möglichst ergänzten Vorstellungen von reellen Existenzen bestehen also gemäß ihrer zweifachen Entstehungsweise aus zwei unter einander verschiedenen Bestandteilen: aus der unmittelbaren Vorstellung durch sinnliche Wahrnehmung und aus der mittelbaren vermöge der Schlußfolgerungen des Verstandes. Der erstere Teil ist unabhängig von unserem Zutun gegeben, der zweite aber hängt von der Fähigkeit unserer Phantasie ab, uns das nicht Wahrnehmbare (sinnlich) vorzustellen. Der Verstand wird nun das natürliche Bestreben haben, diese beiden heterogenen Teile zu einem einheitlichen Bilde zu vereinigen, indem er die geistige Vorstellung der sinnlichen Wahrnehmung anzupassen sucht. Der umgekehrte Weg wäre auch möglich, durch ihn würde aber an die Stelle einer wenigstens zum Teile sicheren Vorstellung ein vollständig unbestimmtes Produkt der Willkür, ein unbeweisbares subjektives Gebilde gesetzt werden.

---

*) Jene beschränkte Gruppe von Erscheinungen, welche Sinnestäuschungen veranlassen, ferner zufällige Verschiedenheit des Inhalts oder der Wesenheit bei gleichem äußeren Effekt, sowie die mögliche Gleichheit von Wirkungen verschiedener Ursachen ist hier als belanglos nicht in Betracht gezogen. Die angeführte Schlußfolgerung des Verstandes kann selbstverständlich manchmal auch irrig sein, aber in der Regel wird sie das Richtige treffen.



Bei dem Versuche, den durch Schlüsse gewonnenen Teil einer Vorstellung dem direkt durch sinnliche Wahrnehmung erhaltenen adäquat zu gestalten, zeigt sich schon an der Mühe, welche der Phantasie die Bewältigung dieser Aufgabe bereitet, die große Abhängkeit unseres Verstandes von jenem beschränkten Kreise von Vorstellungen, welche ihm unsere Sinne vermittelt haben. Gleichwohl ist das solcherart gewonnene ergänzte Bild das vorläufig annehmbarste; es ist zwar der realen Existenz als Vorstellung derselben keineswegs adäquat, entspricht aber den Hilfsmitteln, welche uns gegeben sind, und enthebt uns immerhin der Verantwortung für die wahrscheinlich größeren Fehler eines willkürlichen Phantasiegebildes.

Wir gelangen nun zu einem dritten, für unsere Beurteilung der realen Existenzen wichtigen Faktor: zu der Abstraktion.

Das auf Sinneserfahrung gegründete, durch die Schlüsse des Verstandes ergänzte Bild einer Existenz kann immerhin als vollberechtigte Scheidemünze im geistigen Verkehre gelten, da ohne irgend welche Rücksicht auf die absolute Richtigkeit desselben unter dem gleichen Bilde doch immer die gleiche reale Existenz verstanden werden wird. Auch das aus beliebigen, aber allgemein angenommenen Zeichen bestehende Wort ist ja hinreichend, das damit Gemeinte zu kennzeichnen.

Die Vernunft jedoch, indem sie das Unvollkommene und Zweifelhafte jener Vorstellungen von den Existenzen erkennt, schlägt in ihrem Streben nach der Erkenntnis der Wahrheit einen neuen Weg ein und sucht die Vorstellungen aller subjektiven Bestandteile zu entkleiden, welche wie dichte Schleier das wahre, absolute Abbild der Existenzen verhüllen. Aber auch die Vernunft vermag nicht über die Grenze der ihr verliehenen Kraft hinaus zu wirken; sie vermag keine Vorstellungen des Unvorstellbaren zu schaffen. Das Resultat ihrer Tätigkeit wird also kein Bild der Existenzen, sondern eine Analyse derselben sein.

Betrachten wir behufs Bildung eines Beispieles irgend eine Existenz, — der Einfachheit wegen möge sie stofflich, begrenzt und unbelebt sein. Unter dem Einflusse des Lichtes wird uns ihr Bild in unserem Auge belehren, wie ihre Form, Größe und Farbe beschaffen, ob ihre Oberfläche rauh oder glatt ist. Alle diese Eigenschaften mit Ausnahme der Farbe vermögen wir auch ohne Hilfe des Lichtes durch das Gefühl zu erkennen und überdies noch, ob das Objekt weich oder hart, warm oder kalt ist, ferner auch sein Gewicht und eventuell einen fühlbaren Zustand elektrischer Spannung. Auch Geschmack und Geruch, soferne beide für unsere Sinne fühlbar vorhanden sind, und den Ton, falls seine Masse in uns vernehmbarem Grade vibriert, werden wir direkt durch unsere Sinnesorgane erkennen. Zu diesen Eigenschaften, welche wir durch unmittelbare sinnliche Wahrnehmung zu erkennen vermögen, kommen dann noch jene, deren Kenntnis uns direkt (z. B. vermittelst des Mikroskops) und indirekt (z. B. durch Anwendung chemischer und physikalischer Reagentien) durch die Zuhilfenahme technischer Hilfsmittel ermöglicht wird. Endlich sind wir vermöge der Schlüsse unseres Verstandes auch befähigt, eine Gruppe von verborgensten Eigenschaften zu ermitteln, deren Kenntnis uns die Anwendung selbst der feinsten Apparate nicht zu verschaffen vermag.

Die auf so verschiedene Weise gewonnene Gesamtvorstellung von diesem Dinge ist der Genesis ihrer Entstehung entsprechend aus sehr heterogenen Bestandteilen zusammengesetzt: aus unmittelbarer wir mittelbarer sinnlicher, aus geistiger Vorstellung, sowie aus Elementen, deren Vorstellbarkeit sehr unsicher ist. Wir wollen nun diese Vorstellung alles dessen entkleiden, was als sinnliches Bild bloß einer Relation zwischen Organ und Objekt entspricht, und beginnen dabei am vorteilhaftesten bei den kleinsten Teilen, aus welchen das Objekt zusammengesetzt ist.

Aus zahlreichen physikalischen und chemischen Tatsachen folgt mit — man darf wohl sagen zwingender — Gewißheit, daß alle Stoffe aus mechanisch nicht weiter trennbaren Teilchen, den Molekülen, und diese wieder aus chemisch untrennbaren kleinsten Teilchen, den Atomen, bestehen, ferner, daß alle diese Teilchen unmöglich aneinander lagern können, sondern durch Zwischenräume getrennt sein müssen. (Der hypothetische, obwohl rechnungsmäßige „absolute" Nullpunkt = — 273°, an welchem diese Zwischenräume gleich Null werden, mag hier nicht in Betracht gezogen werden, da er einen vielleicht nirgends im Weltall bestehenden Zustand bezeichnet). Jedes dieser kleinsten Teilchen, dessen freier Spielraum theoretisch gemessen werden kann, schwebt also frei im Raume und wird in seiner Lage von Kräften erhalten, welche zwischen diesen Teilchen teils anziehend, teils abstoßend wirken.

Bei den Atomen sind die anziehenden Kräfte nach der Art des Stoffes von sehr verschiedener Wirkungsfähigkeit. So vermag ein Atom Sauerstoff zwei Atome Chlor festzuhalten, ein Atom Platin hingegen vier Chloratome. Ist die anziehende Kraft der Atome solcherart gegenseitig gebunden, so entsteht das kleinste physikalische Teilchen, das Molekül. Auch Atome gleicher Art verbinden sich, meist zu zweien, zu Molekülen, indem ihre Energie nicht frei bleiben kann. Diese Verbindung bedingt aber höchst wahrscheinlich keine Berührung; vielleicht wirken Hüllen verdichteten „Äthers" als elastisches Trennungsmittel. Ein Molekül kann zerfallen, indem eines oder mehrere seiner Atome durch eine größere Kraft zu den Atomen eines anderen Moleküles hingezogen werden als diejenige, welche die bisherige Bindung veranlaßte. Infolge der Abnahme jeder Kraftwirkung gemäß dem Quadrate der Entfernung müssen eben auch die Atome als durch Zwischenräume getrennt betrachtet werden, sonst wäre der erwähnte Zerfall, beziehungsweise Austausch, infolge größerer Affinität nicht denkbar. Zwischen den Molekülen ist die (hypothetische) ständige Schwingung derselben, vermutlich ebenfalls in Hüllen verdichteten Äthers, als trennend anzusehen.

Die kleinsten Teile eines Körpers (der Stoffe überhaupt) schweben also frei im Raume und erscheinen als durch die „Atomkräfte" (Affinität, Resistenz der Ätherhüllen), beziehungsweise durch die „Molekularkräfte" (Schwingung, Kohäsion der Ätherhüllen) an ihren Orten relativ fixiert. In der Wirkung der „Molekularkräfte" ist der Widerstand begründet, welchen die Stoffe mehr oder minder einer Teilung durch äußere Gewalt entgegensetzen. Wenn wir durch einen Schlag mit der Hand nicht imstande sind, eine „feste" Tischplatte zu zertrümmern, so wirkt hier, genau genommen, nicht Stoff gegen Stoff, sondern Kraft gegen Kraft. Unsere sinnliche Vorstellung von den

Stoffen wird aber durch die dargelegten Tatsachen in solchem Grade modifiziert, daß ein fast ganz neuer Begriff an die Stelle derselben tritt. Dabei ist noch wohl zu beachten, daß die Atome höchst wahrscheinlich zwar die kleinsten individualisierten Teilchen der Stoffe, als Individuen betrachtet aber nicht einfach, sondern aus noch kleineren Einheiten von uns unbekannten Wesen zusammengesetzt sein dürften. Dabei müssen diese kleinsten Einheiten im Atom durch Kräfte aneinander gebunden sein, welche wir mit unseren Hilfsmitteln bis jetzt nicht zu paralysieren vermochten — möglicherweise, ja wahrscheinlich sind die ein Atom bildenden Einheiten nicht durch Zwischenräume getrennt, sondern lagern unmittelbar aneinander.

Diese Hypothese betrifft ein Gebiet, welches uns weder unmittelbar durch Wahrnehmung, noch mittelbar, durch die aus den Resultaten der Experimentalwissenschaften direkt gezogenen Schlüsse, zugänglich ist, sondern nur durch Analogieschlüsse auf der Basis des letzten Resultates, welches wir heute noch mit Beweisen zu stützen vermögen: der Annahme von Atomen, als den kleinsten im Raume wirkenden Einheiten, deren Eigenschaften noch annähernd auf Grund experimenteller Ergebnisse erkannt werden können, (Quantivalenz, Verbindungsgewicht, Affinität). Wollten wir nun die Atome als kleinste Massenteilchen ohne jedes Gefüge, also als primäre Existenzen auffassen, so würden wir uns mit der offenbaren Gesetzmäßigkeit des Zusammenhanges aller Tatsachen in Widerspruch setzen, deren Erkenntnis uns schrittweise und mit zwingender Logik bis zur Annahme der Atome geführt hat.

Daß eine Gesetzmäßigkeit noch ferner besteht, in der Bildung der Atome selbst, ergibt sich aus dem — allerdings unbeweisbaren — Analogieschluß, daß die materiellen Grundlagen aller stofflichen Existenz nicht infolge einer plötzlichen Stockung des bisherigen analytischen Weges in einer relativ kleinen Anzahl von Urbestandteilen gefunden worden sein können, deren Verschiedenheiten wir als unmotivierbare Tatsache einfach hinnehmen müßten. Bis zur Kenntnis der Atome (soferne man hier von „Kenntnis" sprechen kann) sind wir nämlich auf analytischem Wege konsequent immer vom Komplizierteren zum Einfacheren vorgeschritten und haben stets gefunden, daß das erstere vom letzteren streng gesetzmäßig abhing. Gemäß dieser Erwägung können also die Atome nicht die letzten Grundeinheiten der Stoffwelt sein, eben weil sie in ihren Eigenschaften als immer noch komplizierte Existenzen erscheinen.

Aber auch unbezweifelbare Tatsachen weisen darauf hin, daß die Atome aus einfacheren Urbestandteilen, freilich mit uns noch unbekannter Gesetzmäßigkeit, zusammengesetzt sind. Man kann die Elemente nach ihren Eigenschaften in Gruppen ordnen und wird dabei, indem man auch noch jede natürliche Gruppe nach ihren Verbindungsgewichten ordnet, finden, daß zwischen diesen Gewichten regelmäßige Beziehungen herrschen, und zwar beträgt der Unterschied der Atomgewichte innerhalb jeder Gruppe annähernd 16 oder Multiplen dieser Zahl. So bei der Alkalienreihe (in abgerundeten Zahlen): Lithium, Li = 7, Natrium, Na = 23, Kalium, K = 39, Rubidium, Rb = 85, Cäsium, Cs = 133. Diese Regelmäßigkeiten, welchen auch eine regelmäßige Zu- oder Abnahme gewisser Eigenschaften entspricht, sind gewiß nicht bloß zufällig und müssen eine Voraussetzung haben, welche nur in der Zusammen-

setzung der Atome aus noch kleineren Einheiten und deren gesetzmäßiger Wirkung beruhen kann.

Wenn wir diese zwar wahrscheinliche, doch nicht streng bewiesene Hypothese in unsere Darstellung einbeziehen, so resultiert für den Stoff folgende Definition:

Vermutlich gleichartige Uratome bilden nach uns noch unbekannten Gesetzen in (heute noch) untrennbarer Aneinanderlagerung die Elementar-Atome; diese wieder bilden, freischwebend und durch die Kräfte der Affinität festgehalten, chemisch trennbare Gruppen, die Moleküle; diese endlich schweben gleichfalls frei im Raume, werden durch die „Molekularkräfte" in Distanzen erhalten, welche dem jeweiligen Zustande entsprechen, und bilden die mechanisch trennbaren stofflichen Massen.

Ob hiebei das Uratom als „Stoff" (Massenteilchen), als gebundene Einheit eines im freien Zustande das Weltall erfüllenden feinen Fluidums (des „Äthers") oder als „Krafteinheit" aufzufassen ist, entzieht sich jedem direkten Urteile und ist vorläufig belanglos; das Elementar-Atom nimmt jedenfalls Raum ein, wenn auch vielleicht nur infolge seiner im Raume wirkenden Kräfte. Bei dem Versuche, uns eine Kraft isoliert, ohne Kraftträger, zu denken, versagt unser Vorstellungsvermögen. Allerdings müssen wir aber auch bedenken, daß unser Vorstellungsvermögen gemäß seiner Bildung durch sinnliche Eindrücke ausschließlich in den Kreis der sinnlichen Erscheinungen und ihrer Analogien gebannt ist. In Anbetracht dieser Zwangslage ist es jedenfalls besser, das nebelhafte Gebiet des Unvorstellbaren nicht zur Basis einer Definition der realen Existenzen zu wählen.

Kehren wir zur Definition des Stoffes zurück. Die neuere Physik stellt, gestützt auf das Studium der physikalischen Phänomene, die Ansicht auf, daß sich die kleinsten Masseteilchen, die Moleküle, in beständiger schwingender Bewegung befinden, welche Bewegung erst bei dem theoretischen „absoluten Nullpunkt" (— 273° C) aufhöre. Die Intensität dieser Schwingungen nehme mit der „Temperatur" zu und führe im Verlaufe weiterer Steigerung zur Verflüssigung fester, zur Vergasung flüssiger Stoffe. Ferner folge aus einer Erhöhung der Schwingungsintensität die Verstärkung der zwischen den Molekülen wirkenden abstoßenden Kräfte oder, was vielleicht dasselbe sagt, durch die Notwendigkeit eines stets größeren Spielraumes der Bewegung eine Abschwächung der anziehenden Molekularkräfte, also immer eine Vergrößerung des Volumens (Ausdehnung durch Wärme) und eine gleichzeitige Verminderung der Kohäsionskraft.*) — „Wärme", Kohäsion und Aggregatszustand sind also wahrscheinlich Folgeerscheinungen der Intensität der Molekularschwingungen und jene Zustände eines Stoffes, welche uns (nebst anderen Wirkungen der Molekularkräfte, wie Adhäsion) durch unseren Gefühlssinn zum Bewußtsein gelangen.

*) Diese Regel erleidet scheinbare Ausnahmen, indem sich bei manchen Stoffen, z. B. Schwefel, Zinn 2c., innerhalb des Änderungsprozesses im Gefüge vorübergehend gegenteilige Erscheinungen bemerkbar machen; diese beruhen aber wahrscheinlich auf einer vorübergehenden Änderung der Zusammensetzung der Moleküle (Bildung größerer Atomgruppen und Rückbildung derselben).



Schwingen die Moleküle jedoch infolge eines Anstoßes als Summe, im ganzen Bestand, so entsteht die Wirkung des Schalles, welche innerhalb bestimmter Grenzen für unseren Gehörsinn wahrnehmbar wird.

Es gibt aber Wirkungen, welche, von einem Erreger ausgehend, auf oft sehr große Distanzen hin den Empfänger (Stoffe, unsere Sinne) zu beeinflussen vermögen, gewisse in ihren Weg eingeschaltete Stoffe auch ganz oder teilweise zu durchdringen im stande sind. Diese Wirkungen nennt man mit einem Worte, welches zu der bekanntesten Art desselben (dem Lichte) in Beziehung steht, Strahlen. Die verschiedenen Arten von Strahlen bezw. Fernwirkungen sind bis jetzt als nur von Stoffen ausgehend bekannt. Die bekanntesten Arten von Fernwirkungen sind: das Licht mit seinen Begleitungswirkungen (oder Teilwirkungen), den Wärmestrahlen und den chemisch wirksamen dunklen Strahlen, die Elektrizität und der Magnetismus, endlich die Gravitation. Die Fähigkeit der Stoffe, solche Fernwirkungen aus eigener Kraft zu erzeugen, erscheint (vielleicht mit Ausnahme der Gravitation) als von besonderen Zuständen abhängig, in welche sie durch verschiedene innere Vorgänge zwischen den Atomen bezw. den Molekülen versetzt werden, z. B. durch Änderungen in der Zusammensetzung der Moleküle (chemische Prozesse), Erhöhung der Schwingungsintensität der Moleküle, welche zum Teil auch infolge chemischer Änderungen eintreten kann (Erhitzung), Freiwerdung gewisser Kraftwirkungen durch vorübergehende oder dauernde Aufhebung ihrer gegenseitigen Bindung (Magnetismus, Elektrizität). Die Fähigkeit zu Fernwirkungen kann aber einem Stoffe auch durch Einwirkung eines anderen mitgeteilt werden (z. B. durch Belichtung).

Legen wir ein Stück glühendes Eisen auf eine dicke Platte von Marienglas, so wird die hohe Intensität der Molekularschwingungen sich durch Mitteilung von Molekül zu Molekül von der Berührungsstelle aus allmählich bis zur entgegengesetzten Fläche fortpflanzen: das ist die Nahewirkung der Molekulartätigkeit. Halten wir aber das glühende Eisenstück frei hinter die Platte und bringen wir vor dieselbe ein gleichfalls frei gehaltenes Thermometer, so wird dieses augenblicklich steigen: das ist Fernwirkung durch Strahlung. Ebenso vermögen auch Fernwirkungen anderer Art kompakte Stoffmassen zu durchdringen, und zwar mit so enormer Schnelligkeit, daß die hiezu nötige Zeitdauer bei Distanzen, welche für andere Geschwindigkeiten aus dem Kreise unserer engeren sinnlichen Erfahrung viele Stunden an Zeitaufwand bedingen würden, fast ohne Fehler gleich Null zu setzen, überhaupt nicht unmittelbar meßbar ist. Bei der körperlichen Fortpflanzung von Zustandsänderungen (z. B. dem Schalle, der Mitteilung von Wärme durch Kontakt, bei chemischen Prozessen), welche von Molekül zu Molekül erfolgen, sind selbst die bedeutendsten vorkommenden Fortpflanzungsgeschwindigkeiten so unvergleichlich klein gegenüber denjenigen infolge Strahlung, daß bei dieser eine ursächliche Beteiligung der Stoffmoleküle als ausgeschlossen betrachtet werden muß. Es ist als sicher anzunehmen, daß alle diese Fernwirkungen beim Passieren stofflicher Medien ihren Weg durch die freien Räume zwischen den Molekülen (auch der Atome?) nehmen.

Diese Zwischenräume sind, wie experimentell nachweisbar, im allgemeinen **nicht** mit Gasen ausgefüllt, andererseits aber ist die Fortpflanzung irgend einer Wirkung ohne vermittelndes Medium undenkbar; besonders die hohe, auf Analogien gegründete, fast Gewißheit zu nennende Wahrscheinlichkeit, daß auch hier Schwingungen vorliegen, setzt unbedingt einen Träger dieser Bewegungen voraus. Diesem vermittelnden Medium, welches von Materie in unserem Sinne völlig verschieden sein muß, hat die Wissenschaft den Namen „Äther" gegeben. Das so benannte Medium ist seinem Wesen nach noch gänzlich unbekannt, doch lehrt uns ein einfacher Schluß, daß es alle Welträume ausfüllen, alle Körper durchdringen muß. Vielleicht ist es identisch mit den „Uratomen" (siehe Seite 308), welche in den „Elementar-Atomen" zu individualisierten Komplexen vereinigt erscheinen, im freien Zustande aber möglicherweise den „Äther" bilden.

Von den Fernwirkungen ist es vor allem das Licht, welches uns sinnliche Wahrnehmungen vermittelt; wir können entweder die Lichtquelle selbst oder die von ihr beeinflußten Existenzen **sehen**. Die Vorstellungen von den durch die übrigen Fernwirkungen bedingten Eigenschaften der Dinge, wie Wärme, Elektrizität, Gravitation, erwerben wir uns zum Teile direkt durch den Gefühlssinn, soweit er für diese Wirkungen empfänglich ist, zum anderen Teile indirekt auf dem Wege des Experimentes oder der Schlußfolgerung.

Wir können nun die (Seite 308) gegebene Definition des Stoffes zu jener Vollständigkeit ergänzen, welche für unsere derzeitigen Mittel überhaupt möglich und erreichbar ist. Diese Ergänzung jener Definition lautet:

Die feinsten Masseteilchen der Stoffe befinden sich in beständiger schwingender Bewegung. Der freie Raum zwischen diesen Teilchen, wie auch der ganze Weltraum, ist mit einem uns seinem Wesen nach noch unbekannten äußerst feinen Fluidum, dem sogenannten „Äther", erfüllt, durch dessen Schwingungen der äußere und der innere Zustand der Stoffe Veränderungen erleiden, welche vorübergehend oder auch dauernd sein können.

Auf unsere Vorstellungsfähigkeit wirkt also dreierlei direkt oder indirekt ein:

1. die Intensität der Kräfte, mit welcher die kleinsten Masseteilchen aufeinander wirken;
2. die Intensität der Eigenbewegung dieser Teilchen;
3. die Bewegungen oder Zustände des „Äthers", teils in den Zwischenräumen der kleinsten Masseteilchen des Objektes unserer Vorstellung, teils in denjenigen des stofflichen Mediums, das unsere Sinne vom Objekte trennt.

Diese drei Wirkungen erzeugen demnach in uns das Bild, die Vorstellung einer Existenz, und zwar vereint, eventuell nur zu zweien oder eine allein. Wie wir sehen, bestehen sämtliche Einflüsse auf unsere Sinne wie auf unser Vorstellungsvermögen nur aus Kraftwirkung und Bewegung. Der Eindruck der stofflichen Masse kommt nur in der räumlichen Ausdehnung bezw. der Form des Objektes zur Geltung, welche beide mit Hilfe der Sinne durch Schätzung und Vergleich erkannt werden (als gestaltete oder gestaltlose Summen gegebener Einheiten). Aber gerade diese **einfachste** Form

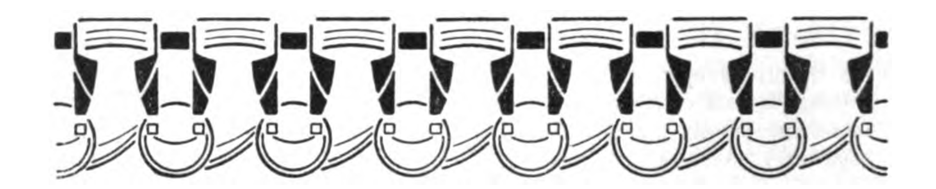
des Eindruckes von einer Existenz stofflicher Natur vermittelt unserer Vorstellung das unmittelbarste aller Elemente, aus welchen sich das Gesamtbild zusammensetzt, alle übrigen sind vermöge der Mittelbarkeit ihrer Entstehung mehr oder minder subjektiv. Würde man hinsichtlich der Form und räumlichen Ausdehnung auch vollständig vom Zeugnis der Sinne abstrahieren und selbst den Begriff des Raumes nur als subjektiv, als nur durch Reziprozität erzeugt anerkennen, im absoluten Sinne also verwerfen, so bliebe bei diesen beiden Bestandteilen der Vorstellung doch immer noch ein Absolutes übrig: die Summe der in der Existenz wirkenden Kräfte, hinlänglich genug, um die Realität der Existenz gegen jeden dialektischen Einwurf zu erweisen. Gegen die manchmal von allzu abstrakten Philosophen versuchte absolute Negation des Raumes spricht übrigens ein sehr einfacher Umstand mit hinlänglicher Beweiskraft, welcher von einer möglichen Täuschung durch unsere Sinne ganz unabhängig ist: zwei Massen (Kraftsummen) können nicht denselben Ort im Raume zu gleicher Zeit einnehmen.*)

Wir können demnach aus unseren Untersuchungen folgende Schlüsse ziehen:

1. den Eindrücken auf unsere Sinnesorgane entspricht das Vorhandensein realer Existenzen, welche diese Eindrücke veranlassen;
2. die realen Existenzen sind vorzüglich durch Kraftwirkungen gekennzeichnet, welche ihnen teils eigentümlich sind, teils von außen her ihren Zustand beeinflussen;
3. unsere Vorstellungen von den realen Existenzen, welche wir zum Teil direkt durch sinnliche Wahrnehmung, teils auf Grund dieser durch logische Schlußfolgerungen erworben haben, sind nur subjektive und relative Bilder der realen Existenzen, eingeschränkt durch die unvollkommene Kapazität unserer Sinnesorgane und die analoge Eingeschränktheit unseres Vorstellungsvermögens;
4. jeder Schritt abseits von dieser in Anbetracht unserer Organisation natürlichen Basis unserer Vorstellungsfähigkeit führt uns in das unfruchtbare Gebiet unbeweisbarer Phantasiegebilde;
5. aus diesem Grunde ist über die Vorstellbarkeit hinaus nur die streng logisch durchgeführte kritische Analyse (bezw. Synthese) statthaft, welche dem Menschen in unvorstellbaren Begriffen die höchsten ihm erreichbaren Güter des Wissens erschließt.

*) In bedingtem Sinne kommt derartiges allerdings scheinbar vor, und zwar vor allem bei Gasen. So bestehen 2 Raumteile Ammoniakgas aus 1 Raumteil Stickstoff und 3 Raumteilen Wasserstoff. Man darf aber nicht außer acht lassen, daß hier keine physische Zwischeneinanderlagerung der Moleküle, also keine „Mischung“, sondern eine totale Umlagerung der Atome und dadurch bedingte Bildung anders zusammengesetzter Moleküle (eine chemische Verbindung) vorliegt.





Über Äquivalentgewicht und Elektrolyse.

Von **Karl Pulchl.**

Die bei der Leitung eines elektrischen Stromes durch eine elektrolytische Lösung vorkommenden einfachen Verhältnisse scheinen mir besonders geeignet zu sein, mit ihrer Hilfe eine Entscheidung über die Frage zu versuchen, ob die Äquivalentgewichte der chemischen Elemente in Wirklichkeit als relative Gewichte ihrer kleinsten Teilchen oder Atome aufzufassen und in diesem Sinne bei der Diskussion chemischer und physikalischer Probleme verwendbar sind. Ich halte nämlich eine solche Fragestellung für zulässig, obwohl man ziemlich allgemein, wie ich glaube, jeden Zweifel in dieser Hinsicht für völlig ausgeschlossen erachten dürfte.

Es kann als hinreichend sicher gelten, daß in einer sehr verdünnten wässerigen Lösung einer elektrolytischen Verbindung die chemischen Komponenten derselben auf keine Weise zu engeren Partialsystemen gruppiert, sondern, wie man sich auszudrücken pflegt, vollständig dissoziiert sind. Die Teilchen der gelösten Substanz, welche zur Vereinfachung (z. B. wie H Cl) aus den Atomen zweier Elemente ihren Äquivalentgewichten entsprechend gebildet sei, befinden sich dann insgesamt in ähnlichen Abständen von einander wie die für sich bestehenden Teilchen eines Gemenges zweier Gase von gewöhnlicher Dichte. Der Unterschied, welcher dabei zwischen den Eigenschaften der gelösten Substanz und denjenigen eines Gemenges der nämlichen Elemente obwaltet, kann also nur darin seinen Grund haben, daß in ersterer die einfachen Atome, aus denen sie besteht, irgendwie anders geartet sind, als es in einem Gemenge der Fall wäre, und man statuiert in dieser Beziehung eine Verschiedenheit wirklich, indem man allgemein annimmt, daß in einer aus den einfachen Atomen zweier Elemente gebildeten Verbindung immer die Atome des einen Elementes positiv und die Atome des anderen negativ elektrisch geladen seien, während dieselben Atome in einem Gemenge unelektrisch sind. Natürlich muß bei dieser Annahme für die Verbindung, weil sie nach außen unelektrisch erscheint, die Summe der positiven Ladungen des einen Bestandteiles genau der Summe der negativen Ladungen des anderen gleichkommen.

Schaltet man die bezügliche Lösung zwischen die Pole einer galvanischen Kette ein, so zeigt sich, daß an der Kathode Atome des elektropositiven und an der Anode Atome des elektronegativen Elementes in gegenseitig äquivalenten,



mit der Zeitdauer proportional zunehmenden Gewichtsmengen im unelektrischen Zustande aus der Lösung sich abscheiden. Es entspricht dies der Vorstellung, daß im geschlossenen Strome die positiv geladenen Atome des einen Elementes in einem kontinuierlichen Zuge zur Kathode, die negativ geladenen Atome des anderen Elementes auf gleiche Weise zur Anode wandern, bei ihrem Eintreffen an der bezüglichen Elektrode ihre Ladung an dieselbe abgeben und sodann als unelektrisch von der Lösung ausgefällt werden, wobei, weil die beiderseits abgegebenen Elektrizitätsmengen gleich sind, die gleichzeitig ausgeschiedenen Gewichtsmengen beider Elemente äquivalent sein müssen.

Als Grund jener Wanderung der elektrischen Atome oder Jonen muß man wohl die von der positiven und der negativen Elektrode durch ihre beiderseits gleich starken Ladungen auf dieselben ausgeübten elektrischen Anziehungs- und Abstoßungskräfte ansehen, welche die zusammen eine bestimmte Summe positiver Ladungen tragenden Atome der einen Art nach der entladenden Kathode und die zusammen eine gleiche Summe negativer Ladungen tragenden Atome der anderen Art nach der entladenden Anode hintreiben.

Unter der Einwirkung dieser Kräfte wird jedes Jon der Lösung nach Schließung der Kette sehr bald eine Geschwindigkeit erreichen, wobei der mit letzterer zunehmende, durch Reibung an der umgebenden Flüssigkeit erzeugte Widerstand der dasselbe fortbewegenden Kraft gleichkommt, und von wo an weiterhin mit jeder Veränderung dieser Kraft und also auch der Geschwindigkeit zugleich der Widerstand so wechselt, daß Beschleunigung und Verzögerung immer wieder sich kompensieren. Hieraus folgt, daß bei geschlossener Kette die Summe der auf die Gesamtheit der Jonen ausgeübten elektrischen Triebkräfte fortdauernd mit der Summe der gleichzeitig auf dieselben einwirkenden Reibungswiderstände sich in einem Zustande gegenseitigen Gleichgewichtes befindet, wobei, indem beide durch einen beliebigen Querschnitt der Lösung gleichzeitig in entgegengesetzter Richtung fließenden Elektrizitäten ihrer Menge und Dichte nach gleich sind, die Geschwindigkeiten beider und folglich die Geschwindigkeiten der beiden Jonenarten, welche die Träger dieser Elektrizitäten sind, überall einander gleich sein müssen. Immerhin aber wird die gleiche Geschwindigkeit, womit die Jonen durch einen bestimmten Querschnitt beiderseits hindurchgehen, je nach dessen Lage wechseln und mehr oder weniger von einem denselben gemeinsamen Mittelwerte abweichen können.

Wie eine gleiche Geschwindigkeit, müssen beide Jonenarten überall der gleichen Dichte beider Elektrizitäten gemäß auch eine gleiche Konzentration besitzen, welche ihrerseits wieder je nach ihrem Orte mehr oder weniger vom gemeinsamen Mittelwerte abweichen kann, aber jedenfalls nur so, daß die Stromstärke, nämlich das Produkt aus der Geschwindigkeit und der Konzentration der Jonen, konstant bleibt.

Es habe nun vor Schließung der Kette jede der beiden Jonenarten überall eine Konzentration $= 1$. Bei geschlossener Kette können dann beide auf der einen Seite des Lösungsvolumens, etwa an der Kathode, eine gemeinsame Konzentration $= 1 + \alpha$ haben, müssen aber diesfalls im analogen Orte auf der Gegenseite, also an der Anode, eine gemeinsame Konzentration $= 1 - \alpha$ haben, da die Summe beider Werte $= 1$ sein muß. Wie man sieht, kann

sonach die Konzentration der positiven Jonen an der Kathode verschieden sein von der Konzentration der negativen Jonen an der Anode, aber mit der Bedingung, daß die beiderseitigen Abweichungen von der mittleren Konzentration gleich groß und dem Sinne nach entgegengesetzt sind. Dies ist in Wirklichkeit nach den hierüber von Hittorf und anderen Forschern ausgeführten Versuchen allgemein der Fall und beweist nach dem Gesagten, daß, während mit der Stromstärke das Produkt aus der Geschwindigkeit und der Konzentration der Jonen in der Lösung überall gleich ist, beide Faktoren des Produktes veränderlich sind und von ihren Mittelwerten gegen die Elektroden hin mehr und mehr abweichen.

Daraus, daß in elektrisch-durchströmten Lösungen die Konzentration der Kationen an der Kathode im allgemeinen verschieden ist von der Konzentration der Anionen an der Anode, haben Hittorf und nach ihm auch andere Physiker geschlossen, daß beide Jonenarten nach den Elektroden mit ungleicher Geschwindigkeit wandern. Die vorstehende Betrachtung zeigt nun aber, daß dieser Schluß nicht berechtigt ist und daß meine obige Folgerung, wonach beide Jonenarten jedesmal mit gleicher Geschwindigkeit wandern, durch die erwähnten Versuche gar nicht alteriert wird.

Die Summe der von beiden Elektroden auf die Gesamtheit der positiven Jonen der Lösung ausgeübten elektrischen Triebkräfte sei $= S$. Hat ein positives Jon, als kugelförmig gedacht, die Oberfläche e und ist ϱ die Zähigkeit des lösenden Wassers, so muß jenes, mit einer bestimmten Geschwindigkeit im letzteren sich fortschiebend, einen dem Produkte $e\varrho$ proportionalen Widerstand überwinden; da die Geschwindigkeit eines Jons der Natur der Sache nach immer sehr klein ist, kann man den betreffenden Widerstand als Funktion der Geschwindigkeit der ersten Potenz derselben proportional setzen. Es sei ferner die als unendlich groß anzusehende Zahl der positiven Jonen der Lösung $= n$ und ihre sehr kleine mittlere Wanderungsgeschwindigkeit $= \gamma$, so wird demnach der ganze auf dieselben wirkende Reibungswiderstand durch das Produkt $kne\varrho\gamma$, wo k ein konstanter Faktor ist, ausgedrückt und man hat somit, da nach dem Obigen die beschleunigenden und die verzögernden Kräfte sich kompensieren, die Gleichung $S = kne\varrho\gamma$. Die Summe der auf alle negativen Jonen ausgeübten elektrischen Triebkräfte ist, da die betreffenden Bestimmungsstücke wesentlich die nämlichen sind wie bei den positiven Jonen, ebenfalls $= S$. Haben e' und n' für die negativen Jonen dieselbe Bedeutung wie e und n für die positiven, so drückt, da die mittlere Wanderungsgeschwindigkeit für beide Jonenarten die gleiche ist, das Produkt $kn'e'\varrho\gamma$ den ganzen auf die negativen Jonen wirkenden Reibungswiderstand aus und es besteht daher die Gleichung $S = kn'e'\varrho\gamma$. Aus den beiden so erhaltenen, dem stationären Strömungszustande der Lösung entsprechenden Gleichungen resultiert die einfache Bedingung $ne = n'e'$, welche besagt, daß die Summen der Oberflächen der positiven und der negativen Jonen gleich sein müssen. Da nun die zu diesen zwei Flächensummen gehörigen Gewichtsmengen beider Elemente der gedachten Verbindung einander äquivalent sind, so folgt hieraus unmittelbar der Satz: Die Äquivalentgewichte der Elemente sind solche Gewichtsmengen derselben, für welche die Summe der Oberflächen

ihrer Atome gleich groß ist. Die Verbindungsgewichte der einfachen Stoffe geben also an und für sich über die Gewichtsverhältnisse der sie bildenden Atome nicht den mindesten Aufschluß.

Daß z. B. der Zinnober auf 32 Gewichtsteile Schwefel 200 Gewichtsteile Quecksilber enthält, besagt nicht, daß sich das Gewicht eines Schwefelatoms zu dem eines Quecksilberatoms wie 32 : 200 verhalte, sondern daß die Atome von 32 Gewichtsteilen Schwefel zusammen eine gleiche Oberflächensumme besitzen wie die Atome von 200 Gewichtsteilen Quecksilber. Dies kann zu der Vermutung führen, daß gewisse Kräfte, welche die Atome gegenseitig ausüben, an deren Oberflächen ihre Ausgangs- und Angriffspunkte haben, mit Strahlen vergleichbar, welche von den Oberflächen emittiert und von denselben auch aufgefangen werden. Die chemische Äquivalenz zweier Stoffmengen würde insofern durch die Gleichheit ihrer wirksamen Flächensummen bedingt erscheinen.

Hat in der betrachteten Lösung jedes positive Jon die Ladung ε und jedes negative die Ladung ε', so muß, da dieselbe beide Elektrizitäten in gleicher Menge enthält, $n\varepsilon = n'\varepsilon'$ sein; aus dieser und der vorigen Bedingung ergibt sich die Proportion $\varepsilon : \varepsilon' = e : e'$, d. h. die elektrischen Ladungen der Jonen verhalten sich wie deren Oberflächen. Man wird sich also vorstellen müssen, daß die Elektrizität der Jonen immer mit gleicher Intensität über ihre ganzen Oberflächen verteilt ist. Es dürfte diese Folgerung dem sonstigen Verhalten der statischen Elektrizität am besten entsprechen.

Was übrigens die gewöhnliche Annahme betrifft, wonach jede Lösung gleich viele positive und negative Jonen enthalten soll, so wäre nach derselben in der Gleichung $ne = n'e'$ stets $n = n'$ und daher allgemein $e = e'$, d. h. es müßten dann folgerichtig die Atome aller Elemente eine gleich große Oberfläche haben. Demnach erscheint es als zweifellos, daß jene Annahme wie die derselben zu Grunde liegende Hypothese ganz unzulässig ist.

Um die für beide Jonenarten gleiche mittlere Geschwindigkeit γ auszudrücken, so folgt aus der obigen, auf die positiven Jonen bezüglichen Gleichung $\gamma = \frac{S}{kne\varrho}$ wo S die Summe der von beiden Elektroden auf die positiven Jonen ausgeübten Triebkräfte bedeutet. Es sei nun die ganze als Elektrodenladung wirksame Elektrizitätsmenge $= 2E$, so ist, da die positiven Jonen zusammen eine Elektrizitätsmenge $= n\varepsilon$ besitzen, S unter sonst gleichen Umständen proportional mit $2En\varepsilon$, und hiemit ergibt sich aus vorstehender Gleichung, da auch ε und e proportional sind, einfach $\gamma = \frac{\varkappa E}{\varrho}$, wenn $\varkappa$ den schließlichen konstanten Faktor vorstellt. Man sieht also, daß die mittlere Jonengeschwindigkeit mit der Elektrodenladung im geraden und mit der Zähigkeit des Lösungsmittels im verkehrten Verhältnisse wechselt.

Bedeutet c die Konzentration der Lösung, so ist die Stärke des sie durchfließenden Stromes dem Produkte γc proportional; da ferner, wenn die Lösung die Leitfähigkeit 1 hat, die Stromstärke auch dem Produkte

El proportional sein muß, so erhält man, für γ den entsprechenden Wert setzend und mit h den schließlichen konstanten Faktor bezeichnend, die Formel $l = \frac{hc}{\varrho}$, wonach die Leitfähigkeit der Lösung ihrer Konzentration direkt und der Zähigkeit des Lösungsmittels umgekehrt proportional ist.

In beiden Beziehungen findet sich diese Formel für hinreichend verdünnte wässerige Lösungen experimentell bestätigt. Eine umfassende Verifikation derselben ergeben die Versuche von Kohlrausch, nach denen bei solchen Lösungen die Leitfähigkeit ihrem für gewöhnliche Temperaturgrenzen ermittelten Verlaufe zufolge durchweg nahe bei -39^{0} vollständig verschwinden würde; dies ist nämlich ungefähr auch die Temperatur, bei welcher die Zähigkeit ϱ des Wassers nach der aus ihrem Verlaufe ober 0^{0} berechneten Formel unendlich groß wäre.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, in Betreff des obigen Ausdruckes von l zu bemerken, daß das Ohm'sche Gesetz für beide Jonenarten einer Lösung, wie verschieden sie auch sein mögen, einen gleichen elektrischen Widerstand und somit eine gleiche Leitfähigkeit fordert, welche ihnen, da sie als äquivalente Gewichtsmengen immer eine gleiche Konzentration besitzen, für Wasser als Lösungsmittel nach der entwickelten Formel auch wirklich zukommt.

Wie ich zum Schlusse noch hervorhebe, müßte nach dem Ohmischen Gesetze, wenn jede Lösung, wie man annimmt, positive und negative Jonen in gleicher Anzahl enthielte, auf ein positives und ein negatives Jon jedesmal ein gleicher Widerstand entfallen. In Anbetracht dessen aber scheint nur jene allgemeine Annahme und mit ihr die Atomgewichtshypothese überhaupt schon a priori durch das genannte Gesetz ausgeschlossen zu sein.

Man darf wohl sagen, daß, wenn die Äquivalentgewichte der Elemente, wie sich ergeben hat, von den Oberflächen ihrer Atome bedingt und durchaus nicht als Gewichte der letzteren zu deuten sind, die herrschende Molekulartheorie der Wärme mit Einschluß der kinetischen Gastheorie ihre bisherige scheinbare Stütze verliert und sich nicht mehr festhalten läßt. Jene Theorie betrachtet die Wärme der Körper einfach als eine Bewegung ihrer ponderablen Teilchen; in einer neu aufzustellenden Theorie wird natürlich auch der Äther und die durch dieses Medium begründete Strahlenwirkung zwischen den ponderablen Teilchen zu berücksichtigen sein.

Ich erwähne diesbezüglich, daß ich in einer im Jahre 1902 in den Sitzungsberichten der Kais. Akademie der Wissenschaften (Bd. CXI. Abt. II a) erschienenen Abhandlung „Über den Wärmezustand der Gase" die Bestandfähigkeit der gasförmigen Körper aus einer Hypothese über das Strahlungs- und Reflexionsvermögen der Atome zu erklären versucht habe, welche ihrerseits von selbst zu dem oben abgeleiteten, die Bedeutung der Äquivalentgewichte betreffenden Satze führt.

Überhaupt spielt nach jener Hypothese bei den Wärmeerscheinungen in der Körperwelt der allverbreitete Äther eine ganz wesentliche Rolle, aber nicht wie der ehemals angenommene Wärmestoff vermöge seiner in den

Körpern enthaltenen Menge, sondern vermöge seiner in denselben zwischen den strahlenden Oberflächen ihrer Teilchen durch Reflexion aufgespeicherten und zusammengedrängten Energie, welche allgemein als die wahre Bedingung der jedesmal obwaltenden Temperatur erscheint und für die Bewegung der ponderablen Teilchen der Körper in jeder Aggregatform maßgebend ist.

Auf Grund derselben Hypothese hat übrigens die an obige Ausführung sich anschließende weitere Frage, durch welchen Vorgang das Äquivalentgewicht eines Elementes sich verdoppeln und allgemein vervielfachen könne, bereits in meiner Abhandlung „Über das Gesetz von Dulong und Petit" (Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften Bd. CXII. Abt. II a) eine eingehende Beantwortung erfahren.



O grüner Wald!

Von Franz Eichert.

O Wald, wie bist du mild und gut,
O Wald im grünen Kleid,
In deinem dunklen Schoße ruht
Die heil'ge Einsamkeit.

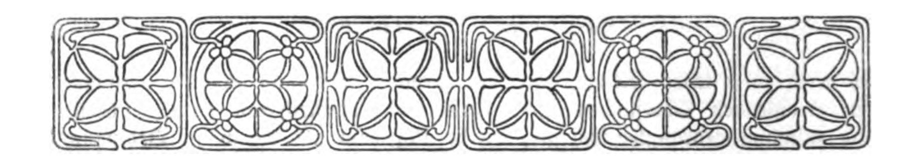
Die heilt das Herzlein, das sich krank
Im Dienst der Sünde schlug,
Sie reicht der Seele Feuertrank
Und zeigt ihr Adlerflug.

Sie wiegt mit mütterlichem Arm
So manchen Traum zur Tat,
Sie streut in manche Brust voll Harm
Viel' grüne Hoffnungssaat.

Von vielem Guten schläft der Keim
In Gottes grünem Haus,
Von mancher Lieb', von manchem Reim,
Von manchem frischen Strauß.

O grüner Wald, so gut und mild —
Wenn einst mein letzter Sang
Dankopfernd auf zum Himmel quillt,
Gehört auch dir ein Klang!





Beda Weber.

Ein Charakterbild aus dem vormärzlichen Österreich.

Von Dr. K. F. Kummer.

Die „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer, durch die Leo-Gesellschaft herausgegeben von Dr. J. E. Hirn und Dr. J. E. Wackernell, a.-o. Professoren an den Universitäten Wien und Innsbruck" haben sich die Aufgabe gestellt, das geistige Leben dieser Länder, das in den üblichen Darstellungen der Entwicklung der deutschen Literatur seit der Mitte des XV. Jahrhunderts über Gebühr vernachlässigt erscheint, durch quellenmäßige Einzeldarstellungen ins rechte Licht zu rücken. Zwei Tiroler Gelehrte leiten das ganze Unternehmen; vier von den bis jetzt vorliegenden neun Bänden beschäftigen sich mit der gefürsteten Grafschaft: I. Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol u. s. w., von J. E. Wackernell; IV. Tridentinische Urkunden aus dem XIII. Jahrhundert, von Dr. Chr. Schneller; V. Kanzler Bienner und sein Prozeß, von J. Hirn, und endlich der letzterschienene IX. Band: Beda Weber 1798—1758 und die tirolische Literatur 1800—1846, von J. E. Wackernell. Tirol hat nicht bloß in der Geschichte des deutschen Mittelalters eine hervorragende Rolle gespielt; hier hat ein mächtiger Zweig der deutschen Heldensage, die Dietrichsage und was damit zusammenhängt, seine schönsten Blüten getrieben; hier haben die letzten Minnesänger gesungen; hier hat das geistliche Volksschauspiel in den Städten Sterzing, Hall, Brixen und Bozen an der Scheide des XV. und XVI. Jahrhunderts sich am großartigsten entfaltet. Auch die Neuzeit bis in unsere Tage herein hat Tiroler Meister des Pinsels, des Meißels und der Feder hervorgebracht, die unter den besten Namen stets genannt werden.

Professor J. E. Wackernell, dem wir bereits die Erstausgabe des Hugo von Montfort (Innsbruck 1881) sowie die o. e. grundlegende Ausgabe und literarhistorische Würdigung der Tiroler Passionsspiele (1897) verdanken und von dem wir nächstens eine quellenmäßige Ausgabe der Dichtungen sowie eine Biographie Hermann von Gilms und ein Leben Adolf Pichlers zu erwarten haben, hat in seinem „Beda Weber" ein treffliches Charakterbild des berühmten Benediktiners von Marienberg auf dem Hintergrunde des gesamten geistigen Lebens von Tirol in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts entworfen. Der Verfasser hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht: Schritt für Schritt hat er das Leben seines Helden verfolgt und eine staunenswerte Fülle von gedruckten und ungedruckten Quellen, schriftliche



und mündliche Mitteilungen von Zeitgenossen, Briefsammlungen, Nachlässe, Archive, Handschriften u. s. w. herangezogen.

Das äußere Leben B. Webers ist bald erzählt. Als ältestes Kind eines Kleinhäuslers zu Lienz im Pustertal am 28. Oktober 1798 geboren und auf den Namen Johann Chrysanth getauft, erhielt er den ersten Unterricht in den stürmischen Jahren der Franzosenkriege teils vom Vater, teils in der von den Franziskanern geleiteten Normalschule, kam dann zu einem Schuster in die Lehre, gab aber, Geselle geworden, im Jahre 1814 das Handwerk auf und erwirkte durch seinen Lehrer P. Klemens Spiegelgraber, der frühzeitig seines Schülers Talent erkannt hatte, beim Vater die Erlaubnis, das Franziskanergymnasium in Bozen zu besuchen. Durch eisernen Fleiß holte der Sechzehnjährige rasch nach, was ihm an Kenntnissen gebrach, und studierte das damals sechsklassige Gymnasium in vier Jahren durch. In den Ferien des Jahres 1817 trat er ins Kapuzinerkloster in Bruneck ein, verließ es aber nach ein paar Wochen wieder, um die 2. Humanitätsklasse in Bozen zu vollenden und 1818 den zweijährigen philosophischen Kurs an der Innsbrucker Universität zu absolvieren. Am 15. Oktober 1820 trat er als Novize in das Benediktinerstift Marienberg im Obervintschgau ein und erhielt den Klosternamen Beda. Nach Ablauf des Noviziats ging's abermals nach Innsbruck, um Theologie zu studieren und sich auf die Gymnasiallehramtsprüfung vorzubereiten. Im Mai des Jahres 1823 legte er die Konkursprüfung für das Amt eines Humanitätslehrers ab; im Herbste desselben Jahres begab er sich, da die theologische Fakultät in Innsbruck geschlossen wurde, zur Vollendung seiner theologischen Studien ins Priesterseminar nach Brixen, erhielt dort am 18. September 1824 die Priesterweihe, feierte acht Tage darauf in seiner Vaterstadt Lienz die Primiz und kehrte nach einem kurzen Aufenthalte im bischöflichen Seminar in Trient, wo er seine Ausbildung für den Seelsorgedienst abschloß, im Frühjahr 1825 ins Kloster zurück. Einige Monate später der nahen Pfarre Burgeis als Hilfspriester zugeteilt, vertauschte er nach etwa einem Jahre den Seelsorgedienst mit dem Gymnasiallehramte in Meran, dessen Gymnasium Stift Marienberg zu besorgen hatte. Hier wirkte er vom Herbst 1826 bis zum Frühjahr 1848, mit Ausnahme einer kurzen Unterbrechung von zwei Jahren (Herbst 1839 bis Sommer 1841), die er zur Kräftigung seiner gestörten Gesundheit als Kooperator in St. Martin im Passeier zubrachte, an der Seite seiner berühmten Landsleute und Ordensbrüder, des Orientalisten P. Pius Zingerle und des Historikers P. Albert Jäger, anfangs in den Grammatikalklassen, seit 1833 in den Humanitätsklassen.

Reisen nach Italien, deren eine ihn in den Ferien des Jahres 1829 bis nach Rom führte, einige Badereisen nach der Schweiz (Tarasp) und wiederholte Fahrten nach München zu Görres und dessen Freunden brachten einige Abwechslung in das Einerlei der Lehrtätigkeit am Stiftsgymnasium.

Beda Weber galt für einen vortrefflichen, äußerst anregenden Lehrer. Sein Ruf als solcher und seine mannigfache literarische Tätigkeit verschafften ihm Anerkennungen von den verschiedensten Seiten.

Daß die Wiener Studienhofkommission im Jahre 1836 in Anerkennung seiner zehnjährigen ausgezeichneten Lehrtätigkeit ihm eine Remuneration von 60 fl. zuerkannte, mag als charakteristisch für jene Zeit erwähnt werden;

aber schon drei Jahre früher (1833) war er für die Lehrkanzel der Religion und Literatur an der Landesuniversität in Aussicht genommen worden; das Jahr darauf (1834) sollten er, Zingerle und Jäger ans Benediktiner-Lyzeum nach Augsburg berufen werden; aber auch diese, 1837 über Initiative des Königs Ludwig I. von Bayern erneuerte Berufung ward durch den Widerstand des Abtes von Marienberg vereitelt, der seine besten Lehrkräfte nicht ziehen lassen wollte. Auch die Absicht des Erbprinzen von Hohenzollern-Sigmaringen, ihn 1843 als Studiendirektor nach Sigmaringen zu ziehen, scheiterte an dem gleichen Widerstande. Die zur selben Zeit sich abermals eröffnende Aussicht, als Professor der Philosophie an die Landesuniversität berufen zu werden, zerfloß wieder in nichts. Dagegen wurde er am 16. Mai 1847 in die ein Jahr vorher gegründete Akademie der Wissenschaften in Wien berufen und am 29. Juli 1848 zum korrespondierenden Mitglied der Münchener Akademie der Wissenschaften ernannt.

Am 8. Mai 1848 wurde er vom Wahlkreis Meran ins Frankfurter Parlament gewählt und gehörte diesem bis zum Austritte der österreichischen Deputierten (13. April 1849) als eines der tätigsten und eifrigsten Mitglieder an. Doch kehrte er nicht mit den übrigen tirolischen Deputierten in die Heimat zurück, da er inzwischen zu einem neuen Wirkungskreise berufen worden war. Die eifrige Tätigkeit, die Beda während seines Frankfurter Aufenthaltes als Priester, namentlich als Prediger, entfaltete, hatte bei den Frankfurter Katholiken den Wunsch erregt, ihn auf der eben erledigten Dompfarre dauernd an die alte Krönungsstadt zu fesseln. Der Bischof von Limburg billigte die Wahl des Senats und ernannte ihn zum Domherrn, bischöflichen Kommissär und Geistlichen Rat u. s. w. Beda verwaltete das wichtige Amt vom Juni 1849 bis zum 28. Februar 1858. An diesem Tage machte ein Herzschlag seinem Leben im Alter von 60 Jahren ein Ende.

Beda Weber war Priester, Lehrer, Dichter, Gelehrter, Politiker. Er war aber vor allem eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit, ein Mensch mit stark entwickelten Trieben und Leidenschaften, die sich erst allmählich im Kampfe des Lebens in tugendhafte Fertigkeiten verwandelten. Diesen Werdegang des Menschen Weber, und zwar auf allen Feldern seiner Betätigung, verfolgt und mit Lebendigkeit dargestellt zu haben, ist das Verdienst des Wackernell'schen Buches.

Beda hat den Priesterstand aus Beruf und innerer Überzeugung gewählt; das beweist seine eifrige und nachhaltige Betätigung als Seelsorger, Prediger und theologischer Schriftsteller. Und doch macht der Kleriker und der junge Priester Beda, wie er uns in vertrauten Briefen an Professor Karlmann Tangl in Innsbruck vom 14. Dezember 1823 und an seinen Freund Johann Schuler vom 3. Juli 1824 entgegentritt, den Eindruck eines mit seinem Stande unzufriedenen, mit seinen Oberen und Standesgenossen überworfenen Frondeurs. Wir lesen da von „Pfaffenstupidität" und dem „allerdümmsten Aberglauben der hiesigen Stadt (Brixen)", von „Pfaffenlist", „wassersüchtigen Seminaristen"; von „faulen geistlichen Titelträgern"

u. s. f. Das hängt einerseits mit seiner idealen Auffassung des Priesterstandes zusammen; er will, wie er a. a. O. an Schuler schreibt, „Priester und kein Pfaffe“ werden; anderseits erklären sich derartige und ähnliche liberalisierende Äußerungen und Anschauungen aus den Eindrücken, die er während seiner Studienzeit in Innsbruck, Brixen und Trient empfangen hat. Ein Gutteil ist auch seiner Vorliebe für eine gewisse Derbheit des Ausdrucks, für den Kraftstil zuzuschreiben. Bedas Studienzeit fiel in eine wenig erfreuliche Periode der Innsbrucker Universität. Unter der bayerischen Regierung verstümmelt und an den notwendigsten Mitteln verwahrlost — die juridische und die medizinische Fakultät waren ganz verschwunden, die theologische auf drei, die philosophische auf zwei Kurse reduziert worden — erhob sie sich seit 1814 allmählich wieder, ohne daß jedoch der Unterricht mit der äußeren Verbesserung hätte Schritt halten können. „Die theologische Fakultät laborierte damals,“ schreibt Beda später in den ‚Charakterbildern‘, „noch an Josephinischen Grundsätzen, die mit größter Frivolität, obgleich im Ton arkadischer Unschuld vorgetragen wurden. Das Bibelstudium schmachtete in den Ketten protestantischer Ausleger, die Kirchengeschichte war der Komödienplatz für den Spaß ausgedienter Possenreißer und die Dogmenlehre, wenn auch katholisch, wurde so abgeschmackt doziert, daß wir an dieser Schultheologie verzweifelten.“ Der Gegensatz zwischen der im Lichte des Rationalismus und der Aufklärung sich selbst bespiegelnden Innsbrucker Fakultät und dem in der Finsternis kirchlicher Gläubigkeit begrabenen Brixener Seminar sowie die ärgerniserregenden Lehren einiger Innsbrucker Professoren führten schließlich zur Aufhebung der ersteren und zur Verlegung der theologischen Studien nach der Bischofsstadt. War der junge Kleriker auch von dem Geiste, in dem die Theologie in Innsbruck betrieben wurde, nicht befriedigt, so haftetete doch manches dort ausgegebene Schlagwort unwillkürlich in seiner Erinnerung und gewann in Brixen wieder Leben, zumal sein Feuergeist ihm bereits damals für alle Erscheinungen des geistigen und materiellen Lebens in Literatur, Philosophie, Politik und Geschichte den Blick geöffnet hatte. Der junge Weber hatte seine Studienzeit gründlich benutzt, selbst auf Kosten seiner Gesundheit. Schon auf dem Gymnasium hat er fleißig Kirchenväter und lateinische Klassiker gelesen; die deutschen, selbst Schiller, waren bei Karzerstrafe verboten. Während der Lyzealstudien kamen die deutsche Literatur, die englische, französische und italienische Sprache hinzu, deren Literaturen er allmählich vollständig beherrschte. Im Seminar erweiterte er dann den Kreis seiner Bildungsbestrebungen so, daß er am 6. April 1832 seinem Freunde Schuler schreiben konnte: „Es begibt sich wenig in der Welt, was ich nicht mitdenke, sei es politisch, sei es religiös, und an Rückschritt ist nicht zu denken.“ Solche Weite des Blickes und solch allseitiges Interesse waren nun freilich bei der Mehrzahl seiner Standesgenossen, recht braven, biederen Leuten von einem oft sehr engen Gesichtskreis, nicht zu finden. Das machte ihn zuweilen ungerecht und riß ihn bei einer gewissen Schroffheit seines Charakters, namentlich in vertraulichen Briefen, zu ungerechten oder doch über das Ziel schießenden Urteilen hin. Auch der Gegensatz, in den er bald nach der Rückkehr von den Studien ins Kloster zu der Mehrzahl seiner Ordensbrüder geriet und in dem er fast andauernd blieb, ist zum Teil auf

diese Verschiedenheit in der Lebensauffassung und Anschauung vom Priesterstande und seinen Aufgaben zurückzuführen.

Daß Beda Weber „in seiner Jugend zu den sogenannten liberalen oder aufgeklärten Priestern gehörte", hat sein Biograph mit schonungsloser Objektivität dargelegt; daß er stets ein treuer Sohn seiner Kirche, ein in Glaubens- und Sittenlehre stets korrekter Priester war, beweist seine gesamte Lebensführung und beweisen seine Urteile über Protestantismus und Calvinismus, namentlich aber seine pastorale Wirksamkeit während seines ganzen Lebens sowie seine Tätigkeit als theologischer Schriftsteller.

Der Mann, der im Mittelpunkte des geistigen Lebens seines Vaterlandes und seiner Zeit stand, der für Literatur, Kunst, Geschichte, Vaterlandskunde und Politik das umfassendste Interesse hegte und in zahlreichen Schriften betätigte, widmete sich in Burgeis und in St. Martin am Passeier in aufopferungsvollster Weise der seelsorgerischen Tätigkeit im Beichtstuhl, in der Schule, — St. Martin hatte acht Bergschulen zu besorgen, — am Kranken- und am Sterbebette wie auf der Kanzel. Gerade den Teil der priesterlichen Aufgabe, der die größte Wirkung auf die Außenwelt gestattet, die Kanzelberedsamkeit, ergreift er mit wahrem Feuereifer. Als Hilfspriester in Burgeis, als Kaplan in St. Martin, aber auch als Professor in Meran wie als Abgeordneter in Frankfurt predigte er, wo sich nur Gelegenheit bot. Er war einer der beliebtesten und wirksamsten Kanzelredner. Zu seinen Predigten in Frankfurt strömten die Massen, Katholiken und Andersgläubige, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus der Umgebung. Noch heute sind handschriftliche Auszüge aus seinen Predigten dort in Umlauf, die einen Begriff von der Lebendigkeit, Anschaulichkeit und Herzlichkeit des redegewandten, meist frei sprechenden und von der eigenen Ergriffenheit getragenen Predigers geben. Seine Osterpredigt von 1850 hat den Maler Steinle zu dem Bilde „Der Karthäuser mit den Blumen am Eingange der Kirche" begeistert. Dem Drängen eines Freundes, des Meraner Bürgermeisters Haller, folgend, ließ Beda 1851 seine älteren Predigten ans Tiroler Volk drucken.

Damit sind wir zur theologischen Schriftstellerei Bedas gelangt. Sein erstes Werk auf diesem Gebiete war eine Übersetzung der sechs Bücher vom Priestertum des Johannes Chrysostomus, die, nach der Rückkehr aus Rom 1830 begonnen, wegen andauernder Kränklichkeit und Schwierigkeiten mit der Zensurbehörde erst 1833 erschien; die bischöfliche Zensur hatte die Druckbewilligung mit dem Bemerken erteilt, daß man bald wieder eine so schöne und fleißige Arbeit aus dem christlichen Altertum von ihm erwarte; aber die weltliche Zensur fand namentlich in der Vorrede allerlei auszustellen. Die Übersetzung war eine sprachgewandte, zum Teil in neuen, wenn auch nicht immer glücklichen Wortprägungen sich versuchende Arbeit. Archivforschungen in Südtirol hatten Beda zu Anfang der Dreißigerjahre mit den selbstbiographischen Schriften der Bernardina Floriani oder, wie sie später als Nonne hieß, Giovanna Maria dalla Croce, einer italienischen Katharina Emmerich des XVII. Jahrhunderts (1603—1673), bekannt gegemacht. Görres' „Mystik" (1836), Brentanos und Justinus Kerners Publikationen über Visionärinnen sowie ein Besuch beim Wunderfräulein von Kaltern (Maria von Mörl) im Jahre 1833 hielten das Interesse an diesen

mystischen Blättern fest, deren Inhalt Bedas Streben, das Religiöse möglichst innerlich zu erfassen und zu erfühlen, entgegenkam; doch erst die Taleinsamkeit und die Muße von St. Martin (1839/40) reifte das Werk, das freilich wieder wegen Zensurschwierigkeiten — der Verfasser sollte bei diesem durch und durch mystischen Stoffe den mystischen Standpunkt vermeiden — erst 1846 bei Manz in Regensburg unter dem Titel „Giovanna Maria dalla Croce und ihre Zeit, ein Lebensbild aus dem XVII. Jahrhundert" erschien und ihm zunächst wegen Zensurübertretung (Druck im Ausland) eine Rüge der obersten Hofstelle eintrug. Eine weitere Frucht der Beschäftigung mit diesem Stoffe, die „Blüten heiliger Liebe und Andacht, gesammelt für Kenner und Liebhaber des inneren Lebens. Aus den Schriften der Giovanna Maria vom Kreuze" (1845), ging ungefährdet durch die Zensur, obgleich die Mystik schon auf dem Titel ruhte.

In das Grenzgebiet zwischen Theologie und Geschichte gehört das aus dem Studium der religiösen Bewegung Tirols im XVI. und XVII. Jahrhundert hervorgegangene Werk „Tirol und die Reformation in historischen Bildern und Fragmenten, ein katholischer Beitrag zur näheren Charakterisierung der Folgen des dreißigjährigen Krieges vom Tiroler Standpunkt aus" (1841). Das Werk, obgleich nicht unanfechtbar in Bezug auf Quellenkritik und historische Methode, erregte großes Aufsehen, aber auch Widerspruch wegen der schonungslosen Aufdeckung von Schäden und Verderbnis bei Geistlichen und Laien vor und nach Luther.

Beda wandte sich noch in St. Martin der schon früher gepflegten dichterischen Tätigkeit zu. Er begann bereits als Student in Innsbruck 1818/19 Verse zu machen. Will man diese seine Dichtungen würdigen, so ist ein kurzer Rückblick auf die literarischen Zustände Tirols im Beginne des 19. Jahrhunderts notwendig. Die Kriegszeiten und die Zeit der bayerischen Herrschaft (1796—1813) waren der Entwicklung der Poesie günstiger, als man glauben sollte. In den breiten Massen des Volkes blühte freilich nur eine Dichtungsgattung, das patriotische Kriegs- und Kampflied — 1797 dichtete Karl Zoller sein berühmtes Spingeser Schlachtlied —; aber Geistliche und volkstümliche Beamte, wie Hormayr, Weißenbach, Benitius Mayr, Wörndle, sangen Lieder, dichteten Dramen, schrieben Lehrgedichte und suchten teils den Tiroler Patriotismus zu entflammen, teils die vaterländische Jugend für die Zeit der erhofften Befreiung zu erziehen. Selbst die Anhänger des bayerischen Regimes griffen in die Saiten der Leier, um die Wittelsbacher und die von ihnen ins Land getragene Aufklärung den Tirolern mundgerecht zu machen. Erst mit der Wiedergewinnung Tirols wurde durch die Erneuerung der österreichischen Zensur (1816) der lebendige Strom der dichterischen Tätigkeit zum Stocken gebracht. Der Biograph Bedas, dem man liberales Phrasentum nicht zum Vorwurfe machen wird, faßt sein Urteil über jene Maßregel dahin zusammen: „Kein Einsichtiger wird hindern wollen, daß der Staat gefährliche Geistesprodukte ebenso überwacht wie Pulver und Dynamit; das ist nicht nur sein Recht, sondern seine Pflicht; aber was er damals in dieser Beziehung leistete, übersteigt alle Begriffe." Und nun führt Wackernell eine Reihe von jenen oft ebenso läppischen als lästigen Maßregeln an, durch die die Zensurbehörde und das mit ihr verbundene Revisionsamt sowohl die

literarische Produktion des Landes als den Konsum an in- und ausländischen Produkten überwachte, hemmte und unterdrückte, so daß sie die Ruhe des Kirchhofes über das Felsenland verbreitete.

Der Druck, der unter dem Metternich-Sedlnitzkyschen Regime auch auf der akademischen Jugend lastete, trieb sie zur Geheimbündelei selbst bei den harmlosesten poetisch-literarischen Bestrebungen. Einem solchen Verein trat auch Beda gleich bei Beginn seiner philosophischen Studien 1818/19 bei. Er umfaßte unter andern Bedas nachmalige Freunde Johann Schuler, Josef Thaler, Pius Zingerle und zuletzt Josef Streiter. In diesem Vereine trug Beda seine ersten lyrischen Dichtungen vor.

Es sind echte Jugendversuche: Legenden (An den h. Beda), patriotische Lieder (Hofers Verklärung, Gott und Vaterland, Die Berge der Heimat, Maria Theresia), Freundschaftsoden (Abschied an Edgar). Anregungen durch und Anklänge an Klopstock, die Bardenlyrik, die Göttinger, die Stürmer und Dränger und an den jungen Schiller sind unverkennbar.

Angeregt durch Hormayrs Eifer, „Interesse an der Tiroler Geschichte möglichst zu verbreiten", wandten sich die jungen Freunde vaterländischen dramatischen Stoffen zu, Streiter dem Friedel mit der leeren Tasche und dem Oswald von Wolkenstein, Schuler dem Jakob Stainer; Beda wählte das Geschlecht von Hocheppan zu Helden eines Dramas, mit dem er im Brixener Seminar vollauf beschäftigt ist. Von seinem Stoffe ganz erfüllt, berichtet er in einer Sprache, die an Herders Shakespeare-Aufsatz. in den „Blättern von deutscher Art und Kunst" erinnert, am 3. Juli 1824 um 11 Uhr nachts an Freund Schuler: „Mein Schauspiel ist und wird sein. Es ist mir nachgegangen und deshalb muß ich's schreiben und schön wird's einst sein, dir geweiht in Gott und Vaterland. Aber dazu brauche ich freie Zeit. Die erste soll dazu bestimmt sein. Von Nordlands Wäldern will ich's nehmen und es in deinen Kranz flechten, o liebetrautes, mir unvergeßliches Südland! Wenn sie einst auftreten werden auf deiner Burg Hocheppan, Meinhard II., das Buch der Freiheit und des Lebens in seiner Hand, und Egon, der letzte Sprößling der Eppaner, mit dem Bischofsstab, wenn du kommen wirst mit deinem blauen Auge, mit deiner liebevollen Seele, edler Kuno, Ritter und Sänger, und wenn dann erst ihr kommt an Leib und in der Liebe wie Laura und Philippine, wenn mein Kind geistig wird und deutsch und schaumlos wie der Wein auf jenen Höhen, und Adolf von Krumbach seinen Kampf nun ausgekämpft hat wie ein Tiroler, der Edelsten Edelster, und der Vorhang fällt, wie wird dann dir sein, o Vaterland? Klingst kindisch und pfaffenhaft oder hab' ich Patent und Stempel? Und schau' ich erdwärts? Was brauch' ich Regeln? Keine! Ich bin mir selbst Regel und Sänger und alles!"

Es blieb bei Vorsatz und Entwurf, das Drama kam nicht zustande; den einzigen Niederschlag jener Stimmung besitzen wir in einem halb novellistischen, halb reflektierenden Prosabeitrag zum II. und III. Band der „Alpenblumen", 1828 f., „Hocheppan, Phantasien eines Wanderers".

Auch ein Tiroler Musenalmanach wurde geplant und im Hinblicke darauf eine Anzahl vaterländischer Lieder geschrieben (Der Toast, Zur Erinnerung an die Leipziger Schlacht; Othmars Lied nach dem Sieg des Marius bei

Verona). Aber erst als Beda bereits Professor in Meran war, kam das Unternehmen unter dem Titel „Alpenblumen“ zustande. Drei Bände erschienen (1827—1829), Schumacher in Innsbruck übernahm den Verlag, Schuler besorgte die Einladung der Dichter, Beda und Streiter leiteten die Redaktion. An den Kern, den die ehemaligen Genossen des Innsbrucker Dichtervereines abgaben, schloß sich ein junges Tiroler Dichtergeschlecht, Geistliche und Weltliche noch eng verbunden ohne eine Spur jener Differenzen, die später das literarische und das politische Leben Tirols zerklüfteten. Seit dem zweiten Bande beteiligten sich auch Nichttiroler wie Bauernfeld, Hermann von Hermannsthal, Tschabuschnigg am Almanach, die Gründer waren mit Beiträgen reich vertreten, so Zingerle, Senn, Streiter, Schuler.

Bedas Beiträge waren lyrischer Natur; der schönste ist das Gedicht „Heimweh“, eine ins Geistliche gewandte Paraphrase von Schillers „Sehnsucht“, dem sich Beda auf dieser Stufe seiner Entwicklung immer mehr anschloß. Die Barden und Klopstock traten als Vorbilder zurück.

Heimweh.

Land, das ich als zarter Knabe
Schon im Geist geahnet habe,
Süße Heimat, sei gegrüßt!
Ach! mit heißem Glutverlangen
Seh' ich deinen Frühling prangen
Und des Heimwehs Träne fließt.

Rings umkränzt mit Ruhm und Siegen
Seh' ich schon die Kämpfer liegen
Dort im kühlen Palmenhain;
Sehe schon das beſſ're Leben
Voll Verklärung sie umschweben
Wie der frühe Purpurschein.

— — — — — — — — — — —

Heil euch, Sieger, dort im Schatten!
Auf den holdverjüngten Matten
Lächelt euch ein ew'ger Mai;
Sicher vor des Todes Hiebe
Seid ihr, Märtyrer der Liebe,
Ewig jung und ewig frei.

Aber ich im Tal hernieden
Weine, Land, nach deinem Frieden,
Wo das Elend nimmer stöhnt;
Wo des Urlichts Sonne leuchtet
Und der Strom des Lebens feuchtet
Und Triumph dem Sieger tönt.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Ach, wie lange werd' ich weinen
Nach der Luft in deinen Hainen!
Ach, wie lange, teures Land,
Werd' ich matt und einsam wallen,
Wo im Herbst die Blätter fallen,
Zur Verwesung hingebannt!

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Sieh', ich weine nicht vergebens:
Das Gefühl des beſſ'ren Lebens
Schauert sanft um mein Gebein
Und vom Auge fällt die Hülle,
Mich umatmet Geisterstille
Und umglänzet Morgenschein;

Meiner Heimat gold'ne Auen
Kann ich in der Nähe schauen
Und der Lüfte Frühlingsweh'n
Kann ich atmen, voll Entzücken
In den Plan der Welten blicken
Und am Thron der Gottheit stehn!

Doch ich träume! — Noch im Staube
Ringt und zagt und weint der Glaube,
Späht durch eine dunkle Kluft,
Bangt und harrt der letzten Stunde,
Die ihn fort zum Geisterbunde
Aus des Tales Nächten ruft!

Der Tiroler Almanach durfte sich neben den andern in jener Zeit so zahlreichen Sammlungen ähnlicher Art immerhin sehen lassen; er bildete tatsächlich den Vereinigungspunkt der damaligen tirolischen Dichter und einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Zeitgenossen aus anderen Ländern. Er fand im ganzen eine günstige Aufnahme; nur an ein paar sittlich anstößigen Beiträgen zum I. Band, die auch Bedas Mißfallen erregten, nahmen die Altkonservativen, voran der Baron Josef von Giovanelli in Bozen, Ärgernis und sie verurteilten in ihrer Abneigung gegen jede schöngeistige Bestrebung das ganze Unternehmen, was wieder Beda zu einem hitzigen und derben Ausfall gegen ihren Führer veranlaßte: „Giovanelli, das Vieh in Bozen, ist ganz fürchterlich auf unsern Almanach losgebrochen und schickt vor wenigen Tagen einen stolzen Pfaffen nach Meran, laut beim Superior zu klagen über meine und Pius' Teilnahme 2c." (Brief an Schuler vom 9. Oktober 1827).

Die Dreißigerjahre waren für Bedas Dichtkunst wenig fruchtbar; erst die Passeirer Einsamkeit weckte wieder die Muse. Das merkwürdigste Gedicht dieser Zeit ist „Das Lied der Bergfichte". Die Fichte sehnt sich nach der Axt des Holzhauers, um zum Totenschrein verarbeitet zu werden. Der Gedanke berührt sich mit Just. Kerners Gedichten „Preis der Tanne" und „Der Wanderer in der Sägemühle".

Angeregt durch ähnliche um 1840 erschienene Sammlungen (Senn, Thaler, P. Zingerle) entschloß sich auch Beda zur selbständigen Herausgabe seiner Gedichte, gewann hiefür Cotta in Augsburg und ließ dort 1842 seine „Lieder aus Tirol" erscheinen. Es ist eine Auswahl von 76 Gedichten. Beda hat in diese Sammlung bei weitem nicht alles aufgenommen, was er in der Jugend gedichtet. Ein großer Teil davon ist in einer noch in Innsbruck angelegten Sammlung erhalten, in die er nebst eigenen Dichtungen auch fremde eingetragen hat, so namentlich interessante Aufschriften von Denksteinen und Grabkreuzen. Diese Handschrift hat Pfarrer Giese zu Winkel am Rhein i. J. 1890 aufgefunden und dem Biographen Bedas zur Verfügung gestellt. Auf ihr sowohl als auf der Cotta'schen Ausgabe beruht die treffliche Charakteristik, die Wackernell von Bedas Dichterpersönlichkeit entwirft; er ist nicht blind gegen seinen Helden, er rügt die oft ungeheuerlichen Übertreibungen, die Überladung des Ausdrucks, die allzu große Länge lyrischer Ergüsse (20—50 Strophen); aber er spricht ihm mit Recht urwüchsige Kraft des Ausdrucks, Tiefe der Empfindung, bodenständigen Gehalt zu, mit einem Worte: „ein bedeutendes Dichtertalent, dem es aber mehrfach an Geschmack und formeller Durchbildung fehlt".

Faßt man dichterische Produktion im weiteren, auch die Prosadichtung einschließenden Sinne, so hat diese bei Beda nie geruht, wenn sie auch zeitweilig, wie in den Jahren 1843—1847, durch gelehrte Arbeiten in den Hintergrund gedrängt wurde. Namentlich gegen Ende der Vierzigerjahre entstanden wieder zahlreiche lyrische Gedichte. Das ist die Zeit, in der Adolf Pichler mit Hermann von Gilm nach mancherlei Zensurbeschwerden mit seinen „Frühliedern aus Tirol" (1846) an die Öffentlichkeit trat und damit den Chor der sogenannten Jungtiroler in die Literatur einführte, halb im Wettstreit mit, halb im Gegensatz zu Beda, der bis dahin als der hervorragendste Tiroler Dichter galt. Beda aber, weit entfernt, auf den Gegensatz,

den die jungen Dichter ihm gegenüber betonten, einzugehen, begrüßte die jungen Bergfinken mit kräftigen, aufmunternden Strophen:

Seid mir, Freunde, allzumal
Sangeshell willkommen!
Auf den Bergen, tief im Tal
Hab' ich's Lied vernommen.

Wollt ihr mich in edler Glut
Kühn hinuntersingen,
Mög' es eurem jungen Blut
Freudenreich gelingen!

Er gibt den jungen Dichtern auch gleich ein Programm:

Euer Jubel kränkle nicht
An dem Staub der Alten,
Wo die Söldner, matt in Pflicht,
Die Gedanken hackten.

Statt des Höflings Dudelsack
Blast die Hirtenpfeife!
Dichter sind kein Hundepack
Mit dem Wedelschweife.

Lieder sind ein Freigeschlecht,
Lieben frische Lüfte
Fern vom löschpapiernen Recht
Und Pandektengifte.

Keiner Menschenlaune Knecht!
Ist des Liedes Losung,
Nur dem freien Männerrecht
Schmeichelnde Liebkosung!

Um zu zeigen, wie wenig er den Wettkampf scheue, sammelte er sofort seine ältern, seinerzeit in die Ausgabe von 1842 nicht aufgenommenen, sowie die seither gedichteten Lieder in einen Band, der 1849 als „Vormärzliche Lieder aus Tirol" namenlos bei Frommann in Jena erschien.

Die Grundstimmung dieser 54 Gedichte ist religiös, wenn sich darunter auch nur vier eigentliche geistliche Lieder finden. Sonst enthält der Band noch Naturlieder, Lieder auf einzelne Tage und Feste, auch epische Gedichte, deren Stoffe der tirolischen Geschichte entlehnt sind, satirisch-politische Lieder mit Ausfällen auf Zensur und politischen Druck, Grüße an das Morgenrot des März von 1848. Kräftige deutsche Worte, wie sie Bedas Haltung bald darauf in der Paulskirche entsprechen, hegt die „Goldene Chronik von Schloß Tirol":

Strom und Wind rauscht deutschen Klang,
Sprache deutsches Leben,
Uns'rer Hirten Waldgesang
Will zu Brüdern schweben.

Heilig sei der große Bund
Aller deutschen Stämme,
Treibt ein jeder auch zur Stund'
Eigne Roff' zur Schwemme.

Warenzoll sei abgetan
Und die Mautenschranke,
Frei der deutsche Pilgersmann,
Frei der Gottgedanke!

Und der deutsche Dichtertraum
Soll um alle schweben
Und zum schönsten Kranz am Baum
Zweig und Blätter weben!

Selbst in die Stimmung des Scholarenliedes weiß er sich hinein zu versetzen, die über Krankheit, Tod und Begräbnis mit Honig, Rosen und Wein hinüberzukommen sucht. Aber die wahre Stimmung des Dichters bringt das Schlußgedicht „Der letzte Schmerz", sein Schwanengesang, zum Ausdruck, gleichzeitig der schönste Beweis, wie sich Bedas Dichtungsweise in diesen letzten Liedern zum schmucklosen, einfachen und darum um so eindringlicheren Ausdrucke wahrer Empfindung abgeklärt hat:

Wenn ich einmal begraben bin,
So werden tausend vorüberziehn
Und keiner denket mit Liebe mein:
Mit Recht wohl muß ich vergessen sein;
Denn jeder trägt in bewegter Brust
Den eignen Schmerz und die eigne Lust.
Das Denken vom Leben zum Tod ist weit,
Der Lebende hat nur für's Leben Zeit
Und Liebe kaum für sein eignes Haus,
Wie reicht' er damit für die Toten aus!
Kommt aber einer mit mildem Blick,
Im Herzen vielleicht ein zweites Glück,
Und pflückt ohne Trän' von meinem Grab
Das erste Blümchen des Frühlings ab,
So wird's nicht umsonst am Kirchenweg
Von tiefaufatmenden Seufzern reg',
Nachtwandler hören es klagend wehn:
Um treue Lieb' ist's auf Erden geschehn!
Und liegt am kommenden Morgenrot
Die Lerch' im Nest am Grabe tot,
So brach ihr ein Hauch von meinem Schmerz
Das liebereiche, das treue Herz!

Denselben Charakter des reifen Dichters: Gegenständlichkeit, Knappheit der Form, Einfachheit im Ausdruck, Unabhängigkeit von Vorbildern, zeigen die wenigen Lieder aus der Frankfurter Zeit, die aus dem in alle Winde verstreuten Nachlaß des Dichters in die Öffentlichkeit gekommen sind, z. B.:

Auf den Baum bin ich gestiegen,
Ach! das Herz war mir so schwer:
Mit den Lerchen möcht' ich fliegen
In das blaue Himmelsmeer.

Selbst die rasche Frühlingsquelle,
Die am Baum vorüberschwillt,
Schaut mit ihrer Sehnsuchtswelle
Duftig auf ins Sonnenbild.

Blüt' und Blätter, Ast und Zweige
Regen sich voll Drang und Saft,
Flehn mit süßer Kusseseneige
Um des Windes Flug und Kraft.

Auf den Baum bin ich gestiegen,
Ach! das Herz war mir so schwer:
Mit den Lerchen möcht' ich fliegen
In das blaue Himmelsmeer!

Bevor wir auf den bei Bedas Lyrik berührten Gegensatz zu den Jungtirolern und damit auf seine politische Stellung näher eingehen, ist seine wissenschaftliche Tätigkeit, insbesondere als tirolischer Geschichtsschreiber, als Literarhistoriker und Geograph, zu schildern.

Beda war von einem umfassenden Bildungs- und Wissensdrange erfüllt: die modernen Kultursprachen bis zu den romanischen Dialekten Tirols und der Schweiz, die vaterländische Geschichte, die alte und neue Literatur des gesamten deutschen Sprachgebiets und insbesondere Tirols, die Kunst, die Altertümer, alles dies lag in seinem Interessenkreise und regte ihn zu eingehenden Studien und kleineren oder größeren Arbeiten an, die er in Tagesblättern (Tiroler Bote, Kathol. Blätter für Tirol, Augsburger Postzeitung) oder in Monatsschriften (Historisch-politische Blätter u. a.) veröffentlichte. Die Bibliotheken seiner Freunde, z. B. Dr. Streiters in Bozen, der Familie Dipauli in Kaltern, das Landesarchiv in Innsbruck, die Archive der Grafen von Wolkenstein auf Rodeneck und Trostburg, aber auch auswärtige Archive in Bayern, Italien, der Schweiz u. s. w. mußten ihm die Hilfsmittel seiner weitgreifenden Arbeiten liefern.

Von Hormayr angeregt, hatte er sich schon auf der Innsbrucker Universität mit dem letzten tirolischen Minnesänger, Oswald von Wolkenstein, beschäftigt; aus Italien zurückgekehrt (1829), schrieb er die Handschrift des Innsbrucker Museums ab; bald darauf verschaffte er sich eine Abschrift der Wiener Handschrift und beutete die Wolkenstein'schen Archive für die Geschichte

des Sängers und seines langen Kampfes gegen Herzog Friedrich V. mit der leeren Tasche gründlich aus.

Die Jahre 1830—1835 sind so ziemlich mit Wolkenstein-Studien ausgefüllt; das Material wuchs bald so sehr an, daß er die Ausgabe der Gedichte von der Lebensgeschichte des Dichters abzutrennen sich entschloß. Dann trat aber eine Pause in der Arbeit ein bis 1844. Beda wandte sich der topographischen Schilderung des Landes Tirol zu, zu der ihn der Verleger Schumacher aufforderte und die er in unglaublich kurzer Zeit fertig stellte. „Das Land Tirol“ erschien in 3 Bänden 1837/38. Das Werk ist der Zeit nach der erste groß angelegte Führer durch Tirol, zugleich auch ein Handbuch der Landeskunde voll individueller Züge und darum nicht bloß von den Zeitgenossen mit höchstem Beifall begrüßt, sondern auch noch heutzutage interessant, fesselnd und wertvoll. Das Buch machte Beda plötzlich zum bekanntesten und ersten Schriftsteller Tirols; Ludwig Steub, der später seine bekannten „Drei Sommer in Tirol“ veröffentlichte, bekannte offen: „Über Beda Weber ist nicht hinauszukommen und nicht von ihm abzukommen.“ Den Bedürfnissen der Reisenden zu entsprechen, wurde 1842 ein einbändiger Auszug, das „Handbuch für Reisende in Tirol“, veröffentlicht. 1845 folgte „Meran und seine Umgebung oder das Burggrafenamt in Tirol“, 1849 „Die Stadt Bozen“, 1851 „Das Tal Passeier und seine Bewohner mit Rücksicht auf Andreas Hofer und das Jahr 1809“; der dem Tiroler Nationalhelden gewidmete dritte Teil dieses Werkes erschien 1852 selbständig unter dem Titel „Andreas Hofer und das Jahr 1809“, eine der besten Darstellungen des Tiroler Freiheitskampfes. Alle diese Werke wurden, wenn auch erst später gedruckt und ausgegeben, in den Jahren 1843—47 vollendet.

Neben diesen landschaftlichen Monographien und historischen Arbeiten gingen Studien über wichtige Kunstwerke (die Runkelsteiner Fresken, den Gottesacker in Bozen, das Portal der Kapelle auf Schloß Tirol), über Tiroler Persönlichkeiten (Josef Ennemoser, Hofers Schreiber; Michael Feichter), literarische Erscheinungen u. dgl. her.

Inzwischen ruhten die Vorarbeiten zur Ausgabe der Gedichte Oswalds von Wolkenstein nicht. Um sich für diese gründlich vorzubereiten, studierte er fleißig mittelhochdeutsche Gedichte in allen ihm zugänglichen Ausgaben, — damals noch wenig genug, — setzte sich mit hervorragenden Germanisten, wie Görres und Schmeller, in Verbindung, fahndete nach Handschriften und tat manchen glücklichen Fund; so entdeckte er auf Schloß Montan im Vintschgau eine Titurel- und Nibelungenhandschrift aus dem Jahre 1323 (Berg., jetzt J), erwarb sie und verkaufte sie dann um 200 Gulden an einen Berliner Antiquar, der sie nach England weitergab, bis sie später wieder nach Berlin gelangte.

Den unmittelbaren Anstoß der Rückkehr zur Arbeit am „Oswald von Wolkenstein“ um 1844 gab die Nachricht von einer neuen Handschrift der Gedichte, die sich in München im Besitz eines Grafen von Wolkenstein befand und die ihm Steub verschaffte. Nun wurde die Ausgabe rasch fertiggestellt, 1845 das Wörterbuch an Schumacher zum Druck gesandt, die Ausgabe selbst, „Die Gedichte des Oswald von Wolkenstein“,

erschien 1847. Sie gliedert sich in eine Einleitung, die Oswalds Leben auf Grund der Lieder und der Urkunden darstellt, in eine kritische Ausgabe auf Grund der drei Handschriften (Innsbruck, Wien, München), einen grammatischen Abriß und ein Wörterbuch. Wenn auch heute durch Schatz' Ausgabe (1902) überholt, war Bedas „Wolkenstein" für seine und noch für lange Zeit doch eine hervorragende germanistische Leistung, aus der Grammatiker, Wörterbuchmänner und Literarhistoriker ein halbes Jahrhundert lang schöpften. Der zweite Teil der Arbeit „Die Geschichte des Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche" wurde gleichzeitig fertiggestellt, erschien aber erst 1850. Auch dieses Werk fand allseitig Beifall und machte Beda zum bedeutendsten Historiker Tirols seit Hormayr; erst die historische Methode der neuesten Zeit hat an Bedas Quellenbenutzung Kritik geübt und manche seiner Aufstellungen auf Grund exakterer Forschung richtiggestellt.

Die geringe Muße, die dem Frankfurter Stadtpfarrer seine vielseitige Berufstätigkeit ließ, wurde u. a. auch zur Sammlung der mannigfach zerstreuten Aufsätze benützt; sie erschien 1853 unter dem Titel „Charakterbilder" und erregte wie alles, was von B. Weber kam, lebhaftes Interesse. Sehr bezeichnend ist das Urteil in Zarnckes Literar. Zentralblatt vom 16. Juli 1853, um so bezeichnender, als hier auch eine treffliche Charakteristik von Bedas Prosastil gegeben ist: „Der Verfasser ist bekannt durch seinen kräftigen, naturfrischen, bald wetterartig blitzenden und hagelnden, bald in den weichsten Tönen schmelzenden Humor. Das Persönliche ist weit mehr sein Element als das Allgemeine, daher die Charakteristik und Polemik seine Hauptstärke. Wahlverwandtes weiß er mit der liebevollsten Hingebung zu durchdringen und mit den vollsten, wärmsten Farben wiederzugeben, Gegensätzliches mit der ätzenden Lauge seiner beißenden Satire zu überschütten."

Wir haben Proben dieses Stils bereits kennen gelernt; so den genialisch hingewühlten Brief aus dem Brixener Seminar vom Jahre 1824, aber auch Proben seiner Leidenschaftlichkeit und Derbheit. Redebehutsam sein war ihm in der Jugend wie im Alter eine fürchterliche Pein. Augenblicklichen Ärger schimpft er sich am liebsten frisch von der Seele weg. Und so kehren denn, namentlich in vertraulichen Briefen, Ehrentitel, wie „Esel" oder „Vieh" nicht selten wieder. Diese rücksichtslose Schärfe kehrt sich gegen Freund und Feind. So schreibt er 1831 über seinen Freund Schuler an Streiter: „Es ist ein großes Unglück, wenn man gar keinen Charakter hat und seine Eselsohren nach allen vier Weltgegenden ausstreckt, um allen zu gefallen." Ein andermal von demselben: „Schuler ist aber aus Söldnerei ein Esel." Als sich Graf Karl von Wolkenstein-Trostburg nicht gleich bereit zeigte, Beda sein Archiv zu öffnen, schreibt er ärgerlich an Schuler: „Du kannst mir behilflich sein, den Esel gut zu stimmen." *) Ein andermal heißt es: „Die Doktoren sind Esel und wissen nichts, in jedem Fall kommen sie zu spät; man muß also selbst Hand anlegen und die Narren nicht erst abwarten."

Auch auf seine Landsleute ist er nicht immer gut zu sprechen; so nennt er sie in einem Briefe vom 24. Juli 1842, einem der giftigsten

---

*) Ebenso respektlos bezeichnet übrigens auch Lentner den Gouverneur Grafen Brandis als Pascha von einem Eselsschweif.



Ausbrüche seines Ärgers, den man ihm übler genommen hat, als billig ist, „dickköpfige Knödelfresser ohne Geschick und Anmut und ohne Bewältigung dessen, was die Welt ausmacht"; von einem Herrn von Rochow aus Berlin heißt es 1861: „Er ist ein sehr gebildeter Mann; er war mir wohltuend auf die tirolische Roheit, auf die man so viel Gewicht legt." Und aus Frankfurt schreibt er am 20. Mai 1848: „Auch die Dienstleute sind artig, nicht so bengelhaft und unsauber wie in Tirol "

Urwüchsig wie in den Briefen ist er auch in den für die Öffentlichkeit bestimmten Publikationen; dabei immer leidenschaftlich, daher die Bilder, die Vergleiche, die Wärme, die Übertreibung.

Neben den derben und urkräftigen Stellen finden sich aber auch Aussprüche wunderbarer Zartheit und Weichheit. So schreibt er 1842 aus Meran, als wieder einmal die Aussicht auf einen Innsbrucker Universitätsstuhl geschwunden war: „Ich bin einsam, ich bin tot; aber die grauen Nordspitzen schauen mich bedeutsam an wie ihren Freund und alle Berge grüßen mich als ihren Sohn. Das allein veraltet mir nie. Und je mehr die Welt mich abstößt, desto heimlicher wird mir die Natur, desto göttlicher leuchtet mir die Urkraft aus jeder Knospe. Mir wird ganz pathetisch zu Mute und ich kann mir nicht helfen. Es singen tausend Stimmen des Lebens aus der stummen, stillen Feier der Natur."

Von einer verwandten Seite zeigt sein Gemüt und den feinfühligen Ausdruck des Naturgefühls eine Briefstelle aus Frankfurt (4. Juni 1848): „Mein Revier, das liebste in Frankfurt, sind die nahen Laubwaldungen; die Nachtigallen, Amseln und Bachstelzen kommen an mein Fenster und ich gebe ihnen vom Frühstück mitzuessen und laufe ihren unzähligen Nestern nach. In unserem Garten sind drei Nachtigallnester, ich gucke alle Morgen hinein und der Vogelsang verwöhnt mich gegen das ewige Gewäsche der Paulskirche. Alle Hausdächer sind voll Störche, die seltsamsten Vögel. Ich habe mit ihnen viel zu tun und einer kommt oft in unseren Hof. Ich habe ihm unlängst einen Frosch heimgebracht, die ißt er gern."

Ist es zu verwundern, daß ein Mann, der das geschriebene Wort so beherrschte, der auf der Kanzel so eindringlich und feurig zu reden wußte, auch auf der parlamentarischen Tribüne Triumphe feierte?

Dies führt uns zu seiner Tätigkeit im Frankfurter Parlament. Um zu erklären, wie Beda Weber Politiker geworden, müssen wir zurückgreifen bis in die Studienzeit, d. i. bis in die Zeit, wo er mit dem nachmaligen Bozener Advokaten Josef Streiter sich befreundete.

Der junge Streiter trat um 1820 in jene literarische Studentenvereinigung in Innsbruck ein, der auch der Student Johann Weber angehörte, und beteiligte sich sofort lebhaft an den Bestrebungen dieses Kreises. Schon damals dramatisierte er im Wetteifer mit den Freunden den „Friedel mit der leeren Tasche", dessen 1. Akt dann im 1. Band der „Alpenblumen" (1827) erschien. Besonders nahe trat er dem jungen Weber; in die Stürme und wechselnden Stimmungen des jungen, noch gärenden Priestergemütes war er aufs vertrauteste eingeweiht; sie beide waren, wie sie Schuler noch 1834 nennt, die „Ungestümen und Trotzigen". Gerade die radikalen, liberalisierenden Äußerungen des jungen Weber machten Streiter, der von

Anfang an im Lager der liberalen Jungtiroler stand und mit liberalen Strömungen, auch mit den Freimaurern liebäugelte, die Freundschaft Bedas wertvoll. Wir haben schon gesehen, wie sie sich gegenseitig in eine recht grimmige Stimmung hineinhetzten. „Mach's nur recht giftig!" schreibt Beda 1831 an Streiter, um ihn gegen den gemeinsamen Freund, den sanften Johann Schuler, zu reizen; wir haben gesehen, wie sie an den „Alpenblumen" der Jahre 1827—29 gemeinsam beteiligt sind; aber gerade in dieser gemeinsamen Arbeit liegen die Keime des Zerwürfnisses. Streiter hat zu den „Alpenblumen" eine ziemlich große Zahl Beiträge geliefert, aber sie waren minderwertig und fanden wenig Beifall, ja, seine Novelle „Der Schauspieler" erregte unmittelbar Anstoß, auch Beda billigte sie nicht und machte kein Hehl daraus. Das kränkte den eitlen Streiter. Es kam zu Klagen und einer leidenschaftlichen Erörterung; Beda setzte dem Freunde geradezu den Stuhl vor die Tür: „Ich lasse Ihnen und allen Andersdenkenden ihre Meinung; daß Sie aber mit den Hörnern leidenschaftlicher Befangenheit meine Überzeugung mir aus der Seele stoßen wollen, ist mir nicht verdaulich und nötigt mir diese Erklärung ab, wenn sie auch die letzte sein sollte", schreibt er ihm am 27. September 1827.

Zwar wurde der Riß wieder geheilt, und als Streiter 1828 sich vermählte und sich auf seinem Sommersitze Peiersberg ein behagliches Heim schuf, war Beda viel und oft beim Freunde, dort sowohl als in Bozen, wo Streiters reiche Bibliothek ihm vielfach Anregung und Hilfe bot. Streiters Frau scheint die Flamme der Freundschaft in den beiden Herzen verständig genährt zu haben. Gerade aus den Jahren 1828—1832 existieren Briefe, die einen fast schwärmerischen Charakter tragen: „Wollest mein gedenken, wo und wie Du gehst nnd stehst. Ich stehe auf einem einsamen Flecke des menschlichen Daseins und bedarf des freundlichen Anhauchs von Dir, um Wärme und Lebenslust im vollen Maße, wie sich's gebührt, zu erobern. Grüße mir vielmals Deine Frau und das Fräulein (Anna von Kapeller) in Deinem Hause!" (Sommer 1828). Am 20. Juni 1830 schreibt er: „Schreibe mir während der Ferien öfter, ich kann ohne Deine Briefe nicht leben und in Marienberg ist mir der Ausdruck Deiner Gesinnungen und Deines Lebens doppelt notwendig und süß, denn die Einsamkeit begehrt nach solcher Herzenskost am meisten". Und schließlich das leidenschaftlichste Geständnis: „Ich habe keinen Freund auf Erden, dem ich so mit ganzer Seele angehöre, der für mein Leben so unentbehrlich ist."

Aber diese Stimmung hielt nicht vor, die Schuld scheint an Streiter gelegen gewesen. Er war eifersüchtig auf Bedas übrige Freunde, namentlich auf Schuler und Zingerle, und suchte ihn von diesen zu isolieren; das ließ sich ein Charakter von Bedas Selbständigkeit natürlich nicht gefallen. Streiter war auch eitel, er wollte als Dichter und Publizist glänzen, aber das Können stand im Mißverhältnis zu dem Wollen, seine unter dem Decknamen Berengarius Ivo veröffentlichten dramatischen und lyrischen Versuche fanden wenig Beifall. Beda anerkannte gern, wo ihm sein geläuterter Geschmack anzuerkennen gestattete; aber er hielt, wie Streiter später einmal an Steub (30. März 1844) klagte, nie viel von Streiters Anlage zur Poesie. Das machte ihn eifersüchtig auf des Freundes Erfolge auf diesem Gebiete. Dazu

kamen noch persönliche Verhältnisse. 1837 starb Streiters Frau, mit ihr schied die sanfte Macht aus dem Leben, die die hitzigen Köpfe oft miteinander wieder versöhnte. Zwar winkte ein zweites freundlich verbindendes Frauengemüt: Beda war nämlich mit der Familie der Hauptmannswitwe von Gartenberg befreundet; die eine Tochter Julie war 1824 seine Primizbraut gewesen. 1839 trat auch Streiter dieser Familie näher und verlobte sich bald darauf (Herbst 1841) mit Julie.

Beda begrüßte den Bund mit herzlicher Freude. Als aber Streiter im August 1842 das Verlöbnis plötzlich brach, — der Grund des Bruches ist nicht klar, scheint aber in früheren Beziehungen Streiters zu seiner Wirtschafterin und Erzieherin seiner Kinder, einem Fräulein von Kapeller, gelegen zu haben, — da brauste Beda in gerechter Entrüstung auf und sagte sich für immer von dem ehemaligen Freunde los: „Es wurde meine tiefste Verachtung gegen Deine Handlungsweise lebendig und noch jetzt kann ich meine Empfindung nicht unterdrücken.“ So schrieb er an ihn Ende August 1842. Es ist sein letzter Brief an Streiter. Von jetzt an sind sie geschiedene Leute. Während aber Beda den ehemaligen Freund einfach zu vergessen suchte, verkehrte sich Streiters frühere Liebe geradezu in Feindschaft und Haß und ging zu offenem und verstecktem Angriff über.

Wir haben schon gehört, daß Beda im Jahre 1842 seine „Lieder aus Tirol“ veröffentlichte. Streiter schrieb eine namenlose, boshafte Besprechung dieser Lieder für den Wiener „Zuschauer“ von 1843 und bald darauf einen gleichfalls namenlosen Bericht über Tiroler Literaturzustände, der unter dem Titel „Poetische Regungen in Tirol“ am 6. Dezember 1843 in der Augsb. Allg. Zeitung erschien und worin über die damaligen Dichter Tirols je nach ihrer politischen Gesinnung streng oder mild geurteilt wurde; das meiste Lob erntete Berengarius Ivo, der Verfasser des Artikels, Beda war mit Achtung behandelt.

Der Artikel erregte großes Aufsehen und bereitete Streiter, da seine Urheberschaft bald allgemein bekannt wurde, viel Verdruß; er bildet nebst einigen politischen Fragen, die das damalige Tirol erregten und in zwei Lager spalteten, den Ausgangspunkt eines mehrjährigen Zeitungskrieges, den L. Steub später (1882) unter dem Titel „Der Sängerkrieg in Tirol“ aus der Erinnerung darzustellen versuchte, nicht ohne einseitige Parteinahme für Streiter und gegen Beda und nicht ohne Ungenauigkeit infolge mangelhafter Quellenbenutzung, wie Wackernell in seinem Buche überzeugend nachweist.

Die Zeitungen, die sich an diesem nahezu vierjährigen Kriege (1843 bis 1847) beteiligten, waren die Augsburger Allg. Zeitung, die Augsburger Postzeitung, die Tiroler Stimmen und die Historisch-Politischen Blätter; sie befehdeten einander und die in Mitleidenschaft gezogenen Persönlichkeiten größtenteils in namenloser, nur mit Chiffren (+ α ♁ u. s. f.) bezeichneten Korrespondenzen; auch die mit Lob gekrönten oder mit Haß verfolgten Persönlichkeiten werden nicht immer mit ihren Namen genannt, sondern hinter Decknamen verhüllt; so heißt Beda bald Abälard, bald Pater Domingo, Streiter der Theseus von Peiersberg, Steub der Tourist usw. Neben ihnen erscheinen beteiligt oder doch in die Fehde einbezogen: Josef von Giovanelli, der Führer der Konservativen in Tirol, Professor Albert

Jäger, der Statthalter Graf Klemens von Brandis, die Jesuiten, die Dichter und Schriftsteller Jakob Fallmerayer, Hermann von Gilm, Adolf Pichler, Johann Schuler, Johann Senn, Josef Thaler und andere, also ziemlich alles, was damals in Tirol auf Namen und Bedeutung Anspruch hatte.

Denn es handelte sich ja, wie gesagt, nicht bloß um eine literarische Fehde, sondern in die Polemik wurden sehr ernste politische Fragen mit hineingezogen: die Auswanderung der protestantischen Zillertaler aus Tirol im Jahre 1837, die Berufung der Jesuiten nach Innsbruck und ihre Gründung einer Erziehungsanstalt im Jahre 1844, der Kampf der jungliberalen Partei, der sich Streiter sofort anschloß, gegen die Altkonservativen, ja sogar die Autonomiebestrebungen der Welschtiroler.

Der Kampf wogte hin und her, es gab Verwundete in beiden Lagern; am übelsten kam Streiter weg, der von hüben und drüben angegriffen wurde. Und da macht es denn eine geradezu komische Wirkung, daß er hinter den Chiffren der ihn angreifenden Blätter fortwährend Beda Weber wittert und die Freunde, namentlich Steub, um Hilfe gegen ihn anfleht. Charakteristisch hiefür ist ein Brief Lentners an Steub vom 26. Jänner 1846: „Du könntest ihn (Streiter) wohl wieder einmal mit einem gesalzenen Brieflein erfreuen. Vergiß nur nicht, im selben den teuren Domingo im Lichte seiner gründlichen Erbärmlichkeit auftreten zu lassen; denn von Tag zu Tag wird Streiter wieder grimmiger gegen ihn, und sein Morgen-, Tisch- und Abendgebet beschränkt sich auf eine Verwünschung des bewußten Pfaffen".

Streiter griff, wie gesagt, in seinen Vermutungen ganz kritiklos fehl; Beda hat bis zum Ende des Jahres 1846 in den ganzen Streit überhaupt nicht eingegriffen; das ist durch wiederholte Erklärungen (A. A. Z. vom 17. Mai 1844; A. P.-Z. vom 29. Dezember 1844) festgestellt. Ein Artikel der Hist.-Pol. Bl. vom Dezember 1846 über „Tirol und seine Beurteiler in Sachen der Religion und Kirche" ist erwiesenermaßen der erste Beitrag zur Fehde, an dem Beda beteiligt ist. Er polemisiert glücklich, gewandt, schlagfertig, ohne Leidenschaft; er läßt auch den Gegnern Gerechtigkeit widerfahren. Steubs Buch „Drei Sommer in Tirol" (1846) und sein Stil werden gelobt, soweit sie es verdienen. Streiters Artikel kann man nicht loben; der Redakteur der A. A. Z. fordert (8. Februar 1847) Steub ausdrücklich auf, aus Streiters Korrespondenzen „selbst etwas draus, drüber oder drunter zu machen"; denn so wie sie vorliegen, könne man sie nicht brauchen; „Streiter hat offenbar das Zeug nicht dazu". Und so wäre denn Streiter auch trotz Steubs Eingreifen in den Streit den wuchtigen Gegenhieben des von ihm vor drei Jahren grundlos angerempelten ehemaligen Freundes erlegen, hätte sich nicht die Regierung ins Mittel gelegt und dem Streite Einhalt geboten. Wir befinden uns ja noch im Zeitalter der Zensur: jede der an auswärtige Zeitungen gerichteten Korrespondenzen bedurfte ihrer Genehmigung. Sie machte ein rasches Ende: die Historisch-Politischen Blätter wurden in Österreich verboten, Lentner, wie schon früher Steub, aus Tirol ausgewiesen, Beda untersagt, auf Steubs letzten Artikel in der A. A.-Z. zu antworten.

Durfte Beda also auch nicht das letzte Wort sprechen, so war er doch aus dem Streite, der um seinetwillen angezettelt worden und in den er erst spät und wider seinen Willen hineingezogen worden war, mindestens nicht als Besiegter, — Streiter, der Urheber des Streites, jedenfalls als Unterlegener hervorgegangen; das zeigte sich bald darauf bei den Wahlen ins Frankfurter Parlament.

An Beda schlossen sich die Innsbrucker Führer der Konservativen, namentlich Albert Jäger, an. Durch die Erörterung der mit dem Sängerkriege zusammenhängenden Fragen, insbesondere der Jesuitenfrage und der Autonomie der Südtiroler, war Bedas Interesse auch für die Politik angeregt worden: der Mann, der gerade in den Jahren des Sängerkrieges so eingehend mit der Vergangenheit und dem Boden seiner Heimat sich beschäftigte, wandte nunmehr auch dem Leben der Gegenwart eine erhöhte Beachtung zu; er schreibt noch i. J. 1847 zwei Artikel über die politischen Verhältnisse Italiens, voll treffender Beobachtungen über die wirtschaftlichen Verhältnisse der italienischen Bauern und voll warnender Mahnungen gegen die wider Österreich gerichteten Einheitsbestrebungen Italiens. Wie sehr er da recht hatte, zeigten die Ereignisse des März 1848.

Im April wurden die Wahlen für das Frankfurter Parlament vorbereitet, in Tirol fiel die Wahl auf den 8. Mai. Eine neue Enttäuschung für Streiter: er hoffte gewählt zu werden; aber das Burggrafenamt stellte den hochgeachteten, geliebten, erst jüngst durch die Wahl in die Akademie der Wissenschaften zu Wien ausgezeichneten Beda Weber als Kandidaten auf. Auf einer Osterreise in Südtirol traf ihn die Nachricht; er griff mit beiden Händen zu. Am 27. April ließ er sein Programm ausgehen: „Aus Eurer Mitte hervorgegangen, mit Euren Leiden und Freuden von Jugend auf vertraut, habe ich mich durch zwanzigjährigen Volksdienst Euch allen hinlänglich kenntlich gemacht. Mein Glaubensbekenntnis liegt zum Teil gedruckt in meinen Schriften; und bin ich für meine Grundsätze, für meine Wahrheitstreue selbst von der alten österreichischen Polizei verfolgt worden, so liefert Euch das den besten Beweis, daß ich den Großen nie geschmeichelt habe, daß ich um keinen Preis jemandes Knecht werden wollte . . . Tirol und Österreich im innigen Anschluß an Deutschland soll meine, soll Eure Losung sein. Mit inniger Liebe schließen wir uns an Deutschland an, von dem wir zu unserem Schaden schon so lange durch schwere Zölle getrennt sind. Ein großes, einiges, starkes Deutschland, das kühne Wort unseres allgeliebten Erzherzogs Johann, soll der leitende Gedanke unserer deutschen Herzen an der Grenzmark Italiens sein! Aber unsere inneren Angelegenheiten wollen wir unter Österreichs Regierung selbst verwalten. Wir wollen keine deutsche Republik, keinen deutschen Föderativstaat, in welchem der Kaiser von Österreich bloß erblicher Gouverneur seiner Länder wäre, sondern einen mächtigen deutschen Bundesstaat. Und sollen wir einen Kaiser wählen zu Frankfurt am Main, so ist es Österreich, dem unsere Stimmen gelten; wir wollen mit Preußen, aber nicht für Preußen stimmen, weil es uns unmöglich ist, ein anderes deutsches Oberhaupt zu denken als ein österreichisches. Das sind meine Grundsätze, ihr Bauern und Bürger von

Südtirol! Ich habe sie von Euch gelernt und will sie für Euch im Parlament von Frankfurt furchtlos bekennen."

Es ging nicht ohne Wahlumtriebe ab; aber am 8. Mai wurde Beda mit stattlicher Mehrheit gewählt. Streiter unterlag in Meran wie in Bozen, hier gegen den Freiherrn von Unterrichter, dort gegen Beda. Seine Stimmung zeigt am besten ein Brief an Steub aus jenen Tagen: „Die Pfaffen erhoben diese Tage gewaltig ihr Haupt und es ist nun unter dem konstitutionellen Regime eine weit größere Tyrannei zu fürchten als unter dem alten patriarchalischen. Für Brixen soll Prof. Gasser, für Oberinntal Flir, für Unterinntal Alb. Jäger, der Zelot für Brandis, in Aussicht stehen; also ist das ultramontane Prinzip bestens vertreten. Für mich bleibt, wie ich Ihnen schon vor einigen Tagen schrieb und nun immer fühlbarer wird, nichts anders übrig als auszuwandern: dies die Blüte der konstitutionellen Freiheit in unserem fanatisierten Lande. Sagen Sie mir, ob Sie kein Plätzchen wissen, wo ich mich ruhig niederlassen kann. Hier walten Frömmlinge, nicht Deutsche."

Beda reiste am 14. Mai ab und traf am 18. Mai abends in Frankfurt ein, wohl nicht ahnend, daß seine Wirksamkeit in Tirol hinter ihm lag und eine neue Welt mit anderen Aufgaben ihn dort fesseln werde. Die deutschen Reichsboten waren bereits in die Paulskirche eingezogen. Er war anfangs wie überwältigt von jener denkwürdigsten Versammlung aller geistigen Größen des damaligen Deutschlands; aber bald findet er sich zurecht, tritt berühmten Persönlichkeiten, wie Anastasius Grün, Fallmerayer, Gfrörer, näher, studiert die Parteigruppierungen, sucht Fühlung nach verschiedenen Seiten und urteilt kühl und scharf über Menschen und Dinge.

Er war in Frankfurt bald wie zu Hause; er wußte nicht bloß alle Gassen, verfehlte sich nie und führte abends die betrunkenen Deputierten allzeit richtig nach Hause, wenn sie sich nicht auskannten (Brief an Gartenbergs vom 4. Juni 1848), sondern er war auch in der Paulskirche bald so gut orientiert, daß er den Verhandlungen nicht bloß mit vollem Verständnis folgen, sondern auch wiederholt in maßgebender Weise und seine Landsleute geradezu führend eingreifen konnte.

Seine damaligen Briefe und Zeitungsartikel enthalten eine Fülle treffender Beobachtungen über das Getriebe der Demokraten, die Kurzsichtigkeit mancher Österreicher, die die Aulawirtschaft, nicht minder die Lektüre von Schmutzblättern und Lotterbroschüren in- und ausländischer Revolutionsjugend korrumpiert hatte, über den Zusammenschluß der Monarchisten usw.

Beda und die Tiroler schlossen sich der katholischen Rechten an; darunter auch sein alter Freund Schuler, dem er nach den vorübergehenden Verstimmungen des sogenannten Sängerkriegs hier wieder näher trat. Unter allen Tiroler Abgeordneten ragt Beda als bedeutendste und schärfst markierte Persönlichkeit hervor.

Getreu dem im Wahlaufrufe entwickelten Programme sprach er sich als treuer Österreicher für ein großes Deutschland mit dem Kaiser von Österreich an der Spitze und für den ungeschmälerten Eintritt des Gesamtstaates in den neuen Bundesstaat aus; darum stimmte er für die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser, in der Hoffnung, auf diese

Weise die historische Kaisergewalt dem Hause Habsburg zu sichern; darum bekämpfte er energisch alle Anträge, die auf die Ausscheidung der nichtdeutschen Teile Österreichs aus dem zu gründenden Deutschen Bundesstaate abzielten, sowie auch jeden Versuch der Einmischung der Frankfurter Zentralgewalt in die inneren Angelegenheiten Österreichs nach der Niederwerfung des Oktoberaufstandes in Wien, ebenso aber auch die Anträge auf Übertragung der deutschen Kaiserkrone an Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Er schloß sich einem scharfen Protest gegen die am 28. März 1849 mit geringer Majorität vollzogene Wahl des Preußenkönigs an und trat am 13. April 1849 mit dem größten Teil der österreichischen Deputierten aus der Nationalversammlung aus.

Nicht minder charakterfest und als treuer Tiroler an den historischen Einrichtungen seines Vaterlandes festhaltend zeigte er sich namentlich in Kirchen- und Schulfragen. In der Frage der Religions- und Kultusfreiheit, welche die in Deutschland vielfach beengten Katholiken anstrebten, suchte er seinem Heimatlande das alte Privilegium der Glaubenseinheit zu erhalten. Hier kämpfte er Schulter an Schulter mit Gasser, dem nachmaligen Fürstbischof von Brixen, und setzte wenigstens für die Gemeinden das Recht durch, die Bedingungen für die Aufnahme in den Gemeindeverband selbständig und unabhängig festzustellen. Auch der Aufhebung der in Tirol allgemein üblichen geistlichen Schulaufsicht trat er entgegen und beteiligte sich durch bedeutsame Reden an der durch diese Vorstöße des Liberalismus hervorgerufenen kräftigen Gegenbewegung, insbesondere an der berühmten Versammlung katholischer Vereine in Mainz im Oktober 1848, aus der später die Deutschen Katholikentage hervorgegangen sind.

Als echter Volksmann liebte er das Volk und haßte den Pöbel und sein Treiben in und außer dem Parlament. Für Straßenaufläufe und Greuelszenen, die die Parlamentsverhandlungen unaufhörlich begleiteten und vielfach störten — Ermordung Auerswalds und Lichnowskys —, hat er nicht genug Worte des schärfsten Tadels und der Entrüstung. Die Blum, Vogt und Genossen kommen in seinen damaligen Aufzeichnungen und Berichten schlecht genug weg. Er fürchtete sie nicht und trug diese Furchtlosigkeit auch offen zur Schau. Das imponierte. Am 27. Juni 1848 schreibt er nach Tirol: „Als wir aus der Paulskirche traten, umstanden uns die Proletarier, mit Stöcken und Spießen bewaffnet, so eng, daß wir nicht durchkamen. Wir mußten uns mit großer Mühe durcharbeiten und seltsamerweise war dies Gesindel mit mir am höflichsten; warum, kann ich nicht ausmitteln. Ich fürchte mich vor ihnen nicht, aber ich drohe auch nicht zu den Galerien empor wie andere. Sie sind oft derart rücksichtsvoll, daß sie wie Katholiken den Hut abnehmen und mich grüßen."

Sein Gerechtigkeitsgefühl hieß ihn auch auf die Unverletzlichkeit der Abgeordneten verzichten: „Ich brauche keinerlei Gesetz; vor ungesetzlichen Handlungen werde ich mich hüten, und wenn ich eine solche begehe, so soll ich auch gestraft werden", rief er am 29. Nov. 1848 ins Parlament hinein.

Als wahrer Volksfreund suchte er bei der Beratung der Grundrechte die Gemeinden, insbesondere der Alpenländer, vor der Überflutung durch ein besitzloses Proletariat zu sichern, trat für die Freimachung von

Grund und Boden der Bauern, für Anschluß an den deutschen Zollverein, aber auch gegen die Freiteilbarkeit der Bauerngüter, gegen die Abschaffung der Fideikommisse, gegen die Einziehung der Kirchen- und Fürstengüter sowie gegen die Gewerbefreiheit auf.

Beda war konservativ, aber streng konstitutionell; er wollte dem Volke das Recht gewahrt wissen, durch seine Vertreter am Staatsregiment teilzunehmen; er wünschte auch ein breites Wahlrecht, aber nicht direkte Wahlen, mit Rücksicht auf die Verhältnisse der Gebirgsländer, in denen die Sammlung größerer Wählermengen an einem entfernten Orte und an einem bestimmten Tage oft undurchführbar ist.

In nationalen Fragen wußte er die Forderungen des weiteren deutschen Vaterlandes und der engeren tirolischen Heimat glücklich mit einander auszusöhnen. Er hielt fest an der Einheit und Größe des deutschen Volkes im deutschen Bundesstaate und trat daher für die Vergrößerung der deutschen Heeresmacht sowie für die Schaffung einer deutschen Flotte ein. In der engeren Verbindung des gesamten Österreich mit Deutschland sah er das wirksamste Gegenwicht gegen das Vorstürmen der nichtdeutschen Nationen Österreichs, namentlich gegen die Gründung eines selbständigen Slavenreichs und gegen die zentrifugalen Bestrebungen der Welschtiroler, die durch das Frankfurter Parlament zunächst die Loslösung vom deutschen Reich, sodann die Vereinigung mit der Lombardei zu erreichen suchten und bei manchen deutschen Abgeordneten Unterstützung fanden. Hier trat Beda mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Tatkraft für die Integrität Tirols ein. Er stellte einen Dringlichkeitsantrag, eilte selbst nach Tirol (Juni 1848) und sandte einen mit zahlreichen Unterschriften von welschtirolischen Bauern bedeckten Protest gegen die Abtrennung von Südtirol nach Frankfurt. Es ist Beda Webers und Alois Flirs Verdienst, daß der Abtrennungsantrag abgelehnt wurde. Ja, Beda tat noch mehr: als sich das Gerücht verbreitete, daß die österreichische Regierung den Autonomiebestrebungen der Südtiroler entgegenkommen wolle, interpellierte er im Oktober 1848 in Frankfurt und forderte das Reichsministerium auf, den in Wien geplanten Maßregeln entgegenzutreten, die eine Abtrennung Welschtirols vom deutschen Anteil zur Folge haben mußten. Dieses mannhafte Auftreten Bedas hat nicht wenig dazu beigetragen, daß die österreichische Regierung auf dem Kremsierer Reichstag dann die Anträge der Südtiroler auf parlamentarische und administrative Abtrennung der Kreise Trient und Rovereto ablehnte.

So verfocht Beda auf allen Linien sein Programm als furchtloser Volksmann, guter Deutscher, einsichtiger Priester und eifriger Patriot. Er tat es mit Temperament, aber auch mit Humor, weshalb man ihn den Abraham a Sancta Clara der Paulskirche nannte. Er konnte, als die Tiroler Abgeordneten im April 1849 die Paulskirche verließen, mit Befriedigung auf seine parlamentarische Tätigkeit zurückblicken.

Und sein Lohn? Die österreichische Regierung, die alle Tiroler Abgeordneten nach ihrer Heimkehr überwachen ließ, „ob diese etwa einen für die öffentliche Ruhe und gute Stimmung des Volkes ungünstigen Einfluß in näheren oder weiteren Kreisen zu nehmen versuchten“, ordnete namentlich, als Beda anfangs 1849 nach Tirol fuhr, „um dort vor dem Antritt seiner

neuen Bestimmung einige Privatgeschäfte in Ordnung zu bringen", eine besondere Berichterstattung darüber an, welchen Eindruck seine Rückkehr bei der dortigen Bevölkerung hervorgebracht und wie sich die öffentliche Meinung überhaupt über die Frankfurter Nationalversammlung ausspreche (Geheimakt des Innsbrucker Statth.-Archivs).

Ist es da zu wundern, daß er dem Antrag, die Stelle eines Stadtpfarrers in Frankfurt zu übernehmen, gerne folgte? Zumal da ihm Frankfurt, das ihn anfangs durch den schreienden Gegensatz zwischen Armut und Reichtum abstieß, allmählich lieb geworden war. Die schöne Umgebung der Stadt, der benachbarte Rhein, so reich an Schätzen der Natur und der Kunst, zogen ihn immer mehr an. Er lernte interessante Menschen kennen: Steinle, Böhmer, Schlosser u. a. Im Hause Brentano wurde der Verfasser der „Giovanna dalla Croce", der Dichter der „Lieder aus Tirol" als längst Bekannter freudig begrüßt. Im Umgange mit diesen Menschen lernte er den Wert geistig anregenden Verkehres höher schätzen. So blieb er also in Frankfurt und entfaltete daselbst bald eine großartige pastorale Tätigkeit.

Beda Weber als Stadtpfarrer von Frankfurt (1848—1858) erfüllte erst vollständig an sich das Ideal des Berufes, den er zu seiner Lebensaufgabe gewählt hatte, als er im Jahre 1820 an die Pforten des Benediktinerstiftes Marienberg pochte. Durch seine außergewöhnliche Persönlichkeit zog er den kleinen Kern der in Frankfurt in der Diaspora lebenden Katholiken an sich, gewann möglichst viel Vertrauen, kräftigte den religiösen Sinn, rüttelte die Gleichgültigen auf, organisierte alle und vereinigte sie zur erfolgreichen Vertretung der gerechten katholischen Forderungen gegenüber den Andersgläubigen. Schließlich schuf er auch noch eine leistungsfähige katholische Presse. So verschaffte er sich auch bei den Protestanten Respekt.

Zur Erreichung dieses Zieles bedurfte es freilich einer außerordentlichen Tätigkeit und diese entwickelte Beda. Außer der Leitung dreier Kirchen mit 13 Priestern und den pfarrämtlichen Agenden brachte er oft bis zu acht Stunden im Beichtstuhl zu, hielt am selben Tage zwei einstündige Predigten und besorgte den gesamten Religionsunterricht am katholischen Gymnasium, und zwar so, daß die Religionsstunde den Schülern die liebste Lektion wurde. Neben seinem Amtseifer erwarb ihm seine Mildtätigkeit viele Anhänger. Die Fürsorge für Kranke, Arme und Kinder war ihm ein Herzensbedürfnis, diesen Zwecken führte er den größten Teil seines Einkommens zu. Bis in seine tirolische Heimat erstreckte sich seine Wohltätigkeit.

Er erweiterte den Sonntagsgottesdienst durch Einführung eines Frühgottesdienstes, führte eine tägliche Schulmesse ein, stellte ein eigenes Kirchengesangbuch zusammen und entwickelte eine großartige organisatorische Tätigkeit: ein Altarverein sorgte für die Verschönerung des Gottesdienstes; er gründete eine Jünglingskonferenz, eine Lehr- und Erziehungsanstalt für die weibliche Jugend mit Pensionat, einen Vinzentius- und einen Bonifatiusverein, ferner einen Verein zur Verbreitung guter Bücher, einen Engel- und Marienverein zur Ausstattung von Erstkommunikanten und zur Bekleidung armer Kinder und fand für alle die charitativen Unternehmungen werktätige Hilfe und Förderung.

Als Mitglied der Schulkommission und Inspektor der Domschule griff er auch ins Schulleben neuernd und verbessernd ein; er verlangte eine möglichst ausgiebige Beschaffung von Armenbüchern, Aufhebung des viel zu hohen Schulgeldes, eine Kräftigung der Inspektionsgewalt, Verbesserung der Lehrergehalte, Bestellung eigener Religionslehrer für die Volksschulen.

Sehr treffend sagt er bezüglich der Armenbücher: „Es gehört zwar zu den interessantesten Genrebildern, mehrere Lockenköpfe der lernbegierigen Jugend um ein einziges Buch der Armenkommission prangen zu sehen; aber der richtige Zustand ist auch hier: Jedem das Seine!"

Den Zustand der Schulinspektion aber charakterisiert er folgendermaßen: „Allerdings hatte jede öffentliche Schule einen Inspektor; aber bisher war dieser wenig mehr als ein gemalter Christoph an der Kirchenmauer mit dem Kinde auf der Schulter, ausdrucksvoll und ehrwürdig; aber er konnte das Kindlein nicht durchs Wasser bringen, höchstens Brief- und Kartelträger der oberleitenden Korporation sein."

Auch für Berufung tüchtiger Lehrer in den weltlichen Fächern sorgte er; unter seiner Mitwirkung ist 1854 Johannes Janssen nach Frankfurt berufen worden. Er trat für die Hebung des Unterrichtes in den Naturwissenschaften, aber auch für die Durchdringung aller Disziplinen mit christlichem Geiste ein; er setzte beim Senat den Bau von Turnhallen durch und trat für die Jugendspiele ein.

Getragen von dem Bewußtsein seiner durchgreifenden und allseitig anerkannten Wirksamkeit wagte er 1852 den verwegensten „Vorstoß gegen die dickste Mauer der Vorurteile", indem er durch die besten Prediger des Jesuitenordens in Deutschland eine vierzehntägige Mission abhalten ließ, „die alle Gemüter aufregte und so weit über die Main- und Rheingegenden hinaus berühmt wurde". Es kümmerte ihn wenig, daß der protestantische Pfarrer von Frankfurt ihm Inkonsequenz gegenüber den Jesuiten vorwarf. Es ist richtig, Beda war gleich seinem Freunde Albert Jäger in jüngeren Jahren kein Freund der Gesellschaft Jesu. Am 18 Juli 1829 hatte er diesem aus Rom geschrieben: „Ich mag zwar keinen Jesuiten schmecken, aber ich bin es der Wahrheit schuldig: sie sind bescheidene, gelehrte, tätige Leute." Gegen die Verdienste des Ordens und seine Tätigkeit in der Kräftigung des Katholizismus sowie der Erneuerung des Glaubenslebens war er nie blind gewesen, und als im Jahre 1838 aus Anlaß der Berufung der Jesuiten ans Innsbrucker Gymnasium ihnen von den sogenannten Jungtirolern, Hermann von Gilm an der Spitze, der Boden Tirols geradezu bestritten wurde, da wandte sich Beda von diesem ihm illiberal erscheinenden Treiben ab; und gerade die maßlosen Angriffe gegen den Orden räumten allmählich die Vorurteile seiner Jugend weg. Am 4. November 1846 schrieb er in die Augsburger Postzeitung: „Der Schreiber dieses ist kein Jesuit und denkt auch keiner zu werden. Auch die unerläßliche Notwendigkeit der Jesuiten für die katholische Kirche, wie sie bei Männern von strenger Denkweise als Postulat an die Gegenwart bisweilen vorkommen mag, gehörte nie zu seinen Glaubenssätzen. Die katholische Kirche hat viele Jahrhunderte ohne Jesuiten bestanden und wird ohne sie bestehen bis ans Ende der Zeiten ... nicht die Jesuiten schützen die Kirche, sondern die Kirche schützt sie wie alle

anderen Ordensvereine . . . Sie läßt die Jesuiten gewähren innerhalb des Bereiches göttlicher und menschlicher Gesetze wie tausend andere Pflanzen, die aus dem Boden der Kirche sprossen." Das Jahr 1848, wo man „auf Jesuiten und Redemptoristen Jagd machte wie auf Wölfe und Bären", und die „sinnlos verlogene Jesuitenhetze" ließen ihn mit seinen früheren Anschauungen völlig brechen und sich der Jesuitenmission bedienen, um das katholische Glaubensgefühl zu kräftigen und die Gegner durch eine Massenentfaltung des Katholizismus zu bestürzen.

Sein nächster Schritt war die Gründung eines öffentlichen Organes für die Katholiken Frankfurts: 1853 rief er die Wochenschrift Frankfurter katholisches Kirchenblatt und zwei Jahre darauf die politische Zeitung Deutschland ins Leben. Letztere war ein großes Blatt, das täglich zweimal erschien und den katholischen und den großdeutschen Standpunkt auf dem Gebiete der Tagesgeschichte vertrat. Das „Kirchenblatt" erschien als Sonntagsbeilage weiter. An beiden Preßunternehmungen war Beda der hervorragendste Mitarbeiter; sie blühten auch nur, solange er lebte und gingen ein halbes Jahr nach seinem Tode ein. Seine bedeutendsten Beiträge ließ er selbst noch kurz vor seinem Tode in Buchform unter dem Titel „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben" (Mainz, 1858) erscheinen. Sie sind das bleibende literarische Denkmal seiner großen Auffassung und strengen Pflichterfüllung als Seelenhirt, dabei wie alles, was er schreibt, voll Humor und Satire und darum zugleich ergötzend und packend. So zählt er einmal die verschiedenen Sonntagsausflügler auf: „Turner, Bürgerwehren, Studentenmannschaften, Sonntagsschänder, Jägerwildlinge, Zweckesser und Amazonenscharen überfluten Berg und Land. Die Schloßen eines Hagelwetters prasseln nicht dichter ins Land, als diese modernen Wallfahrter auf den Flügeln des Dampfes hineingewirbelt werden in alle Lust und Augengier der Welt." Oder wenn er die Wühlarbeit der Freimaurer charakterisiert: „Überall und nirgends hocken sie, bald als Holzwürmer in den Fugen des Staatsgebäudes, bald als Blattläuse um jeden Duft des Rosenkelches im Salon, bald als Motten in den Filzschuhen der Geheimräte."

Sein schönstes, sinnenfälliges Denkmal ist der restaurierte Kaiserdom von Frankfurt, dessen Wiederherstellung aus Verfall, Verwilderung und Verzopfung Beda sich zur letzten Aufgabe gestellt hatte als „Sinnbild des restaurierten kirchlichen Lebens, des gehobenen, geläuterten Glaubensbewußtseins und der tatkräftigen, himmelanstrebenden christlichen Liebe". Seiner persönlichen Intervention in Wien und Prag verdankte das Unternehmen die Unterstützung unseres Kaisers sowie des Kaisers Ferdinand; auch der Senat griff mit großen Summen ein und so konnte das Werk rasch gefördert werden. Die Vollendung hat Beda nicht mehr erlebt.

So großer, ausgedehnter und tiefgreifender Wirksamkeit entsprach die tiefe Trauer über seinen Tod und der Glanz seiner Leichenfeier. Der Generalvikar Dr. Klein, nachmals Bischof von Limburg, hielt die Leichenrede, Bischof Ketteler von Mainz segnete seinen alten Freund ein.

Ich kann die Skizze von Beda Webers Leben nicht besser abschließen als mit den Worten, die Wackernell an den Schluß seines Buches setzt: „Es ist ein weiter Weg, den uns Bedas Leben und Entwicklung von der

Schusterei im Pustertal bis zu seiner Geisteshöhe in der Frankfurter Zeit geführt hat . . . Auf allen Gebieten hat Beda, stets mit lauterer Absicht und in edler Gesinnung, viel geschaffen und noch mehr angeregt. Er hat die Denkmale verdient, die man errichtet, um die Erinnerung an ihn wach zu halten"

Eines der schönsten Denkmale aber an ihn ist das Buch, das sein Landsmann ihm gewidmet. Wer künftig sich mit dem geistigen Leben Tirols und Österreichs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschäftigt, darf an Wackernells Buch nicht vorübergehen.



Nachtgetier.

Von Ilse Franke.

Die Eulen wimmern so die ganze Nacht . . .

Lieb Vater Schlaf, ich fühle deine Macht.
Du willst mich führen in dein schönes Land;
Doch hier ist's dunkel. Wo ist deine Hand?

Abseits von meinem Lager sitzt die Ruh'.

Du armes Nachtgetier, du dunkles du!
Den Tag durchschlafen und die Nacht durchklagen,
Den müden Frieden aus dem Bette jagen,
Von Traurigkeiten leben und von Grau'n,
Von Tränen, die der Nacht vom Auge tau'n,
Tot für das Licht und in der Sonne blind . . .

Ich weiß von Menschen, die so nächtlich sind.





Platon.

Eine Skizze von Dr. **Alois Wurm.**

Platon, der Sohn des Ariston und der Periktione, ist im Frühjahr 427 v. Chr. geboren. Sein Vater war ein Athener, der jedoch auf der nahen Insel Ägina ein Ackerlos hatte. Diese wird man nach glaubhaftem Zeugnis als die Geburtsstätte Platons betrachten müssen. Seine Familie war eine adelige. Scharf ausgeprägte aristokratische Neigungen lagen ihr im Blute. Kritias, der bekannte Führer der dreißig Tyrannen, dem die rücksichtslose Konsequenz seiner aristokratischen Politik eine gewisse Größe verleiht, war der Vetter seiner Mutter. Platons Geringschätzung und Mißtrauen gegenüber der Volksmasse ist nicht zum geringsten Teil auf den Trieb des aristokratischen Blutes, das in seinen Adern rollte, zurückzuführen. Seine poetisch-literarische Begabung wird man wenigstens zum Teil als ein durch seine Mutter vermitteltes Erbe von Solon her betrachten. Vielleicht geht auch ein Platon eigentümlicher starker Zug zu staatsreformatorischer Tätigkeit in etwa auf den großen Gesetzgeber Athens zurück. Auf jeden Fall hat das Bild des Verwandten anspornend auf den jungen Platon gewirkt. Im „Gastmahl" wenigstens stellt er ihn mit Lykurg sichtlich über Homer und Hesiod; er blickt zu ihm wie zu einem großen Vorbild empor, und seine größten Werke, der „Staat" und die „Gesetze", zeigen, daß Solons Beispiel einen guten Teil seiner Lebensarbeit bestimmend beeinflußt hat.

Seine Ausbildung war die gewöhnliche der edlen athenischen Jünglinge. Die Gymnastik muß er mit Vorliebe gepflegt haben. Es existiert eine glaubhafte Nachricht, daß er bei den isthmischen Spielen im Ringkampf einen Sieg davongetragen. Die Lebhaftigkeit der Farben, womit er später das Leben und Treiben in den antiken Turnschulen, den Gymnasien, schildert, spricht deutlich für sein frisches Interesse an diesen körperlichen Übungen. Auch verdient es Beachtung, daß er trotz seiner nachmaligen verhältnismäßigen Geringschätzung des Körpers zu Gunsten der Seele und trotz seiner geistig-ethischen strengen Sinnesrichtung der körperlichen Ausbildung stets eine nicht geringe Aufmerksamkeit gewidmet hat. Ohne diese Liebe seiner Jugend trüge seine Ethik gewiß ein noch viel herberes Gesicht, als es jetzt der Fall ist. Für die Musik war er äußerst empfänglich. Aber die sinnliche Erregung und seelische Aufregung, in die sie ihn versetzte, waren für den späteren Reformator der Anlaß, sie sehr mißgünstig zu behandeln. Man wird auch nicht verkennen, daß die neue Musik, wie sie namentlich Euripides für seine Dramen verwendete, ein starker Vorposten der neuen, alle Kräfte emanzipierenden Zeit war. Platon wollte aber — wir werden das noch sehen — diesen Geist einer neuen Kultur gerade meistern.

Wie weich und empfänglich sein Gemüt war, zeigt auch der Eindruck, den die Poesie auf ihn gemacht. Nur mit schwerem Herzen kann er sich im „Staat“ entschließen, Homer auf die Proskriptionsliste zu setzen. Die „Ergötzung“, — wir würden sagen der ästhetische Genuß, — die er aus den Dichtern zog, muß eine sehr reiche und tiefe gewesen sein, wenn er ihr nachher eine so weitgehende Bedeutung zumessen konnte.

Die erste philosophische Lehre, die ihm zukam, war die heraklitische. Seinem Lehrer darin, Kratylos, hat er in dem gleichnamigen Dialog ein Denkmal gesetzt. Der Einfluß der heraklitischen Lehre auf den jungen Platon war wohl größer, als er selber glaubte. Er äußerte sich allerdings in erster Linie nach der Gefühlsseite. Der ewige Fluß aller Dinge wurde von ihm tief innerlich erfaßt und elegisch durchempfunden. Ein gewisser pessimistischer Zug des platonischen Wesens wird damit zusammenhängen. Heraklit mag auch dazu beigetragen haben, das Bedürfnis nach einer Idealwelt, das die platonischen Ideen schuf, merklich zu steigern. Im 20. Lebensjahre trat Platon in den Kreis des Sokrates, dem er bis zu dessen Tode (399) angehörte. Die hauptsächlichsten Einwirkungen dieses großen Meisters waren die Ausbildung zu selbständigem Denken und die Weckung des ethischen Reformatorentriebes. Vom positiven Inhalt der sokratischen Lehre ist soviel wie nichts als bleibender Bestandteil in die platonische Philosophie übergegangen.

Nach des Meisters tragischem Ende unternahm Platon mehrere Reisen, die ihn mit bedeutenden Männern und wichtigen philosophischen Richtungen in Verbindung brachten. In Kyrene wurde er mit dem Mathematiker Theodoros bekannt, in Tarent, wo er mit dem genialen Denker und Staatsmann Archytas dauernde Freundschaft schloß, trat ihm die pythagoreische Lehre nahe. Diese hat zunächst einen vorwiegend ethischen, in seiner letzten Periode auch spekulativen Einfluß auf ihn gewonnen. Die Mathematik dagegen wirkte auf die Art seines Denkbedürfnisses und auf die Geleise, in denen es sich bewegte, bedeutsam ein. Besonders tief beeinflußte ihn aber sein Aufenthalt in Ägypten (bereits um 400). Hier trat ihm auf sozialem Gebiete vor allem ein Begriff entgegen: der Begriff des Regelmaßes und der Ordnung, und zwar der einer durch Unter- und Überordnung gebildeten regelmäßigen Gliederung. Dieser Begriff wurde die Hauptform, in die sich der eigentliche Metallstrom des platonischen Denkens goß.

Nach seinem ersten Aufenthalt in Syrakus (um 388), der besonders durch den innigen Zusammenschluß mit Dion, dem Schwager des Königs Dionysios, bedeutungsvoll wurde, auf seltsamem Wege nach Athen zurückgekehrt, gründete Platon eine Schule auf dem Platze, den man nach dem Heros Akademos Akademie genannt hatte. Der Unterricht erfolgte kostenlos, was aber die Annahme von Geschenken nicht hinderte. Daß seine Schule sich eines größeren Zulaufs erfreute als die anderer Lehrer, läßt sich schwerlich erweisen. Die Rivalisation mit diesen förderte jedenfalls die scharfen, oft ins persönliche Gebiet übergreifenden Fehden, die Platon mit anderen Philosophen, besonders mit dem Eristiker Antisthenes, einem Schüler des Sokrates, zu führen hatte. Jedoch hat es ganz den Anschein, als ob außerhalb der gelehrten Welt nur ein geringer Kreis tieferes Interesse an dem philosophischen Denken genommen habe. Das große Publikum kümmerte sich wenig darum, außer etwa, wenn eine

aktuelle Frage behandelt zu werden schien. Es kannte ja auch Sokrates, wie die komischen Dichter zeigen, wenig genug und Sokrates hatte sich doch viel mehr inmitten des Volkes bewegt als Platon.

Eine Abwechslung in sein dem Lehr- und Schriftstellerberuf gewidmetes Leben brachte die Einladung des jungen Königs Dionysios von Syrakus. Platon folgte ihr und ging nun daran, den König für seine staatsreformerischen Ideen zu begeistern. Durch Höflingsintriguen nahm die Sache ein rasches Ende. Bemerkenswert ist jedoch diese Episode für den Glauben Platons an die unmittelbare Realisierbarkeit seiner Ideale. Eine weitere Reise an den syrakusanischen Hof brachte ihn dem jungen König nicht näher. Für seinen verbannten Freund Dion erreichte er nichts. Etwas verbittert wandte sich Platon von neuem seiner Gedankenarbeit zu, aus der ihn der Tod im Jahre 347 wegnahm. Er stand im 81. Lebensjahre und hinterließ einen Knaben Adeimantos. Von sonstigen Familienverhältnissen ist nichts bekannt.

Das ist das Wesentliche, was wir über den Lebenslauf des Philosophen wissen. Es läßt nur ab und zu tiefere Einblicke in die Seele des großen Atheners tun. Was aber die Siegel von ihr nimmt, das ist Platons Vermächtnis: seine Werke. Sie wollen wir durchforschen, um die Tiefen der platonischen Seele zu ergründen. Aus ihnen soll uns die Antwort werden auf die Frage nach den treibenden Kräften dieses einzigartigen Menschenlebens. Sie sollen uns die Wurzeln bloßlegen, aus denen der lebensvolle Baum seiner Philosophie mit der Krone seiner Ethik und den quellenden Knospen seiner Psychologie erwachsen ist.

Für den, der Platons innere Entwicklung verfolgen will, bietet sich ein eigenes Schauspiel dar. Es ist der Konflikt des im Zentrum seiner Seele wirkenden, das Mark seines Wesens bildenden, mächtigen ethischen Dranges mit der Heerschar seiner anderen niederen und höheren Triebe. Freilich, was die ersteren anlangt, sieht man bei einer Naturveranlagung, wie sie Platon hatte, den endgiltigen Sieg des ethischen Ich sicher voraus. Im „Protagoras" gewinnt es zwar den Anschein, als ob die Lüste auf der ganzen Linie siegen sollten. Aber es scheint nur so. Das hedonistische Prinzip, das er hier verficht, dient ihm keineswegs zur Rechtfertigung aller niedrigen Begierden. Und schon im „Gorgias" erfolgt unter Preisgabe der hedonistischen Norm ein erbitterter Angriff auf die ganze Front der schlimmen Gelüste.

Es wäre nun ein großer Irrtum, wollte man diese Frontstellung gegen das Begierdenleben auf eine außergewöhnliche Unempfänglichkeit seiner sinnlichen Natur zurückführen. Im Gegenteil, es dürfte wenige antike Menschen gegeben haben, die für sinnliche Reize so zugänglich gewesen wären wie der sokratische Philosoph. Wer je den Phaedrus gelesen, dem wird die plastische Kraft und Wahrheit, womit dort der Kampf der Begierden gegen den höheren Menschen geschildert wird, unvergeßlich sein. Man erinnere sich an das voll ausgeführte Bild des Wagenlenkers mit seinen beiden Pferden, von denen das eine gefügig, das andere wild und störrig ist: die schlechten und guten Triebe in der Hand der Vernunft. Wenn nun der Wagenlenker das geliebte Antlitz sieht, da durchströmt Glut seine Seele und es erfaßt ihn die Qual der Sehnsucht. Das gefügige Pferd bleibt ihm auch jetzt ergeben und hält sich zurück; das wilde aber stürmt trotz Stachel und Peitsche mit gewaltigem Satze vorwärts;

es ruft dem Wagenlenker zu, die Liebeslust zu büßen. Dieser sowie das edle Pferd halten sich anfangs zurück, werden aber mitgerissen und schon willigen sie ein. Da sind sie bei ihm und sie schauen das strahlende Antlitz des Knaben. Wie dies aber der Wagenlenker sieht, da taucht vor seinem geistigen Auge das Idealbild der edlen, reinen Schönheit auf und es ist ihm, als ob eine mächtige Hand ihn zurückhielte, und mit einem starken Ruck zieht er die Zügel zurück, daß sich die Pferde hoch in die Luft bäumen . . . Das gierige Pferd drängt zu einem Wiedersehen. Und wie sie nahe sind, da duckt es sich und beißt in die Zügel und mit gestrecktem Schweif schießt es vorwärts. Der Wagenlenker aber wirft sich wie beim Starten zurück und zieht die Zügel an, daß Schenkel und Lenden des Pferdes den Boden berühren und der Schaum sich blutig färbt. Und wenn das dem wilden Pferde oftmals widerfahren ist, wird es gefügig und folgt dem Willen des Wagenlenkers. — Das sind beinahe Platons eigene Worte. Man sieht leicht, daß so nur ein Mann reden kann, in dem das Begierdenleben stark entwickelt ist, der einen harten Kampf mit dem wilden Dämon der Sinne ausgefochten, bis er dem Vernunftwillen die volle Herrschaft erstritten. Überhaupt stehen Platon, gerade wo er das Begierdenleben malt, die lebendigsten und sattesten Farben zur Verfügung. Ich erinnere nur an die Figur des genußtrunkenen Kallikles im „Gorgias", an manche Stellen im „Phaedon", „Staat" u. a. Es ist auch psychologisch rein undenkbar, daß ein Mann, dessen Gleichgewicht nie besonderen Störungen unterlag, dem Vernunftwillen jene vollkommene und unumschränkte Herrscherstellung angewiesen hätte, wie dies Platon getan. Man verstärkt einen Posten mehr als die andern, wenn er heftiger angegriffen wird als sie, und man verstärkt ihn um so mehr, je intensiver und andauernder der Angriff wird: so erhält der eine eine überragende und führende Stellung; aus der Republik mit ihrem repräsentierenden Präsidenten, der Vernunft, wird die Monarchie, die sogar — und bei Platon war dies ab und zu der Fall — in eine erbarmungslose Tyrannis übergehen kann; der Vernunftwille ist Alleinherrscher im Reich der menschlichen Kräfte.

Äußerst interessant ist es nun zu beobachten, welche Rolle die edleren, idealeren Triebe, der Drang zu allem Guten, Großen, Schönen in dem Platonischen Seelenorganismus spielen. Man muß sich aber dabei vergegenwärtigen, daß die Bedeutung des niederen Trieblebens unserem Denker erst mit dem „Gorgias", also zu Anfang seiner mittleren Periode, in das volle Licht des Bewußtseins trat, während sich ihm der Vernunftwille als Gegengewicht der Begierlichkeit erst nach 384 klar herausstellte. Letzteres geschah im „Phaedon", den wir uns genötigt sehen, unmittelbar vor den „Phaedrus" zu setzen. Vor den „Phaedon" fällt aber das „Gastmahl". Dieses eben bezeichnet nun wieder einen kritischen Punkt in der Entwicklung des Platonischen Seelenlebens. Im „Menon", der unmittelbar vor das „Gastmahl" gestellt werden muß, taucht wie zum ersten Mal und nur so nebenbei der „Mut" als eine Seelenkraft auf, die weder mit den Begierden noch mit der Vernunft zu identifizieren sei. Das Auge Platons ist aber einmal darauf gelenkt und mit der ihm eigenen Konsequenz des Forschens geht er dieser Erscheinung nach. Er entfernt da, wo er es zuerst blinken sah, die Umhüllungen immer mehr und mehr und es zeigt sich seinem erstaunten Blick die mächtige Goldader

des idealen Dranges. Diese Entdeckung nimmt sein Auge und seinen Geist derart gefangen, daß alles andere, insbesondere das Begierdenleben, stark zurücktritt und das ideale Drangleben die allergrößte Bedeutung gewinnt. Das ist die Situation, die uns im „Gastmahl" entgegentritt. Wäre dies das Letzte, was uns von Platon erhalten, so könnte man leicht im Zweifel sein, ob nicht der ideale Naturdrang für sein künftiges Leben die Führerrolle im Kreise seiner Seelenkräfte übernommen hätte. In der Tat ist ja im „Gastmahl" eine Scheidung des Vernunftwillens vom idealen Drang noch keineswegs durchgeführt und noch weniger die Stellung dieser beiden Kräfte zueinander festgestellt. Das geschah erst im „Phaedrus". Es muß vielmehr angenommen werden, daß Platon selber zur Zeit des „Gastmahls" über dieselben im unklaren war, sie wohl unbewußt zusammenfließen ließ. Das war um so leichter möglich, als ihm der Vernunftwille in seiner kalten, befehlenden Eigenart eben erst später heraustrat. So war also damals die Frage noch nicht entschieden, ob der ideale Naturdrang oder der selbstbewußte kalte Vernunftwille das Szepter der Seelenherrschaft an sich reißen würde.

Wir haben jetzt immer gesprochen, als hätte Platon nicht eine Lehre über allgemein menschliche Seelenentwicklung geben, sondern nur das Leben seiner eigenen Seele darstellen wollen. In Wahrheit ist beides der Fall. Aber man müßte blind sein, sähe man nicht den Urquell des hohen Mythos der Liebe, den Sokrates von der mantineischen Seherin gehört haben will, in Platons eigenen seelischen Erlebnissen. Er selber hat diesen hohen Drang verspürt, das Höchste zu leisten, was je ein Mensch geleistet hat; den Drang, ein zweiter Homer, ein zweiter Lykurg oder Solon zu werden. Immer weiter und höher führt ihn dieser Drang hinan, zu immer herrlicherer Schönheit, endlich zum Urquell, zum Idealbild aller Schönheit selbst. Nicht das Schauen des Schönen und Schöneren ist ihm das Letzte, sondern das „Zeugen im Schönen", d. h. die Vollziehung der Arbeit, zu der ihn das Ideal begeistert. Diese Arbeit ist ihm sein Lehr- und Schriftstellerberuf, durch den er die Jünglinge zu Einsicht und aller Tugend führt, ja es schwebt ihm sogar eine Gesetzgeberrolle vor, ein interessanter Hinweis, daß ihm schon damals der Gedanke an ein Werk, wie es der „Staat" oder die „Gesetze" nachmals wurden, im Sinne lag. Man sieht also ganz deutlich: Platon gibt im „Gastmahl" nichts weniger als eine ekstatische Schwärmerei, sondern ein auf den idealen Naturdrang gestelltes Lebensprogramm. Das ist durchaus kein unmöglicher Gedanke. Es gibt Leute, die ihn realisiert haben. Man denke etwa an die große Gestalt des mittelalterlichen Franz von Assisi. Allein Platon war trotz des großen idealen Schwunges, den er im „Gastmahl" nimmt, eine ganz anders geartete Natur. Denn einmal war seine sinnliche Natur, wie wir gesehen, zu sehr ausgeprägt; sodann hatte sein Geist eine viel zu reflektierende Neigung, als daß er sich mit ganzer Seele einem großen Ideal hätte in die Arme werfen und von diesem sein Leben hätte bestimmen lassen können.

Dem aufmerksamer Zusehenden fallen auch schon im „Gastmahl" selber verschiedene Ansätze auf, deren geradlinige Fortführung eben zur künftigen Seelenverfassung Platons führt. Zunächst eine starke Abkehr von allem Äußeren und Erdhaften, in die der ganze Dialog mündet. Ist es doch das allerletzte Ziel des Aufwärtsstrebenden, „das Schöne selbst zu schauen, wahr, rein, un-

vermischt, nicht beschwert mit menschlichem Fleisch und Farben und vielem anderen sterblichen Tand". Diese Sehnsucht, sein Ideal aller irdischen Hülle und Belastung zu entkleiden, weist bereits ganz deutlich auf den nächsten Dialog, den „Phaedon", in dem die Seele mit ihrem hier nicht mehr in den Liebesmythos gehüllten Ideal allein hoch oben auf königlichem Throne sitzt und tief unten im Tal das Erdenleben sich ausbreitet in seiner Dürftigkeit und seinem ewigen Wechsel. Gerade dies Moment der Unbeständigkeit wirft auch schon im „Gastmahl" seine Schatten auf Platons lichtbegierige Seele. Das Wort vom „ewigen Fluß der Dinge" hätte Heraklit nicht umfassender und ergreifender ausführen können, als es Platon im „Gastmahl" tat. Im Menschen selbst sind Fleisch und Blut und Knochen, Leid und Freude, Furcht und Begierde einem ständigen Wechsel unterworfen; selbst die Ständigkeit des Wissens ist nur Schein: es tritt eben an die Stelle des abgehenden Wissens ein neues. Damit vergleiche man, wie im Mythos das Urbild der Schönheit geschildert wird als „ein ewig Seiendes, nicht Vergehendes, nicht Werdendes, nicht Zunehmendes, nicht Abnehmendes", während alle übrigen Dinge „werden und vergehen". Nimmt man noch hinzu, daß bereits im „Gastmahl" der Gegensatz zwischen Leib und Seele ein sehr scharfer ist, — wird ja doch die Liebe zum Körper der Liebe zur Seele, die körperliche Zeugungskraft der seelischen als das Niedrere dem ungleich Höheren gegenübergestellt, — so wissen wir bereits mit ziemlicher Sicherheit, wohin die Fahrt das nächste Mal gehen wird.

Freilich ist im „Phaedon" eine starke Steigerung dieser weltabgewandten Gesinnung unverkennbar. Aber man würde sehr in die Irre gehen, wenn man den idealen Drang des „Gastmahls" im „Phaedon" nicht wiederfinden wollte. Im Gegenteil: genau dasselbe Streben nach dem Höchsten erfüllt in letzterem Platons Seele. Es fehlt nur der äußere Schwung. Dafür ist aber die innere Wärme und Kraft und Überzeugungssicherheit eine intensivere, ruhigere geworden. Übrigens werden auch hier, allerdings mit Zuhilfenahme eines Sprichwortes, die wahren Philosophen mit den *βάκχοι*, den von göttlicher Begeisterung ergriffenen Dienern des Dionysos im Gegensatz zu den gewöhnlichen Festteilnehmern, verglichen. Es fehlt allerdings die Rücksicht auf eine kräftige Lebensbetätigung nach außen, das „Zeugen im Schönen". Allein diese Lebensarbeit wird im „Phaedon" in der Sammlung der Seele, in ihrer Abkehr vom eitlen Welttand, in der Verachtung aller Begierden erblickt. Hier ist also der Blick nach innen gerichtet. Wenn wir aber fragen, was die Seele positiv leisten soll, so antwortet der „Phaedon", sie soll Einsicht, Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Tapferkeit sich erwerben. Im „Gastmahl" aber wird als Produkt der seelischen Zeugungskraft Einsicht und alle Tugend, insonderheit Sophrosyne und Gerechtigkeit, hervorgehoben. Da wird nur die Rücksicht auf andere scharf betont, im „Phaedon" steht diese nicht im Vordergrund. Denn hier taucht vor Platons Blick die dunkle Macht der Begierden wieder auf. Von diesen sucht er das Edle im Menschen auf das schärfste zu scheiden. So haben die schlimmen Lüste ihre Wurzel im körperlichen Teil des Menschen. Die Seele ist aber ganz edel und gut und kann so am besten unsterblich sein. Die Zuweisung der Begierden an den Körper taucht hier zum erstenmal auf, um dann für immer zu verschwinden. Die Bedeutung des Begierdenlebens war ihm zwar schon früher klar geworden, aber er hatte nie daran gedacht, ihren Sitz zu bestimmen.

Der höhere Teil der Seele ist aber im „Phaedon" noch ebenso wenig in den edlen Drang und den Vernunftwillen geschieden wie im „Gastmahl". Allein in ersterem Dialog ist die Scheidung bereits vorbereitet, und zwar eben durch die ungemein bedeutungsvolle Stellung, welche die Begierden jetzt wieder einnehmen. Man sieht es kommen, daß dieser gewaltigen Macht des Bösen ein Herr gesetzt werden muß und wird, der mit souveräner Gewalt ausgestattet werden und die Zügel straff in seiner Hand halten soll. Und ist Platon erst so weit, dann bleibt ihm nichts übrig, als den einmal erkannten edlen Drang zu einem Diener des Vernunft-Herrn zu machen. Der Streit um die Hegemonie ist entschieden; der ideale Naturdrang unterliegt; der Vernunftwille besteigt den monarchischen Herrscherthron. Das begibt sich bereits im nächsten Dialog, im „Phaedrus". Man erinnere sich an das oben daraus angeführte Bild des Wagenlenkers mit dem Gespann des edlen, gefügigen und des wilden, unbotmäßigen Pferdes. Der Vernunftwille ist Herr geworden, der edle und der gierige Drang sind seine Untertanen, die er beherrschen kann und soll.

Diese Erkenntnis von den drei Seelenteilen geht nun dem ethischen Philosophen niemals mehr verloren. Im „Staat" feiert sie geradezu Triumphe. Da ist sie der das ungeheure Ganze umklammernde Gedanke, das Rückgrat, das ihm Festigkeit verleiht. Der Doppelschnitt in die Einzelseele wird hier weitergeführt durch den großen Organismus des Staates hindurch, ja noch mehr, durch den idealen Organismus der geschichtlichen Staatenentwicklung. Wie die Leitung der Einzelseele in der Hand des Vernunftwillens liegt, so die Leitung des Staates in der Hand desjenigen Teiles, der das tiefste systematische Wissen mit starkem, sich selbst beherrschendem Willen verbindet. Die kriegerischen, dem Wink des Leiters gefügigen „Wächter" entsprechen dem „mutartigen" Seelenteil, das Erwerbsvolk aber dem niederen Begierdentum. In ähnlicher Weise bringt Platon die verschiedenen Staatsverfassungen mit den drei Seelenteilen in Verbindung: Idealstaat — Timokratie (in der der Ehrtrieb das treibende Motiv ist) — Demokratie auf der einen Seite; Vernunftteil — edler Drang — Begierde auf der andern. Zwischen Timokratie und Demokratie wird eine Übergangsstufe, die Herrschaft der Vermöglichen, die Oligarchie, eingeschoben und nach unten zu die Tyrannis als Herrschaft einer Begierde angefügt.

So merkwürdig diese vollkommene Weiterführung, die sich übrigens später (vergleiche besonders „Timaeus") sogar auf die ganze Welt erstreckt, uns scheinen mag, interessanter ist uns doch eine andere Beobachtung, die das Verhältnis der drei Seelenteile zu einander berührt. Platon verkörpert dieselben einmal im „Staat" in einem Bilde: ein kleiner Mensch, ein Löwe, ein vielköpfiges Ungeheuer ineinander verwachsen und das Ganze mit einer Menschengestalt umgeben. Man sieht, wie die Bedeutung der Begierden in Platons Schätzung zusehends wächst. Hier hat er das Gefühl, als ob sie eine geradezu unermeßliche Macht wären, gegen die der kleine Mensch, der Vernunftwille, beinahe machtlos ist, wenn ihm nicht der Löwe des edleren Dranges (man denke an das Ehrstreben in der Timokratie!) beispringt. Und auch dieser — was vermag er gegenüber dem tausendköpfigen Untier! Das Vertrauen in die Kraft der edleren Teile im Menschen erscheint hier bei Platon bedeutend erschüttert. Und erst von hier aus ist der „Staat" verständlich.

Platon ist, nach Sokrates, wohl derjenige antike Mensch, der das Prinzip des Individualismus zuerst mit vollkommen klarem Bewußtsein und in der schärfsten Ausprägung ausgesprochen hat. Ich will nur an die Darstellung der völlig in sich selbst ruhenden Persönlichkeit des Sokrates erinnern, wie sie etwa in der „Apologie“ oder im „Phaedon“ erscheint; oder etwa an jene großartige Stelle des „Gorgias“, wo Sokrates einer ganzen Welt gegenüber auch „als einziger“ auf der Wahrheit stehen bleiben will; oder auch jene ruhige Bemerkung im „Kriton“, daß, wer die Staatsgesetze nicht für ersprießlich halte und sich ihnen deshalb nicht unterwerfen wolle, auswandern möge, — genug, das Bewußtsein, daß die eigne persönliche Überzeugung von Gut und Böse die alles entscheidende Norm für die ganze Lebensgestaltung gegenüber jeder Autorität sei, tritt uns bei Platon in einer ganz einzigartigen Stärke und durchgefühlten Kraft entgegen. Und nun sehe man in den „Staat“ hinein! Welch erschreckende Tendenz, alles zu nivellieren! Von Staats wegen kein Vermögensbesitz, keine Familie, keine freie Initiative. Die Kinder werden „für den Staat gezeugt“, die Tierzüchtung ist das Vorbild für die Ehe. Mit einem Wort: Platons ausgesuchtes offenkundiges Streben geht dahin, jedes Atom des Einzelmenschen in den Staat aufzulösen. Die Individualität existiert einfach für ihn nicht mehr. Das ist ein harter Widerspruch. Aber seine Erklärung ist schon angedeutet. Je älter der Philosoph wurde, je tiefer er ins Leben schaute, desto mehr sah er allenthalben die Begierde und die Leidenschaft regieren. Sein Blick sah klar genug, daß die Einzelpersonen, aus denen sich die Volksmasse zusammensetzte oder auch nur seine „Wächterklasse“ sich bilden sollte, niemals und durch keine Erziehung zu voll ausgebildeten, in sich geschlossenen individuellen Persönlichkeiten umgeformt werden könnten. Das Ideal war ihm ja zweifellos, daß jeder Einzelmensch das vielköpfige Ungeheuer in seinem eignen Organismus niederringe, den Vernunftwillen zum gebietenden Herrscher im Reiche seiner Seele mache. Allein das konnte er von der Menge nicht erwarten. Was nun der Einzelne nicht fertig brachte, das sollte die allmächtige Hand des Staates vollenden. Die Begierden schweigen, wenn man ihnen jeden Anlaß nahm, sich zu regen. Im „Phaedon“ bereits hat Platon den Gedanken ausgeführt, daß die Seele zur Ruhe komme, wenn die Begierden verstummten, und diese verstummten dann, wenn ihnen die Erdengüter keine Nahrung mehr böten. Dies Motiv wirkt im „Staat“ nach; oder vielmehr, es hat sich hier seine Kraft verdoppelt. Wo kein Privateigentum, kein Familienleben mehr existiert, wo alles für den Staat und der Staat für alles da ist, — da ist freilich von starker Individualität des Einzelnen keine Rede mehr, aber ebensowenig, dachte Platon, von dem gierigen Fraß der vielköpfigen Bestie, ebensowenig von maßloser Zuchtlosigkeit und rücksichtsloser Ungerechtigkeit. Wo soll denn noch Raum sein für sie? Wo kein Kind seine Eltern kennt, muß doch ein allgemeines großes Brudergefühl durch den Organismus des Staates strömen und dessen einzelne Glieder miteinander verbinden. So wollte Platon selbst die Natur zwingen, ihre verbrüdernde Kraft, die sie in der Familie so stark betätigt, in den Staat ausströmen zu lassen. So sollte durch ein ganzes System umfassender und mit einem großen Aufwand von Geist ersonnener äußerer Maßregeln und künstlicher Mittel das erreicht werden, was der Einzelne nicht erreichen konnte, daß Gier und

Leidenschaft in Ketten liege und einzig herrsche die Vernunft. Gewiß soll die Erziehung der „Wächter" auch innerlich in diesem Sinne wirken. Allein wie wenig er sie zum Hauptfaktor seines Reformgedankens zu machen gesonnen ist, erhellt schon daraus, daß er sie im wesentlichen mit Übung und Gewöhnung gleichsetzt. Das Wissen soll erst bei den wenigen Auserlesenen, die zu Herrschern berufen sind, seine innerlich umgestaltende Kraft beweisen.

Wie durchaus ethisch der Gesichtspunkt ist, von dem aus Platon den Staat betrachtet, erhellt daraus am besten, daß er gar keinen anderen Zweck des Staates gelten läßt als den ethischen. Man kann nicht sagen, daß Platon kein Auge für die volkswirtschaftlichen oder politischen Faktoren gehabt habe. Im Gegenteil, man ist geradezu verwundert, eben die national-ökonomische Kulturseite des Staates mit solchem Verständnis behandelt zu sehen. Platon tut das allerdings nur da, wo er das Werden des Staates von seinen primitiven Anfängen bis zur Höhe des ausgebildeten Kulturstaates mit seinen ungemein gesteigerten Bedürfnissen und den stark differenzierten Gesellschaftsschichten darstellt. Allein wenn Platon diese Maßstäbe kennt, sie aber trotzdem nicht anwendet, so zeigt er damit deutlich, daß er sie nicht anwenden will. Für die Aufgabe des Staates besitzt er keine andere Norm als für die Aufgabe des Individuums. Der Einzelne hat zu sorgen, daß die Vernunft in seiner Seele herrsche, daß er die Einsicht, die Tapferkeit, die Sophrosyne, die Gerechtigkeit besitze; der Staat hat genau dieselben Tugenden zu erzielen. Man darf auch nicht glauben, daß diese Parallelisierung nur ein äußeres Gewand ist, hinter dem er die wahren Aufgaben des Staates verberge. Nein, die Gesamtheit soll wirklich von der staatlichen Gewalt so regiert werden, daß sie die Tugenden, und besonders die jeder Klasse spezifisch eigene Tugend, betätige. Wenn der Staat dafür gesorgt, daß in seinem Innern die Sophrosyne und Gerechtigkeit, bei den „Wächtern" speziell die Tapferkeit und bei den Regierenden die Einsicht herrsche, hat er seine Aufgabe völlig gelöst. Kein Wort davon, daß die politische, wirtschaftliche, geistige, die kulturelle Hebung des Volkes, der Gesamtheit, in der Sphäre seiner Interessen läge. Man hat es Platon hoch angeschlagen, daß er das Prinzip der Arbeitsteilung so streng in seinem Staate durchgeführt wissen wollte. Aber man übersah dabei, daß es nichts weniger als der wirtschaftliche Gesichtspunkt war, der den Philosophen dabei leitete. Auch hier war der beherrschende Gedanke ein durchaus ethischer. Die Gelegenheit zur Ungerechtigkeit soll einfach auf ein Minimum reduziert werden und das wird durch Verhinderung jedes Übergreifens in eine fremde Sphäre erreicht. Das ist eben, um ein gut geprägtes Wort zu gebrauchen, ein Akt der „Reibungsscheu", die bei Platon so oft begegnet. Und deren Wurzel ist, wie wir gesehen, die Einsicht, daß der einzelne Massenmensch sich selber nicht zu dem zu machen vermag, was er sein soll. So ist also die staatliche Bevormundung notwendig, und um so weit- und tiefgehender notwendig, je geringer der Widerstand erscheint, den der einzelne Vernunftwille der gierigen Leidenschaft entgegenzustellen vermag. Die Vielen sind für Platon Kinder, keine künftigen Individualitäten, und darum gesteht er ihnen auch die Rechte der freien Individualität nicht zu, die er für sich in Anspruch nimmt und für die Wenigen, die seinesgleichen sind. So löst sich der Widerspruch zwischen dem Bewußtsein

vollkommenster individueller Souveränität und dem Streben nach völliger Nivellierung der Menge.

Wir haben gesehen, was die durchaus ethisch gefaßte Dreiteilung der Seele, die durch die bald (im „Timaeus") erfolgende separate Lokalisation in Kopf, Brust und Unterleib noch verfestigt wird, für ungeheure Folgen für die Staatsauffassung Platons gehabt hat. Dabei spielte allerdings die verschiedene Wertung der drei Teile eine ganz bedeutende Rolle. Diese Wertung ändert sich aber im wesentlichen nicht mehr. In Platons letztem Werke, in den „Gesetzen", erscheint sie vielmehr in mancher Hinsicht noch einen Schritt weiter in derselben Richtung ausgebildet. Man könnte versucht sein, dagegen geltend zu machen, daß in diesem Werk der Masse des Volkes ein gewisser Anteil an der Regierung eingeräumt wird. Daran wird soviel richtig sein, daß Platons Auge ab und zu auch unter der Masse einen tüchtigen Mann entdecken mochte. Er hatte sich ja immer mehr und mehr geschult, die differenzierten, verschiedenartigen Erscheinungen des Lebens und der Welt zu beachten. Er war auch milder geworden, daß er den Kindern wohl ein harmloses Spielzeug gönnen mochte. Aber die Gesamtschätzung der Masse war eine nur noch herbere geworden. Platon versichert ausdrücklich, daß er an dem Ideal, wie er es im „Staate" aufgestellt, unerschüttert festhalte. Nur die Unmöglichkeit seiner Durchführung veranlaßte ihn zu einer Temperierung desselben. Aber diese ist so ziemlich von dem gleichen Mißtrauen in den edlen Sinn und die Bildungsfähigkeit der Masse beherrscht wie die Regierungsform des Idealstaates. Das Volk mußte Anteil an der Regierung bekommen. Er gestand das zu; aber die Befugnisse, die der Staatsreformator ihm einräumte, die Behördenwahl und ein Anteil an der Rechtspflege, sind mit so vielen und ausgesucht berechneten Klauseln umgeben, daß die Gewalt der in die vielen und engen Kanäle geleiteten Leidenschaften des Demos nicht durchbrechen konnte. Also dieselbe Tendenz wie im „Staat", nur mit anderen Mitteln verfolgt. Auch der ethische Zweck des Staates ist festgehalten. In sehr bedeutenden Punkten ist aber eine Verschärfung eingetreten. Als solche müssen die äußerst strengen Strafen gelten, die auf die drei Häresien — Zweifel am Dasein der Götter, an deren Vorsehung, an ihrer Unsterblichkeit — gesetzt sind. Diese Härte ist aufgefallen und man hat versucht, sie sozusagen auf die letzten Stunden Platons zu beschränken. Unseres Erachtens sehr mit Unrecht. Im wesentlichen ist Platon der gleiche geblieben, der er im „Staat" war. Als er diesen schrieb, war er bereits zur festen Überzeugung gelangt, daß die Menschen, sollen sie recht leben, dazu gezwungen werden müssen; es müssen allenthalben Einrichtungen getroffen werden, die sie hindern oder ihnen die Gelegenheit nehmen, Unrecht zu tun. Was ist es also verwunderlich, wenn Platon in den „Gesetzen" aus diesem Prinzip auch nach einer Richtung die Konsequenzen zieht, welche er im „Staat" noch nicht ins Auge gefaßt hatte? Sollen die Einrichtungen zur Verhütung des unrechten Lebens der Gesamtheit wirksam sein, so müssen auch auf dem Zwangswege Einflüsse abgeschnitten werden, die die ersteren illusorisch machen würden. Ich glaube schwerlich, daß ihn der Gedanke an das Schicksal seines Meisters von der herben Einschränkung der Lehrfreiheit hätte zurückhalten können. Er blickte ringsum und entdeckte keinen Sokrates im ganzen Land; dafür aber Tausende und Abertausende, die durch schrankenlose Lehrfreiheit

in ihrer ethischen Lebensführung auf das schlimmste beeinflußt werden konnten. Und hätte er einen Sokrates entdeckt, er hätte nimmermehr geglaubt, daß dieser ein Häretiker werden könnte. Man mag finden, daß die platonische Spekulation selbst manchmal nahe an eine der drei Häresien gestreift. Aber an einer der drei religiösen Grundlehren hat er nie gezweifelt und sie zum Teil in früheren Dialogen verfochten. Was aber die Hauptsache ist, Platon war in seinem Innersten fromm; er war fromm in demselben Sinn, in dem man von der Frömmigkeit des Sophokles spricht: eine tiefe, ehrfurchtsvolle Überzeugung von der Macht der Gottheit, von dem Allwalten derselben, davon, daß alles, was sie tut, recht ist, — das ist der Kern dieser Frömmigkeit. Es ist psychologisch äußerst interessant, zu beobachten, mit welcher Eifersucht Platon, trotzdem ihn seine Spekulation anderswohin zu führen droht, darüber wacht, daß kein Schatten des Übels auf die allgute Gottheit falle. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß das religiöse Gefühl des frommen Atheners hiebei das treibende Rad ist. Es ist derselbe Impuls, der den großen Aeschylos antrieb, Zeus als den Allguten zu preisen. Nur das ethische Bewußtsein ist reiner geworden, und so vermag sich der Philosoph nicht mehr wie der ältere Tragiker dabei zu beruhigen, daß Zeus erst in der letzten Weltperiode nach dem Sturze seines Vaters der Gute geworden. Für Platon ist er es von Anbeginn. Man darf die hinter der Spekulation verborgen wirkenden Gefühlskräfte nicht übersehen, soll das Bild Platons ein volles werden. So wird man es viel leichter verstehen, wie Platon in seinem letzten Werk den religiösen Glauben so hoch einschätzt. Er böte nicht das einzige Beispiel, daß sich gerade im Alter der fromme Drang der Jugendjahre mit erneuter Frische einstellt. Der Hinweis auf die Bakchen des Euripides, seines ungleich weniger frommen älteren Zeitgenossen, wird genügen. Aus dieser frommen, dem Geist der alten Zeit entstammenden, tief innerlich, aber dem Philosophen vielleicht selber nicht bewußt wirkenden Gefühlsanlage erklärt sich zuletzt Platons „verzehrender Eifer für das Haus Gottes“, wie er sich in der schonungslosen Härte gegen die Ketzer in den „Gesetzen“ zeigt. Dieses Gefühl ist eben ein Teil jenes Gesamtdranges, den er im „Phaedrus“ zur Dienerrolle verurteilt hat. Natürlich, daß man Platons Gefühlswelt dann nicht mehr auf der Oberfläche liegen sieht. Auf dieser erscheint nun Platon, der Ethiker.

Es ist oben hervorgehoben, daß der Philosoph sein Staatsideal nur deshalb modifizierte, weil er keine Hoffnung hatte, dasselbe, wie es war, durchzuführen. Platon hatte in der Tat keineswegs das Bewußtsein und die Absicht, mit seinen staatsreformatorischen Dialogen bloß für die Literatur zu arbeiten. Es ist durchaus nicht belanglos, wenn er im „Gastmahl“ bereits die gesetzgebende Tätigkeit des Lykurg und Solon über die poetische Homers stellt. Und umsoweniger belanglos, als sich deutlich seine Sehnsucht offenbart, diesen hohen Mustern es gleichzutun. Er hat zweifellos an die Möglichkeit eines gesetzgeberischen Einflusses seinerseits gedacht. Das ergibt sich schon aus dem vorsichtigen, beinahe zaghaften Ton, mit dem Sokrates im „Staate“ die wichtigsten Neuerungen einleitet. Platon trifft hier mit äußerster Behutsamkeit Vorsorge, daß seine Vorschläge nicht als abstruse Phantastereien einfach abgelehnt würden; er versetzt sich mit großem Geschick in die Seele seiner Leser, und indem er ihre Bedenken selber aussprechen läßt, macht er sie willig, über seine Ideen

ernsthaft nachzudenken. Er zeigt auch, daß er die praktischen Schwierigkeiten einer Realisierung seines Ideals nicht unterschätze. So redet nur ein Mann, der eine Lösung für eine aktuelle Frage zu geben vermeint. Daß man es zu Platons Zeit auch so auffaßte, ergibt sich am allerdeutlichsten daraus, daß ihm Gelegenheit geboten wurde, am syrakusanischen Hof sein Ideal zu verwirklichen. Und in dem fingierten Anlaß einer Koloniegründung darf man nicht bloß einen recht geschickten künstlerischen Rahmen für seine „Gesetze" erblicken, sondern wohl auch einen leisen Wink, im wirklichen Bedarfsfalle sich seiner zu erinnern.

Es kann auch wohl bei einer Natur wie Platon gar nicht anders sein. In ihm lebt ja ein starker reformatorischer Drang. Dieser darf als die Außenseite eines großen ethischen Charakters gelten. Man sieht es heutzutage an Tolstoi oder Ibsen, wie eng diese beiden an sich ja verschiedenen Dinge zusammenhängen. Der sittlich große Charakter wird seines in ihm lebenden hohen ethischen Ideals bewußt; er sieht dann, daß die ihn umgebende Welt meist vorgibt, sein Ideal zu verfolgen, aber in Wirklichkeit ganz anderen Götzen huldigt. So entsteht der herbe Aufruf zur Wahrheit des Lebens, zur konsequenten Einheit von Rede und Tun. Das ist die Reformpredigt Ibsens; das ist auch Platons emphatische Schlußaufforderung im „Gorgias", nicht gut zu scheinen, sondern gut zu sein. Es ist interessant, die allmähliche Entstehung des Bewußtseins von seinem Reformatorenberuf zu verfolgen. In den drei Erstlingsdialogen, dem „Kleineren Hippias", dem „Laches", dem „Charmides", die wir sicher vor des Sokrates Tod (399) zu setzen uns veranlaßt sehen, tritt der Reformgedanke überhaupt nicht auf; wichtig ist aber, daß in den beiden letzten das große, noch ziemlich unbestimmte Wissen von dem Guten im Gegensatz zu dem, wir können sagen weltlichen Wissen, dem Einzelberufswissen, erscheint. Im „Protagoras" faßt Platon bereits reale gesellschaftliche Verhältnisse unter ethischem Gesichtspunkt ins Auge. Aber es steckt noch nicht das sichere, herbe Reformatorenbewußtsein darin; der Dialog liest sich wie ein noch unsicher tastendes Rühren an verhängnisvollen Gegenständen, dem das Zurückziehen der Hand sofort folgt. Nun tritt die „Apologie" ein. Hier tritt Sokrates — für den historischen Sokrates merkwürdig genug! — bereits mit der großen Sittenpredigt auf: nicht nach Ehre und Besitz sollt ihr streben, sondern nach Tugend und nach einer wohlgeordneten Seele. Dieser ernste Ton nimmt dann im „Gorgias" die heftige Schärfe einer Verdammung der ganzen herkömmlichen Moral an. Rhetoren und Staatsmänner, Jugendbildner, Musiker, Dichter verfallen dem Anathem des Reformators und über dem Sturz all dieser weltlichen Größen hin klingt der Ruf von dem „Einen Notwendigen", das da ist „recht zu leben". So war der Gedanke von der Notwendigkeit einer grundstürzenden Reform der ganzen Gesellschaft voll ausgereift und damit zugleich in Platon das Bewußtsein mit ganzer Kraft erwacht, daß er berufen sei, diese Reform in Angriff zu nehmen. Nun wird man im „Staat" und in den „Gesetzen" gar nichts weiter mehr erblicken als die Zeichnungen und Grundrisse, nach denen der neue Aufbau der Gesellschaft erfolgen soll. Nun wird es nicht mehr auffallen, daß des Staates letztes Ziel nichts anderes sein soll als die Einführung der Gerechtigkeit und Sophrosyne in die Gesamtheit. Nun erscheint es begreiflich, daß dem Gesellschaftsreformator

Zölle und Mauern und Häfen nur als „eitler Tand“ erscheinen („Gorgias“), daß er einen auf Kriegführung angelegten Staat, wie den spartanischen, auf das schärfste verurteilt („Gesetze“). Nun ist es schließlich selbstverständlich, daß es Platon mit seinem Staats- oder besser Gesellschaftsideal heiliger Ernst war.

Damit ist nun durchaus nicht gesagt, daß er mit dem ethischen zugleich auch das altruistische Motiv verband. Das will heißen, Platons Lebenswunsch und Lebensarbeit war wohl, die athenische Gesellschaft auf einen wirklich sittlichen Boden zu stellen; allein ob dies Streben aus dem inneren Drang hervorwuchs, seine Mitbürger dadurch glücklich zu machen, ist eine andere Frage. Es gibt Reformatoren von stahlhartem Gepräge, Männer, die über eine gewaltige Selbstbeherrschung, eine eiserne Energie, eine ungeheure sittliche Spannkraft verfügen und ihr Ideal von anderen verwirklicht sehen wollen, die aber nichts weniger als ein menschlich fühlendes Herz für ihre Nebenmenschen besitzen. Was sie tun, tun sie, weil sie es als Pflicht betrachten. Ihr Herz drängt sie nicht, Licht den im Dunkeln Tastenden, Leben den Erstarrenden, Freude den darnach Hungernden zu bringen. Gehört Platon diesen kalten Pflicht- und Willensnaturen an oder soll man ihn der Gruppe der warmherzigen, Not und Glück der anderen im Innersten mitempfindenden Gefühlsmenschen zuweisen? Man darf ruhig antworten, daß das erste viel mehr das Richtige trifft als das zweite. Nach all dem, was wir über die ethische Entwicklung Platons gesagt, kann das auch wenig wundernehmen. Der Sieg des beherrschenden Vernunftwillens über die Gefühlsseite seines Wesens sagt ja schon viel. Allein man wird überhaupt vergebens nach Spuren einer nennenswerten altruistischen Veranlagung und Entwicklung in der Platonischen Seele fahnden. Gewiß hat niemand vor Platon mit solcher Energie ausgesprochen, daß Unrechttun schlimmer sei als Unrecht leiden. Aber das Motiv dafür war keineswegs eine Einfühlung in die Rechte des anderen und der daraus hervorgehende Unwille, diese Rechte verletzt zu sehen. Für Platon war nicht die Rücksicht auf den andern das Bestimmende, sondern die Rücksicht auf die Pflichtforderung, die seine ethisch so stark ausgebildete Natur an ihn stellte. Ja, selbst da, wo Platon die Schädigung des ungerechten Gegners verbietet, darf man ihn noch nicht vom altruistischen Gefühl beherrscht denken. Er tut dies nämlich nur, weil jede Schädigung des Gegners auf dessen Seite eine sittliche Verschlimmerung als Reaktion zur Folge hat. So wenigstens müssen wir den Gedanken Platons im „Kriton“ und zu Anfang des „Staates“ verstehen. Mag der Beweis Platons, den er zur Festigung dieser Auffassung bringt, logisch beanstandet werden können, so wird doch dem Resultat eine gute psychologische Beobachtung zugrunde liegen: daß die Stimmung des Gegners durch eine derartige Schädigung nicht friedlicher, sondern erbitterter und zu neuem Unrecht geneigter wird, kann ja wohl nicht bestritten werden. Daß aber der ethische Reformator nicht gestatten konnte, einen anderen zum Unrecht zu veranlassen, liegt auf der Hand. Das Motiv hiebei ist aber dann das ethisch-reformatorische. Zu dieser Auffassung des platonischen Wesens stimmen denn auch die harten Verordnungen im „Staate“, die eben nur bei einem Manne erklärlich sind, der ebensosehr über eine ungeheure Willenskraft verfügt, wie er unbekümmert ist um die Gefühlswunden, die er

damit schlägt. Gewiß läßt sich in den „Gesetzen“ eine gewisse Milderung nicht verkennen. Aber man kann sich des Eindruckes nicht ganz erwehren, daß es sich da um Konzessionen handle, die der Gesetzgeber um „der Herzenshärtigkeit“ oder der Schwäche des Menschen willen angebracht habe. Es darf auch noch bemerkt werden, daß er bei den Personen seiner Dialoge mit Vorliebe und großer Meisterschaft die Züge eines feinen Egoismus, wie etwa den gekränkten Stolz eines Rhetors oder den verbissenen Ingrimm eines unterlegenen selbstbewußten Politikers, darzustellen versteht, wie ja auch Sokrates dutzendmals das gewünschte Gespräch und dessen bedrohte Fortführung durch eine kluge Spekulation auf die Eitelkeit der Partner ins Geleise zu bringen weiß.

Einer Beschränkung bedarf jedoch unsere Behauptung immerhin — oder, wenn man will, auch nur einer näheren Erklärung. Die altruistischen Wirkungen der Liebe, speziell der Knabenliebe, kennt Platon sehr wohl und man darf sagen, daß dem poetischen Analytiker der (Frauen-) Liebe der philosophische Analytiker der (Knaben-) Liebe würdig an die Seite tritt. In der Tat zeigt Euripides in seinem Besten — und das ist die Liebesdarstellung — keine größere Meisterschaft als Platon. Hier weiß der Dichterphilosoph also recht wohl nicht bloß das Mitgefühl mit dem Geliebten, sondern auch das Hingebungsbedürfnis an ihn zu zeichnen. Allein gerade dies läßt die Lücke des Mitgefühls mit dem Menschen als Menschen oder Mitbürger umso empfindlicher hervortreten. Und das noch mehr, wenn man beachtet, wie wenig Platon für die Frauenliebe übrig hat. Diese erschien ihm ohne Zweifel, mag er auch einmal die Hingabe der Alkestis für ihren Gatten mehr gelegentlich erwähnen als bewundernd anführen, als eine Liebe zweiter Gattung. Es muß das so sein. Sonst wäre eine Stellung, wie er sie der Frau und der Familie im „Staate“ zuweist, geradezu psychologisch unbegreiflich. Freilich hat man Platon gerade wegen seiner Haltung in der Frauenfrage, wie er sie im „Staat“ zum erstenmal auseinandergesetzt und auch in den „Gesetzen“ festgehalten hat, als dem Vorkämpfer für die Frauenrechte, speziell für die Ebenbürtigkeit der Frau gegenüber dem Manne einen hohen Zoll der Bewunderung dargebracht. Es liegt uns durchaus fern, seine Verdienste nach dieser Richtung hin irgendwie schmälern zu wollen. Allein hier ist es uns darum zu tun, die historische Wurzel dieser eigenartigen modernen Auffassung Platons zu erkennen. Und da, glaube ich, kann man ohneweiters sagen: Platons Verselbständigung der Frau wäre trotz des Beispiels der „halbemanzipierten“ spartanischen Frau unmöglich eingetreten ohne die Auflösung der Familie; und die Auflösung der Familie wäre nicht erfolgt ohne die Degradation der Frauenliebe; denn man darf von einer Degradation sprechen, wenn man bedenkt, daß Platon bereits 23 Jahre zählte, als Sophokles starb. Was den Mann von seiner Frau und seinen Kindern trennte, war Platons ethische Natur; das haben wir gesehen. Was die Frauenliebe zu Gunsten der Knabenliebe so sehr sinken ließ, war der ethische Drang des Reformstaates. Denn seine Knabenliebe fängt erst da an, für ihn etwas Großes zu werden, wo seine S e e l e „im Schönen zeugen“ kann, d. h. wo er einen jungen Mann zu Einsicht und jeglicher Tugend, zu Gerechtigkeit und Mäßigkeit heranbilden und so zu einer gleichfalls wieder ethisch gedachten großen Wirksamkeit ausrüsten kann. Daß Platon nicht nur zur Zeit der Abfassung des „Gastmahls“, sondern auch

später wenig geneigt war, statt der Männer die Frauen einzusetzen oder auch nur beide sich gleichmäßig in die Rolle der ethischen Führung teilen zu lassen, wird man schwerlich in Abrede stellen wollen. Charakteristisch für Platons Schätzung der Frau ist, daß er außerhalb der Rubrik „Frauenfrage" ganz überraschend selten auf sie zu sprechen kommt. Man kann sich des Eindruckes gar nicht erwehren, daß sein Eintreten für die Frauenrechte nicht der natürliche Niederschlag einer tiefen, innerlichen, gefühlsmäßigen Achtung der Frau sei, sondern nur der theoretische, logische Schlußsatz aus vernünftig-ethischen Prämissen. Man kann das auch recht gut begreifen. Nachdem Mann und Kinder völlig für den Staat okkupiert waren, die Frau also so ziemlich ganz isoliert dastand, war Platon vor die Alternative gestellt, die Frau entweder zur Sklavin herabzudrücken oder sie als selbständiges, vom Manne unabhängiges, weil ja isoliertes, und als dem Manne gleichwertiges, weil ja von ihm unabhängiges Glied des Staates anzuerkennen. Das erste konnte er nicht wählen; so blieb ihm nur das zweite. Verstärkend mag noch ein anderes Motiv — freilich ebenfalls als verstandesmäßig-ethisches Postulat — gewirkt haben. Der tatsächliche Einfluß der Frau zu einer Zeit, da Euripides seine Tragödien schrieb, ist gewiß nicht allzu gering anzuschlagen. Platon verfuhr also nur konsequent, wenn er diese Macht nicht frei und ohne Kontrolle schalten ließ, sondern sie in ebenso starke und unmittelbare Abhängigkeit zum Staatsgedanken versetzte, wie er das bei den Männern tut.

So sehr man sich aber hüten muß, aus Knabenliebe und Frauenschätzung auf altruistische Gefühle in Platons Psyche ohne weiteres Schlüsse zu ziehen, so wenig kann man ihm eine gewisse Schätzung der altruistischen Pflicht-Ethik absprechen. Freilich nimmt diese nicht das erste und stärkste ethische Interesse Platons in Anspruch. Dieses wird nämlich aufgezehrt durch die Pflicht einer rechten Ordnung der eigenen Seele. Die Individualethik, und zwar die nach innen, auf das eigene Ich gerichtete Ethik der Einzelperson, ist die Stärke Platons. Das nimmt nicht wunder bei einer Natur, die einerseits wenig altruistisch veranlagt und andererseits durch die starke Kraft der sinnlichen und höheren leidenschaftlichen Impulse veranlaßt war, die Ordnung der eigenen Seele zu einer persönlichen Lebenssache zu machen. Damit ist Platon freilich der Begründer eines neuen sittlichen Ideals geworden. Das Losungswort der vorplatonischen Sittlichkeit war die Harmonie des Menschen. Alle Kräfte des Leibes und der Seele sollten in gleichmäßiger, zu einem moralischen Gleichgewicht führender Weise entwickelt werden. Wenn man eine Formel will, die jedoch bei der Kompliziertheit der Sache und dem damaligen Mangel psychologischer Reflexion immer etwas Stilisiertes an sich tragen muß, so mag man sagen: das vorplatonische Ideal war wesentlich Koordination der Kräfte. Dem gegenüber mag man das platonische Ideal das subordinatianische nennen. Es ist ja bereits klar geworden, daß Platon, je mehr er die seiner eigenen Natur innewohnenden sittlichen Tendenzen erkannte und sie zur absoluten ethischen Norm erhob, desto entschiedener den Vernunftwillen an die Spitze stellte und ihm die kategorische Herrschaft über das niedere und höhere Triebleben übergab. Man denke an das Bild des Wagenlenkers und der beiden verschieden gearteten Pferde. Seitdem Platon im „Phaedrus" sich zu diesem Ideal durchgerungen, hat er es durch seine ganze literarische und

zweifellos auch Lebenslaufbahn festgehalten. Ich glaube, man tut ihm unrecht, wenn man ihn in den „Gesetzen" wieder zum „allgemein griechischen", dem harmonischen Ideal zurückkehren läßt. Der Geist dieses letzten Werkes ist zwar gewiß im ganzen milder als derjenige, der im „Staat" waltet. Man kann vielleicht sogar von einer Annäherung an das alte Ideal sprechen. Aber eine Aufgabe des eigenen wird man schwerlich finden können. Die ungemein überlegene Stellung, die er der Seele gegenüber dem Körper einräumt, die Strenge, womit er die Pflicht einschärft, die Seele (sittlich) besser zu machen, die Emphase, mit der er die Tugend preist, erinnern ganz an den Geist früherer Dialoge. Ebenso zeigt die strenge Verpönung nicht nur der sinnlichen, sondern auch der mit edleren Gefühlen gemischten Knabenliebe, daß er an der Herrschaft des Vernunftwillens über alle Strebungen im Menschen nach wie vor festhält. Freilich tritt hier die Dreiteilung der Seele mit ihren ethischen Konsequenzen nicht mit derselben Schärfe hervor wie früher, ja wie noch im „Timaeus"; freilich wird den äußeren Gütern immerhin ein gewisser Wert zuerkannt. Allein diese und andere Milderungen und Anpassungen an das Herkömmliche, wie etwa die Wiederherstellung der Ehe und Familie, erklären sich einerseits aus dem Streben, etwas Erreichbares zu bieten, andererseits aus dem Einfluß des Alters. Die Erfahrung eines langen Menschenlebens, insbesondere aber der den ungestümeren Leidenschaften entrückte Zustand seiner eigenen Seele mögen einen guten Teil dazu beigetragen haben, den Abstand zwischen dem herrschenden Vernunftwillen und den dienenden anderen Kräften zu verringern. Das alles bedeutet eine Modifikation, nicht aber eine Preisgabe seines sittlichen Ideals. Mag man aber so oder so darüber denken, das Verdienst bleibt Platon ungeschmälert, das neue Willensideal aufgestellt und mit Kraft und Ausdauer vertreten zu haben. Das ist Platons größte und wirksamste Tat. Sie besteht in nichts Geringerem als in der Schaffung einer neuen sittlichen Basis für eine neue Kultur. Das alte harmonische Ideal war gut für eine Kulturstufe, auf der eine Reihe von Kräften entweder noch ungeweckt schlummerte oder durch jahrhundertelange Tradition und allgemeine Sitte sozusagen natürlich gebunden war. In Sophokles hat diese Zeit ihr Ideal in einer letzten, großen und vielleicht in der schönsten Verkörperung gezeigt, die sie je hervorgebracht. Allein die neue Zeit hatte bereits zu wirken begonnen. Und ihre unbewußte Tendenz war Auslösung aller latenten Kräfte, Entbindung aller zurückgehaltenen Strebungen, Befreiung, rücksichtslose Befreiung alles dessen, was im Menschen war. Die alte Göttin der Harmonie nebst ihrer schützenden Begleiterin, der Sophrosyne im alten Sinn, stand diesem naturhaften Ringen aller Kräfte, man möchte sagen diesem Chaos, machtlos gegenüber. Eine Herrschermacht mit eisernem Arm mußte hier eingreifen, sollte der Mensch nicht bald eine Ruine werden. Platon fand diese Macht und setzte sie auf den Thron und ließ sie herrschen über alles andere im Menschen. Und diese Macht war der Wille. Wie neu dies Ideal, wie fremd der früheren Zeit es war, ergibt sich schon daraus, daß für diesen von nun an so gewaltig dominierenden Begriff kein eigenes Wort geprägt war. Platon verwandte dafür das Wort, das Vernunft bedeutet. Und von nun an ist das Antlitz der griechischen Sittlichkeit verändert. Nicht mehr das harmonische Gleichgewicht ist die Signatur der Edlen, sondern eine über-

ragende Willenskraft, eine geschlossene Selbstmacht, wie sie früheren Zeiten fremd war. Sie mußte ihnen auch fremd sein, da sie eine vollendete Ausbildung des Individualismus zur Voraussetzung hat. Bei Platon haben wir diese Vorbedingung auch bewahrheitet gefunden. Die unedlen Charaktere der neuen Zeit sind aber entweder schlaffe Diener ihrer niederen Gelüste oder von einer großen Leidenschaft beherrschte Gestalten, die oft eine ungeheure Summe von Willenskraft in den Dienst dieser Leidenschaft stellen. Daneben ein Gewimmel von ungezählten Mischungen dieser beiden Typen. Platon hat namentlich den zweiten großen Typus in verschiedenen seiner Gesprächsfiguren mit unvergleichlicher Schärfe gezeichnet. Man rufe sich etwa die Gestalt des Kallikles im „Gorgias", die des Thrasymachus im „Staat" ins Gedächtnis. Möglich, daß das eigentliche Modell dafür Alkibiades gewesen, in dem tatsächlich der Geist der neuen Zeit mit gesammelter Kraft sich bereits manifestiert. Das Gesagte wird genügen, um die ungeheure Bedeutung der platonischen Ethik für die neue Kulturperiode wenigstens ahnen zu lassen. Ganz könnte man sie erst würdigen, wenn man nicht nur die weitere Entwicklung der philosophischen Ethik, sondern noch vielmehr die ganze sittliche Entwicklung der letzten Periode hellenischer Größe und Schwäche überschaute. Und nun erscheint es doppelt einleuchtend, warum die platonische Ethik vorzüglich nach innen gerichtet war; sie war eben die junge Ethik des Individualismus.

Sie war nach innen gerichtet, aber nicht ganz. Platon kennt sogar Berufe, die völlig in der Sorge für andere aufzugehen haben. So einer ist der des Arztes und der des Herrschers. Ihr gesamtes Wirken geht auf das Wohl anderer. Freilich ist auch hier nur von Pflicht die Rede. Mit keinem Wort wird etwa von Mitgefühl mit dem Leidenden, von edler Begeisterung gesprochen, das Wohl von Myriaden zu verbessern, — Motive, die uns so geläufig sind, die wir vom Anstand gezwungen sind, überall vorauszusetzen. Bezeichnend für den strengen Ethiker ist es, daß er die Tragödie verpönt, weil sie das Mitleid zu erwecken geeignet ist. Das Mitleid entnervt den Charakter, meint er. Übrigens darf man die altruistischen Tendenzen Platons durchaus nicht als Abfall von seinem primären sittlichen Ideal betrachten. Die strenge Selbstbeherrschung fordert ja eine Entsagung von gewissen Gütern, einen Mangel an Rücksichtnahme auf das eigne Ich. Die Rücksichtnahme auf andere ist dann nur die komplementäre Seite dazu. Die Forderung, sein ganzes Leben anderen zu widmen, setzt einen ganz enormen Grad von Selbstlosigkeit voraus, die natürlich nur die Folge einer äußerst strengen, durch den Vernunftwillen erfolgenden Selbstzucht sein kann. Damit harmoniert es vollkommen, wenn Platon noch in den „Gesetzen" eine übermäßige Selbstliebe als das größte Übel hinstellt. Der Altruismus erscheint also bei ihm nicht als eine selbständige Größe, sondern im wesentlichen als Ausfluß seiner Forderung einer strengen Ordnung der eignen Seele. Natürlich wird man jetzt auch seinen Abscheu vor dem Unrechttun nicht anders auffassen. Der tüchtige Mann verübt kein Unrecht gegen den andern, weil er seine Leidenschaften, die ihn dazu treiben wollen, zu beherrschen stark genug ist. Platon hat das Wort und auch den scharfen Begriff von dem, was wir Selbstachtung nennen, noch nicht besessen. Aber das Gefühl dafür hatte er sicherlich.

Das ist ein Beweis dafür, wie innerlich der Philosoph bereits die Sittlichkeit auffaßte. Man wird es ihm nicht verargen, daß er nicht ohne die eine oder andere Inkonsequenz dabei verfuhr. Aber hoch wird man es ihm anrechnen, daß er überhaupt den Menschen anwies, die Norm der Sittlichkeit in seinem eigenen Innern zu suchen. Zwar war Platon nicht der erste, der speziell an die religiösen Mythen den Maßstab der im Verlauf der Jahrhunderte reiner gewordenen menschlichen Sittlichkeit anlegte. Philosophen und Dichter haben das vor ihm getan. Aber wo findet sich vor ihm eine so präzise Fragestellung wie etwa folgende: Ist das Fromme fromm, weil es von den Göttern geliebt wird, oder wird es von den Göttern geliebt, weil es fromm ist? („Eutyphron".) Die Tendenz, den Menschen von allen äußeren Maßstäben weg in sein Inneres hineinzuverweisen, ist sonnenklar. Platon ist hier nahe daran, das Gewissen zu entdecken, es als letzte und absolut maßgebende sittliche Instanz dem Menschen ins helle Bewußtsein zu bringen. Wie nahe sich das mit dem Individualismus und dem neuen ethischen Ideal berührt, sieht man auf den ersten Blick. Alles zielt bei Platon hin auf die Schaffung der großen, in sich geschlossenen, moralsicheren, willensstarken Persönlichkeit.

Das läßt nun die große Frage entstehen: wie stellt sich dies neue Sittlichkeitsideal zum Glückstrieb des Menschen einerseits und zur erfahrungsgemäßen Befriedigung desselben andererseits? Das ist die Frage, die Platon vielleicht am allerhärtesten gequält hat, in deren Lösung er auch die meisten Schwankungen aufweist. Aber es ist auch klar ersichtlich, nach welcher Richtung sein innerstes Wesen von Anfang an gravitierte. Hier kann es nicht umgangen werden, einen Blick auf die Grundlehre seines Meisters Sokrates zu werfen.

Die Grundlehre des Sokrates war diese: Niemand fehlt freiwillig. Warum nicht? Weil er nicht kann. Jeder Mensch strebt nämlich notwendig und immer nach seinem Besten, nach seinem Glück. Und das ist recht. Ein anderes Moralprinzip als das eudämonistische gibt es nicht. Wenn also ein Fehler vorliegt, so liegt er im Verstande. Der Mensch kann sich darüber täuschen, was ihm im einzelnen Fall zu seinem Heil ist. Darum ist das Einzige, was der Ethiker zur Besserung der Menschheit tun kann, die Aufklärung darüber, was dem Menschen am meisten zuträglich ist. — Die Fortschritte, die Platon in der Kenntnis des sokratischen Gedankengangs machte, lassen sich in seinen Dialogen noch verfolgen. Man muß nur nicht glauben, daß Platon seinen mächtigen schriftstellerischen Trieb bis zum Tode seines Meisters unterdrückt habe, etwa aus Scheu, ihm zu dessen Lebzeiten Worte in den Mund zu legen, die er nicht oder nicht genau so gesprochen. In der athenischen Gesellschaft herrschte aber in dieser Beziehung ein äußerst freier Geist. Das, dächte ich, könnte man ja, wenn sonst nichts dafür spräche, auch aus den zweifellos nachsokratischen Dialogen zur Genüge ersehen. Man fasse nur in diesen die zu ihren Lebzeiten von Platon eingeführten Personen ins Auge. Außerdem wird man sich der Meinung entschlagen müssen, die Lehre des Sokrates sei dem jungen, im Denken noch ungeübten Platon ohneweiters vollkommen aufgegangen. Man würde dabei vergessen einmal, daß die Lehre des Sokrates für die damalige Zeit durchaus keine selbstverständliche war, sodann, daß die sokratische, unsystematische Lehrweise nicht geeignet war, in kurzer Zeit in seine Gedankengänge und den Zusammenhang

derselben einzuführen. Tatsächlich zeigen auch die beiden ersten platonischen Dialoge, der „Kleinere Hippias“ und der „Laches“, noch den Punkt, wo das selbständige Denken des Schülers einsetzte. Das war die intellektuelle Seite des Problems, die Einsicht. Man erlebt es beinahe mit, wie Platon sich abmüht, den sokratischen Gedanken zu fassen, wie er aber damit noch nicht zu Ende kommt. Er hatte die Frage nicht von der Seite angefaßt, die für seine geistige Organisation die zugänglichste war. Es findet sich in den beiden Dialogen keine Spur der eudämonistischen Moralbegründung. Erst im dritten Dialog, im „Charmides“, taucht die Glückseligkeit als letztes Ziel alles menschlichen Strebens auf; allein es wird dieser Gedanke nicht konsequent sokratisch ausgebeutet. Das geschieht eigentlich erst im „Protagoras“. Hier aber in einer straffen, über die sokratische Gedankenführung offenbar hinausgehenden Weise, eben mit echt platonisch konsequenter Denkhartnäckigkeit. Das Gedankengefüge ist hier völlig bloßgelegt: jeder Mensch strebt nach möglichst viel Lust; man braucht ihm nur zu zeigen, wo jeweilig die größte Lust herzuholen ist: er wird notwendig darnach streben und so der denkbar sittlichste Mensch werden. Um falschen Auslegungen vorzubeugen, muß hier eine Bemerkung eingeschaltet werden. Es wäre nämlich verfehlt, zu glauben, Platon habe vorher und nachher eine ganz andere Schätzung der E r g e b n i s s e des moralischen Prozesses gehabt als im „Gorgias“, er habe also Handlungen, die er vorher und nachher mit dem Prädikat „schlecht“ belegt, in diesem Dialog mit der Marke „gut“ versehen. Nein, sein Streben war darauf gerichtet, zu erkennen, a u f w e l c h e m W e g e die Menschen am leichtesten und sichersten zu den Handlungen gelangen, die er immer für gut gehalten hatte. Hält man das im Auge, so erklärt es sich psychologisch bedeutend einfacher, wie Platon von diesem Wege so bald zu einem andern übergehen konnte, wie das ja im „Gorgias“ so entschieden geschah. Dazu kommt dann noch, daß der Glücksdrang des Menschen für Platon eine Größe war, die er niemals einer anderen untergeordnet, die sein ganzes Leben hindurch auf das mächtigste und nachhaltigste auf ihn gewirkt hat. Diese elementare Macht im Menschen brauchte er nicht aufzugeben, sondern nur anders zu deuten, wenn er vom Standpunkte des „Protagoras“ auf den des „Gorgias“ gelangen wollte. An seiner Überzeugung von dem allgemeinen Glücksdrang des Menschen konnte er festhalten, wenn er denselben auch nicht mehr in dem Trieb nach Befriedigung aktueller Einzelbedürfnisse, wie Erwerbung von Lust und Vermeidung von Schmerz, sich äußern ließ und die Tugend nicht mehr in sokratischer Weise damit in Verbindung brachte.

Für Sokrates gab es kein anderes Motiv, keinen anderen Beweggrund zum sittlichen Handeln als den eignen Gewinn, das eigne Wohl, das eigne Glück. Im „Protagoras“ erscheint dieser Gedanke voll und ganz durchgeführt. Aber damit, daß der Schüler des Meisters Lehre mit ganzer Seele erfaßte und durchlebte, war sie für ihn auch überwunden, und zwar ein für allemal überwunden. Es ist notwendig, daß dies fest und scharf herausgestellt werde. Für Platon ist in der Folgezeit die eigne Lust, das eigne Glück in Wahrheit nie mehr eigentliches Motiv des sittlichen Handelns. Die Kardinalfrage ist für ihn nur mehr die: Ist der Gerechte glücklich? Findet sich Tugend und Glück immer beisammen? Fließt aus der Tugend das Glück? Das ist etwas

völlig anderes als die Frage: Ist das Streben nach Glück eben dadurch schon identisch mit der Tugend? Das eine ist ein Problem, das die besten Köpfe und Charaktere der griechischen und nicht bloß der griechischen Nation in Spannung hielt. Das andre ist der neue Gedanke des Sokrates.

Es ist reizvoll zu sehen, wie auch ein so konsequenter Geist wie Platon unter dem unwillkürlich wirkenden Einfluß der Pietät und Verehrung für den Meister die Schalen seiner Lehren mit fortschleppt, während der Kern darin ihm schon längst geschwunden ist. So taucht z. B. im „Gorgias" der sokratische Satz auf, daß jeder, der das Gute wisse, es auch tue. Aber hier wie in einer ganzen Anzahl anderer Fälle unterläuft Platon die Verwechslung von „gut" im ethischen und „gut" im eudämonistischen Sinn. Der Satz, daß jeder Mensch immer und überall nach seinem eignen Wohl strebe, steht Platon felsenfest. Aber dieses „Gute" ist für das innerste Empfinden Platons durchaus nicht identisch mit dem „Sittlich-Guten". Wenn er hier eines für das andere setzt, so läßt sich daraus keineswegs folgern, daß er von der sokratischen Lehre innerlich noch überzeugt gewesen wäre. Der Geist des „Gorgias" ist ein durchaus anderer. Ist doch ein Grundgedanke desselben: die Eudämonie, die Glückseligkeit, nach der jeder Mensch strebt, ist nicht durch Ungerechtigkeit zu erreichen; nur der Gerechte ist glückselig. Die Begriffe „Glück" und „Gerechtigkeit" sind hier völlig geschieden; die Gerechtigkeit ist etwas ganz anderes als das Glückstreben; sie ist das Mittel, um zur Eudämonie zu gelangen. Jene Verwechslung kann also durchaus nicht als eine entscheidende Instanz für die wahre Meinung Platons angerufen werden. Und das um so weniger, als sich ähnlicher Fehlschlüsse bei Platon wohl ein gutes Dutzend aufbringen ließe. In den meisten dieser Fälle merkt man auch deutlich, daß das Bestreben, zu dem ihm von vornherein feststehenden Resultat zu gelangen, schuld an diesem Verfahren ist. So wollte er in unsrem Fall den Rhetor eines Widerspruchs überführen. Er wollte ja beweisen, daß die Rhetorik nicht die mindeste sittliche Wirkung übe.

Der Gedanke von dem aus dem Wissen fließenden Tun des Guten führt auf eine andere sokratische Lehre, die bei Platon häufig wiederkehrt, ohne daß man sagen könnte, daß die sokratische Meinung dahinter stecke. Es ist dies die These von der Lehrbarkeit der Tugend. Platon teilte hier den Glauben des Sokrates in hohem Grade, daß der Lehrer zur Erzeugung der Tugend vieles vermöge. Man denke nur an das „Zeugen im Schönen" im „Gastmahl". Allein damit ist noch nicht viel gesagt. Auch wir glauben an eine Lehrbarkeit der Tugend, ohne die sokratische Begründung dieser Lehrbarkeit anzunehmen. Aber auch von dieser behielt Platon ein gutes Stück bei. Daß Tugend auf Einsicht zurückgehe, war für ihn ein Gedanke, der viel Verführerisches hatte. Im „Menon" findet sich folgende Argumentation: Tugend ist lehrbar, wenn sie Einsicht ist; sie ist Einsicht, wenn sie ein Gut ist und deshalb erst durch den rechten Gebrauch nützlich wird; der rechte Gebrauch aber wird durch die Einsicht bestimmt. Platon stellt hier die Tugend wieder auf eine Stufe mit Gütern, wie der Reichtum, die Ehre eines ist. Er tut das, wiewohl er in Wahrheit von beiden ganz verschieden denkt. Eine Wurzel dieses und ähnlicher Trugschlüsse bildet aber wohl auch der Umstand, daß Vernunft und Wille in einem Wort vermischt zusammenwohnten. Wir haben

bereits davon gesprochen. Hier begegnen sich also sokratische Reminiszenzen mit populärer alter Vorstellungs- und Ausdrucksweise. Übrigens hat Platon im Verlauf seiner Entwicklung auch äußerlich nicht mehr an der Identität von jeder Tugend mit der Einsicht festgehalten. Im Staat erscheinen die vier Kardinaltugenden nebeneinander: die Weisheit, die Tapferkeit, die Sophrosyne, die Gerechtigkeit. Auch nahm er allmählich als Haupt-Bildungsmittel zur Tugend oder Bewahrungsmittel vor Unrechttun noch die Strafe und Gewöhnung hinzu. Freilich darf man ruhig zugestehen, daß ihm für die Bildung des Gemütes und Willens das rechte Verständnis abgegangen. Ersteres erklärt sich aus seiner ganzen Schätzung dieses Seelenteils, wie wir sie oben dargelegt haben; das zweite wieder aus der Vereinigung der intellektuellen und Willensseite in einem Worte, wobei infolge der Einwirkung der Tradition die erstere in den Vordergrund trat. Gleichwohl finden sich Ansätze für beides. Für das erste sicher im „Gastmahl“, wo die Unterweisung in jeglicher Tugend seitens des Liebenden ohne Zweifel auch die Begeisterung für das Gute wecken sollte. Für das zweite läßt sich aus den „Gesetzen“ ein interessanter Beleg beibringen. Hier empfiehlt er den Weingenuß, der die Begierden weckt, damit die Jugend ihre sittliche Kraft, offenbar die Willenskraft, im Kampf gegen die erregten Begierden üben und prüfen könnte. Zu einer theoretischen Einsicht in die Notwendigkeit, diese zwei Seiten der menschlichen Seele nicht weniger auszubilden als die Vernunftseite, ist Platon trotz seiner tatsächlichen hohen Schätzung des Willens nicht durchgedrungen.

Einen weiteren sokratischen Überrest bei Platon bildet der Grundsatz: Niemand fehlt freiwillig. Dieser findet sich in Erzeugnissen aller platonischen Entwicklungsstufen. Und doch glaubt Platon im Grunde seines Herzens nach dem „Protagoras“ nicht mehr daran. Seine ganze eigne Ethik führt anderswohin. Das ist ja oben auseinandergesetzt. Der Erklärungsgrund für diesen Zwiespalt dürfte in folgendem liegen. Einerseits hat Platon die Scheidung des Willens vom Intellekt niemals vollzogen, andererseits war sein Denken nicht darauf angelegt, zur Aufstellung einer für den griechischen Geist äußerst unsympathischen These, wie es die Freiheit des Willens war, zu gelangen. Der Philosoph rührte ja an dem Problem; aber er hat sich in negativem Sinn ausgesprochen. So blieben die beiden Vorstellungsgruppen nebeneinander bestehen. Platon schätzte wie keiner die sittliche Willenstat; dabei konnte er nicht umhin, immer wieder zu versichern, daß jeder sittliche Fall nicht freiwillig, sondern notwendig geschehe. So mahnt er in den „Gesetzen“, gegen jene, deren Schlechtigkeit heilbar sei, Milde walten zu lassen, weil ja alles Unrechttun unfreiwillig ist. Daneben erklärt er jeden für ehrenwert, der kein Unrecht tue. Die verderbte Willensrichtung vergleicht er einmal mit einer Krankheit; das andere Mal führt er den Ursprung des Übels auf der Welt auf freie Schuld des Menschen zurück. Aber wer wird die Krankheit der Gesundheit vorziehen? Für Platon — und damit kommen wir zum tiefsten Grund dieses Widerstrebens gegen die Freiheit des Willens — war eben doch die Tugend und das Glück zu eng verbunden.

Der Hauptkampf seines literarischen Wirkens war schwerlich ein anderer als der Kampf — nicht um die sokratische Identität zwischen Tugend und Glück, sondern um die unlösbare Verbundenheit dieser beiden Dinge. Man kann

nicht zweifeln, daß er die Bürgschaft dafür in seiner Brust trug. Er mußte erlebt haben, was er sich so heiß abmühte zu erweisen. Es ist auch ersichtlich genug, was ihm als der Inhalt vom Glück des Gerechten vorschwebte. Das war das beruhigende, innerlich befreiende Bewußtsein, das Rechte, seine Pflicht, getan zu haben. Das Gegenteil davon war die Unrast und Unseligkeit eines Menschen, den das Bewußtsein seiner Schuld nie zu innerem Frieden und zu einer inneren Freiheit gelangen läßt. Wie schildert er die innere Unseligkeit des Übeltäters, des Tyrannen im „Gorgias", im „Staat"! Mit welchem Wohlgefallen zeichnet er in letzterem die Gestalt des greisen Kephalos, den das Bewußtsein eines langen, mit Rechtschaffenheit erfüllten Lebens glücklich macht! Freilich will Platon nicht völlig auf alle anderen Güter, auf alles äußere Glück verzichten. Darum hat der Gedanke der Vergeltung im Jenseits einen so starken Reiz auf ihn geübt, wenn er auch später nie mehr die Bedeutung gewonnen, die er im „Phaedon" hat. Darum sucht er im „Staat" auch dies glauben zu machen, daß der Gerechte von Göttern und Menschen schließlich richtig geschätzt und belohnt werden würde; und ähnlich in den „Gesetzen", daß das Rechttun, alles in allem genommen, eine höhere Summe von Lust und Freude ins Leben bringe als die Ungerechtigkeit. Aber doch gilt im „Staat" sein Hauptbeweis der These, daß der Gerechte, auch abgesehen von allem äußern Glück, von Anerkennung, Reichtum u. s. w., doch glücklich, und der Ungerechte, selbst im Besitz aller Lebensgüter, gleichwohl unglücklich sei. Die Fragestellung ist also hier so präzis, daß über das Wesen des eigentlichen platonischen Glücksbegriffes kein Zweifel mehr sein kann. Es stimmt auch alles zu voller Geschlossenheit zusammen. Die Schätzung der sittlichen Willenskraft, verbunden mit der tiefen Verinnerlichung der Moral, haben nun ihr naturgemäßes Komplement in dem innerlich befreienden Gefühl des sittlichen Selbstbesitzes, der Freude der sittlichen Selbstbejahung gefunden. Wieder muß darauf aufmerksam gemacht werden, durch welche Weiten hier die platonische Sittlichkeit von der sokratischen getrennt ist. Das platonische Glücksbewußtsein ist die psychologische Begleiterscheinung oder *Folge des sittlichen Tuns*. Als solche wird sie ja von Platon aufgefaßt. Bei Sokrates kommt das eigentlich sittliche Element völlig in Wegfall. Seine sittliche Tat ist nur ein Rechenexempel, das den jeweils größten Gewinn oder Genuß für mich aus der Anzahl der gegebenen Größen herausdestilliert. Immerhin darf aber das Bedürfnis Platons, die Tugend so eng mit dem Glück zu verflechten, zum Teil auf sokratischen Einfluß zurückgeführt werden. Und weil nun dem Philosophen mit der Tugend das Glück gegeben war, erklärt es sich sehr wohl, daß es ihm schwer wurde einzusehen, wie ein Mensch aus freien Stücken mit dem Unrecht das Unglück wählen könne, da doch jeder Mensch mit einer so elementaren Macht nach dem Glück strebe. So nachhaltig sich also der Einfluß des Meisters überall zeigt, so wenig hat er die eigenartig ethische Natur seines Schülers innerlich umzugestalten vermocht.

Wir wissen nunmehr, wie Platon allmählich dazu kam, den Vernunftwillen auf den Thron seiner Seele zu setzen und seinem Szepter die unedlen und edlen naturhaften Strebungen im Menschen zu unterwerfen. Wir haben aber auch gesehen, wie es Naturstrebungen in ihm gab, gegen die er nichts vermochte und die er nie weder zu knechten noch auszurotten unternahm.



So eine Naturmacht ist der Glücksdrang. Platon entriß ihm zwar das Szepter der Sittlichkeit, das Sokrates in seine Hand gedrückt; er engte zwar sein Herrschgebiet durch die geringe Achtung der sinnlichen Genüsse und äußeren Güter ein; allein er erkannte seine Macht willig und ohne Widerstreben an. Es gibt noch einen Drang im Menschen, der bei Platon regieren durfte. Aber bei diesem ist es ungleich erklärlicher. Es ist der Wahrheitsdrang. Das ist keine egoistische Tendenz. Er ist nur ein Teil des sittlichen Gefühles; man darf ihn dessen Steuer nennen. Erklärlich, daß wir seinen Kult bei Platon reich ausgebildet finden. In dem Dialog, in dem wir Platons Herzblut am raschesten pulsieren hören, im „Gorgias", tritt uns seine Wahrheitsbegeisterung geradezu ehrfurchtgebietend entgegen. Hier kämpft er mit blanker Klinge gegen das Scheinwissen und die Scheinmoral. Allein dieser Kampf geht ja beinahe durch alle seine Dialoge. Oft scheint es, als ob ein rein wissenschaftliches Interesse ihn im letzten Grunde beherrsche. Aber schauen wir tiefer in seine Seele hinnnter, so entdecken wir dort den ethischen Wahrheitssucher, den Wahrheitspropheten. Gewiß hat sich in Platon mehr und mehr auch das Interesse für die verschiedensten Wissenszweige ausgebildet, besonders für Mathematik und Astronomie. Aber auch diese breiten Striche sind zum Teil von ethischem Geäder durchzogen; das Grundmotiv für alle seine Dialoge ist das ethische Wahrheitsmotiv. Und es darf bemerkt werden, daß er in seinem letzten Werk die Wahrheitsliebe über alle Tugend stellt. Der Philosoph fühlte den Prophetenberuf in sich. Das ist es vor allem, was ihn von seinem großen Schüler Aristoteles unterscheidet. In diesem war der Wissensdrang das treibende Motiv für seinen Beruf, in Platon der Wahrheitsdrang.

Man wird sich vielleicht wundern, daß wir auf den Schönheitsdrang des Verfassers des „Gastmahls" uud des „Phaedrus" noch nicht zu sprechen gekommen. Angesichts der Werke Platons bedarf es nun einer Versicherung gar nicht, daß sein Schönheitsdrang ein sehr großer und ausgebildeter gewesen sein muß. Aber ebenso sicher ist, daß er sich eine starke Bevormundung durch den Vernunftwillen gefallen lassen mußte. So undifferenziert bei dem Stand der damaligen Psychologie das ästhetische Gefühl von verschiedenen angrenzenden Gefühlsschichten noch war, so empfand doch Platon mit richtigem Instinkt eine Lustempfindung als Hauptingredienz desselben heraus. Nun weiß man, wie der reformatorische Ethiker auf die Lust zu sprechen war. Gewiß hat Platon nicht alle Lustgefühle durcheinander geworfen; er hat vielmehr das Bewußtsein von sehr verschiedenartigen und verschiedenwertigen Lustgefühlen gehabt; er hat zweifellos sogar im ästhetischen Lustgefühl verschiedene Grade unterschieden. Allein das konnte in seiner strengsten Periode dem Schönheitsgefühl keine Gnade in seinen Augen erwirken. Soweit sich nicht Ausläufer desselben mit dem ethischen Gefühl verbinden konnten, mußte es aus dem Angesicht des Reformators weichen. Es blutete ihm die Seele, daß er Homer aus seinem Staat verbannen muß; aber es muß sein. Sie wollen nichts als ergötzen, die Dichter, Lust wecken. Das war ein Ton aus dem Alltagslied der Masse, das er so sehr haßte. Nur Ergötzung, nur Lust, — nichts von Mäßigkeit und Gerechtigkeit: und das für die Jugend! Wie soll sie sittenstark und voll Selbstbeherrschung werden, wenn sie mit dem Trank der Lust aufgezogen wird? Die Dichter müssen weichen. Nur die religiöse Poesie fristet

ihr Dasein. In den „Gesetzen" wird jedoch ein rein ästhetisches Wohlgefallen am schönen Körper gestattet. Nur darf es in keine sinnliche Begierde übergehen.

Allein die erste Periode Platons bietet doch ein weniger streng gehaltenes Bild. Freilich hielt er auch hier die Freude am Schönen von niedriger Begierde möglichst fern. Freilich erscheint ihm da die Schönheit der Seele bereits von einer ungemein höheren Bedeutung als die Körperschönheit, wofür schon der „Charmides" Zeugnis ablegt. Freilich geht auch hier schon die Freude am Schönen in die Freude am Guten über, wie dies das „Gastmahl" zeigt. Ja, in diesem Dialog gewinnt, soweit die Sphäre der Seele in Betracht kommt, die Schönheitsfreude ein spiritualistisches Aussehen, daß man sie im Grunde nur als idealen Drang nach dem Höchsten mit wesentlich moralischer Färbung verstehen kann; in der Tat haben die Produkte des „Zeugens im Schönen" alle ausgesprochen ethischen Charakter. Sind es doch dort, wo abstrakt gesprochen wird, die Tugenden, und wo konkret, der tugendhafte Mann. Gleichwohl sind die Dialoge mit soviel Sonne und Himmelblau, soviel Anmut und Heiterkeit, soviel Liebenswürdigkeit und Freudigkeit übergossen, daß die Wirksamkeit des Geistes der Schönheit auf jeder Seite zu verspüren ist. Aber auch in den Dialogen der strengeren Zeit ist dieser Geist nicht stumm geworden. Die heitere Anmut ist ja wohl zum guten Teil geschwunden. Aber dafür tritt eine scharfe und große Charakteristik der Personen, eine Mannigfaltigkeit der Psychologie, oft eine Größe der Leidenschaft ein, die sehr stark an Aeschylus gemahnt. Dazu eine wunderbar kunstvolle Führung des Dialoges, manchmal mit Konflikten und Krisen, die wiederum an das Drama erinnern; Bilder und Vergleiche, die an Zahl und Wert zunehmen, aber sich durchaus kein pathetisches Ansehen geben, sondern nur als einfache Anschauungsmittel gelten wollen. Und über all dem ein Hauch von schlichter Wahrhaftigkeit, von mildem Ernst und manchmal von ergreifendem Gefühl. So bricht doch überall der Schönheitssinn machtvoll durch und der Vernunftherrscher auf dem Seelenthron erwies sich zu schwach zu seiner Knechtung.

Alle edelstrebenden Tendenzen in Platons Seele scheinen sich aber verbunden zu haben, um ein glänzendes Gebilde zu schaffen, dessen magischer Schein über die Jahrhunderte hinstrahlte und auf sie wirkte. Wir meinen die platonische Ideenwelt. Ich glaube, man darf getrost sagen, daß sie mehr eine Frucht des Gefühles als des Denkens war. Das läßt sich am besten da beobachten, wo das erste Idealbild auftritt, im „Gastmahl". Hier ist das ideale Streben Platons noch völlig ungebunden. Man kann es hier miterleben, wie sein mächtiger idealer Gefühlsdrang immer weiter und höher sucht, um das zu finden, was ihn voll auszufüllen, bis in seine tiefsten Tiefen zu befriedigen vermag. Sein sittlicher Wahrheits-, Schönheits-, Glücksdrang haben sich hier zu einem unendlichen, machtvollen Sehnsuchtsstreben vereinigt, das nur im unendlich Schönen, im ewig Schönen, im unwandelbar Schönen Ruhe findet. Anders wird man die Genesis der Schönheitsidee — denn diese liegt hier vor — gar nicht verstehen können. Dieser Sehnsuchtsdrang aber hat wieder seine Wurzel in einer etwas pessimistischen Neigung Platons, wie sie den Reformatoren meist eigentümlich ist. Das Vergehen des Bestehenden, der ständige Wechsel zwischen Entstehen und Vergehen, wie er gerade im „Gastmahl" so durchgreifend gezeichnet ist, ruft in dem vieles überschauenden

Griechen überhaupt schon eine gewisse elegische Stimmung hervor, wie sie uns bereits in einigen Partien Homers und dann fast bei allen Dichtern und vielen Prosaikern begegnet. Diese Stimmung mußte bei Platon um so intensiver werden, als seine ethisch-reformatorische Veranlagung ihr neue Nahrung zuführte. Er sah tief hinein in das Scheinwesen der Menschen und es ist nicht verwunderlich, wenn ihn die Sehnsucht nach einer Welt packte, wo alles stetig und dauerhaft, licht und wahr, schön und gut war. Eine solche Sehnsucht ist gerade einem modernen Menschen recht verständlich. Und so brauchte dieser Sehnsuchtsdrang nur eine besondere naive Kraft anzunehmen, um die Existenz dieses Ideals zu bejahen, und die Ideenwelt bestand.

Freilich war, von einigen Prärequisiten im Vorstellungs- und Denkmechanismus Platons sowie von äußeren Einflüssen, wie einerseits der heraklitische, andererseits der pythagoreisch-orphische einer war, abgesehen. eine Vorbereitung für die nachmalige Ausbildung der Ideenwelt auf intellektuellem Gebiete bereits vorhergegangen. Wir reden von der Wiedererinnerungslehre, wie sie Platon im „Menon" entwickelt hatte. Seiner besonders auf seelische Erscheinungen gerichteten Beobachtung war die Frage aufgestoßen: Wie ist es möglich, daß der Mensch selber eine Wahrheit findet, ohne daß sie ihm von anderer Seite mitgeteilt worden ist? Ja, wie ist es nur möglich, daß jemand die von einem anderen vorgeführte Erkenntnis ohne weiteres und mit dem vollen Bewußtsein, die objektive Wahrheit selber einzusehen, bejahe? Platon kann es sich nur durch die Annahme erklären, daß der Mensch in einem früheren Leben alles gesehen haben müsse und es nur der Wiedererinnerung bedürfe, um die früheren Erkenntnisse wieder aufleben zu lassen. Das konnte freilich noch nicht die Ideenwelt erzeugen. Wir haben ja auch gesehen, daß diese gefühlsmäßigen Ursprungs ist. Aber sobald das erste Urbild einmal geschaffen war, lag es für einen konsequenten Denker wie Platon äußerst nahe, die Ideenerkenntnis mit der Präexistenz- und Wiedererinnerungslehre zu kombinieren. Und sobald diese Kombination vollzogen war, erweiterte sich der Kreis der Ideen von selbst ins Unermeßliche. Es waren ja dann die Ideen der Erkenntnisgrund für alle einzelnen Dinge, die der Mensch im Leben erkennt. Auf das Schauen einer einzigen Idee konnte also unmittelbar infolge der besagten Kombination die weit ausgebildete Ideenlehre folgen. Mit anderen Worten: an das „Gastmahl" konnte sich unmittelbar der „Phaedon" anschließen. Dagegen spricht wohl schwerlich, daß der „Phaedrus" nur Ideen vorführt, die dem ethisch-sozialen Gebiet angehören. Das erklärt sich ja leicht aus dem dort behandelten Gegenstand sowie der veränderten Stimmung. Die ausgeprägte und übermäßige Jenseitigkeitsstimmung im „Phaedon" konnte ja bei einem Mann wie Platon doch nur infolge seines Konsequenzdranges, und auch das nur infolge des nach dieser Richtung weisenden Anlasses (Sokrates' letzte Stunden), so stark zur Geltung kommen. Und eben darum konnte sie unmöglich dauerhaft sein. Man konnte erwarten, daß der nächste Dialog sie nicht mehr festhalten, ja eine ganz andere Stimmung aufweisen würde. Die hochgehende Woge wird eben vom Uferfels kräftig zurückgeworfen. Auch das ist nicht auffallend, daß im „Phaedrus" das Gefühl und die warme Begeisterung an den Ideen viel mehr Anteil nimmt, als dies im „Phaedon" der Fall ist.

Denn hier geht Sokrates ganz ausgesprochenermaßen darauf aus, für jeden Verstand unwiderlegliche, vernunftbegründete Beweise für die Unsterblichkeit der Seele zu bieten. Er fordert selber seine jungen Freunde Simmias und Kebes auf, sich durch keine Gefühlsstimmung von der unerbittlich-logischen Prüfung seiner Argumente abhalten zu lassen. Hier will also Platon das Gefühl schonungslos zurückdrängen. Im Phaedrus dagegen ist es ihm gerade darum zu tun, die Eigenart der Gefühle, besonders des Liebesgefühles, zu analysieren und deren Stellung im Gesamtorganismus zu bestimmen. Hier mußte er demnach, seiner ganzen Geistesweise entsprechend, die Gefühle wirklich und plastisch vorführen.

Übrigens begegnet auch später noch eine intensiv gefühlsmäßige Behandlung der Ideen. Man denke an das berühmte Höhlengleichnis im „Staat". Welche Sehnsucht zeigt da der Philosoph, statt der Schattenbilder, welche die Höhlenbewohner, die Menschen, nur sehen, die Wahrheit aller Dinge und besonders das Licht der Sonne — die Idee des Guten — selbst zu schauen! Man fühlt es mit ihm, wie der aus seinem Innersten kommende Drang nach einer reinen, lichten, unwandelbaren Welt ihm die Fülle und Pracht der Vorstellungen zuführt. Und so an manchen anderen Stellen.

Nun wird es nicht mehr verwunderlich scheinen, wenn wir die Ansicht aussprechen, daß Platon die Zuversicht in die Wahrheit dieser idealen Welt im tiefsten Grunde eben aus diesem starken Gefühlsdrange zog. Der war es, der seinem Intellekt immer und immer wieder das Kommando auferlegte, diese Position um jeden Preis mit logisch dialektischen Mitteln zu begründen und zu halten. So wird ein ungeheurer Aufwand von Geist und Kunst verschwendet, um die stille Liebe seines Herzens vor der kalten, gefühllosen, verstandesmäßigen Welt zu rechtfertigen. Alles, was helfen kann, wird herbeigeholt. So besonders in seiner letzten Phase die pythagoreische Zahlenlehre. Allein der Geist anderer und sein eigner Geist muß die aufgeworfenen Schanzen selber schleifen, — ein in gewissem Sinne ergreifendes Schauspiel, das uns der „Parmenides" bietet. Welche Resignation spricht aus einer Art Verteidigung wie die, es sei eben seine Lehre immerhin noch besser als die der anderen! Welch ein Sturz von der Höhe enthusiastischer Begeisterung, wie sie im „Gastmahl" emporflammte! Und in seinem letzten Werk, über dem ihn der Tod traf, in den „Gesetzen" — kein Wort von jener glänzenden Welt! Der Verstand hat sie vernichtet. Oder nicht? Schwerlich! Platon verzweifelte daran, bis zu dieser hohen Idealwelt feste und zureichende Beweisstützen emporführen zu können. Aber war deshalb dieser Himmel mit allen seinen Sternen schon für ihn zusammengebrochen? Ich glaube, daß ihn immer noch die eine Säule trug, die ihn emporgehoben, sein Drang nach dem großen, herrlichen Ideal. Es ging ihm wohl mit der Ideenlehre wie mit seiner anderen ethischen Hauptlehre von der Verbundenheit von Glück und Tugend. Von ihr sagt er in eben seinem letzten Dialog, wenn all die dafür vorgebrachten Beweise nicht genügten, so müßte man sie durch eine Lüge erfinden, die die heilsamste von allen wäre. Wie deutlich zeigt sich hier, daß der tiefste Grund seines Glaubens an diese Lehre in einem großen Bedürfnis seiner Seele zu suchen ist! Weil sein dialektisches, verstandesmäßige Beweise forderndes Zeitalter sein Bedürfnis nicht als Grund anerkennen wird, darum spricht er von einer Lüge. Aber er

verstand darunter eine auf Gefühls- und nicht auf Verstandesforderungen gestützte Wahrheit. So mochte er auch bis zum letzten Augenblicke den Himmel seiner Ideale in sich tragen, wenn er es auch nicht mehr wagte, ihn der Welt aufzudrängen.

Nun noch ein Wort über den Denker Platon im engeren Sinne, will sagen über die Eigenart seiner Denkweise. Vielleicht wird man aus manchen eingestreuten Andeutungen von derselben keine besonders hohe Vorstellung sich gebildet haben. Und es ist wahr, in Platon leben zwei denkende Geister. Den einen können wir den forschenden, den anderen den dialektischen nennen. Der eine führt durch scharfe Beobachtung zu wichtigen Entdeckungen; der andere hat vorzüglich die Aufgabe, durch Befahren der bei den damaligen Sophisten und Dialektikern üblichen Denkgeleise zu dem von irgend einem großen Gefühl geforderten Bestimmungsort zu führen. Der erste kann Platon den Beinamen des größten Psychologen des Altertums eintragen, der letzte ihn zu einem gewöhnlichen Sophisten herabdrücken. Reden wir zunächst von dem ersten.

Verschiedentlich ist schon die platonische Tendenz zur Verinnerlichung hervorgehoben worden. Wir finden sie auch auf intellektuellem Gebiet. Naturgemäß richtet sie sich hier auf die Seele und seelische Vorgänge. Das Leben der Seele, das er in sich fühlt, will Platon verstehen lernen. Er findet auf den ersten Griff das richtige Mittel dazu. Es ist die Selbstbeobachtung. So untersucht er gleich im ersten Dialog, im „Kleineren Hippias“, die psychologischen Voraussetzungen der Lüge. Mit großer Schärfe stellt er heraus, daß ein sicheres, klarbewußtes Wissen um den wahren Sachverhalt die Voraussetzung für eine bewußte Lüge sei. Will jemand einen anderen über das Produkt 3×700 täuschen, so muß er ganz genau wissen, daß das Ergebnis die Zahl 2100 ist. Es ist billig, hier von Selbstverständlichkeiten zu reden. Aber wer nennt einen vorplatonischen Denker, der sich so bewußt in das Innere eines psychologischen Vorganges versetzt und von da aus eine erfahrungsmäßige Analyse versucht hätte? — Im nächsten Dialog treffen wir ihn auf ähnlichen Wegen. Hier, im „Laches“, wird von der Tapferkeit gehandelt. Trotzdem ihn die sokratische Tendenz auf anderen Weg weist, kann er es sich nicht versagen, hier die Beobachtung niederzulegen, daß von zwei Männern, die der gleich großen Gefahr gegenüberstehen, derjenige mehr Mut zum Standhalten nötig hat, der das Bewußtsein geringerer Widerstandsfähigkeit hat. Man sieht, wie hier die Norm für die Beurteilung einer Handlung von außen nach innen verlegt wird; wie gut das Verhältnis vom Wissen und Mutgefühl beobachtet ist. Im selben Dialog war Platon, auf einen sokratischen Gedanken zustrebend, zur bekannten Scheidung von Fachwissen und einem höheren Wissen gelangt. Im folgenden Dialog, im „Charmides“, drängt es ihn zu einer Analyse dieses höheren Wissens. Hiebei macht er die wichtige Entdeckung, daß das Wissen und das Bewußtsein vom Wissen genau zu unterscheiden seien. Außerdem trennt er von der ersten Erkenntnis das Durchdenken der bereits in den Bewußtseinsgehalt aufgenommenen Erkenntnis. Im selben Dialog betont er, daß eine äußerlich gute Handlung nicht genügt, um von einem sittlich gut Handelnden reden zu können; es gehört vielmehr dazu, daß der Handelnde w e i ß, daß seine Handlung eine gute sei. Das sind Erkenntnisse, wie sie unseres Wissens

niemand vor Platon ans Licht gefördert. Wir können das hier nicht weiter verfolgen; wir müßten sonst eine platonische Psychologie schreiben. Die angeführten Beispiele werden auch genügen, um von dem Psychologen Platon einen Begriff zu geben. Reizvoll wäre es freilich, die psychologischen Beobachtungen Platons auf dem Gebiete der Liebe oder etwa auch seine Massenpsychologie eingehender darzustellen. Wir müssen es uns versagen. So groß die Verdienste des Vaters der empirischen Psychologie, wie ich ihn nennen möchte, sind, so braucht es doch kaum gesagt zu werden, daß dem ersten Pfadsucher manche Irrtümer unterlaufen. Aber diese erste fruchtbare Weise platonischen Denkens muß für sich gewertet werden.

Die andere haben wir die dialektische genannt. Ihr entspringen all die Fehlschlüsse, die — man könnte beinahe sagen, nach Dutzenden — in Platons Dialogen vorkommen. Eine Quelle dieser Denkrichtung ist in dem damals herrschenden Mangel einer empirischen Sprachforschung zu suchen. Man prüfte nicht die Worte nach dem oft mannigfaltigen Inhalt, den ihnen das Leben gegeben hatte und gab, sondern man griff ein Wort in einem bestimmten Sinne auf, nahm es im Verlauf der Schlüsse in einem anderen Sinne und baute so ganze Beweisgebäude in die Luft hinein. Ein Beispiel dafür ist die schon erwähnte Verwechslung der Bedeutung von „gut" im Sinne von „ethisch wertvoll" und von „gut" im Sinne von „materiell wertvoll, nützlich, lustbringend". Möglich war dies Verfahren nur, weil man sich im weiteren Verlauf der Bedeutung nicht mehr scharf bewußt war, in der man das Wort genommen hatte und es nun nahm. Vom Schwungrade der Denkmaschine war für einen Augenblick der Riemen geglitten. Man verband nicht jedesmal den gleichen Bewußtseinsinhalt mit dem gleichen Wort. Im „Parmenides" hat Platon eine Satire auf die extremsten Auswüchse dieses und ähnlicher Beweisverfahren geschrieben. Wir müssen leider feststellen, daß er selber sich davon nicht freigehalten.

Eine nicht viel weniger ergiebige Quelle dieser dialektischen Denkweise ist das logische Korrelationsbedürfnis, das freilich in dem besonders ausgeprägten formalen Sinn des griechischen Wesens wurzelt. Es ist eine gewisse Nötigung, das tätige Subjekt in beinahe ausschließliche Verbindung mit der im Subjektsbegriff ausgedrückten Tätigkeit zu bringen. Mit dem Begriff des Arztes verbindet Platon den der Heiltätigkeit so sehr, daß ihm die Vorstellung, einer anderen Tätigkeit desselben Subjekts sichtlich Schwierigkeiten macht. Für uns ist der Arzt vor allem anderen ein Mensch, der sich als solcher nach allen Seiten betätigt und nur eine spezielle Seite von Betätigung aufweist, die er mit anderen nicht gemein hat. Für Platon ist er der Mann der Heilkunde, und man muß ihn drängen, wenn er ihm noch andere Tätigkeiten zuschreiben soll. Die hohe Achtung und das Gefallen, das er immer am Fachwissen zeigte, rührt nicht zum wenigsten von dieser scharfen Entsprechung von Berufsnamen und Berufstätigkeit her. Ebenso ist seine Forderung: „Für das Tugendwissen eine eigene Tugendlehre" von diesem Gefallen an der Entsprechung beeinflußt. Und wenn er im „Staat" den eignen militärischen Wächterstand, ausgerüstet mit der entsprechenden militärischen Tugend der Tapferkeit, zum militärischen Schutz des Landes bestellt, wenn er ebenda jeden einzelnen Berufszweig in die Sphäre seiner Berufstätigkeit einschließt, so ist dies, wenn auch nicht

ausschließlich, aber doch mitbeeinflußt durch eben dieses Korrelationsbedürfnis. Eine andere Art von Korrelation ist die zwischen Tun und dem entsprechenden Leiden. Daraus wird im „Gorgias" der Satz abgeleitet, daß die gerechte Strafe des Übeltäters für diesen notwendig immer von Vorteil sei. Wenn die Strafe gerecht, also gut ist, ist auch das Erleiden der Strafe gerecht, also gut.

Wir könnten nicht so bald an ein Ende kommen, wollten wir all die anderen Wurzeln dieser dialektischen Denkrichtung, die an so vielen Fehlschlüssen die Schuld trägt, aber auch zu manchem überraschenden Ergebnis geführt, im einzelnen darlegen. Nur eine wollen wir noch aufzeigen. Es ist dies das Zweiteilungsbedürfnis, das häufig in der Form der Alternativentendenz auftritt. So ist im „Gorgias" die Wirkung der Redetätigkeit entweder Überredung oder Belehrung, das Wissen des Rhetors entweder tiefwissenschaftliches Erkennen oder ein völlig hohles Scheinwissen. Die tausend Mischungs- und Zwischenstufen werden hier wie dort ausgeschaltet.

Allein diese Tendenzen sind bei Platon nicht zu allen Zeiten gleich wirksam gewesen. Es läßt sich gut verfolgen, wie die ursprünglich starren Nötigungen allmählich — und häufig unter Einfluß der ersten, der forschenden Denkweise — schmiegsamer, elastischer werden; wie alte Denkbedürfnisse verschwinden und neue auftreten. So z. B. stellt sich statt des Zweiteilungs- ein Vielteilungsbedürfnis ein; die Vorstellungen des Nebeneinander und Untereinander üben in den verschiedenen Perioden eine verschiedene Nötigungskraft aus; der Trieb nach konsequenter Fortführung einer Denklinie oder eines Teilungsschnittes durch alle Gebiete ist zu jeder Zeit ebenso wenig der gleiche wie etwa das teleologische oder gar das Kausalitätsbedürfnis Platons. Diese wenigen Andeutungen müssen hier genügen.

Wir hatten uns vorgenommen, die innere Entwicklung des Dichter-Philosophen zu schildern. Wir wollten die großen leitenden Triebkräfte seines Wesens, deren Wachstum, deren Kreuzung und Kampf miteinander darstellen. Es war unser Wunsch, vor den Augen des Lesers die Wurzeln bloßzulegen, aus denen der Baum seiner Philosophie erwachsen ist. Ist nun das soweit gelungen, daß der Leser mit neuem, lebendigem Interesse nach dem „Charmides", dem „Gorgias", dem „Phaedon", dem „Phaedrus" oder dem „Staat" greift, so ist unsre beste Hoffnung erfüllt. Denn diese ist, daß Platons schöne, große, edle Seele wieder wirklich in uns lebe!





Die Theorien über die Entstehung des altfranzösischen Epos.*)

Von Karl Voretzsch.

Die für uns im Dunkeln liegenden Anfänge der epischen Dichtung der Franzosen lassen sich wenigstens teilweise etwas aufhellen durch die Verwertung der vorhandenen Zeugnisse, Reste und ältesten Denkmäler dieser Dichtgattung. Die nächstliegende Aufgabe besteht darin, die Zeit, in welcher die epische Dichtung begonnen hat, und die äußere, technische Form zu bestimmen, in welcher dieselbe aufgetreten; die Lösung dieser Aufgabe steht aber in engstem Zusammenhange mit den weiteren Fragen, wie man sich das Verhältnis des epischen Stoffes zur Geschichte zu denken hat und welche Bedeutung man dem germanischen Element bei der Entstehung des französischen Heldenepos beimessen will.

In der ersten Auflage seiner Épopées françaises (Paris 1865—68) vertritt Léon Gautier den Standpunkt, daß die ersten chansons de geste ihrem Ursprung und Wesen nach germanisch waren: „Les épopées françaises, les chansons de geste, sont d'origine et de nature essentiellement germaniques. On peut même affirmer que peu d'origines sont aussi évidentes, aussi entières et qu'aucun autre élément national n'est venu se joindre à l'élément germanique dans la composition de nos poèmes.“ Germanische Volkslieder (Cantilenen) sind der direkte Ursprung der französischen Epen gewesen, diese sind durch einfache Aneinanderreihung solcher Volkslieder entstanden: „Les premières chansons de geste n'ont été que des chapelets d'antiques cantilènes.“ Das Farolied wie das deutsche Ludwigslied gelten ihm als Beispiele solcher Cantilenen. — Die in der zweiten Auflage hervortretenden Modifikationen dieser Theorie beruhen im wesentlichen auf der Kritik Paul Meyers, zum Teil auch auf den von Gaston Paris geäußerten Ideen. Gautier glaubt demgemäß nicht mehr an die Entstehung eines Epos durch die Aneinanderreihung von Cantilenen, sondern die Dichter der chansons de geste haben sich lediglich inspiriert durch die Cantilenen, zuweilen auch durch die mündliche Überlieferung (tradition orale). Im Zusammenhange damit wird auch die Bedeutung des germanischen Einflusses etwas geringer eingeschätzt: „par son origine prochaine et immédiate, l'Épopée française est romane . . . la période romane est antérieure au IXe siècle . . . notre épopée ne s'est jamais confondue avec celle des peuples germaniques . . . Mais l'esprit germanique y a persisté — Bref, elle est germanique par son origine et romane dans son développement.“ Auch diese An-

*) Aus der für M. Niemeyers „Sammlung kurzer romanischer Lehrbücher“ bestimmten „Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur“, welche im Herbste dieses Jahres erscheinen soll.



schauungen sind in Gautiers letzter Publikation nicht ganz intakt geblieben. Den Anteil, welchen er dort der „tradition orale“ an dem Werden des Epos zuschrieb, negiert er jetzt, um dafür der „légende“ eine bedeutende Rolle bei der Umbildung der Überlieferung zuzuweisen. Worin jedoch der Unterschied zwischen „tradition orale“ und „légende“ besteht, hat er nicht auseinandergesetzt.

Gleichzeitig mit Gautiers erstem Bande erschien die „Histoire poétique de Charlemagne“ von Gaston Paris. Für ihn wird die Vorgeschichte des französischen Epos durch Erwägungen allgemeiner Art bestimmt. Darnach geht dem Epos bei allen Völkern eine „poésie héroïque ou nationale“ voraus, d. h. »chants nationaux«, welche der Form nach meist lyrisch, dem Inhalt nach episch sind und die Materialien für das Epos hergeben. Ihren Inhalt schöpfen sie aus der Zeitgeschichte, es sind „cantilènes contemporaines“. Die ältesten Lieder dieser Art waren deutsch, aber schon zur Zeit Karls des Großen hat es sicherlich auch romanische Lieder gegeben. Neben diesen Liedern haben auch Volkssagen „récits populaires“ über Karl den Großen existiert. Gegen Ende des 10. Jahrhunderts bemächtigt sich das Epos der populären Zeitgedichte und verdrängt sie, indem es dieselben in sich aufnimmt. Berufsmäßige Sänger, die Jongleurs, vereinigen die isolierten Lieder der alten Zeit, geben ihnen ein Zentrum und eine allgemeine Idee und am Ende des 11. Jahrhunderts ist das Epos fix und fertig. — Später hat G. Paris die Bedeutung des germanischen Elements noch schärfer hervorgehoben; darnach läßt sich das französische Epos des Mittelalters definieren als »l'esprit germanique dans une forme romane« oder: von den beiden Eltern der französischen Epik war der Vater germanisch, die Mutter romanisch. Während aber G. Paris in seiner Histoire poétique noch die Meinung vertrat, daß Chlodovech noch zu sehr Eroberer und Barbar gewesen sei, um den romanischen Völkern teuer zu werden und Volkslieder hervorzurufen, will er später gerade mit Chlodovech und speziell mit seiner Taufe den selbständigen romanischen Heldensang beginnen lassen. Die fränkische Poesie aber hat direkten Einfluß auf die französische nur wenig ausgeübt. Den Ereignissen gleichzeitige oder beinahe gleichzeitige Lieder sind unter allen Umständen die Grundlagen späterer Epen. Die mündliche Überlieferung oder Volkssage spielt in der Geschichte des französischen Epos keine Rolle.

Die beiden Publikationen von L. Gautier und G. Paris im Jahre 1865 waren für Paul Meyer der Anlaß, seine Ansichten über die bewegenden Hauptfragen zu äußern. Vor allem protestierte er gegen zwei Behauptungen, welche am schärfsten Gautier, teilweise auch Paris aufgestellt hatte: gegen die epische Vorstufe der Cantilenen (Volkslieder) und gegen die Bedeutung des germanischen Elements. Deutsche Cantilenen sind keinesfalls der Ausgangspunkt französischer Epen gewesen. Cantilenen, welche zeitgenössische Ereignisse feierten, können dagewesen sein, sind aber für die Erklärung der Entstehung des altfranzösischen Epos durchaus überflüssig, da dieses sich lediglich auf Grund der mündlichen Überlieferung bilden konnte. Die ältesten Überreste desselben gehören dem 9. Jahrhunderte an. Um diese Zeit aber hatte sich in Gallien durch Mischung der drei Rassen (Kelten, Römer, Germanen) eine neue Nationalität herausgebildet, die man nur mit dem Namen romanisch bezeichnen kann.

Eine sehr wesentliche Verschiebung erfuhr die Beurteilung des germanischen Einflusses durch das Buch von Pio Rajna über die Anfänge des französischen Epos (1884). Der Verfasser wies zunächst die ins einzelne gehende Übereinstimmung nach, welche zwischen chronistischen, poetisch gefärbten Überlieferungen aus der Merowinger-

zeit und dem späteren Karlsepos vorhanden ist; dieses hat sich demnach häufig mit Elementen der merowingischen Überlieferung bereichert oder direkt aus merowingischer Epik — deren Existenz Rajna schon für frühe Zeit annimmt — umgebildet. Rajna zeigt nun weiterhin, daß eine Reihe von Erzählungsstoffen, einzelnen Motiven, Figuren und Formeln des altfranzösischen Heldenepos und auch schon der merowingischen Überlieferungen ihr Pendant in der deutschen Heldendichtung des Mittelalters finden und daher aus altgermanischer, fränkischer Epik herstammen müssen. Die naturgemäßen Vermittler zwischen germanischer und französischer Epik bildeten die romanisierten Franken. So schloß sich an das fränkische Epos unmittelbar das romanische an, — die Annahme von Cantilenen wird damit überflüssig. Aber auch die Sage spielt nach Rajna in dieser Entwicklung keine Rolle. Das Buch von Rajna wurde für die Forschung epochemachend. Die Bedeutung des germanischen Elements war in weitestem Umfange erwiesen und fortan unbestreitbar. So wurde auch dieses Resultat der Rajnaschen Untersuchungen überall ohne Widerspruch akzeptiert, während man über andere Fragen — die Art der Vermittlung, die Bedeutung der Cantilenen wie der mündlichen Überlieferung zc. — abweichender Meinung sein konnte. Gaston Paris hat seinen Standpunkt in einer ausführlichen Rezension des Buches im XIII. Band der Romania dargelegt. Kristoffer Nyrop hat in der als neue Auflage geltenden italienischen Übersetzung seines Handbuches über das altfranzösische Epos die wesentlichen Resultate von Rajnas Forschung übernommen. Er glaubt mit Rajna an eine ausgedehnte Merovingerepik, die in den Berichten der alten fränkischen Chronisten auszugsweise erhalten sei; auch über die Karolinger noch können deutsche Lieder in Austrasien vorhanden gewesen sein. Aber den Anfang der französischen Epik müssen natürlich französische Dichtungen gebildet haben; direkte Beziehungen der ältesten französischen Heldenlieder zu den deutschen lehnt er ab und verweist im übrigen wegen dieser Frage auf Gautiers zweite Auflage und auf Rajna. Der Form nach können die ältesten Dichtungen allgemein gesungene, kurze, episch-lyrische, strophische Lieder (Cantilenen) oder auch chansons de geste kleineren Umfangs gewesen sein; die Wahrscheinlichkeit spricht nach Nyrop für die erste Annahme, erst für das 10. Jahrhundert wird eine wirkliche chanson de geste durch das sogenannte Haager Fragment erwiesen, in dessen lateinischer Prosa man längst Überreste von Hexametern und durch diese hindurch zugrunde liegende französische Heldendichtung erkannt hat. Das eigentliche Epos ist eine individuelle Schöpfung, entstanden dadurch, daß eines Tages ein berufsmäßiger Sänger alle ihm bekannten Lieder und Sagen über ein bestimmtes Ereignis, z. B. über den Tod Rolands, sammelte und auf Grund dieser zerstreuten und zusammenhanglosen Überlieferungen ein geordnetes, organisches Ganzes, ein Epos schuf.

Gelegentlich des Haager Fragments hat Gustav Gröber seine Meinung ausgesprochen, die er neuerdings in seiner altfranzösischen Literaturgeschichte ausführlich dargelegt hat. Er mißt der Sage keine Bedeutung für das Entstehen der Heldendichtung zu, vermeidet es, von Cantilenen zu sprechen, und erblickt die Anfänge einerseits in Zeitgedichten, die „ein Ereignis zur Sprache und das Urteil der Zeit darüber zur Geltung brachten," und andrerseits in carmina regum, „die ein aus mehreren Akten sich zusammensetzendes kriegerisches Unternehmen eines Königs unter Ausprägung der Zeitstimmung bildartig vor Augen stellten." Das sogenannte Farolied — von dem uns nur wenige, ins Lateinische übertragene Verse erhalten sind — ist ein Zeitgedicht; die unter Karl dem Großen aufgezeichneten carmina regum

gehören der zweiten Gattung an. Die epische Dichtung ist also so alt wie die historischen Ereignisse selbst. Sie ist hervorgegangen aus den Reihen der Krieger, welche die Ereignisse selbst gesehen. Ähnliche Anschauungen vertritt auch Eduard Schneegans in seiner Heidelberger Habilitationsvorlesung über „Die Volkssage und das altfranzösische Heldengedicht". Philipp August Becker hat nicht so sehr durch Aufstellung einer zusammenhängenden Theorie als durch Bekämpfung der vorhandenen zur Klärung beizutragen versucht. Er bekämpft vor allem die Konstruktion von verloren gegangenen „Vorepen", leitet die Epen gern auf schriftliche Quellen, z. T. auf gelegentliche chronistische Notizen zurück und sucht die altfranzösischen Epen als einheitliche Schöpfungen eines einzelnen Dichters zu erklären.

Die letzten Kontroversen über die Entstehungsfragen knüpfen an das Buch von Godefroid Kurth über die Merovinger an (Histoire poétique des Mérovingiens, Paris 1893.) In viel weiterem Umfang als Rajna hat hier Kurth epische Überlieferungen, d. h. zumeist Heldenlieder, in den Berichten der ältesten fränkischen Chronisten nachzuweisen versucht. Waren diese merovingischen Lieder im wesentlichen germanisch, so war der karolingische Heldensang bereits französisch: die Galloromanen, welche von Haus aus die beiden Grundelemente der Epik, epische Phantasie und Volkslied, besaßen, hatten von den Franken die Inspiration erhalten, nationale Erinnerungen in die Form des Volksliedes zu gießen. Auf die weiteren Fragen, wie sich zu diesen Volksliedern die späteren chansons de geste verhalten, wie überhaupt das eigentliche Epos sich entwickelt hat, geht der Verfasser, dem es im wesentlichen auf Scheidung der historischen und der epischen Elemente in der chronistischen Uberlieferung ankommt, nicht ein.

Doch war sein Buch für Hermann Suchier die Veranlassung, mit einer Untersuchung über das älteste überlieferte Bruchstück der epischen Poesie, über das Farolied, hervorzutreten (Zeitschrift für roman. Philologie. 1894, S. 175 ff.). Er zeigte zunächst, daß dieses nicht das Alter beanspruchen kann, das man ihm gewöhnlich zuschreibt. Indem er weiter annahm, daß die im Liber historiae wiedergegebene fränkische Überlieferung derselben Erzählung die Quelle des Faroliedes gebildet habe, kam er zu dem Schluß, daß das französische Volksepos mit der Bearbeitung fränkischer Sagen beginnt, für welche wir die gebundene Form des germanischen Epos vermuten dürfen. Wenn aber das französische Epos von der Bearbeitung fertiger fränkischer Epen seinen Ausgang nimmt, so liegt kein Grund vor, ihm eine Periode zuzuschreiben, in welcher es in der Form romanzenartiger Lieder existiert hätte. Die ältesten französischen chansons de geste braucht man in keine frühere Zeit als ins 9. Jahrhundert zu setzen. Gegen diese Schlußfolgerungen hat von seinem vorhin bezeichneten Standpunkt aus Gaston Paris (Romania. 1894, S. 441 ff.) protestiert, um die dem angeblichen historischen Ereignis gleichzeitige Entstehung des Liedes und damit auch sein Alter und zugleich das hohe Alter der französischen Epik zu vertreten. Ferdinand Lot (Romania. 1894, S. 440 ff.) glaubt ebensowenig als Suchier an die Existenz eines ausgebildeten Merowingerepos in alter Zeit, will aber weitergehende Schlüsse aus dem Farolied nicht gelten lassen.

Leo Jordan (Über Entstehung und Entwicklung des altfranzösischen Epos, Romanische Forschungen. 16, S. 354 ff.), der sich als letzter über die Anfänge des Epos ausgesprochen, steht in den prinzipiellen Fragen im wesentlichen auf Rajnas Standpunkt, will aber an Stelle der Franken als Vermittler germanischen Geistes die Burgunden setzen, was wenig zu der geringen Zahl und Bedeutung der letzteren

und ebensowenig zu der überragenden kulturellen Bedeutung des Frankenstammes paßt.

Überblickt man im Zusammenhang die hier zusammengestellten Resultate der einzelnen Forschungen, so sieht man wohl, daß es der verschiedenen Meinungen nicht weniger sind als der Namen, ja im Gegenteil noch mehr, da einzelne Forscher im Laufe der Zeit ihre Anschauungen gewechselt haben. Eine endgiltige Meinung, die mit keinem Widerspruch mehr zu rechnen brauchte, läßt sich bei der Dürftigkeit des vorhandenen Materials und bei dem gegebenen Spielraum in der Auslegung des letzteren nicht geben. Aber wenn wir von allem Hypothetischen absehen und lediglich die Tatsachen reden lassen, ergeben sich doch einige für die Beurteilung des Ganzen nicht unwesentliche feste Punkte.

1. Das Alter der französischen Epik läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Das Chlotharlied (Farolied), aus der zweiten Hälfte des 8. oder der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts, bietet an sich keinen terminus a quo, sondern nur einen terminus ad quem. Will man aber der Willkür nicht Tür und Tor öffnen, so wird man über das Chlotarlied nicht allzu hoch hinaufgehen dürfen. Besonders aber ist romanischer Heldensang vor oder unabhängig neben der auf germanisch-fränkischer Grundlage ruhenden französischen Epik nirgends erwiesen.

2. Die Bedeutung des germanischen Elements für das französische Epos ist unbestritten und unbestreitbar. Diese Elemente können dem letzteren ebensogut aus fränkischer Sage wie aus fränkischer Dichtung zugeflossen sein. Direkte Übersetzung einzelner fränkischer Epen ins Französische braucht man hierfür nicht anzunehmen, obwohl kein Grund vorliegt, diese Möglichkeit prinzipiell auszuschließen.

3. Die Form muß, soweit wir die Entwicklung auf Grund der vorliegenden Materien zurück verfolgen können, die der späteren chansons de geste gewesen sein. Darauf deuten übereinstimmend die ältesten überlieferten Epen selbst und die ältesten bekannten Reste der epischen Dichtung, wie Haager Fragment und Chlotharlied; und, will man das heranziehen, auch die damalige Form der germanisch-fränkischen Epik war mutmaßlich nicht strophisch, sondern stichisch, nicht lyrisch, sondern episch (vergl. Beowulf, Hildebrand, Heliand, selbst Otfried).

4. Die Existenz von Cantilenen im Sinne von allgemein gesungenen Volksliedern lyrischer Form und epischen Inhalts ist an und für sich möglich, aber für die Erklärung der geschichtlichen Entwicklung nicht notwendig und auch nicht erweislich. Hingegen werden kürzere Dichtungen in der Art und Form der chansons de geste, also Epen kleineren Umfanges, seit dem 8. Jahrhundert existiert haben. Aus diesen haben sich auf natürlichem Wege, teils durch Erweiterung einzelner Epen, teils durch Vereinigung mehrerer zu einem Ganzen, die älteren Epen der Blütezeit entwickelt.

5. Wo für die Annahme von Volksliedern oder Epen Wahrscheinlichkeit und Beweise fehlen, ist die Sage (tradition orale, légende) die einfachste und natürlichste Form der Überlieferung. Sie bildet das notwendige Bindeglied zwischen dem geschichtlichen Ereignis und allen denjenigen Dichtungen, welche überhaupt eine traditionelle Grundlage haben und nicht unmittelbar nach dem Ereignis entstanden sind. Ihre Existenz wird durch die Erzählung der alten fränkischen Chronisten wie des Mönchs von St. Gallen und anderer bestätigt.



Die Begegnung.

Von

Laurenz Kiesgen.

Nein, heute darfst du nicht vorübergeh'n
Mit stummem Gruß. Laß uns ein Weilchen steh'n
Und plaudernd in vergang'ne Tage schauen,
Indessen deine Buben Burgen bauen
Im Sande. Königlich ist Kindertand.
Wir bauten auch einst Schlösser — in den Sand.

Ein Sonntag war's im Sommer. Ja, ich weiß
Noch gut den Tag, als wär' er kaum verblichen.
Die Luft lag still. Es flimmerte so heiß
Und träge raunend die Minuten schlichen.
Wie eine blaue Glocke von Kristall,
So wölbte sich der Himmel überall;
Darunterher, gleich Feuerfunken, schossen
Die schnellen Schwalben, sonnenglanzumflossen.
In enger Straße schob sich im Gewühle
Die Menge langsam durch die Sommerschwüle.
Entflohen aus des Hauses dumpfen Räumen
Schritt alles lautlos, lautlos wie in Träumen.
So ging auch ich im Traume fast dahin,
Doch lag ein holder Jubel mir im Sinn,
Glückselig Leuchten um das Aug' mir flirrte
Und voll von Liedern klang die junge Seele.
Mühsam hielt ich zurück, daß nicht die Kehle
Mit hellem Laut die Leute mir verwirrte;
War's doch ein Tag kaum her seit jenen Stunden,
Darin die Liebe ich und — dich gefunden.

Am Orte stand ich stille und verloren,
Den zur Begegnung wir uns auserkoren.
Nicht war's im Waldesdunkel eine Stelle,
Auch nicht an Flusses murmelndem Gefälle.
Nein, in der Stadt, im Menschenstrome — mitten,
Wo tausend unbekannt vorüberschritten,

Da sollte Zeuge sein die laute Welt,
Wie überall die Liebe baut ihr Zelt.
Du kamst, so schön, wie meine Sehnsucht dachte,
Indes vom Himmel hoch die Sonne lachte.

O laß mich von dem Glück der Stunde schweigen.
Die junge Liebe ist so leicht zufrieden:
Ein Blick, ein Händedruck, — wem dies beschieden,
Dem wurde schon das höchste Glück zu eigen.
Nur halbe Worte stammelt scheu die Lippe,
Es weilt entfernt auf meerverlor'ner Klippe
Der Jugendmut, der sonst so kecke, laute.
Gleich einer Göttin steht vor dir die Traute.

Nicht lange und wir gingen froh von dannen,
Du hierhin und ich dort. Doch Fäden spannen
Unsichtbar um die Herzen die Gedanken.
Unsichtbar flocht die Sehnsucht ihre Ranken
Für kurze Zeit. Denn mittags an der Brücke —
Halb fünf bestimmt — ein Wiederseh'n zum Glücke.

Ich schritt nach Haus. Still lächelnd, wenn ich dachte,
Wie einfach es von je die Liebe machte.
Sie weiß nichts andres als ein Wiederfinden
Und jedes Brechen wird ihr neues Binden,
Bis sie zuletzt mit einem ew'gen Band
Die Schranken zieht um das gelobte Land.

*

Gelobtes Land! Ein gold'ner Friede breitet
Die milde Herrschaft über jeden Tag.
Wer dich erreicht, in sel'ger Freude schreitet
Er Kindern gleich durch bunten Blütenhag.
Entzücken blüht aus jeder frohen Stunde,
Die wie im Taumel — ach, zu schnell nur! — flieht.
Es sprießt der Überfluß empor vom Grunde;
So schmelzend singt die Nachtigall ihr Lied
In keinem Land, in keinem sel'gen Mai.
Gelobtes Land! Dich schuf Gott für uns zwei . . . .

So folgten die Gedanken mir ins Zimmer
Und gaukelten in rotem Zukunftsschimmer,
Als ich zur kurzen Ruh' mich hingestreckt.
Da hat der Schlummer mich so lang geneckt,
Bis meine Augen fest er zugedeckt.

*

Und plötzlich sah ich uns am Hochzeitstag.
Wie warst du schön im weißen Engelskleide,
Die Myrt' im Haar! Wie glühte das Geschmeide
Von purpurnem Granat, das dir am Busen lag.

Sahst unter Tränen lächelnd zu mir her,
Als fiele dir das Glücklichsein so schwer.
Die Schwestern alle, die dich froh umgaben,
Und deine Mutter, die dich schluchzend küßte,
Wie sah ich's klar! Ja, noch ist mir, ich müßte
Dich sagen hören: „Lieb will ich dich haben!" —
Das schlichte Wort, eh' wir zur Kirche fuhren.
Im Wagen saß Marie, dein Schwesterlein,
Und hielt in ihren beiden Fäusten klein
Den Rosenstrauß. Auf seines Duftes Spuren
Verging der Tag, von dem das bunte Bild
Noch greifbar heut' vor meinem Auge quillt.

*

Und Zeiten kamen, Zeiten sah ich nah'n,
Die Hand in Hand mit dir ich froh durchmessen.
Was wir erlebt und was wir all getan,
Wer weiß es noch? Doch nie kann ich vergessen
Den schweren Augenblick, da ich im Abendgold
Von dir und meinem Glücke scheiden sollt'.
Ein Zimmer lag im gelben Dämmerlicht
Der Abendsonne, die durch die Gardinen
So märchenseltsam . . . irdisch war es nicht . . . .
Ein schlichtes Lager, linnenweiß, beschienen.
Ein Rosenstock, von Blüten überstreut,
Stand an dem Fenster. Stark drang her sein Düften;
Ich lauscht' am Eingang. O, du Einsamkeit!
So feierlich war's wohl in Totengrüften.
Was hielt mir zögernd nur zurück den Fuß?
Ich wollte weiter, doch ich war gebannt.
Jetzt auf dem Lager . . . täuscht' ich mich? . . . zum Gruß
Hob sich empor die weiße, schmale Hand.
Sie winkte mir. Warum nur faff' ich dich
Nicht, Hand, die mich im Leben treu geleitet?
Und die so oft nach Kummer über mich
Des Glückes Wohlbehagen ausgebreitet?
Und auch das teure Antlitz sah ich nun
Unsäglich blaß auf weißem Linnen ruh'n,
Drin brach nun auf das liebe Augenpaar,
Das mir so lange Stern und Leuchte war,
Und sah nach mir . . . O Blick, so schmerzlich, . . . ach,
Ich stürzte weinend vor in das Gemach
Und barg die Stirn in deinen kalten Händen
Und hieß sie mir vorm Abschied Segen spenden,
Und lag und lag in Schmerz und Elend tief . . .
Bis mich die Stimme laut und deutlich rief . . .
Was rief sie doch? . . .

*

Wo bin ich? Gott, ich schlief.
Dies war ein Traum nur und ich wachte nicht?
Mein Auge schmerzte grell ein gleißend Licht,
Die Sonne war's, die tief gesunken schien:
Es streifte schon das Giebeldach ihr Strahl
Und huschte längs der Zimmerdecke hin.

Ich sprang empor. O, nun mit einemmal
Fiel es mir ein, was morgens ich versprach,
Und daß ich mein gegeb'nes Wort dir brach;
Denn dich zu finden noch am fernen Hafen
War's längst zu spät: Ich hatt' mein Glück verschlafen.

Natürlich ging ich hin. Doch du warst fort.
Wer wartet auch wohl stundenlang am Ort
Wohin die Liebe rief mit süßem Wort?
Ob ich dich suchte: längst war es zu spät.
Du glaubtest dich verachtet und verschmäht.

*

Und wie's so geht, du warst seit jenem Tage
Mir aus den Augen, wenn auch manche Frage
Ich nach dir tat und forschte manche Stunde.
Ich traf dich nimmer. Langsam schloß die Wunde.
Und als ich dich vor Monden wiederfand,
Da war es an des fremden Mannes Hand.

So sei es denn: Ich seh' dein Auge leuchten
In Mutterglück und stillem Friedensglanz.
Du fandest doch den holden Myrtenkranz,
Und mein Aug' mag allein die Träne feuchten.

Vielleicht war's damals nicht die echte Liebe,
Die alles leidet, alles kann verzeih'n;
Es war ein Strahl nur, der in das Getriebe
Des Alltags fiel vom Paradies hinein;
Und wir verstanden nicht den Glanz zu bannen,
Mit seinem Golde uns das Haupt zu krönen;
Und als wir noch an Zukunftsträumen spannen,
Entwichen sie zurück ins Reich des Schönen.

Noch einmal, sei's! Wir wollen tapfer bleiben.
Und wenn uns damals trennte das Geschick,
Es ließ doch einen holden Trost zurück:
Nun kann uns nie die Wirklichkeit vertreiben
Aus einem sel'gen Traum von Glanz und Glück.





Umschau.

Ein Lustrum ist es her, daß Fogazzaro seinen letzten Roman Piccolo mondo antico veröffentlichte, der einen vollen Erfolg bedeutete. Indem er der Vorfahren Kleinleben schilderte, vermochte der Dichter die Ereignisse und Personen in ihrer Gesamtheit wie im Einzelnen so fein zu zeichnen, so psychologisch zu vertiefen, daß die ernsthaftesten Kritiker voll des Lobes waren und es heute noch sind. Ein solcher Erfolg wirkte naturgemäß bei den Buchhändlern und Verlegern, so daß Fogazzaro mit einemmal beider Liebling wurde. Die Liebe der Verleger fand darin ihren Ausdruck, daß Italiens bedeutendster Verleger (Ulrich Hoepli in Mailand, ein geborener Schweizer) den Dichter für den nächsten Roman verpflichtete und Albert Langen in München sich schon sehr bald das Übersetzungsrecht für alle Formen der Ausgabe gesichert hat.

Dem Exemplare des darauffolgenden Romanes Fogazzaros, Piccolo mondo moderno*), welches mir vorliegt, sind zwei sogenannte Waschzettel beigeschlossen, die von kleineren Blättern als Rezension abgedruckt zu werden pflegen. Sieht man sich beide vom Verlage abgefaßten Waschzettel an, so kann man unschwer feststellen, daß der Verlag mit diesem Roman und besonders seinem Abschlusse nichts Rechtes anzufangen weiß, denn sie sind so farblos wie möglich. In der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 146 vom 28. Juni v. J.) bespricht O. B. den Roman Fogazzaros und stellt fest, daß Hoepli wie Langen „eine Katze im Sacke" kauften. „Es mag dieser letztere Ausdruck im Hinblick auf Fogazzaros schriftstellerische Bedeutung etwas despektierlich klingen; was den neuen Roman selbst betrifft, ist er sicher am Platze. Denn es wird wohl einige sehr lange Gesichter gegeben haben, sowohl bei jenem italienischen Verleger wie bei dem Herausgeber der erwähnten deutschen Zeitschrift, als das Werk in seinem ganzen Zusammenhange endlich vorlag, als besonders die beiden Schlußkapitel mit ihrer halb mystischen, halb katholisierenden Tendenz erschienen waren. Mit Büchern solchen Schlages kann man unmöglich dem Lesebedürfnisse breiterer Kreise entgegenkommen, besonders wenn ein ganz ‚unbefriedigender' Schluß den durch den ganzen Roman hindurch nach einer harmonischen Auflösung der gestellten, entsetzlich schweren und tiefgehenden Probleme förmlich lechzenden Leser noch gar verstimmt." Diese Stimmung des Rezensenten der „Allgemeinen Zeitung" liegt auch über den beiden genannten Waschzetteln ausgebreitet, so daß O. B. wohl Recht haben mag, wenn er von langen Gesichtern spricht, die bei Ablieferung des Manuskriptes gemacht worden seien.

Und welches ist der Grund, der den Rezensenten O. B. zu jenem „entsetzlich schweren und tiefgehenden" Satze, den man zum Verständnisse zweimal lesen muß, veranlaßt hat? Einfach derjenige, daß Pietro Maironi, der Held des Romanes, statt

*) Antonio Fogazzaro, Piccolo mondo moderno. Romanzo. Milano, Ulrico Hoepli, 1901. 461 Seiten.

einer besonderen Abart der freien Liebe zu huldigen, zu seinem zeitweilig verlassenen Schöpfer zurückkehrt, den lebendigen Glauben seiner Jugend wieder in sich erweckt und aus unserem Gesichtskreise verschwindet, vermutlich um in einem strengen Orden für seines Lebens Verirrungen Buße zu tun.

Fogazzaro schildert uns mit der ganzen Kraft seiner prächtigen Kleinmalerei das Hauswesen des Marchese Scremin in Verona. In diesem Hause war Pietro Maironi, ein Verwandter, groß geworden, er heiratete die einzige Tochter des Ehepaares und wäre vielleicht leidlich glücklich geworden, wenn nicht religiöse Umnachtung die Überführung der jungen Frau in eine Anstalt notwendig gemacht hätte. Maironi lebt ganz zurückgezogen, viel mit inneren Anfechtungen kämpfend, die zum Teil aus seiner etwas sinnlichen Natur entspringen, und er gibt sich redlich Mühe, aller Versuchungen Herr zu werden. Während er nun als verheirateter Witwer, könnte man sagen, seinen Übungen der Frömmigkeit nachgeht und von seinem großen Vermögen große Wohltaten spendet, tritt eine von ihrem brutalen Manne getrennt lebende Schönheit in seinen Kreis. Eine Neigung erwacht, die zur Liebe wird und die junge Frau soweit treibt, daß sie sich Maironi sozusagen an den Hals wirft, nicht im schlimmsten Sinne, denn davor bewahrte sie ihre Selbstachtung, aber doch soviel, daß *sie* die Liebeserklärungen macht und *sie* ihn aufsucht und verfolgt. Ihre Deklamationen über ihre reine und große Liebe, wodurch auch sie ihn reinigen wolle, stellt der Verfasser als das dar, was sie sind: Selbsttäuschungen, die zu einer Katastrophe führen müßten, wenn beider Verhältnis lange genug gedauert hätte. Im Verkehr mit seiner skeptischen Geliebten und deren Bruder und infolge von politischen Zwistigkeiten und Reibereien wirft er allmählich seinen Glauben über Bord und nähert sich bedenklich dem Sozialismus. Beider Leidenschaft wächst in gefahrdrohender Weise; da ruft Maironi eine Drahtnachricht an das Sterbebett seiner im Asyl weilenden Frau, die inzwischen für ihre letzten Stunden den vollen Gebrauch der Vernunft wiedererlangt hat. Am Sterbelager dieser reinen Seele findet Maironi seinen Glauben wieder, er verfügt nach dem Hinscheiden seiner Frau über seinen Besitz, der auf nicht ganz ehrliche Weise in seine Familie gekommen war, und verläßt, von niemandem beobachtet, die Welt.

Das große Problem, das Fogazzaro in packender Weise löst, ist die Befreiung einer Seele von der Macht der Sinnlichkeit und der Hinaufführung derselben zur wahren Freiheit der Kinder Gottes. Wie der Dichter das Problem löst, wird nur dem Leser des Buches in seiner ganzen Folgerichtigkeit, Klarheit und Schönheit zum Bewußtsein kommen. Die psychologische Kleinarbeit auch in den nebensächlichsten Punkten ist unzweifelhaft ein Meisterstück, wie selten eins gemacht wird. Aber nicht nur bei Pietro Maironi und Jeanne Desalle — so heißt die Versucherin — sehen wir diese wunderbare Linienführung in der Zeichnung, auch bei den nebensächlichsten Figuren des Romanes wiederholt sich das gleiche Schauspiel.

Wenn Jeanne Desalle von sich behauptet, daß sie Pietro Maironi stets nur in reiner, selbstloser Liebe lieben wolle, so spricht sie damit gute Vorsätze aus. Daß dieselben aber auf die Dauer beim Fehlen jeglichen religiös-sittlichen Haltes nicht standhalten können, weiß jeder, der einigermaßen mit dem Seelenleben leidenschaftlich veranlagter Naturen in nähere Berührung gekommen ist. Der Dichter kennzeichnet die Sprache dieser Frau auch dadurch, daß er eben seinen Helden der Gefahr rechtzeitig entrückt und ihn auf den Weg der geistigen Gesundung zurückführt. Die Leidenschaft Jeannes als „höhere Auffassung von der Liebe“ dar-

stellen kann nur jemand, der die Verwerflichkeit eines Verhältnisses zweier verheirateter Personen, die durch unglückliche Umstände gezwungen sind, fern vom eigenen Herde zu leben, nicht anerkennen will. Die Zulässigkeit, auf der Basis eines solchen Verhältnisses den Roman zu einem künstlerischen Schluß zu führen, hat der Dichter direkt verneint, indem er Pietro rechtzeitig aus der Gewalt der sich und ihn betörenden Sirene fortführt.

Außer den beiden Hauptfiguren treten in wesentlicher Weise handelnd auf der Marchese und die Marchesa Scremin, Don Giuseppe, ein Priester, und ein Politiker, der nur mit seinem Titel Commendatore genannt wird. Der Marchese, Schwiegervater von Pietro Maironi, ist eine Gestalt, der man im modernen Italien häufig begegnet: haltlos, zwischen konservativen, katholischen und liberalen Einheitsprinzipien hin- und herpendelnd, will er trotz des erheblichen Rückganges seines Vermögens gerne Senator des Königreiches werden; er leidet, wie der Verfasser kaustisch sagt, am ulcus senatorium. Seine Schwächen werden so lebenswahr geschildert, seine Unbeständigkeit in ein so helles Licht gerückt, daß wir die Gestalt leibhaftig vor uns stehen sehen. Seine Frau, die Mutter der unglücklichen Frau Maironis, ist ein heroischer Charakter, dessen Seelengröße besonders in der bedeutsamen Unterredung mit Don Giuseppe zum Ausdruck kommt. Die feingezeichneten Szenen, die sich im Palazzo Scremin bei verschiedenen Gelegenheiten abspielen, sind das Beste, was ich über das innere Leben bei vornehmen Familien Italiens seit langen Jahren gelesen habe. Wer vertraut ist mit dem Familienleben der vornehmen Kreise Italiens, wird mit dem größten Genusse diesen Schilderungen folgen, wenn anders ihm die Kenntnis des dabei verwendeten Dialektes das erlaubt.

Don Giuseppe tritt uns als ein edler, vernünftiger und stets hilfsbereiter Priester von hoher Charakterstärke entgegen. Sein Takt ist oft bewundernswert, immer jedoch streng im Rahmen der Zeichnung bleibend, so daß auch in ihm eine vollwertige Figur geschaffen worden ist, die dem Dichter zum höchsten Lobe und dem Buche zur besonderen Zierde gereicht. Der Commendatore endlich ist eine Persönlichkeit, wie man sie nur in Oberitalien finden kann. Täglich der heiligen Messe beiwohnend und alle Pflichten eines eifrigen Katholiken erfüllend, der gerne und viel Almosen gibt, gilt er als und ist er der eigentliche politische Machthaber des Städtchens. In den römischen Ministerien ist er ebenso einflußreich wie in den kommunalen Angelegenheiten, obschon er weder Abgeordneter noch Stadtrat ist. Alle buhlen um seine Gunst, von der Frau angefangen, die ein möbliertes Zimmer zu vermieten hat, bis hinauf zum Präfekten und Marchese Scremin. Großes Wohlwollen und eine außergewöhnliche Gabe von Langmut zeichnen den kleinen Herrn aus, dessen Leben sich eigentlich nur aus Audienzen und der Erledigung von Bittgesuchen zusammensetzt.

Wer die städtische Politik und den Parteikampf um die Herrschaft in den oberitalienischen Städten genauer kennt, wird seine helle Freude haben an den prächtig beobachteten und köstlich geschilderten Vorkommnissen, die in die Zeit fallen, als Pietro Maironi von der klerikalen Partei als Bürgermeister erkoren und dann, als sein langsamer Abfall vom Glauben infolge seines skandalösen Verhältnisses allgemein bekannt wird, zum Rücktritt gezwungen wird. Eine Kraft der Darstellung ist dem Verfasser in allen diesen Dingen eigen, die ihn mit an die erste Stelle unter den modernen, guten und besten Realistikern setzt.

Eine besondere Beobachtung kann der aufmerksame Leser machen. In der Erörterung aller religiösen und seelischen Fragen entwickelt der Dichter ein Fein-

gefühl, das nur auf dem Boden des praktischen Katholizismus gewachsen sein kann. Die Mittel, die er anwendet, um in kritischen Situationen dieser Art die Handlung weiterzuführen, sind geradezu meisterhaft. Die Bekenntnisse, die Maironi Don Giuseppe macht, kurz bevor er sich ganz in sein Unglück stürzt, atmen eine Lebenswahrheit und Folgerichtigkeit, die den großen Psychologen Fogazzaro in seiner ganzen Größe zeigen.

Viel angefeindet wird der Umstand, daß Maironi sich durch eine Art Vision, die er zu sehen glaubt, als er telegraphisch zu seiner sterbenden Frau zurückgerufen worden ist, bewogen fühlt, mit seiner sündhaften Vergangenheit zu brechen und ein neues Leben zu beginnen. Ich stimme diesen Anfeindungen nicht zu, aus dem einfachen Grunde, weil dieselbe so sehr zum Charakter des Helden paßt und mit solcher Diskretion in die Handlung eingeschoben wird, daß auch dieser an sich außergewöhnliche Vorgang seine volle Berechtigung erhält.

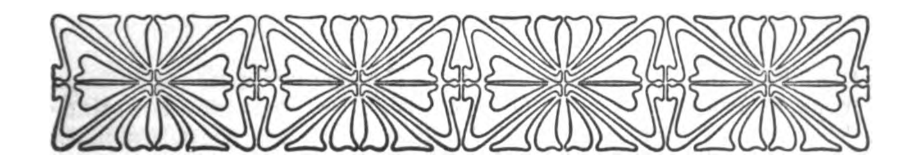
Den Roman einen asketischen zu nennen, ist nach jeder Richtung hin grundfalsch. Es kann das auch nur jemand tun, dem das Seelenleben eines vielfach versuchten, nach reinigender Gnade strebenden Katholiken gänzlich fremd und unbekannt ist. Ob man wohl zu weit geht, wenn man manche Züge aus dem seelischen Kampfe Maironis in die Seele des Dichters verlegt? Sollte alles künstlerisch erfunden und nicht vielmehr manches selbst durchlebt sein?

Es ist ein hoher Genuß, dieses an sich nicht leichte Buch zu lesen. Man muß dem Dichter auf das höchste dankbar sein, daß er uns dieses Kunstwerk geboten hat, daß er den Mut gefunden hat, seinen Ruhm in weiten Kreisen auf das Spiel zu setzen, um in vollendet künstlerischer Weise die Wirksamkeit der Gnade zu schildern. Daß ein solches Buch keine Lesung für Backfische ist, sondern nur in die Hand reifer Männer und Frauen gehört, brauche ich nicht besonders zu betonen. Die Schilderungen der entstehenden und der ausgereiften Leidenschaft sind bei aller Diskretion der Pinselführung und aller Vornehmheit des Ausdruckes doch nicht geeignet, jungen Leuten als entsprechender Lesestoff empfohlen zu werden. B.

* * *

Dramatisches Preisausschreiben. Der niederösterreichische Landtag hat beschlossen, zur Wiedererweckung einer heimischen, wirklich künstlerisch bedeutenden dramatischen Produktion einen jährlich zu verleihenden Preis von 2000 Kronen zu stiften. Dieser Preis kann nur solchen Schriftstellern deutscher Nationalität verliehen werden, welche in Niederösterreich durch längere Zeit ansässig und durch arische Abkunft und gründliche Kenntnis des Landes und Volkes befähigt sind, unverfälschte heimische Volkskunst zu schaffen. Solche Werke, welche eine historische, auf österreichischem und besonders niederösterreichischem Boden spielende Begebenheit zur Grundlage haben, werden bevorzugt. Ausgeschlossen von der Zuerkennung des Preises sind Operetten, Ausstattungsstücke und Werke lasziver Tendenz. Die zur Preisbewerbung angemeldeten literarischen Werke der oben angeführten Richtung werden in Bezug auf ihren literarischen, ethischen und nationalen Wert der Beurteilung durch ein vom Landesausschusse zu bestimmendes Preisrichterkollegium unterzogen. Auf Grund des Urteiles des Preisgerichtes erkennt der Landesausschuß nach Prüfung des Zutreffens der sonstigen Vorbedingungen den Preis zu. Bewerber um den Autorenpreis für die Jahre 1905 und 1906 haben die Werke, mit denen sie in die Preisbewerbung eintreten wollen, bis Ende August 1905 an den Landesausschuß des Erzherzogtums Österreich unter der Enns einzureichen.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.



Eisenbahn-Verstaatlichung in Österreich.

Von Dr. Fr. v. W.

Durch die am 21. Juni d. J. ganz unvermutet entstandene Debatte im Eisenbahnausschusse des Abgeordnetenhauses ist die Frage der Verstaatlichung der Privatbahnen in Österreich wieder aktuell geworden. Zwar eröffnete die damals von der Regierung abgegebene Erklärung wenig Aussicht auf ein baldiges Eintreten in die Verstaatlichungsaktion. Nunmehr jedoch, nach der vom Ministerpräsidenten in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 7. Juli abgegebenen ganz bestimmten Erklärung darf uns frohes Hoffen erfüllen. Diese Erklärung des Freiherrn von Gautsch lautete: „Die Regierung hält die Übernahme der Bahnen in eigenen Betrieb, so der Nordbahn, der Staatseisenbahngesellschaft, der Nordwestbahn, der Südnorddeutschen Verbindungsbahn und eventuell der Aspangbahn, für ein mit allen Mitteln anzustrebendes Ziel und wird sich stets hiefür einsetzen. Die Regierung wird auch unverweilt den Vereinbarungsweg mit den Eisenbahngesellschaften betreten*), und wenn sich dieser den einzelnen Unternehmungen gegenüber als aussichtslos ergeben sollte, mit aller Energie diesen Unternehmungen gegenüber die Klarlegung der Verhältnisse auf dem Rechtswege anstreben. (Lebhafter Beifall.) In dem Falle, als die Anforderungen der Privatbahnen aus finanziellen oder rechtlichen Gründen als unannehmbar sich herausstellen sollten, wird sie von ihren Rechten in Bezug auf die Einlösung vollen Gebrauch machen."

Man ist sich übrigens in weiten Kreisen unseres Vaterlandes des Inhaltes und der Bedeutung einer Verstaatlichungsaktion nicht bewußt; es mangelt vielfach das Verständnis für diese wichtige Frage und dieser Umstand mag wohl dazu beigetragen haben, daß der Bewegung bisher so wenig Kraft und Ausdauer innewohnten und so viele Anläufe ergebnislos verlaufen sind. Zudem ist die objektive Beurteilung sehr erschwert durch die mannigfachen, oft tendenziösen Zeitungsnachrichten und -Darstellungen, die je nach dem Interessen- und Parteistandpunkte oft erheblich von einander abweichen.

Die Gründe, die für und wider eine Verstaatlichung der Verkehrsmittel, vor allem der Eisenbahnen, vorgebracht werden (bei der Post bestand niemals ein Zweifel), sind zahlreich. Auf Jahrzehnte zurück reicht der Streit in Literatur und Wissenschaft über die Vor- und Nachteile des Staatsbahn- und des Privatbahn-Systems; selbst das sogenannte „gemischte System" fand wunderliche Lobredner. Dieser Streit ist müßig, weil zumeist nur Behauptung

*) Mittlerweile bereits geschehen.



gegen Behauptung gestellt werden kann. Der Hinweis auf angeblich gut verwaltete Privatbahnen und schlecht administrierte Staatsbahnen ist gleichfalls hinfällig; denn unter allen Umständen wird bei Staatsbahnen die Leistungsfähigkeit in viel höherem Maße als bei Privatbahnen dadurch erhalten, daß sie unter dem Auge des Publikums stehen, von Stunde zu Stunde überwacht werden und jedes Versäumnis, jede Untüchtigkeit laute Klagen in der Öffentlichkeit hervorruft. Das Publikum sorgt dafür, daß bei den Staatsbahnen Ordnung gehalten werde. Die Privatbahnen sind erfahrungsgemäß viel unempfindlicher gegenüber dieser Überwachung durch die Öffentlichkeit. Ebenso bildet der Hinweis auf das bestehende Privatbahnsystem in wirtschaftlich hoch entwickelten Staaten wie England, Frankreich und den Vereinigten Staaten keinerlei Beweis für das Privatbahnsystem, weil einerseits die kompakte Masse des ungeheuren Kapitals und die Macht der Eisenbahngesellschaften in den Parlamenten dieser Staaten eine Verstaatlichung der Eisenbahnen bisher verhinderte und die starke dahin gehende Bewegung unterdrückte und weil andererseits die Verkehrspolitik eines Landes überhaupt nur im Zusammenhange mit der gesamten politischen und wirtschaftlichen Lage und bei genauer Kenntnis der historischen Entwicklung beurteilt werden kann. Die Vorzüge des heutigen staatlichen Verwaltungssystems können andererseits als Verstaatlichungsmotiv auch kaum geltend gemacht werden; denn es kann bestätigt werden, daß die Verwaltung der Privatbahnen jener der Staatsbahnen nicht nachsteht, auch nicht hinsichtlich ihrer bureaukratischen Organisation und Betriebsführung. Auch das Moment der Sicherung der Kontinuität des Betriebes durch Schutz vor Arbeitseinstellungen kann für das Staatsbahnsystem seit dem großen Streik bei den ungarischen Staatsbahnen im vorigen Jahre nicht mehr angeführt werden.

Im allgemeinen läßt sich nur sagen, daß, so oft ein großes Unternehmen aus seiner Natur zentralistisch wird, wie es bei den Verkehrsanstalten der Fall ist, es unaufhaltsam zum öffentlichen Eigentum und Betrieb hinüberdrängt. Aus dem zentralistischen Wesen folgt das faktische Monopol, d. h. die Herrschaft über den Verkehr, und solche Herrschaft weist zur öffentlichen Gewalt als einzig rechtmäßigen Instanz. Im übrigen sprechen für die Verstaatlichung laut und vernehmlich die *bessere Volkswirtschaftspflege* und wichtige *finanzpolitische Erfordernisse*.

Unter allen Umständen gibt es jedoch, bei voller Berücksichtigung dieser allgemeinen Gründe, für jeden einzelnen Fall eine besondere Lösung, die von nicht zu vernachlässigenden Begleitumständen abhängig ist und beeinflußt wird. So auch in Österreich.

Vom Standpunkt der Volkswirtschaftspflege hat sich das mit Scheingründen so oft gepriesene in Österreich bestehende „gemischte System“ als vollends unhaltbar und für die österreichische Volkswirtschaft und deren Entwicklung in hohem Maße als schädlich erwiesen. Der Verkehr zwischen Orten, Gebieten und einzelnen Teilen der Monarchie, die von verschiedenen Bahnverwaltungen bedient werden, erleidet infolge der Nichtdurchrechnung der Tarife und durch die der Einheitlichkeit entbehrende Betriebsführung eine künstliche Verteuerung, eine der natürlichen Lage oft widersprechende Gestaltung und Verzerrung und durch die Aufenthalte bei den Übergängen

von Bahn zu Bahn eine Verzögerung und Hemmung, so daß die natürlichen Vorteile der örtlichen Lage von Produktionsstätten und Absatzgebieten in sehr vielen Fällen gar nicht ausgenützt werden können. Der gesamte österreichische Binnenverkehr hat durch diese künstlichen Verschiebungen schweren Schaden genommen.

Dazu tritt noch der Umstand, daß die Rücksicht der Privatbahnen auf die heimische Produktion und den österreichischen Handel nur genau so weit geht, als die Sorge um die Dividende es zuläßt. Das kann nun den Privatbahnen als Privatwirtschaften nicht verargt werden, denn ihr subjektiver wirtschaftlicher Zweck besteht ausschließlich in der Erzielung hoher Erträgnisse. In Verfolgung dieses Zweckes ist ihnen zwar viel daran gelegen, Transporte zu gewinnen, es ist ihnen jedoch vollends gleichgiltig, ob dieser Gewinn sich aus der Stärkung der heimischen Produktion oder aus der Zufuhr ausländischer konkurrierender Produkte bei gleichzeitiger Schwächung der österreichischen Industrie und Landwirtschaft, zum Nachteile des eigenen Handels, erzielen läßt. — Anders bei den Staatsbahnen, welche bei noch so eifrigem Streben nach hohen Erträgnissen ihrem Wesen nach nicht umhin können, die Erhaltung und Pflege der eigenen Produktionen an erste Stelle zu setzen, weil der Staat seiner eigenen Volkswirtschaft vorsteht und sie repräsentiert und weil er sein subjektives Interesse auch beim Betriebe von Verkehrsmitteln nur in der Pflege, Stärkung, Ordnung und Entwicklung dieser Volkswirtschaft verfolgen kann.

Die Privatbahnen sind daher naturgemäß nicht nur in Fragen der Tarifherabsetzungen, sondern auch in allen andern Forderungen der Bedienung des öffentlichen Verkehrs, der Betriebssicherheit u. a. m., wenn nicht ein sicherer und auch ein naher Vorteil für sie daraus erwächst, erfahrungsgemäß schwer zugänglich. Nur die Gefahr, Transporte an eine Konkurrenzroute zu verlieren, oder die Hoffnung, solche einer Konkurrenzroute abzujagen, pflegt von Wirkung zu sein. — Dadurch entstanden die zahllosen Ausnahmetarife und Frachtbegünstigungen, die das Tarifwesen der österreichischen Bahnen so gründlich verdorben, entstellt und unstät gemacht haben und zu künstlichen Verschiebungen der natürlichen Produktions- und Absatzbedingungen führen mußten. Eine Folge davon ist die empfindliche Störung des Gleichgewichtes in der Volkswirtschaft, indem für verschiedene Verkehrsgebiete eine ganz ungleichmäßige Behandlung der Transporte rücksichtlich der Frachtberechnung der gleichen Artikel und der Transportdauer eintritt und dadurch auch die Gestehungskosten der verschiedenen Gütererzeugungen künstlich und ungleichmäßig beeinflußt werden.

Die Privatbahnen erwiesen sich zudem infolge ihres Strebens, für das jeweilige laufende Geschäftsjahr die höchsten Dividenden auszuschütten, als nicht befähigt, eine weitsichtige Geschäftspolitik zu betreiben, Investitionen freiwillig zu machen und Einrichtungen zu treffen, die eventuell erst nach einigen Jahren höhere Erträgnisse erwarten lassen. Auf diese Weise wurden zahlreiche Orte, Gebiete und Verkehrsbeziehungen geschädigt.

Ferner erfährt die österreichische Volkswirtschaft beim gemischten System noch dadurch Nachteile, daß die Transporte durchaus nicht immer über die kürzeste Linie, über den Weg des geringsten Widerstandes und daher auch der

geringsten Kosten, sondern alternierend über verschieden lange, jedoch am Transporte mitberechtigte Routen geführt werden. Es tritt dadurch eine volkswirtschaftlich wertlose und überflüssige Häufung und Vermehrung von Transportleistungen ein, wobei den mitbeteiligten Staatsbahnen häufig nur gekürzte Anteile zukommen. — Diese Art der Transportleitung hat jedoch in vielen Fällen auch den Nachteil der Unregelmäßigkeit in der Beförderung und von Verzögerungen in derselben, ja nicht selten ist sie sogar die Ursache, daß große, auf Regelmäßigkeit und Raschheit angewiesene Transporte den österreichischen Bahnen gänzlich verloren gehen und ausländischen Konkurrenzrouten zugewiesen werden. Die Vielheit der Verwaltungen bedingt auch im Verkehr mit den Parteien bei Reklamationen rc. unleidliche Verschleppungen und Verzettelungen und hat das Schreibwerk in maßloser Weise entwickelt.

Die Tarifkomplikation und das Wirrsal der Leitungsvorschriften des „gemischten Systems" haben denn auch bewirkt, daß zahlreiche private „Revisions-Bureaux" wie Pilze aus dem Boden wuchsen und sich als lukrative Unternehmungen erweisen.

Auch die Hoffnung der Fürsprecher des „gemischten Systems", die Staatsbahnverwaltung werde durch das gute Beispiel der Privatbahnen und durch den Wettbewerb mit denselben zu einem mehr geschäftsmäßigen Betriebe angespornt werden, hat sich nicht erfüllt, weil, wie schon früher betont wurde, die Privatbahnen nicht um ein Haar weniger bureaukratisch verwaltet werden. Ihr in der Mehrzahl der Fälle günstigerer finanzieller Erfolg ist keineswegs auf eine bessere geschäftsmäßige Verwaltung, sondern lediglich darauf zurückzuführen, daß in Österreich, dank einer von Anfang und von Grund aus verfehlten Verkehrspolitik, die wenigst ertragreichen und die am meisten notleidenden Bahnen zum Körper der Staatsbahnen zusammengeschweißt wurden, während man die lukrativen Bahnunternehmungen der Privatwirtschaft überließ, ja von jeher geradezu Scheu und Abneigung bewies, die Hand nach ihnen auszustrecken. Immer trat die Notwendigkeit „eingehender Vorberatungen" dazwischen.

Alle die angeführten Momente haben in ihrem Zusammenwirken wesentlich dazu beigetragen, daß ein Aufschwung der österreichischen Volkswirtschaft und die Entwicklung derselben in allen Zweigen gehemmt und unterbunden wurde. Wenn in dieser Beziehung eine Besserung gewünscht und angestrebt wird, woran natürlich nicht zu zweifeln ist, so kann eine solche Besserung auf keinem anderen Wege eingeleitet und herbeigeführt werden, als daß, allen anderen Maßnahmen voran, das „gemischte System" im Eisenbahnwesen Österreichs beseitigt wird. Aber nicht etwa im Wege halber Maßregeln, durch Verstaatlichung der einen oder anderen Privatbahn, womit für die Volkswirtschaft nur wenig gewonnen wäre und nur einzelne Landesteile gewisse Vorteile erlangen würden, sondern durch eine gründliche Sanierung, welche nur in der ehesten Verstaatlichung aller Haupt-Privatbahnen bestehen kann. Der Staat würde dadurch in wirtschaftspolitischer Beziehung eine Machtfülle in die Hand bekommen, die er zur Regelung und Ausgleichung der zum großen Teile durch eben das „gemischte System" hervorgerufenen wirtschaftlichen Unregelmäßigkeiten und auch zu wertvoller Ergänzung seiner Handelspolitik gebrauchen kann, was ihm bis jetzt fast gänzlich benommen

war, da die entscheidende Gewalt im Wettbewerbe auf wirtschaftlichem Gebiete in den Händen spekulativer Kapitalsunternehmungen gelegen ist.

Ganz besonders war und ist das „gemischte System" eine der Ursachen der ungünstigen handelspolitischen Stellung Österreichs. Denn eines der wirksamsten Instrumente und Machtmittel einer zielbewußten Handelspolitik sind die staatlichen Verkehrsmittel, ist die staatliche Tarifhoheit auf den Verkehrsmitteln des ganzen Landes. Und dieses Machtmittel und Instrument fehlte dem österreichischen Staate gerade in den wichtigsten Relationen. Dieser Mangel bewirkte tatsächlich die vielfache Unterordnung und Zurücksetzung der heimischen Volkswirtschaft zum Vorteile der mitbewerbenden, sich schon lange des reinen Staatsbahnsystems erfreuenden Nachbarn und eine ungeheuere Beeinträchtigung speziell auch des Exportes über den Hauptseehafen Österreichs. Vor allem tritt dies im Verhältnis zu Deutschland und Ungarn zutage. Jenes genießt für seine Industrieerzeugnisse, dieses für seine landwirtschaftlichen Produkte auf den österreichischen Privatbahnen zahlreiche Vorteile, die den inländischen Erzeugnissen nicht zuteil werden und diese so schwer schädigen.

Auch hier kann nur ein positives Eingreifen der Staatsgewalt in das Wirtschaftsleben, kann nur eine radikale Verstaatlichungsaktion die schon viel zu lange versäumte Hilfe bringen. Die Herrschaft über die Eisenbahntarife ann nun einmal nur im Wege des reinen Staatsbahnsystems erobert werden.

Deutschland gegenüber handelt es sich um die Verstaatlichung aller böhmischen Bahnen, welche die wichtigsten Industriebezirke des Reiches durchziehen, dann der Nordbahn, — Ungarn und Italien gegenüber um die Verstaatlichung vor allem der Südbahn und der Kaschau-Oderberger Bahn sowie der Staatseisenbahn-Gesellschaft. Wir können Ungarn gegenüber unsere wirtschaftliche Überlegenheit nur zur Geltung bringen, wenn wir alle seine Zufuhrslinien in der Hand haben und ihm die Möglichkeit benehmen, der österreichischen Volkswirtschaft im Wege der österreichischen Privatbahnen empfindliche Schäden zuzufügen. Dieser unnatürliche und ungesunde Zustand muß ein Ende nehmen. Ungarn wird seinen wirtschaftlichen Chauvinismus wesentlich einschränken müssen, wenn es einmal zwischen die österreichischen Staatsbahnen eingezwickt sein wird und der österreichische Verkehr den österreichischen volkswirtschaftlichen Interessen allein dienstbar gemacht werden kann. Gerade jetzt, da die Einheitlichkeit des Wirtschaftsgebietes ihrem wohl kaum mehr zweifelhaften Ende entgegengeht, erscheint es als ein Gebot der Selbsterhaltung, daß Österreich unverweilt zur Verstaatlichung seiner Bahnen schreite.

Was nun die staatsfinanziellen Erfordernisse als Motiv für die Verstaatlichung anbelangt, so ist darunter das Verhältnis der Staatsbahnen zu den öffentlichen Finanzen zu verstehen. In dieser Hinsicht sei nur darauf hingewiesen, welche ungeheuere Wichtigkeit dieses Verhältnis für den Staatshaushalt und dadurch für die Gesamtheit der Bevölkerung besitzt. So betragen z. B. die Betriebsüberschüsse der preußisch-hessischen Staatsbahnen pro 1904 über 660 Millionen Mark und der Betrag, der nach Abzug des Zinserfordernisses für die Eisenbahnschuld und einer Tilgungsquote für dieselbe für allgemeine Staatszwecke zur Verwendung gelangt, erreicht 40 Prozent der gesamten Einkünfte des preußischen Staates. In Österreich dagegen werden nach Ausbau der Alpenbahnen die jährlichen Zuschüsse, die aus den öffentlichen

Finanzen zur Deckung des Zinserfordernisses der Staatsbahnschuld, welche Deckung durch die Betriebsüberschüsse nicht erreicht wird, rund 70 Millionen Kronen betragen. Es muß also zur Deckung dieser Zuschüsse das ganze Erträgnis der Grundsteuer und ein großer Teil des Erträgnisses der Erwerbsteuer aufgewendet werden.

Das ununterbrochene Andringen des fortschreitenden Bedarfes im Haushalte des modernen Staates ist eine so allgemein bekannte Erscheinung und die niemals abgeschlossene und schließlich immer sich durchsetzende Befriedigung dieses Bedarfes ist eine so allgemein anerkannte unwiderstehliche Notwendigkeit, daß es keiner Rechtfertigung und Begründung bedarf, wenn das Staatserfordernis für alle Angelegenheiten der einzelnen Ressorts, für Bewaffnung und Ausrüstung der Wehrmacht zu Land und zu Wasser, für die Erhöhung der Gehälter, für öffentliche Bauten, Gewerbepflege, Agrarpflege, für Kultus, Unterricht, Wissenschaft, Hygiene, die soziale Fürsorge und alle anderen Seiten bürgerlicher Wohlfahrt in den letzten Jahrzehnten eine erhebliche Steigerung erfahren hat. Man unterziehe nur die Budgets der letzten Jahrzehnte einer Vergleichung! Und diese Steigerung erfährt keinen Stillstand, geschweige denn einen Rückgang; es kann ihr auch kein Einhalt getan werden, solange wenigstens nicht, als ein Volk, ein Staat am Wege kultureller und wirtschaftlicher Aufwärtsentwicklung sich befindet und entschlossen ist, diesen Weg und diese Entwicklung mit Einsatz und Aufgebot aller Kräfte einzuhalten.

Demgegenüber stehen die Nöten um Vermehrung der Einnahmen, die sich mehrenden beweglichen und gewiß nicht immer unberechtigten Klagen der Steuerzahler über die auferlegten wachsenden Lasten, die sich teilweise tatsächlich kaum mehr erhöhen lassen; denn auch die Pflichten des einzelnen Bürgers gegenüber dem Staate haben ihre Grenzen. Was in den bestehenden Formen der Besteuerung erreicht werden kann, ist bereits bis zum Äußersten geschehen. Dem stehen weiter gegenüber die ständige mühevolle Suche der Finanzminister nach neuen Steuern und Einnahmequellen, die im Kampfe gegen den Unmut stetige Fortbildung der Einkommensteuer, Vermögenssteuer, Erbschaftssteuer, mit dem ganzen System der Verbrauchssteuern und Verkehrssteuern, die gleichwohl niemals Schritt halten mit den unabweisbaren gesteigerten Bedürfnissen der öffentlichen Haushaltungen.

Muß nicht angesichts dieser Sachlage dem Verantwortlichkeitsgefühle die Überzeugung und Erkenntnis entwachsen, daß es durchaus angebracht sei, einen Teil der Summen für den öffentlichen Finanzbedarf in der gerechten und zweckmäßigen, bequemen und unmerklichen, das subjektive Bewußtsein wenig drückenden Form der Überschüsse staatlicher Verkehrsmittelverwaltung aufzubringen, wenn diese Aufbringung bei Anwendung entsprechender Verwaltungsgrundsätze und unter voller Wahrung der öffentlichen Wohlfahrt möglich ist? Gibt es überzeugendere Gründe, als es die harten Notwendigkeiten sind, unablässig wachsende und unabweisbare Bedürfnisse zu befriedigen?

Angesichts der finanziell wenig günstigen Erfolge des Staatsbahnbetriebes in Österreich erscheint jedoch gerade deshalb das Zögern der Staatsverwaltung, in eine weitere Verstaatlichungsaktion einzutreten, insolange nur zu sehr berechtigt und diese Verstaatlichungsaktion trotz der zweifellosen bedeutenden Vorteile für die Volkswirtschaft insolange bedenklich, als nicht

nachgewiesen wird, daß die Fortsetzung der Eisenbahnverstaatlichung zum mindesten keine weiteren Opfer aus öffentlichen Finanzen erfordern wird.

Von der Staatsbahnverwaltung ist der Ausfall, der sich im Falle einer Verstaatlichung der Haupt-Privatbahnen infolge der dann eintretenden Durchrechnung der Staatsbahntarife ergeben würde, mit 17 Millionen Kronen jährlich für den Güterverkehr und 4 Millionen Kronen jährlich für den Personenverkehr beziffert worden.

Dazu ist nun Folgendes zu bemerken: Solche Ausfallberechnungen haben natürlich nur den Wert und die Bedeutung von Schätzungen und sind daher in gewissem Grade anfechtbar. Sie pflegen vorgenommen zu werden einerseits auf Grund der bestehenden, keineswegs genau feststellbaren Transportmengen in den zahllosen einzelnen Verkehrsrelationen und andererseits auf Grund der bestehenden normalen Tarifsätze, die jedoch in Wirklichkeit nur zum kleinen Teile in Anwendung kommen. Wahrscheinlich sind diese Grundlagen auch bei der vorliegenden Berechnung angenommen worden. Es wird dabei jedoch außer aller Berechnung gelassen, daß die den Verkehr verbilligende Durchrechnung in zahlreichen Fällen zweifellos eine gewisse Steigerung des Verkehrs zur Folge haben wird, der den Ausfall zum Teil verringern muß.

Aber ganz abgesehen davon scheint es geboten, eine Gegenrechnung zu machen und in dieselbe alle jene Momente und Positionen zusammenzufassen, welche im Falle einer allgemeinen Verstaatlichung und einer entsprechenden Neuorganisation eine Ersparnis an Ausgaben und eine Vermehrung der Einnahmen bestimmt herbeiführen werden. Vor allem kommen hier jene Ersparungen in Betracht, die als eine natürliche Folge der gesteigerten Ökonomie bei einer im kommerziell-technischem Großbetriebe notwendigen gewissen Zentralisation sich ergeben müssen.

Es würden erspart werden:

ein großer Teil der Bezüge der über 150 Bediensteten des aufzulösenden Tariferstellungs- und Abrechnungsbureaus im Eisenbahnministerium und des Bureaus für Wagenmieteabrechnung (30 Bedienstete);

fast die gesamten Bezüge der zirka 90 Bediensteten der aufzulassenden General-Inspektion der österreichischen Eisenbahnen;

ein Teil der Bezüge der Bediensteten der wesentlich zu reduzierenden Abrechnungsbureaus;

ein Teil der Bezüge der zur Aufhebung gelangenden neun Privatbahn-Direktionen, insbesonders die außerordentlich hohen Bezüge der Direktoren und Oberbeamten, eine große Zahl von Spesen und Diäten für Konferenzen &c.;

durch die Vereinigung in ein einziges großes Staatsbahnnetz würden die Fahrbetriebsmittel eine ungleich rationellere Ausnützung und einen rascheren Umlauf erfahren. Welche ökonomischen Vorteile hiebei erzielt werden, zeigt die bevorstehende Einrichtung der Betriebsmittelgemeinschaft der deutschen Eisenbahnen, für die eine Ersparnis von über 20 Millionen Mark berechnet wurde. — Durch die Verstaatlichung würde ein Teil der heute bezahlten Wagenmieten und der größte Teil der gezahlten Wagenleihgebühren erspart werden. Diese Betriebsmittelvereinigung würde auch eine wichtige Voraussetzung bilden für eine systematische Verladung und Beförderung der Frachtstückgüter, welcher Geschäftszweig heute bei allen Bahnen, hauptsächlich infolge der

unrationellen Wagenwirtschaft, nachgewiesenermaßen passiv ist. Es würden die zahlreichen und wiederholten Umladungen und die häufigen zeitraubenden Übergänge von Bahn zu Bahn vermieden werden, die Beförderungszeiten würden gekürzt, die für Lieferfristüberschreitungen gezahlten Beträge vermindert und eine bessere Belastung der Wagen würde erzielt werden.

Erspart würden ferner werden großenteils die Ausgaben an fremde Bahnverwaltungen für die Mitbenützung von deren Bahnhöfen und Bahnanlagen.

Durch die Verstaatlichung würde weiter bewirkt werden, daß die Beförderung nicht mehr über Umwege, sondern nur mehr über die kürzeste und daher billigste Route erfolgt, wodurch im Personen- und Güterverkehr die Ausgabe für eine große Zahl von Zugs-, Achs- und Tonnenkilometern bei gleichem Nutzeffekt erspart würde.

Von besonderer Bedeutung wäre endlich der Umstand, daß durch die Verstaatlichung, ohne zunächst an irgend eine Tarifregulierung zu schreiten, eine außerordentlich große Zahl von Ausnahmetarifen und Frachtbegünstigungen, die heute aus Konkurrenzrücksichten erstellt wurden, von selbst entfielen. Damit allein schon würde eine sehr ergiebige Einnahmenerhöhung herbeigeführt werden. Die beiden letztangeführten Momente widerlegen auch die irrtümliche Meinung, daß es nicht nötig sei, z. B. die Nordwestbahn zu verstaatlichen, weil durch die Verstaatlichung der Staatseisenbahn und Südnorddeutschen Verbindungsbahn eine Konkurrenzlinie geschaffen werde. Konkurrenzen im Eisenbahnwesen führen, wie jeder Fachmann weiß, nie zu finanziellen Erfolgen. Ebenso irrig ist die Meinung, mit der Verstaatlichung der Nordbahn könne wegen der drohenden Konkurrenz des Donau-Oder-Kanals gewartet werden. Abgesehen davon, daß die Nordbahn diese Konkurrenz nie zu fürchten haben wird, ist nicht abzusehen, wann der Donau-Oder-Kanal fertiggestellt sein wird.

Die Reihe der Momente, welche im Falle einer Eisenbahn-Verstaatlichung ausgabenvermindernd und einnahmenerhöhend wirken würden, ist mit vorstehender Aufzählung noch keineswegs erschöpft; eine Reihe von Verkehrsreformen einschneidender Art würde in gleicher Weise wirken. Aber schon die angeführten Posten lassen mit untrüglicher Sicherheit erkennen, daß eine finanzielle Gefährdung des Staatshaushaltes durch Eintritt in die Verstaatlichungsaktion (bei Voraussetzung von deren Vollständigkeit) umsoweniger zu befürchten ist, als bei der mit der Bevölkerungszunahme und wirtschaftlichen Entwicklung fortschreitenden Zunahme aller Transportakte die Verhältnisse sich immer günstiger gestalten müssen.

Wenn in finanzieller Beziehung auch nichts weiter erreicht werden sollte, als daß die heutigen Opfer aus den öffentlichen Finanzen keine Erhöhung erfahren, so wäre durch die Verstaatlichung wenigstens der ungeheure Vorteil in volkswirtschaftlicher und handelspolitischer Beziehung gewonnen.

Ist aber die Verstaatlichung erst einmal durchgeführt, so müßte ihr unmittelbar die zweite große verkehrspolitische Tat der Neuorganisation der Staatsbahnverwaltung folgen. Wird diese in richtiger Weise nicht auf Grund mehr theoretischer Erwägungen, sondern auf Grundlage praktischer Erfahrungen und Erkenntnisse und nach rein sachlichen Gesichtspunkten durchgeführt, so ändert sich auch die finanzpolitische Situation mit einem Schlage. Auch von dieser Neuorganisation ist schon viel die Rede

gewesen und dabei wurde die Errichtung von Generaldirektionen über gewissen Gruppen von Staatsbahndirektionen lanciert. Ein solcher Plan kann nur das Erzeugnis bureaukratischer Denkweise sein. Es seien hier die bezüglichen, von staatsmännischem Scharfblick und von Sachkenntnis zeugenden Worte des Ministerpräsidenten in der erwähnten Sitzung des Abgeordnetenhauses am 7. Juli angeführt: „Wir können uns jedoch der Tatsache nicht verschließen, daß die bisherige Organisation und Führung des Staatseisenbahnwesens nicht zur Gänze den Erwartungen entspricht, die man mit Recht in finanzieller und volkswirtschaftlicher Beziehung hegen durfte. (Lebhafte Zustimmung.) Ich erblicke den wesentlichen Mangel der bestehenden Einrichtungen darin, daß wir auf dem Verkehrsgebiete ein wenig zu bureaukratisch verwalten. Ich glaube, daß gerade hier neue und freiere Formen gefunden werden müssen, die für den Verkehr notwendig sind."

Eine Neuorganisation kann nur einen Sinn haben, wenn sie zur Vereinfachung und Verbilligung des Verwaltungsapparates und dessen Betriebes, zur Befreiung aus den Fesseln des Bureaukratismus führt, wenn sie der ökonomischen Natur der Staatsbahnen entsprechend nach kaufmännischen Grundsätzen vorgenommen wird und die sichere Gewähr gibt für eine wirtschaftliche Gebarung, für die höchste Ersparnis an persönlichen und sachlichen Ausgaben und vor allem für die Erfüllung des ganzen Körpers mit kaufmännischem Geiste, Initiative und Verantwortlichkeit. Eine Neuorganisation, aus deren Anlage nicht mit voller Sicherheit eine *wesentliche* Reduktion der Selbstkosten des Betriebes nachgewiesen werden kann, ist vom geschäftlichen Standpunkte ein Nonsens, ist wieder nur ein gewagtes Experiment.

Welchen Wert hätte es dagegen, durch Schaffung einer oder mehrerer Generaldirektionen *noch* eine bureaukratische Instanz zwischen Staatsbahndirektionen und Ministerium einzuschalten? Die Folge wäre nur, wo wir ohnehin schon bureaukratisch bis auf die Knochen sind, ein noch schleppenderer Geschäftsgang, noch mehr Schreibwerk, noch weniger Initiative, noch höhere Kosten der Verwaltung und zum Ende ein großer finanzieller Mißerfolg der Verstaatlichungs-Aktion. Die bayrischen Staatsbahnen haben anläßlich der vor zwei Jahren erfolgten Errichtung ihres Verkehrsministeriums ihre Generaldirektion wohlweislich aufgelassen und die preußischen Staatsbahnen, die beispiellose finanzielle Erfolge aufzuweisen haben, ließen es sich trotz ihres ungeheuren Netzes nicht beifallen, Generaldirektionen zu errichten, sondern sie betraten den einzig richtigen Weg der Erweiterung der Kompetenzen ihrer 20 Direktionen, die direkt dem Ministerium als Zentralstelle untergeordnet sind. Damit allein ist es jedoch noch nicht getan. Durch eine viel weitergreifende Organisation in „freierer Form", deren Hauptstücke und Grundsätze für den, der die Schäden bureaukratischer Verwaltung sowie die Erfordernisse des praktischen Dienstes aller Geschäftszweige und deren Zusammenhänge kennt und überblickt, nicht allzuschwer festzustellen und zu erraten sind, würde, wie mit voller Bestimmtheit und auf Grund genauester Kenntnis der Verhältnisse ausgesprochen werden kann, *mindestens* ein Fünftel der heutigen sachlichen und persönlichen Betriebsausgaben erspart werden können, und zwar nicht nur bei der bestehenden Staatsbahnverwaltung, sondern auch bei den dann verstaatlichten Privatbahnen. — Dies würde für den gegebenen Fall

eine Ausgabenersparnis im ganzen von jährlich mindestens 80 bis 100 Millionen Kronen bedeuten und die finanzpolitische Situation natürlich mit einem Schlage ändern: an Stelle der Zuschüsse, die heute aus öffentlichen Mitteln zum Staatsbahnbetriebe geleistet werden müssen, würde dann dieser Betrieb über die Verzinsung der Eisenbahnschuld hinaus vielleicht in der Folge noch Überschüsse für allgemeine Staatszwecke liefern. Für die österreichische Finanzwirtschaft und den österreichischen Staatshaushalt würde damit eine neue Ära der Wohlfahrt und des Aufschwunges anbrechen.

Und weil dieses Ziel so sicher und so unschwer zu erreichen ist, erscheint die von der Regierung in Aussicht genommene unaufgehaltene Verstaatlichungsaktion tatsächlich als die vornehmste Aufgabe im wirtschaftlichen und finanziellen Interesse Österreichs. Es ist, wie gesagt, nur zu wünschen, daß die Verstaatlichungsaktion sich nicht auf die in der Regierungserklärung vorläufig angeführten Bahnen beschränke, sondern daß damit nur der Beginn für eine allgemeine Verstaatlichung gemacht werde.

Trotz der fast allgemeinen und lebhaften Zustimmung, die die Regierungserklärung nicht nur im Parlamente, sondern auch in der gesamten Öffentlichkeit gefunden hat, bestehen gleichwohl einige Schwierigkeiten und Hindernisse, und verschiedene Bedenken sind geltend gemacht worden. Vor allem beziehen sich dieselben auf gewisse komplizierte, noch ungelöste Rechtsfragen. Die Erörterung dieser bekannten Fragen an dieser Stelle würde zu weit führen. Aber so viel kann gesagt werden, daß bei festem Willen und klarem Zielbewußtsein, die auch die Erklärung des Ministerpräsidenten kennzeichnen, diese Rechtsfragen kein Hindernis für die Verstaatlichungsaktion bilden, umsoweniger, als, wenn es nicht gelingen sollte, sie ohneweiters zu überwinden, oder der bisher immer betretene „normale" Weg sich, wie vermutet werden darf, als zu langwierig erweisen sollte, es vielleicht einen sichern und einfachen Weg geben dürfte, sie ohneweiters zu umgehen. Allerdings wird es einer „starken Hand" und einer gewissen gesunden Rücksichtslosigkeit bedürfen, wie sie Bismarck in Preußen und Baros in Ungarn bei der Verstaatlichungsaktion betätigt haben, um bei aller Wahrung berechtigter Ansprüche der Aktionäre die natürliche und sehr mächtige Gegnerschaft gewisser Interessentenkreise zu überwinden. Daß dabei weder nach der Regierungserklärung eingetretene Kurssteigerungen, noch die ausgeschütteten Dividenden ausschlaggebend sein werden, darf wohl als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Sind jedoch diese Voraussetzungen gegeben, so kann darüber kaum ein Zweifel bestehen, daß es möglich sei, innerhalb längstens sechs Monaten sämtliche Hauptprivatbahnen, die Kaiser Ferdinands-Nordbahn, Südbahn, Staatseisenbahn-Gesellschaft, Nordwestbahn, Südnorddeutsche Verbindungsbahn, Elbetalbahn, Aussig-Teplitzerbahn, Buschtěhraderbahn, Böhmische Nordbahn, Kaschau-Oderbergerbahn und Eisenbahn Wien-Aspang, in die Hände des Staates zu bekommen.

Das eine muß man sich allerdings gegenwärtig halten, daß eine Verstaatlichungsaktion in Österreich, wann immer eine solche durchgeführt werden soll, ganz unvermeidlich den Folgen einer fehlerhaften Verkehrspolitik früherer Zeiten nicht gänzlich auszuweichen imstande sein wird. Man würde aber in dieselben Fehler verfallen, wenn man sich wegen der mit der

Verstaatlichung verknüpften Opfer zu einer neuerlichen Vertagung der Verstaatlichung verleiten ließe.

Als ein weiteres Hindernis, insbesonders von deutscher Seite, werden die nationalen Gegensätze und die Gefährdung nationaler Interessen bezeichnet. Vom Fachstandpunkte erscheinen diese Befürchtungen nicht gerechtfertigt, weil einheitliche Verwaltung und Betrieb des Verkehrswesens, kleine Lokalbahnen vielleicht ausgenommen, eine Nationalisierung einfach nicht vertragen und bei richtiger Geschäftsorganisation, wie sie früher angedeutet wurde, dieser Gefahr sehr wirksam und einfach vorgebeugt werden kann. Von Wichtigkeit ist hiebei, daß vermieden werde, in die Errichtung von Generaldirektionen einzugehen, und daß eine entsprechende Bezirkseinteilung der Staatsbahn-Direktionen vorgenommen werde.

Endlich wird als Hindernis die mit der Einlösung der Privatbahnen angeblich notwendig werdende allgemeine Erhöhung der Tarife bezeichnet. Diese Notwendigkeit muß unbedingt verneint werden und auch die Wahrscheinlichkeit einer solchen Absicht muß mit Rücksicht auf die ungünstigen Wirkungen und die Schädigung der an den heutigen Staatsbahnlinien gelegenen Interessenten bezweifelt werden. Die Frage der Tarifregulierung kommt überhaupt erst in Erwägung nach durchgeführter Verstaatlichung und vollzogener Neuorganisation. Ist erstere eine vollständige und letztere in der früher angedeuteten Weise durchgeführt, so liegt ein finanziell zwingendes Moment zu einer durchgreifenden Erhöhung der Tarife überhaupt nicht vor. Was im Tarifwesen allerdings unbedingt geschehen muß, ist eine gründliche Sanierung desselben in Bezug auf eine Rekonstruktion der heutigen vielfach unrichtig konstruierten Tarife, eine wesentliche Vereinfachung und Vereinheitlichung, die Einführung der Stetigkeit im Tarifwesen und in unvermeidlichem Zusammenhange damit die Aufhebung einiger tausend der bestehenden Frachtbegünstigungen. An einzelnen Punkten werden allerdings aus konstruktiven Gründen Erhöhungen eintreten müssen, die aber solcher Art sind, daß sie in keiner Weise fühlbar werden dürften, und den wichtigen Zweck haben, die bei den heutigen Tarifen nicht erreichte Deckung gewisser Selbstkosten des Eisenbahnbetriebes zu bewirken. Andererseits wird jedoch diese Tarifregulierung, abgesehen von der Durchrechnung, auch gewisse Tarifermäßigungen in sich begreifen müssen, wenn der finanzielle und der wirtschaftliche Erfolg der Verstaatlichung gesichert werden soll. Allgemeinen, das finanzielle Erträgnis der Staatsbahnen gefährdenden Tarifherabsetzungsgelüsten wird dagegen keine Folge gegeben werden dürfen. Eine kraftvolle, einheitliche und planmäßige Tarifpolitik wird die Krönung des großartigen Werkes der Verstaatlichungsaktion und geschäftsmäßigen Neuorganisation zu bilden haben, eines Werkes, das seinem Schöpfer unvergänglichen Ruhm bringen muß.





Fragmente
aus dem Nachlasse des ehemaligen Staatsministers
Grafen Richard Belcredi.

Im Juli dieses Jahres erschien in der „Kultur“ ein kurzes Lebensbild des Staatsmannes Grafen Richard Belcredi anläßlich des Umstandes, daß in demselben Monate 40 Jahre verflossen waren, seit dieser in bedrängter Zeit zur Übernahme des Staatsministeriums berufen worden war. Das erwähnte Lebensbild ist freilich sehr unvollkommen und konnte nur in kurzen Zügen den Charakter und die Denkweise des edlen Mannes schildern. Trotz dieser Mängel haben jene Zeilen vielleicht doch in manchem Leser ein erneuertes Interesse für die Begebenheiten jener Zeit und für die Grundsätze und Ideen wachgerufen, von welchen der damals an der Spitze der Regierung stehende Staatsmann sich leiten ließ, und dies umsomehr, als ja an mehreren Stellen dieser Lebensskizze eine ausdrückliche Berufung auf Äußerungen und nachgelassene Schriften Richard Belcredis stattfindet. Vielleicht ist in manchem Leser der Wunsch entstanden, noch mehr über Belcredi zu hören und aus seinen hinterlassenen Schriften einiges zu erfahren.

Der Gedanke, der schon in dem erwähnten Aufsatze ausgesprochen wird, daß die innerpolitischen Verhältnisse der Jahre 1865—1867 große Ähnlichkeit aufweisen mit der gegenwärtigen inneren Lage der Monarchie, läßt sich nicht abweisen und es möge mir demnach verziehen werden, wenn dieser Gedanke hier wiederholt wird.

Wenn die hinterlassenen Aufzeichnungen Belcredis schon durch die Macht und Bedeutung seiner Persönlichkeit wie seines Wirkens und durch ihren Inhalt selbst lebhaftes Interesse zu erregen und zu befriedigen geeignet sind, so wird dieses Interesse durch die erwähnte Analogie mit der gegenwärtigen inneren Lage des Reiches noch erhöht.

Der schriftliche Nachlaß des verstorbenen Staatsmannes ist sehr reichhaltig, doch entbehrt er leider des inneren Zusammenhanges und setzt sich zumeist aus einzelnen Fragmenten zusammen. Unter diesen finden sich wohl Ansätze zu einer zusammenhängenden und geordneten Selbstbiographie, — sie begleitet seinen Lebensgang bis zur Berufung als Landespräsident nach Schlesien, — bricht aber dann plötzlich ab und hat bedauerlicherweise niemals eine Fortsetzung gefunden. Sie ist, ebenso wie die vorhandenen Fragmente, zumeist in den ersten Jahren der Zurückgezogenheit Belcredis geschrieben, in den Jahren 1867—1870. Mit flüchtiger Schrift sind diese Erinnerungen und Ausführungen dem Papiere anvertraut und man hat sehr häufig den Ein-

druck, daß dies unter dem Einflusse eines bestimmten Ereignisses oder Impulses geschah. Dies hat zur Folge, daß der größte Teil der Schriften jetzt nur mehr schwer lesbar erscheint, und es ist ein großes Verdienst der edlen Witwe des Verstorbenen, welches an dieser Stelle nicht verschwiegen werden kann, daß sie in unermüdlichem Fleiße und mit feinstem Verständnis, gleichsam in dieser Arbeit noch nach dem Tode den Werken und Gedanken des geliebten Gatten folgend, diesen Nachlaß in ihre eigene Handschrift übertragen und für den Druck vorbereitet hat.

Ihr, der treuen Gefährtin, welche mit unüberwindlicher Tapferkeit seine wechselnden Lebensschicksale teilte und ertrug, hat Belcredi auch ausschließlich seinen handschriftlichen Nachlaß vermacht in voller Erkenntnis ihrer selbstlosen Liebe und ihres verständnisvollen Eingehens in seinen Gedankenkreis. Mit ihrer Zustimmung erscheint es nun angemessen, einen Teil derselben der Veröffentlichung zuzuführen, und zwar empfiehlt es sich gegenwärtig, anknüpfend an den vorher über Belcredi erschienenen Aufsatz, zunächst jenes Fragment den Lesern der „Kultur" und vielleicht auch einem weiteren Kreise vor Augen zu führen, das die verfassungs- und staatsrechtlichen Erwägungen Belcredis enthält, welchen er im politischen Leben huldigte und welche zum Teile in den Ausführungen seines Lebensbildes direkt herangezogen und benützt worden sind. Vor allem gehören hieher seine Aufzeichnungen über die Tätigkeit des ersten Reichsrates in den 1860er Jahren, die Anschauungen der damals herrschenden Partei, namentlich in Bezug auf die Ungarn gegenüber proklamierte Rechtsverwirkungstheorie, deren Unstichhältigkeit, endlich die Darlegung seiner Ansichten über konstitutionelles Verfassungsleben in Österreich überhaupt. Sie können, obwohl sie vor langen Jahren niedergeschrieben sind, auch heute noch ein hohes Interesse beanspruchen und werden durch die edle Form, in welche Belcredi seine Ausführungen kleidet, für jeden Freund gediegener historischer Darstellung und ernsterer Geistesnahrung in erhöhtem Maße eine anziehende Lektüre bilden. Zum Schlusse des jetzt zur Veröffentlichung gelangenden Fragmentes kommt Belcredi, wie es natürlich ist, auch auf die Verfassungssistierung zu sprechen; es werden diese Ausführungen ein noch vermehrtes Interesse erwecken. Sie finden ihre Fortsetzung in den weiteren Fragmenten, welche die Ereignisse während Belcredis ministerieller Tätigkeit und seinen Konflikt mit Beust umfassen. Deo favente mögen auch diese nach und nach, wenigstens teilweise, zur Veröffentlichung gelangen.

Auch in diesen Aufzeichnungen zeigt sich wieder die ganze Charaktergröße des seltenen Mannes und in jeder Zeile wird man seinen Seelenadel, seine hohe Rechtsachtung, sein scharfes, aber objektives Urteil, seine Loyalität und Vaterlandsliebe wiederfinden.

Das nun folgende Fragment ist im November 1868 begonnen, im Januar und in den nächstfolgenden Monaten des Jahres 1869 fortgesetzt und größtenteils durch Episoden in den Reichsrats-Verhandlungen dieser Jahre veranlaßt worden.

Dr. Ludwig Graf Belcredi.

* * *

Belcredi schreibt:

Es ist wiederholt — und zwar aus Anlaß der Wehrgesetzdebatte — behauptet worden, daß nur wegen der mangelnden rechtzeitigen Rüstungen — Skene*) behauptet gar, daß im Jahre 1866 gar keine Rekrutierung stattfand, was falsch ist, — die Armee vom Jahre 1866 nicht in der gehörigen Stärke ins Feld rückte. Man scheint nicht zu wissen oder vergessen zu haben, daß nach der früheren Organisation, die erst jetzt einer gründlichen Änderung unterzogen werden soll, die höchste Ziffer für die Kriegsstärke der Armee 500.000 Mann war, — wie dies mir vom Kriegsminister und vom Kaiser selbst wiederholt auseinandergesetzt wurde.

Daß selbst diese höchste Ziffer niemals ganz mit den im Felddienste verwendeten Truppen zusammenfiel, sondern hinter derselben zurückblieb und ein Bruchteil davon nur auf dem Papier bestand, liegt in der Natur der Dinge und wird sich niemals auch bei den jetzt projektierten 800.000 Mann der Linie und Reserve vermeiden lassen. Nun waren natürlich alle Vorkehrungen und Vorräte, soweit dieselben nach den vorhergegangenen Jahren der Sparsamkeit überhaupt vorhanden waren, die Montur, Armatur ꝛc. nur auf diesen Organismus berechnet, und die Vorwürfe, die man diesfalls gegen die Regierung erhebt, kommen dem gleich, daß sie nicht binnen einigen Monaten den ganzen Heeresorganismus mit allem, was daran hängt, umgestaltet hat — eine reine Absurdität! — und angesichts eines drohenden Krieges wäre es geradezu frevelhaft gewesen, auch abgesehen von der mangelnden physischen Zeit, an dem bestehenden Organismus des Heeres zu rütteln.

Wie bei der Beurteilung der Ursachen des Ausganges des 1866er Krieges das ganze Schwergewicht in die Heeresführung verlegt werden muß, zeigt sich klar, wenn man die Lage und militärische Aktion Preußens in Betracht zieht. Nicht bloß Österreich hat einen Doppelkrieg zu führen gehabt, sondern auch Preußen hat ihn geführt, und zwar einen doppelten Angriffskrieg. Die militärischen Kräfte, welche Preußen gegen Österreich hiebei zur Verfügung standen, waren weniger zahlreich — nahezu gleich — als die Österreichs nach seiner damaligen Heeresorganisation. Die Macht, welche den Preußen in Deutschland gegenüberstand, konnte so ziemlich mit jener parifiziert werden, welche Italien den Österreichern entgegenstellte. Das Material war in Deutschland entschieden besser als in Italien, die Harmonie unter den Führern aber deutscherseits ebenso mangelhaft wie in Italien. Der ausgedehntere Kriegsschauplatz in Deutschland und die offenen, höchst ungünstig gestalteten Grenzen Preußens boten diesem letzteren im Kriege weit größere Schwierigkeiten, als sie in Italien für Österreich bei seinem Festungsviereck und seinen Fluß- und Gebirgsgrenzen in Betracht kamen. Der Weg vom Main oder von der Isar an die Spree ist denn doch etwas kürzer und gangbarer als der vom Mincio an die Donau.

Preußen hatte gleich von Anfang an seine ganze Waffenkraft zusammenraffen müssen und wäre bei einer längeren Kriegsdauer einer vollständigen Desorganisation der staatlichen Gesellschaft entgegengeführt worden,

*) Es ist der damalige Reichsrats-Abgeordnete Edler von Skene gemeint.

da schon dieser unerhört kurze Feldzug für das volkswirtschaftliche Leben Preußens bedenkliche Folgen nach sich zog, die noch heute (im Jahre 1868) fühlbar sind (Hungersnot in Ostpreußen), und in der Thronrede 1867 wird auf die noch andauernden ungünstigen Erwerbsverhältnisse hingewiesen.

Also auch die Zeit war ein Faktor gewesen, die Kriegsaussichten günstiger zu gestalten. Aber mit der erfolgreichen Begeisterung der Heere durch das Parlament scheint es daher nach dem Zeugnis der Geschichte nicht weit her zu sein.

Durch die Sistierung wurde die erste, wichtigste und gefährlichste Frage in Österreich, nämlich die ungarische, einer friedlichen Lösung entgegengeführt, die innere Kluft ausgefüllt und damit die allerwesentlichste Bedingung, um auch nur einen Verteidigungskrieg führen zu können, erfüllt.

Das frühere Regime mit Reichsratsbegleitung hat die Existenzfrage nicht nur ungelöst gelassen, sondern durch 4½ Jahre eine Politik verfolgt, die von dieser Lösung immer weiter abführte, die Gemüter immer mehr verbitterte und die Rechtsbegriffe verwirrte. Diese Itio in partes, mit grundverschiedenen Rechtsanschauungen, mit Tendenzen, die in politischen Fundamentalfragen sich bekämpften, war nichts anderes als ein Zersetzungsprozeß, der, wenn seinem Weitergreifen nicht halt geboten worden wäre, zur Säbelherrschaft und somit Vernichtung jeder freiheitlichen Politik hätte führen müssen, um das Ganze zusammen zu halten, vor dem vollständigen Zerfall zu bewahren. Die deutsch-liberale Partei wird bis zum heutigen Tage nicht müde, mir die Sistierung ihres „Rechtes" vorzuwerfen und sie findet in diesem Vorgehen auch bei solchen Politikern eine Stütze, die im allgemeinen ihrem Zielpunkte — wenigstens bis zum Jahre 1865 — nicht beistimmten, so zum Beispiel Anton Graf Szécsen, der mir jetzt gleichfalls vorwirft, das Recht der nicht ungarischen Länder verletzt zu haben. Graf Anton Szécsen, der noch Minister war, hat als solcher das Februarpatent unterschrieben und war auch noch Minister, als man sich anschickte, die Februarverfassung ohne Ungarn in Wirksamkeit zu setzen.

Derselbe Mann hat nach seinem Rücktritt die Politik Schmerlings — die nur eine notwendige Konsequenz jenes ersten, noch unter Szécsens Ministerschaft getanen Schrittes war — nicht genug verdammen können und sich dabei mir gegenüber wiederholt auf das Allerhöchste Handschreiben vom 20. Oktober 1860 an den ungarischen Hofkanzler Baron Vay berufen, in welchem die authentische Auslegung des Oktoberdiploms enthalten und damit das Verfassungsrecht Ungarns anerkannt und dieses somit durch das Oktoberdiplom und Februarpatent nicht aufgehoben worden sei.

War dies nun aber der Fall, wie ich es bereitwilligst anerkenne, da das Februar-Patent sich nicht nur selbst als eine Ausführung der Grundbedingungen des Oktober-Diploms ergibt, sondern in sechs Artikeln jenes Handschreiben für Ungarn ausdrücklich als maßgebend anerkennt, — wie konnte man an eine Wirksamkeit des Reichsrates denken, bevor Ungarn auch nur die Möglichkeit geboten wurde, sein Verfassungsrecht dem oktroyierten Reichs-Verfassungsrecht anzupassen und daher die Wahlen, die Beschickung des Reichsrates rechtsgiltig zu vollziehen? Das ungarische Verfassungsrecht konnte ja doch im Hinblick auf seine, wie früher gesagt, erfolgte Anerkennung nur

nach den Bestimmungen eben der ungarischen Verfassung selbst giltig modifiziert werden; es mußte sonach Oktober-Diplom und Februar-Gesetz früher inartikuliert, d. i. als Gesetz von beiden Häusern des ungarischen Reichstags angenommen, und es mußte vom König dieser Beschluß sanktioniert sein, um dem Lande Ungarn Rechte zu gewähren und Pflichten aufzuerlegen. Nun hat man aber den Reichsrat berufen, bevor es dem ungarischen Reichstag auch nur möglich gewesen wäre, einen solchen Beschluß zu fassen, und man hat ihm auch später diese Möglichkeit nicht gewährt, indem es die Regierung gar nicht gewagt hätte, dem 1861er Landtag Ungarns jene beiden Gesetze zur Annahme vorzulegen und — ganz absehend von dem Allerhöchsten Handschreiben vom 20. Oktober — sich darauf stützte, daß das Oktober-Diplom 1860 und das Februar-Patent 1861, welches die ungarische Verfassung wieder herstellte, als bindende Gesetze für das ganze Reich publiziert worden waren.

Schmerling war wenigstens konsequent, denn der souverän-bureaukratische Standpunkt, den er einnahm, ließ ein wahres Verständnis für konstitutionelles Wesen gar nicht aufkommen.

Die grellsten Widersprüche waren freilich schon durch das Oktober-Diplom und die gleichzeitig ergangenen kaiserlichen Handschreiben in liebenswürdiger Unschuld verewigt worden. Übrigens war es mit dem politischen Urteil der deutschen Reichsrats-Majorität nicht besser bestellt, daher ihre Schwärmerei für Schmerling. Für den letzteren stand es von vornherein fest, — und dem Wortlaute nach hatte er auch Recht, — daß das Oktober-Diplom und seine sogenannte Form, nämlich die kaiserliche Machtvollkommenheit, in der Ausführung durch das Februar-Statut allgemein für das ganze Reich, somit auch für Ungarn, durch das bloße Faktum ihrer Oktroyierung durch den Monarchen als Inhaber der vollen gesetzgebenden Gewalt giltige bindende Gesetze seien. Dem bureaukratischen Standpunkt lag ja die Anschauung fern, daß jedes Verfassungsgesetz, auch das oktroyierte, die Natur eines Vertrags-Verhältnisses in sich schließe und daher zu dem „Geben" von der einen Seite das „Annehmen" von der anderen hinzutreten müsse, um dasselbe zur Wahrheit, zu einem verbindlichen, wirksamen Gesetz zu machen. (Hat ja doch bei dem Kampf gegen das Sistierungs-Ministerium selbst die deutschliberale Partei, z. B. ihr hervorragendes Mitglied Ignaz Kuranda in der „Ostdeutschen Post", sich so weit verstiegen zu behaupten, die „Annahme" des Februar-Statuts sei „gar nicht so nötig gewesen", indem dieses Statut seine Giltigkeit und Wirksamkeit nirgends von der „Annahme abhängig machte."!!)

Am allerwenigsten konnten aber Schmerling und seine Anhänger den Gedanken fassen, daß ein Landesrecht das Reichsrecht, welches in dem Verfassungsstatut seinen Ausdruck finden sollte, in irgend einer Weise beirren und in seiner Wirksamkeit hemmen könnte. Das ungarische Landesrecht konnte nach dieser Anschauung nur insoweit fortbestehen, als es den durch die Februar-Verfassung gezogenen Kreis von Recht und Pflicht nicht berührte. Der ungarische Landtag hatte auf Grund des Februar-Statuts einfach für den Reichsrat zu wählen, wie dies der Hofkanzler Graf Forgach im Schmerlingschen Sinne im Juli 1861 auch vom ungarischen Landtag forderte.

Die Umgestaltung des ungarischen Verfassungsrechtes in Unterordnung unter die Reichsverfassung konnte nach dieser Anschauung nachträglich geschehen und dem ungarischen Landtag als häusliche Arbeit anheimgegeben werden. Wie aber, auch abgesehen von dem engeren verfassungsrechtlicheu Standpunkt, eine Wahl vom ungarischen Landtag für den Reichsrat vorgenommen werden konnte, bleibt ein Rätsel, da das Februar-Statut für Ungarn hierüber keine Bestimmung enthält, die ungarische Verfassung selbstverständlich auch nicht, und ein Antrag zu einer provisorischen Regelung von der Regierung gar nicht gestellt wurde. Nun besteht der ungarische Landtag auch noch aus zwei Häusern, was die auch nur provisorische Regelung der Wahl und die Verteilung der Delegationen noch mehr erschwert. Für die Gegner dieser deutschliberalen Anschauung hatte man nötigenfalls das drastische Argument in Bereitschaft, daß die revolutionäre Bewegung von 1848 und 1849 das Vertragsrecht vernichtet und von aller beschwornen Pflicht entbunden habe. Von dieser Anschauung wurde Schmerling in seiner ganzen Politik geleitet, und bei seiner genauen Kenntnis der gleichen Denkungsweise in deutschliberalen Kreisen hat er auch keinen Anstand genommen, schon im Jahre 1861 in öffentlicher Sitzung des Abgeordnetenhauses — im Monat August, wenn ich nicht irre, — aus Anlaß der oppositionellen ungarischen Landtags-Adresse jenes Argument des durch die Revolution verwirkten Rechtes gegenüber den Angriffen der Tschechen und Polen geltend zu machen und diese angebliche Vernichtung des ungarischen Verfassungsrechtes geradezu als die wahre und geeignete Grundlage des Oktober-Diploms und Februar-Patentes und somit der ganzen von ihm in Szene gesetzten politischen Aktion hinzustellen. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie nach dieser Rede Schmerlings die ganze Linke und das linke Zentrum des Abgeordnetenhauses — Giskra, Herbst zc. an der Spitze — auf die Ministerbank förmlich losstürmten, um dem Staatsminister Schmerling durch Worte und endloses Händeschütteln ihre volle Beistimmung, ja ihr Entzücken über den Inhalt seiner Rede auszudrücken. Herrliche Repräsentanten echt konstitutionellen Geistes! Man muß dies selbst erlebt haben, um es jetzt, 1868, noch zu glauben, da dieselben Männer, die damals den Ansichten Schmerlings den überschwänglichsten Beifall spendeten, in den Delegationen nichts weiter sind als politische Schleppträger der herrschenden magyarischen Partei, von der sie sich aus einer Zwangslage in die andere drängen lassen, welche Zwangslagen doch nichts anderes sind als eben so viele Niederlagen des sogenannten parlamentarischen Regiments der deutschliberalen Partei. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit noch eines anderen nicht uninteressanten Umstandes. Als dem Reichsrat die Mitteilung über die erfolgte Auflösung des ungarischen Landtags vom Jahre 1861 zukam, hat das Herrenhaus über Anregung Graf Eduard Clams dies zu einer Loyalitäts-Manifestation benützt, indem es Seine Majestät aus jenem Anlaß der Landtagsauflösung seiner vollen Hingebung und treuen Unterstützung bei dem beschlossenen Schritte versicherte. Präsident Fürst Carlos Auersperg hatte nichts Eiligeres zu tun, als den Präsidenten des Abgeordnetenhauses Dr. Hein durch einen eigenen Abgesandten von dieser Loyalitätskundgebung zu verständigen, was dann nur eine indirekte Aufforderung war, im Abgeordnetenhause die gleiche Kundgebung zu veranlassen.

Doktor Hein, der bisweilen auch gern in Loyalität machte und dabei von einer Art Magyarophobie besessen war, zeigte sich bereit, der Andeutung Auerspergs zu folgen und nach einer kurzen Beratung mit den beiden Vizepräsidenten Ritter von Hasner (dem jetzigen Kultusminister) und Graf Mazzuchelli wurde Hasner zu mir gesendet, um mich im Namen des Präsidenten zu ersuchen, die Manifestation im Abgeordnetenhause durch einen geeigneten Antrag in Szene zu setzen. Das Präsidium hielt mich für die geeignetste Persönlichkeit, um der Manifestation den Parteicharakter zu benehmen und alle Parteien des Hauses zu bestimmen, sich derselben anzuschließen. Ich lehnte aber sogleich ganz entschieden ab und machte Hasner darauf aufmerksam, daß man solche Kundgebungen wohl im Herrenhause ohne Vorbesprechung riskieren könne, daß aber ein gleiches Wagnis im Abgeordnetenhause geradezu ein Leichtsinn genannt werden müsse, denn die Gefahr eines Fiaskos läge bei den Elementen, aus denen das Abgeordnetenhaus zusammengesetzt sei, doch gar zu nahe und die Folgen wären in politischer Hinsicht viel mehr zu bedauern als ein Unterbleiben jeder Kundgebung. Hasner entfernte sich und in den hohen Regionen des Präsidiums fand abermals eine Besprechung statt. Hein verleugnete sein hartnäckiges Wesen nicht und schickte Hasner nochmals zu mir, um mich dringend zu ersuchen, die Motion zu übernehmen, indem er meine Bedenken nicht teile.

Ich verweigerte dies abermals ganz entschieden sowohl aus persönlichen wie auch aus generell-politischen Gründen. Nun folgte die dritte Beratung des Präsidiums und Hein erklärte der Versammlung, es sei ihm eine Mitteilung zugekommen, die ihn bestimme, die Sitzung für fünf Minuten zu unterbrechen. Da alle die früher erwähnten Verhandlungen *während* der Sitzung stattfanden, so mußte dies die Aufmerksamkeit aller Abgeordneten sowie des Publikums auf der Galerie erregen, und da sich inzwischen auch schon die Nachricht von der Manifestation des Herrenhauses verbreitet hatte, so konnte es an Deutungen nicht fehlen. Hein berief nun die Abgeordneten zu einer vertraulichen Besprechung in das Lesezimmer des Abgeordnetenhauses, teilte dort die ihm aus dem Herrenhause zugekommene Nachricht mit und wies auf die Notwendigkeit einer gleichen Kundgebung im Abgeordnetenhause hin. Nun begann sogleich das hitzigste Wortgefecht, welches sich denken läßt. Nur die intimsten Freunde und treuesten Anhänger Heins schlossen sich seiner Ansicht an, während die Mehrzahl der Deutschliberalen (die Rechte hatte sich ferngehalten) dagegen opponierte. Obwohl allen diesen Herren die politische Maßregelung Ungarns ganz recht war, so nahmen sie doch aus egoistischen Gründen und um ihren Liberalismus nicht zu kompromittieren, Anstand, die Auflösung eines Parlamentes geradezu gutzuheißen. Das „heute dir, morgen mir“ schwebte ihnen vor Augen, und so wurden aus den fünf Minuten mehr als dreißig, ohne daß aus diesem verworrenen Gerede klug zu werden war. Hein kam in die größte Verzweiflung. Ein Antrag *in seinem* Sinne war im Hause — davon mußte er sich überzeugen — in würdiger Weise nicht durchzubringen. Andererseits war die Aufmerksamkeit des Publikums durch die lange Unterbrechung der Sitzung im höchsten Grade gespannt und der Anlaß der Unterbrechung war dem Publikum kein Geheimnis mehr. Er entschloß sich dann, bei der Wiedereröffnung der

Sitzung als Präsident einige Worte zu sprechen, welche die Loyalität der Versammlung als etwas Selbstverständliches, keiner besonderen Manifestation Bedürftiges darstellen sollten. Das Fiasko war aber dadurch nur schwach verhüllt und die Rechte protestierte gegen diese Überrumpelung durch den Präsidenten.

Das früher erwähnte drastische Argument Schmerlings betreffend die Rechtsverwirkung hat bei der ganzen deutschliberalen Partei nicht den mindesten Anstoß erregt. Hat doch Kaiserfeld schon im steirischen Landtag 1861 ganz dasselbe ausgesprochen, — und doch war es gerade Kaiserfeld mit seiner Partei gewesen, der später im Verlauf der versuchten Durchführung dieser Gewaltpolitik zuerst den Gedanken des Nachgebens Ungarn gegenüber faßte und freilich dadurch mit sich selbst in argen Widerspruch kam. Im Abgeordnetenhause haben nur die Tschechen und Polen bezüglich Ungarns den richtigen Gesichtspunkt vertreten und ich erinnere mich recht gut an die Ausführungen Mühlfelds, dieses von den Deutschen so gefeierten Juristen, welcher sich bei Gelegenheit des Zusammentretens der Mitglieder eines Ausschusses, zu denen auch ich zählte (über die von Mühlfeld selbst durch sein „Religionsedikt“ angeregte konfessionelle Frage), vor der Eröffnung der Ausschußsitzung über diese Verwirkungstheorie aussprach und dabei zum Resultate kam, daß der juridisch entscheidende Umstand der sei: ob bei einer Volksauflehnung, die sich bis zur offenen Revolution steigere, Blut geflossen sei oder nicht —, eine Ansicht, die vielleicht für den Kriminalisten, der ein Todesurteil zu fällen hat, je nach den Umständen des einzelnen Falles beachtenswert erscheint, die aber vom Standpunkte des hier geltenden öffentlichen Rechtes den gänzlichen Mangel an richtigem Verständnis bezeugt.

Schmerling stand mit seiner Verwirkungstheorie keineswegs allein in Österreich; alle Deutschliberalen und auch sehr viele Konservative standen auf seiner Seite, und dies war einer der gewichtigsten Gründe, aus welchem die Sistierung der Verfassung unverstanden blieb, ja heftig angefeindet wurde. Vom Rechtsstandpunkte aus beurteilt, ist aber die Verwirkungstheorie völlig unhaltbar. Konstitutionelle Einrichtungen, mögen sie auf Übereinkommen oder Verleihung beruhen, sind dem ganzen Lande und Volke gegeben, können daher durch eine revolutionäre Bewegung in einem Bruchteil einer Generation unmöglich verwirkt werden. Nach dem Zeugnis der Geschichte stellt sich die Sache in der Praxis freilich anders dar. Theorie und Praxis stehen hier gewöhnlich in einem unversöhnlichen Widerstreit, aus dem einfachen Grunde, weil dort die ruhige Überlegung, hier die erregte Leidenschaft entscheidet. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß, wenn die ungarische Revolte von 1848 siegreich gewesen wäre, die von ihr der Krone gegenüber dekretierte Rechtsverwirkung durchzuführen gesucht worden wäre.

Jede Revolution bricht ihrer Natur nach mit dem Recht und appelliert an die Gewalt. Ist diese letztere siegreich, so wird sie den Sieg in derselben Richtung ausnützen, in welche sie die Leidenschaft getrieben hat. Anzunehmen, daß die Leidenschaft nach errungenem Siege nicht allein einer Versöhnung mit dem Gegner Platz mache, sondern daß geradezu ein Zurückgreifen auf den Rechtszustand vor der Revolution und dadurch eine Selbstverurteilung eintreten könne, hieße denn doch die menschliche Natur gänzlich

verkennen. Alle siegreichen Revolutionen haben die Zustände, welche die Gewalt geschaffen, zur Grundlage der neuen Einrichtungen gewählt; eine Sanierung und wirkliche Rechtsbildung ist dann immer nur durch die Zeit und die in derselben dann allmählich erfolgende Anerkennung dieser Zustände, Aufnahme derselben in das Rechtsbewußtsein des Volkes möglich. Es handelt sich deshalb nicht bloß darum zu siegen, sondern auch den Sieg dauernd zu machen. Das nach solchen Kämpfen eintretende erhöhte Ruhebedürfnis erleichtert natürlich die erste Einführung der neuen Ordnung, und da die Bevölkerung das Recht doch zunächst immer nur von seiner unmittelbar praktischen Seite des Schutzes und der Ordnung des äußeren Lebens auffaßt, so ist es wohl erklärlich, daß bei einem klugen und vorsichtigen Vorgehen der Gewaltträger der revolutionäre Ursprung des neuen Rechtes nach und nach vergessen wird, die neuen Institutionen sich einleben und die unter ihrem Schutze als Recht gesetzte Ordnung in ihrer Folge auch bei erwachter besserer Einsicht und Erkenntnis der ursprünglichen Meinung nicht mehr völlig ungeschehen gemacht werden könne.

Das Leben verträgt keine Unterbrechung, seine Anforderungen müssen gut oder schlecht befriedigt werden und durch diese Befriedigung werden Tatsachen geschaffen, vom Leben aufgenommen und so innig mit demselben verbunden, daß jeder spätere Rückzugsversuch vergeblich wäre. Es ist daher begreiflich, wie selbst der starrste Jurist sich vor solchen Konsequenzen beugen muß. Dagegen bleibt es ganz unbegreiflich, wie Männer, welche sich Juristen und Politiker nennen und jenen Machtkreisen, welche vor zehn Jahren in Ungarn in den Vordergrund traten, ferne standen, sich nur als passive Zuschauer zu denselben verhielten, — wie diese nach Verlauf eines so langen Zeitraumes, selbst zur Macht gelangt, den Verwirkungsstandpunkt einnehmen und es versuchen können, denselben als rechtlich begründet zu verteidigen — ja, dies zu einer Zeit zu tun, wo die Krone im Diplom von 1860 und in dem dasselbe unterstützenden Handschreiben an die ungarische Hofkanzlei diesen Standpunkt als einen irrigen bezeichnet hatte. Nur die Oberflächlichkeit, die der Liberalismus überall zur Schau trägt, vermag dies einigermaßen zu erklären. Man hält sich eben nur an Tatsachen, insoferne sich daraus Konsequenzen ableiten lassen, die den eigenen Bestrebungen günstig sind, wie dies hier in zentralistischer Richtung der Fall war. Der Liberalismus, als der auf das politische Gebiet übertragene soziale Atomismus, kann nicht nach festen Grundsätzen operieren; für ihn gibt es überhaupt nichts festes, da lose Atome sich fortwährend verschieben, immer neue „Tatsachen" schaffen. Die Politik der Tatsachen ist aber identisch mit der Politik der Gewalt, welche die Tatsachen schafft. Die Tatsachen werden nicht nach dem Recht, nach Rechtsgrundsätzen beurteilt — im Gegenteil: das Recht selbst wird nach den Tatsachen bestimmt! Wie nah' steht daher ein Bismarck dem Lager der Liberalen! Qualitativ ist der Unterschied, wenn man auf den Kern der Sache eindringt, gleich Null. Die Differenz beschränkt sich auf den Grad der Energie, der Offenheit. Nur so ist es erklärlich, daß durch die neu geschaffenen Tatsachen des Jahres 1866 ein so einiger, unlösbarer Bund zwischen ihm (Bismarck) und den liberalen Parteien geschlossen werden konnte, ungeachtet aller vorhergegangenen Differenzen nicht

bloß sachlicher, sondern persönlicher Natur. Wo die Grundsätze fehlen, muß man sich den Tatsachen unterwerfen, wenn man seine Aktion nicht jedes Stützpunktes berauben will. Dieselben Liberalen, die jetzt Bismarck wegen des 1866er Krieges — den er gegen ihren Willen unternommen hat — vergöttern, weil er eben siegte, dieselben, nur unter einer anderen staatlichen Benennung, hassen und verfolgen mich, weil der Krieg, der mit ihrem nachdrücklichst ausgesprochenen Willen unternommen wurde, hier zur Niederlage geführt hat. Nach solchen Rechtsanschauungen, wie sie hier und in dem Vorangeschickten wahrheitsgetreu geschildert wurden, ist es freilich eine ziemlich vergebliche Aufgabe, diesen Kreis von Politikern — und auch Szécsen steht demselben, was die Seichtigkeit der Anschauungen betrifft, nicht fern — zu belehren. Der Reichsrat, wie er im Jahre 1861 zusammentrat und bis zum Jahre 1865 sich gestaltete, war nun einmal eine Tatsache, und zwar für die Deutschliberalen eine günstige Tatsache; also begründete derselbe auch ein unantastbares Recht. Wie dieser Reichsrat zustande gebracht und durch $4^1/_2$ Jahre erhalten wurde, wie das Oktober-Diplom und die interpretierenden Handschreiben vom selben Datum, ja wie das Patent und das Statut vom 26. Februar selbst lauten, ist ganz irrelevant für die Frage des Rechts; jene Tatsache allein entscheidet.

Dieser Gesichtspunkt war auch bei der Konfinierung der Dezember-Verfassung, die ja das verfassungsmäßig revidierte Februar-Statut sein soll, maßgebend; und nicht der Inhalt des Verfassungsgesetzes, sondern die Verehrung jener Tatsachenpolitik war bestimmend, um das Epitheton der „Verfassungstreuen" für jene Partei in Anspruch zu nehmen. Ob denn diese Herren sich je darüber klar geworden sind, daß ihre Politik der Tatsachen die gefährlichste Feindin ihres eigenen vermeintlichen Rechtes ist? Denn von einer Stetigkeit des Rechtes kann doch dort keine Rede sein, wo jede neue Tatsache auch ein neues Recht schafft, welches ebenso gut oder ebenso schlecht begründet ist wie das vorbestandene, worüber nur die Gewalt entscheidet, welche die Tatsache hervorruft und in ihren Wirkungen stützt. Sie ahnen es wohl (denn zum Begreifen gehören Prämissen, die ihnen fremd sind), und deshalb suchen sie ihre Macht umsomehr zu konzentrieren, um sie wirksamer zu machen; sie schaffen frischweg ein Cisleithanien, ohne Rücksicht auf Recht und geschichtliche Wahrheit. Ein Wort, ein Federzug und der neue Staat steht fix und fertig da! So leicht ist denn doch noch kein Staat geschaffen worden!

Liegt in diesem Wort, in diesem Federzug nur der Ausdruck des geschichtlich Gewordenen, dann hat er seine Bedeutung und Berechtigung, indem ihm dann keine Schaffungskraft, sondern nur eine Taufkraft beigemessen wird; fehlt jene Vorbedingung, so kann überhaupt nur der Eroberer, das ist die nackte Gewalt, künstlich ein Ganzes zusammenschweißen, dessen Erhaltung dann wieder auch nur auf der Gewalt beruht — z. B. Norddeutschland —, es sei denn, daß ein Zusammentreffen günstiger Umstände und die Weisheit der Regierung mit der Zeit die Bildung eines Fonds lebendiger Kräfte zu begünstigen versteht, welcher an die Stelle des ursprünglich künstlichen ein natürliches Band der Einigung setzt.

Zu einem Staat im engeren Sinne gehört vor allem Selbstherrlichkeit, Absein jedes Abhängigkeitsmomentes von einem höheren Ganzen. In diesem Sinne ist auch Ungarn kein Staat, am allerwenigsten Cisleithanien, dem auch, abgesehen von der Verfassungsform, schon durch innere Widersprüche und seine Hilflosigkeit Ungarn gegenüber die Abhängigkeit in die Wiege gelegt wurde. Man gebraucht eben den Ausdruck Staat auch im weiteren Sinne, um damit die einzelnen Bestandteile der historischen Eigenberechtigung zu bezeichnen, die in ein größeres staatliches Ganzes eingefügt sind.

In diesem Sinne ist die Bezeichnung für Cisleithanien schon ganz unanwendbar, denn gerade die Nichtanerkennung der Eigenberechtigung der Teile hat dieses Kunstwerk zustande gebracht. Was geschichtlich geworden und der Sache nach bereits durch die Pragmatische Sanktion allseits anerkannt war, das hat im Jahre 1804 nur seine Bezeichnung, seinen Titel erhalten.

Das war der natürliche Prozeß. (Die Ungarn fangen nun damit an, den Titel zu beseitigen, während sie sich noch fortwährend auf die Pragmatische Sanktion berufen.) Sowie für den Bildungsprozeß der ersterwähnte Weg, so ist für den Zerstörungsprozeß der letztere der sicherste. Man fängt damit an, das Bewußtsein zu trüben, der Idee des Reichsganzen die Klarheit zu benehmen, welche sie in dem gemeinsamen Ausdruck, in dem Kaisertitel gefunden hatte. Das Weitere geht dann viel leichter von statten.

In Cisleithanien hat man jetzt in echt liberalistisch-oberflächlicher Weise mit dem Namen auch schon die Sache schaffen zu können geglaubt. Weder die Geschichte noch die Pragmatische Sanktion wissen etwas von einer staatsrechtlichen Zweiteilung der Monarchie, und wenn offizieller- und nichtoffiziellerseits fortan behauptet wird (neuerdings auch wieder in dem Armeebefehl des Kaisers vom 5. Dezember 1868, siehe „Vaterland“ Nr. 339), daß die staatsrechtliche Neugestaltung das Reich auf die *historische Grundlage* zurückgeführt hat, so ist dies nur die auf Selbstbeschwichtigung abzielende Wiederholung eines Grundirrtums. Die Pragmatische Sanktion hat die Eigenberechtigung der einzelnen Länder als die *historische Grundlage* anerkannt und durch die eingeholte Zustimmung der einzelnen Landesvertretungen dieser Anerkennung den formellsten Ausdruck gegeben, und *diese Grundlage* war es — nicht die jetzt beliebte dualistische —, auf welcher, wie der Armeebefehl sagt, „das Reich ruhte zu den Zeiten, wo es die schwersten Kämpfe bestanden nnd glänzende Siege errungen hat“! Der jetzige dualistische Standpunkt mit seiner cisleithanischen Schöpfung ist durch die Nichtanerkennung eigenberechtigter außerungarischer Länder geradezu eine Negierung der geschichtlichen Grundlage des Reiches, eine Negierung der leitenden Gesichtspunkte der Pragmatischen Sanktion. Seichte Opportunitätsgedanken haben die jetzige Situation hervorgerufen, und nun soll die Geschichte, deren Bedeutung man doch noch ahnt, angerufen werden, um jenem schwächlichen Geschöpf zur Stütze zu dienen.

Die Unwahrheit, die darin liegt, vermag jeder Schulknabe zu erkennen. Das Diplom vom 20. Oktober 1860 hat die Pragmatische Sanktion ausdrücklich als die unanfechtbare Grundlage jedes weiteren politischen Baues bezeichnet. Das Statut vom 26 Februar 1861 ist durch das Patent vom selben Datum für nichts weiter als die Form und Ausführung der im

Oktober-Diplom enthaltenen Grundsätze erklärt worden und die Verfassung vom Dezember 1867 gibt sich wieder nur als revidierte Februar-Verfassung, ohne die Grundlage und das Wesen der letzteren zu alterieren. Jeder, auch der wärmste Anhänger und Verteidiger der Februar- und Dezember-Verfassung, muß daher zugeben, daß man zur Beurteilung der historischen Grundlage des Reiches, zur Beurteilung der staatsrechtlichen Beziehungen zwischen den einzelnen Ländern und dem Ganzen auch heute noch von der Pragmatischen Sanktion auszugehen hat. Der Ausgleich mit Ungarn, das einzig Reelle in der ganzen Ära, ist ja unter beiderseitiger Anrufung der Pragmatischen Sanktion zustande gekommen und findet in derselben seine wesentlichste Stütze. Wer diese festigt, festigt den Ausgleich selbst. Was das absolute Regime in den nichtungarischen Ländern bewirkt, was die größere Mattherzigkeit der Vertretungen dieser Länder, im Vergleich mit Ungarn, verschuldet hat, dies alles ist bekannt, kann aber die Rechtsgrundlage nicht alterieren. Hat Ungarn vielleicht dem Absolutismus, der ja auch in diesem Lande — und vielleicht mit zwingenderer Notwendigkeit als anderwärts — gewaltet hat, eine solche Macht zugesprochen, die das alte Recht vernichtet und ein neues geschaffen hat? Im Gegenteil. Der Widerstand gegen eine solche Anschauung war nirgends größer als in Ungarn und eben diesem Widerstand verdankt Ungarn die Wiederherstellung der Verfassung. Es ist nicht zu leugnen, daß die Katastrophe des 17. Jahrhunderts den Rechtskreis der böhmischen und mährischen Landesvertretungen wesentlich reduzierte, allein seine staatsrechtliche Stellung in dem von den Habsburgern beherrschten Länderkomplex blieb vollständig unberührt.

Es war eben der König von Böhmen, der Markgraf von Mähren, welcher als *solcher* über die Zusammensetzung und die Rechte der Vertretungen dieser Länder Bestimmungen traf, und *nicht* etwa der deutsche Kaiser oder der Erzherzog von Österreich, der als Eroberer diese Länder in staatsrechtlich bedeutungslose Provinzen umwandelte. Die Ferdinandeische Landesordnung enthält einen tiefen Eingriff in die Rechte der Vertretungen, allein daß die staatsrechtliche Selbständigkeit Böhmens, dessen Rechtsbeziehungen zu Mähren und Schlesien dadurch nicht im mindesten in Frage gestellt wurden, bezeugt der Inhalt dieser „erneuerten" Landesordnung, ja bezeugt das Faktum ihrer Erlassung selbst. Dies ist aber in der Streitfrage, die jetzt die Gemüter in Cisleithanien bewegt, die Hauptsache. Mag Ferdinand II. die Rechte der Landesvertretungen in legislativer Beziehung noch sosehr beschränkt haben (das Wesentlichste, die Steuerbewilligung, ließ er übrigens aufrecht bestehen), mag er dagegen die Kronrechte noch so sehr erweitert haben, — dies ist für das eigentliche punctum litis der Gegenwart ziemlich irrelevant, — es waren immer die Rechte der böhmischen Krone, als einer selbstherrlichen, die Rechte des Landes, als eines staatsrechtlich selbstständigen Körpers, welche in der Landesordnung normiert wurden, und in dieser und keiner anderen Weise hat sich die Krone bis zum heutigen Tage in dem habsburgisch-lothringischen Regentenhause vererbt. Die Geschichte kennt kein Faktum, welches diese Rechtsgestaltung giltig annulliert hätte. In der Pragmatischen Sanktion, im Oktober-Diplom liegt vielmehr die deutlichste Anerkennung derselben.

Die Februar-Verfassung, auch wenn man sie als perfekt und rechtswirksam betrachten wollte, sollte je nach dem Wortlaut des Patentes nur eine Form und Ausführung der Grundsätze des Oktober-Diploms sein, konnte daher staatsrechtlich nichts neues statuieren, und aus Anlaß der Dezember-Verfassung ist ja eben der Streit entbrannt, der vorzugsweise auf staatsrechtlichem Boden geführt wird und dessen Ausgang erst abzuwarten ist. Die einzige Verfassung vom März 1849 erklärt die ständischen Landesverfassungen für aufgehoben. Nachdem diese Verfassung aber nie zur Wirksamkeit gelangte und auch formell wieder aufgehoben wurde, so konnte auch jene Bestimmung keine Rechtsfolgen äußern. Übrigens steht der Besitztitel mit der Anerkennung jener staatsrechtlichen selbständigen Stellung in Verbindung, weshalb ein Hinwegsetzen über dieses letztere Moment nur umso leichtfertiger erscheint. Wer sich dem Kultus der Tatsachen ergibt, — was man heutzutage mit großer Effronterie „Realpolitik" nennt, — mit dem ist über Rechtsfragen überhaupt nicht zu streiten, mit dem läßt sich aber auch keine Gemeinschaft pflegen, wenn es sich darum handelt, einen dauernden Bau aufzuführen.

Der gegenwärtige Bestand Österreichs wird von den Liberalen rein als eine Tatsache aufgefaßt, und sie halten sich schon sehr viel darauf zugute, daß sie den Willen haben, diese Tatsache als solche aufrecht zu erhalten. Dieser sogenannte Patriotismus ist eben auf einen ganz vulgären Egoismus zurückzuführen, da mit diesem tatsächlichen Bestand zugleich die Herrschaft der deutschliberalen Partei verknüpft ist. Es ist daher nicht bloß mangelndes Verständnis für die Bestrebungen der Partei des historischen Rechtes, sondern es ist zugleich ein egoistisches Interesse, welches jeder Untersuchung der Grundlagen des österreichischen Staatsbaues feindlich entgegentritt und mit Phrasen von „vergilbten Pergamenten" und dergleichen höhnenden Bemerkungen einer ernsteren Erörterung auszuweichen sucht.

Reicht dieses wohlfeile Phrasenwerk nicht aus, so nimmt man auch keinen Anstand, die Gegner des Hoch- und Landesverrates zu beschuldigen, und nachdem diese moderne „Realpolitik" ihren Einfluß bis in die obersten Kreise geltend macht, ist es wirklich schon dahin gekommen, daß nur derjenige als „loyal" und patriotisch erscheint, welcher den faktischen Zustand als für den allein rechtlichen erklärt.

Eine solche Politik ist dann aber doch nichts anderes als eine Aufforderung an die brutale Gewalt, neue Tatsachen zu schaffen; denn sind diese mächtiger als die früheren (z. B. Bismarck contra Deutschliberale), so sind sie unzweifelhaft „Recht"! Gegenüber einer solchen Politik, die für die Gegner verlockend genug ist, sich nur passiv und negierend zu verhalten, ist jedenfalls ein Verdienst. Von einer Rechtsverletzung kann ja nach dieser Politik nur dort die Rede sein, wo dem Versuch, neue Tatsachen zu schaffen, der Erfolg fehlt. Die Beschuldigungen und Verdächtigungen, die man gegen diejenigen ausspricht, welche das Recht als selbständiges Lebensprinzip und die Gewalt der Tatsachen trennen und unterscheiden, sind nichts anderes als der Ausdruck jenes unbehaglichen Gefühles, welches jene modernen Realpolitiker niemals verläßt, des Gefühles nämlich, daß das Errungene sich nur durch Gewalt behaupten läßt. Um so ruhiger kann die Opposition der

Entwicklung dieses Dramas zusehen. Denn wenn heutzutage schon ein absolut monarchisches Regime unmöglich ist, so ist ein konstitutionell-absolutistisches noch viel weniger möglich. Der innere Widerspruch, der eine Ausgleichung nicht gestattet, führt unrettbar zur Auflösung. Ich gehöre zwar nicht zu jenen Schwärmern, die den Konstitutionalismus seinem Wesen nach dem Absolutismus in der Regierungsaktion entgegensetzen.

Man hat es immer nur mit Menschen zu tun, zu deren Eigenheit es gehört, sobald sie in den Besitz der Macht gelangt sind, dieselbe möglichst auszunützen und die Schranken derselben zu ignorieren. Es gibt keine Regierungsform, — die ja auch nur immer von und für Menschen geschaffen wird, — der jeder absolutistische Beigeschmack benommen wäre. Allein der moderne Konstitutionalismus hat seinen militärisch-bureaukratischen Apparat ohne jeden die Freiheit sichernden Unterbau und ist von vornherein und seiner ganzen Anlage nach auf Konzentration der Gewaltmittel und ihre ungehinderte Anwendung angewiesen, wenn er sich erhalten soll. Dieses Ziel wird ja auch von unseren Liberalen mit vollem Bewußtsein verfolgt. Die Bureaukratie wird gehegt und gepflegt, dagegen die Autonomie in den Gemeinden kaum geduldet (siehe das Grundrecht über die aktive und passive Wahlberechtigung in den Gemeinden, die Bezirksvertretungen werden schon geradezu perhorresziert; sie bestehen bis heute nur in Böhmen, Galizien und Steiermark, wo die betreffenden Gesetze unter mir als Statthalter und Minister votiert wurden) — und die Landtage? Diese werden von den herrschenden Deutschliberalen schon geradezu als ein unerträgliches Gebilde, welches dem Konstitutionalismus hemmend entgegentritt, an den Pranger gestellt. Nun besteht ja aber der Konstitutionalismus darin, daß nicht der Wille von einzelnen, von Koterien und Cliquen, sondern jener der wahren Volksmajorität zur Geltung kommen soll. Wo dies erzielt wird und zugleich das autonome Walten im engeren Interessenkreise ungehindert ist, dort wird zwar auch ein absolutistischer Beigeschmack der Minorität nicht erspart bleiben, allein es ist doch jener Grad von Freiheit erreicht und durch die Form geschützt, dessen die Menschen auf ihrem heutigen Entwicklungsstandpunkt überhaupt fähig sind.

Dieses Ziel ist aber nur dort erreichbar, wo man damit beginnt, die Freiheit in die kleineren Lebenskreise einzuführen und sie dort zu pflegen und zu erhalten, um dann der freien Bewegung weitere Kreise zu ziehen; denn dann, und nur dann wird ein Bewußtsein und Verständnis der Freiheit wachgerufen, nur dann ist es möglich, daß ein politisches Wollen sich im Volke manifestiere und daher von einem Willen der Mehrheit und der Minderheit mit Fug gesprochen werden kann; nur dann ist es möglich, daß auch die Minderheit sich füge, indem die Majoritätsherrschaft den unendlichen Druck doch nicht bis auf die unmittelbaren Lebensinteressen auszudehnen vermag.

Wäre bei uns das freie Wirken in den niederen Sphären gesichert, so würde jede Besorgnis vor einer dauernden absoluten Herrschaft eitel sein, auch wenn das Bretterhaus vor dem Schottentor*) heute vom Sturm über den Haufen geworfen würde. Nachdem aber bei uns und in den Kontinental-

*) Das damalige provisorische Reichsratsgebäude.

staaten gerade das Gegenteil von allem dem geschieht, nachdem man bis zur untersten Gliederung alles reglementiert und bureaukratisiert, um nur alle „Freiheit“ im Zentralparlamente zu konzentrieren, so wird — und mag man dem Parlamente den imposantesten Palast einräumen — diese „Freiheit“ von dem denkenden Teil doch immer nur als eine drückende Gewaltherrschaft empfunden und von dem nicht denkenden Teil als eine Schöpfung hingenommen werden, die zu den vielen Behörden und Tribunalen ein neues, zu den oberen und obersten ein allerobersten hinzugefügt hat, dessen Beschlüssen und Entscheidungen man sich in bureaukratisch anerzogener Weise schweigend unterwirft. Daß dem so ist, davon kann sich jedermann überzeugen, der die Stimmung des Volkes nicht aus den Zeitungen abliest, sondern im Volke selbst kennen zu lernen sucht. Die Beschlüsse des Reichsrates werden da eben so gut aufgefaßt, besprochen und schließlich hingenommen, wie dies bei den Entscheidungen einer Behörde, eines Ministeriums oder Gerichtshofes der Fall ist. Man tadelt oft sehr herb, aber man unterwirft sich; denn was soll man gegenüber jenen „Herren“ des Reichsrates, die ja noch viel wichtiger sind als der Herr Bezirkshauptmann oder Statthalter, anfangen? Daß diese Herren nur die Vertrauensmänner der Wähler sein sollen, daß sie immer so sprechen und so handeln sollen, wie dies den Intentionen ihrer Mandanten entspricht, davon hat die große Mehrheit im Volke keine Ahnung. Und wie soll dies anders sein? Die Gewählten suchen ja selbst ihren Machtbesitz und ihre souveräne Herrlichkeit durch möglichste Abschließung nach außen, durch ein kaltes, gemessenes, würdevolles Benehmen zu sichern; und sie können auch kaum anders, denn der Sitz ihrer Macht ist so luftig erhaben, so ohne jegliche feste Unterlage, daß der Glaube an einen Wolkenthron, einen Nimbus, welcher den Abgeordneten umgibt, unter den Sicherungsmitteln der parlamentarischen Gewalt eine große Rolle spielt. Aber wäre dies auch alles nicht, wie könnte denn eine andere Auffassung und Stellung der Aufgabe der Vertretungen Platz greifen, nachdem ja die erste Bedingung hiezu: ein Verständnis für ein politisch-freies Leben fehlt, welches nicht von oben herab dem Volke eingegossen werden kann, sondern von unten aus zu beleben und großzuziehen ist. Was ich hier von der Stimmung im Volke sagte, gilt nicht so sehr von der Opposition, als gerade von dem den Liberalen angeblich so warm zugetanen deutschen Volke. In den Reihen der Opposition herrscht insoferne mehr Klarheit und eine bessere Einsicht in diese künstliche konstitutionelle Mache, als den Parteiführern daran gelegen sein muß, die Schwächen des herrschenden Systems recht deutlich darzulegen. Könnte es wohl einen sprechenderen Beweis für die Richtigkeit des hier bezüglich der Volksstimmung Gesagten geben als die von der Bevölkerung beobachtete völlig passive Haltung bei Beratung wahrer Lebensfragen, der finanziellen und der Heeresfrage im Abgeordnetenhause? Wie würde man sich in England in zahllosen Meetings dieser Frage bemächtigt haben, um den Vertrauensmännern im Parlament eine Richtschnur für ihre Handlungen zu geben! Bei uns ist nicht nur von allem dem nichts geschehen, sondern als in Böhmen einige Bezirksvertretungen die Steuerfrage aus Anlaß des im Abgeordnetenhause vorgelegten Regierungsentwurfes diskutierten und sich in Petitionen an den Landesausschuß gegen

diesen Entwurf aussprachen, wurde dies von deutschliberaler Seite offen als ein revolutionäres Beginnen bezeichnet. Die wiederholte Nichtbestätigung Heinrich Clams zum Obmanne mehrerer Bezirksvertretungen hat ja vorzugsweise darin ihren Grund, weil er — im Stadium der Beratung der Steuerfrage im Abgeordnetenhause — in einer Bezirksvertretung die Einbringung einer Verwahrung gegen die Annahme des bezüglichen Regierungsentwurfes movierte. Der Kaiser hat bei seiner letzten Anwesenheit in Prag (Mai 1868) Clam ausdrücklich diesen Vorgang als „zur Revolution führend“ verwiesen. Das heißt man in Österreich konstitutionell frei sein! Der Konstitutionalismus in Österreich — und wie er überhaupt auf dem Kontinente heimisch ist — ist doch nichts anderes als der frühere Absolutismus mit einer geänderten Benennung und einem Wechsel des Sitzes der Gewalt. Darin liegt der innere Widerspruch, auf den ich anfänglich hinwies und der den ganzen Bau unhaltbar macht.

* * *

Eine wahre, ungestörte Kontinuität in der Entwicklung des freien Verfassungsrechtes, nicht bloß formell, sondern auch materiell, läßt sich auch in England nicht nachweisen. Zeuge: seine Revolution des 17. Jahrhunderts und das den Stuarts gegenüber proklamierte und durchgeführte Prinzip der Rechtsverwirkung; aber auch nicht in Ungarn, wo die Kontinuität eine rein formelle ist, während sachlich die 1848er Gesetze durch eine tiefe Kluft von dem historischen Rechtsganzen getrennt sind. Die menschliche Schwäche und Leidenschaft scheint dies, wenigstens bis jetzt, nicht zu gestatten. Diese Kontinuität besteht wohl nur in den großen allgemeinen Grundzügen, in welchen der Forscher retrospektiv ein allgemeines Gesetz erkennt, welches den Fortgang der menschlichen Zivilisation beherrscht und an welches die leidenschaftlichen Verirrungen in den einzelnen menschlichen Gemeinschaften nicht hinanreichen. Im Gegenteil finden sie im Vollzug dieses Gesetzes ihre Verwertung.

Der Mensch wird durch den Irrtum und seine Folgen zu einem tieferen Erkennen der Wahrheit geführt, er lernt Wege vermeiden und andere minder gefahrvolle betreten. Den Bestrebungen jener Partei, welche nach einer Revolution den — vom speziell staatlichen Gesichtspunkte — abgerissenen Faden der Rechtsverwirkung wieder anzuknüpfen bestrebt ist, wohnt, auch abgesehen von dem unmittelbaren praktischen Erfolg oder Nichterfolg, jedenfalls ein hoher sittlicher Wert bei. Übrigens wird nach jeder Revolution, mag sie noch so tiefgreifend gewesen sein, durch ein Wiederaufleben und Erstarken der früheren Rechtsanschauungen in die neuen Einrichtungen so viel aus dem früheren Rechtsleben hineingetragen, bei der Auslegung und Anwendung hineingelegt, daß bei aller Änderung der Form im Wesen selbst das Streben, die Kontinuität wieder herzustellen, unverkennbar wird. Es ist dies der Heilungsprozeß im politischen Leben, welcher das Walten jenes allgemeinen Entwicklungsgesetzes unverkennbar hervortreten läßt. Wird nun vom Standpunkt der revolutionären Partei ihr Vorgang vor und nach dem Siege erklärlich, weil ihr Ausgangspunkt der der Gewalt ist, so würde ein gleicher Vorgang der die Revolution bekämpfenden Regierung, wenn diese

nämlich sich gleichfalls vom Verwirkungsgedanken, nur in umgekehrter Richtung, leiten ließe, geradezu unerklärlich, denn hier ist ja der Ausgangspunkt das Recht und nicht die Macht. Die Gewalt, zu der sie sich im Kampfe zu greifen genötigt sieht, wird ja nur im Dienste des Rechtes und zu dem Zwecke in Anwendung gebracht, um das von der Revolutionspartei mißachtete Recht wieder zur Geltung zu bringen. Die Regierung käme ja mit sich selbst in Widerspruch, wenn sie den Rechtsboden, auf dem sie steht, kämpft und siegt, nach dem Sieg aufgäbe und die nackte Gewalt des Eroberers walten ließe. Gibt die Regierung den wertvollen, sicheren Rechtstitel des Vertrages auf und vertauscht sie ihn mit dem schwankenden, haltlosen Titel der Eroberung, dann führt ihre Anschauung in strenger Konsequenz zu dem Resultate, daß im Falle einer neuen revolutionären Bewegung (da dadurch das Band des Rechtes, welches die Teile zu einem Staatsganzen vereinigt, zerrissen wird) auch jeder dritte fremde Gewaltträger mit ganz gleichem Anspruch als Eroberer dieses im Zustande der Revolution befindlichen Staatsgliedes auftreten könnte. Denn da das Recht verschwunden sein soll, so gibt es ja weiter keine Schranke für Macht und Eroberungsgelüste, sie mögen von welcher Seite immer kommen. Man sieht, zu welchen ungeheuerlichen Resultaten eine solche Anschauung führt; und diese wurde von einem Manne, der sein ganzes Leben dem Dienste des Rechtes geweiht hat, und von der mit Juristen übersättigten deutschliberalen Partei, die immer nur den Rechtsstaat im Munde führt, öffentlich vertreten — . . . das pactum conventum, der Verfassungsvertrag Ungarns, ist nicht von einer Generation für eine oder mehrere Generationen, sondern er ist von den damaligen loyalen Gewaltträgern im Namen des Staates und für den Staat als eine bleibende, ewige Gestaltung geschlossen worden. Es widerspricht also nicht allein dem materiellen, sondern auch dem formellen Recht, daß eine einzelne Generation oder eine Fraktion derselben durch ihre Haltung die bindende Kraft und die Rechtsfolge des Verfassungsvertrages beheben könne. Das Streben nach dem Besitz und die möglichst schrankenlose Ausdehnung der Macht ist tief in der menschlichen Natur durch den egoistischen Grundzug derselben begründet. Es mag daher eine nachsichtsvollere Beurteilung verdienen, wenn diejenigen, welche gekämpft und gesiegt haben, in dieser leidenschaftlichen Erregung und Siegestrunkenheit von ihrem Machtbewußtsein so durchdrungen und verblendet sind, daß sie das Recht vergessen. Aber es liegt auch in der Natur der Dinge, daß die durch diese Macht geschaffenen Verhältnisse und Gebilde von keiner Dauer sind.

Auf die gegen mich geschleuderten Vorwürfe, daß ich das Recht gebrochen habe, gibt es nur eine Antwort: nicht das Recht, sondern die Rechtsfiktion wurde gebrochen und hiedurch das mächtige Hindernis beseitigt, welches sich der Geltung des wahren Rechtes entgegenstellte. Dem Boden der Täuschung und Lüge kann nie das Recht entsprießen. Daß die Wirkung dieses Schrittes eine nur teilweise war (nämlich nur bezüglich Ungarns, und auch hier durch die Beustsche Ausführung noch mangelhaft — übrigens in ihrer Bedeutung keinesfalls zu unterschätzen), dies ist zunächst dem Kriege mit seinem unseligen Ausgange zuzuschreiben. Der Kaiser wurde durch jenes Unglück tief erschüttert. Die Kaiserin ließ diesen Moment

nicht unbenützt vorübergehen, um die spezifisch und egoistisch ungarischen Bestrebungen, die sie schon lange, aber bisher erfolglos patronisierte, nun mit noch mehr Nachdruck zu unterstützen.

Sie hielt sich mit den Kindern in der verhängnisvollen Zeit des Jahres 1866 zuerst in Ischl und dann in Ofen auf. Der Kaiser verlebte die ganze unheilvolle Periode getrennt von seiner Familie, da er sich in einer so kritischen Zeit natürlich von Wien oder dem nahe gelegenen Schönbrunn nicht entfernen konnte. In solchen Momenten schwerer Prüfung von seiner Familie getrennt zu sein, ist für jedermann, namentlich aber für einen Monarchen, dem ein vertrauter Verkehr mit anderen Menschen so sehr erschwert ist, ein qualvoller Zustand. Es hat mir dies, so oft ich zu ihm kam und ihn in den weiten Räumen der Burg vollkommen vereinsamt fand, immer den schmerzlichsten Eindruck gemacht, und obwohl ich ihm leider Gottes niemals trostreiche Mitteilungen bringen konnte, so war es doch deutlich zu erkennen, wie gern er es sah, wenn ich ihm durch mein häufiges Wiederkommen, mochte es zu welcher Stunde immer sein, Gelegenheit gab, sich auszusprechen und ihn wenigstens auf Augenblicke seiner Einsamkeit zu entziehen. Das Unglück des Jahres 1866 war zu gewaltig und kam zu unerwartet, um den Kaiser nicht auf das tiefste zu erschüttern. Er hatte sich ja sein ganzes Leben hindurch mit Vorliebe dem Militärwesen zugewendet und mußte nun eine so furchtbare Enttäuschung erleben!

So gewaltig der Eindruck der Niederlage bei Königgrätz auf den Kaiser war, so pflichtete er dennoch meinem Argumente bei, daß die sachlichen Hindernisse durch das Unglück auf dem Schlachtfeld nicht behoben seien und es faktisch geradezu unklug wäre, die Konzessionen an Ungarn in einem Momente, wo die Regierung durch die Niederlage der Armee geschwächt war, bis zur Annahme des Deákschen Elaborates (wie es damals, in seiner ursprünglichen Form vorlag) zu erweitern. Es würde hiedurch nicht allein das Vertrauen in die Dauerhaftigkeit eines solchen Ausgleiches geschwächt, sondern auch die Gefahr heraufbeschworen, daß Ungarn sich nun einmal nicht mit dieser Konzession zufriedenstellen und mit seinen Forderungen bis zur bloßen Personalunion fortschreiten werde. Was dann? Jetzt, wo man das Ausgleichswerk, nämlich von cisleithanischer Seite, glücklich verpfuscht, der Delegation jede Bedeutung zu nehmen gesucht hat, um sie für das eigene Parlament zu retten, jetzt wird die Personalunion allerdings nicht nur von der ungarischen Linken, sondern auch von der deutsch-österreichischen Partei geradezu gewünscht. Und doch wäre sie nicht bloß der Anfang vom Ende, sondern das Ende selbst, indem bei der geographischen Lage der Monarchie, ihren äußeren und inneren Verhältnissen, der großen Verschiedenheit in der Kultur, den Sitten, Anschauungen und Interessen der ungarischen und nicht ungarischen Länder das Bestehen zweier selbständiger Parlamente ohne jedes andere Band als die Person des Regenten, das Reich wahrhaft ein Koloß mit tönernen Füßen wäre, der durch die geringste innere Erschütterung oder eine leise Berührung von außen zusammenstürzen und in seine Teile zerfallen müßte. Und doch hat — vor dem Hervortreten Deáks mit seinem Elaborat (Juni 1866) — noch in den Monaten Jänner und Februar 1866, wo ich wiederholt in Pest war und mit den Ungarn der Deák-Partei, namentlich

mit Andrássy, wiederholt sprach, der Gedanke dieser unvermittelten Parlamentstätigkeit noch warme Verteidiger gefunden. Andrássy selbst sagte mir: „Zwei selbständige Parlamente sind ganz ungefährlich und für die Krone geradezu erwünscht, denn was der Kaiser von dem einen Parlamente nicht erlangen kann, wird er bei dem anderen erreichen!“ Ipsissima verba! Die Krone sollte ihre Macht also darin suchen, daß sie ein Parlament gegen das andere ausspiele, d. h. die Völker gegen einander aufreize. Man sollte im Gegenteil denken, daß es keinen sichereren Weg gebe, die Volkskraft aufzureiben, — und wo holt dann die Krone ihre Macht? Diese Anschauung Andrássys verriet doch nichts weniger als einen tiefen staatsmännischen Blick, den ich ihm auch nie zugetraut habe. Deák, der sich überhaupt stets, und namentlich während der trübsten Zeit des Jahres 1866, als vollendeter Ehrenmann bewährte, teilte in einer Konferenz, die ich mit ihm kurz nach der Schlacht von Königgrätz bei Majláth in der ungarischen Hofkanzlei hatte, vollkommen die Ansicht, daß der Moment zu Konzessionen an Ungarn von Seite der Regierung unglücklich gewählt wäre, und er war viel zu besonnen, um nicht einzusehen, daß selbst seine Stellung und sein Einfluß in Ungarn dann kaum ausreichen würde, extreme Forderungen der Partei niederzuhalten. Ich will hier auch notieren, daß Deák dem damaligen Hofkanzler Majláth mitteilte, er habe die ungarischen Herren, die sowohl im September 1866 als im Jänner 1867 betreffs der Ausgleichsverhandlungen in Wien waren, bei ihrer Rückkehr nach Pest gefragt, welcher von den Ministern denn bei diesen Verhandlungen sich als der zäheste bewähre. Die Antwort habe immer gelautet: „der Minister Belcredi“, und darauf habe er — Deák — bemerkt: „Dann ist es dieser, der es am ehrlichsten meint.“

Als ich im Februar 1867 meine Entlassung erbeten und erhalten hatte, kam Deák einige Tage später nach Wien und ließ mir durch Majláth sagen, er wünschte mir im Ministerium noch einen Besuch zu machen, um mir zu zeigen, daß er vollkommen anerkenne, was Ungarn meinen Bemühungen schulde. Dieser Besuch fand auch noch in den Amtslokalitäten des Ministeriums des Innern, — da ich die Leitung noch nicht vollständig übergeben hatte, — also mit voller Öffentlichkeit statt und wurde von mir in Deáks Wohnung im Hotel zur Stadt Frankfurt erwidert. Nach dem Kriege bat ich den Kaiser, — da nach Sadowa nun alles gegen das Ministerium, welches auch die Niederlage verschuldet haben sollte, anstürmte, — doch auch andere Männer zu berufen und ihr Urteil über die Sachlage zu vernehmen. Nach langen Bitten entschloß er sich endlich, Hübner nach Wien zu berufen. Dieser, ohne Zweifel ein sehr tüchtiger Kopf, wurde wiederholt zu Seiner Majestät zur Privataudienz beschieden. Es war kein anderer Minister bei diesen Besprechungen, die oft stundenlang währten, gegenwärtig. Hübner wurde dann auf mein Bitten auch mehreren Ministerkonferenzen unter dem Vorsitz des Kaisers sowohl in betreff des Friedensvertrags mit Italien als schließlich auch bezüglich Ungarns beigezogen. Ja die Verhandlungen mit Andrássy und Lónyay im September 1866 wurden in Hübners Wohnung, Hotel Garni „zum Haiducken“ in der Plankengasse, gepflogen. Esterházy und Mensdorff wurden denselben auf Befehl des Kaisers nicht beigezogen, da dieser schon damals entschlossen war, die Leitung des Ministeriums des Äußeren

anderen Händen zu übergeben. Er hatte das Vertrauen zu den beiden genannten Ministern vollständig verloren, was die Ratlosigkeit derselben nach eingetretenem Unglück und die daraus hervorgehende allzugroße Willfährigkeit dem siegreichen Gegner gegenüber bewirkte. Den Konferenzen beim Kaiser bezüglich Ungarns wurden Esterházy und Mensdorff auch nicht mehr beigezogen. Nebst mir waren Majláth, Sénnyey und Hübner anwesend. Andrássy und Lónyay verlangten die Annahme des Deákschen Elaborates in seiner damaligen Form, ohne ein Jota daran zu ändern. Hübner, der sich ursprünglich als Gegner Andrássys wegen dessen revolutionären Vergangenheit gerierte, wurde im Lauf der Verhandlungen — wohl im Hinblick auf den heißersehnten Ministerposten — immer ungarfreundlicher gesinnt, bis er schließlich die unbedingte und unveränderte Annahme der ungarischen Propositionen dem Kaiser empfahl. In der betreffenden Konferenz entbrannte ein sehr heißer und langwährender Kampf zwischen Hübner und mir. Hübner riet zur unverweilten Ernennung eines selbständigen ungarischen Ministeriums und Annahme des Deákschen — damals noch unmodifizierten — ungarischen Elaborates. Über die Gestaltung der Dinge in den nichtungarischen Ländern zerbrach er sich nicht den Kopf, er sah in dieser Beziehung ganz unklar und war sich nur deutlich bewußt, daß die Februar-Verfassung, wie er sich ausdrückte, »une lettre morte« sei.

Sein Wunsch wäre es gewesen, mit den Landtagen allein zu regieren, was aber mit Rücksicht auf den strikten Inhalt des Deákschen Elaborates in Bezug auf die Reichsgemeinsamkeit sowie mit Rücksicht auf die kleineren und namentlich die deutschen Länder eine pure Unmöglichkeit gewesen wäre. Majláth hielt sich während der ganzen Konferenz, wie es überhaupt sein weiches Wesen mit sich brachte, sehr reserviert. Sénnyey unterstützte Hübner, obwohl er, wie ich wußte, mit dem Deákschen Gesetzentwurfe und den Andrássyschen Regierungsgrundsätzen nichts weniger als einverstanden war. Er trieb hier Opportunitätspolitik, indem er meinte, — und mir dies wiederholt vor und nach jener Konferenz sagte, — der Kaiser würde ja doch nicht festbleiben und sich über kurz oder lang dem Grafen Andrássy in die Arme werfen; da sei es denn besser, dies gleich zu tun, um durch dieses Experiment so rasch als möglich eine Ernüchterung in Ungarn, die dann nicht ausbleiben werde, hervorzurufen. Diese Ernüchterung sei aber eine Grundbedingung für ein haltbares Regiment maßhaltender Politiker in Ungarn. Sénnyey betonte nur immer in und außer der Konferenz, daß, wenn die Deákpartei in Ungarn zur Herrschaft gelange, eine aus konservativen Elementen zusammengesetzte starke Partei in Wien eine erhöhte Notwendigkeit sei.

In dieser letzten Beziehung — im Punkte der Möglichkeit nämlich — täuschte er sich vollständig. Die liberale Partei ist ja in Nicht-Ungarn viel mächtiger als in Ungarn selbst, wo der Liberalismus noch lange nicht Fleisch geworden ist, sondern ein höchst einseitiger Konservatismus mit liberalem Schimmer noch heute unter allen ungarischen Parteien die Herrschaft behauptet.

In Ungarn den liberalen Formen huldigen, während man diese Huldigung in einem vom Liberalismus okkupierten Cisleithanien verweigern

will, hieße aber so viel, als sich künstlich Schwierigkeiten schaffen, die eine starke, kräftige Regierung, wie sie doch Sénnyey wollte, von vornherein nicht aufkommen lassen.

Bezüglich der weiteren Entwicklung, welche die Dinge nehmen sollten, sah er allerdings richtig und ich habe mir selbst über kommende Eventualitäten nie eine Illusion gemacht. Allein ist man deshalb berechtigt, zu einem Schritte zu raten, den man aus sachlichen Gründen für verderblich erkennt?

Gewiß fehlt hiezu die Berechtigung und ich konnte in diesem Falle selbst den Opportunitätsgründen keine Geltung beimessen. Wo es sich darum handelt, die Fundamente eines Verfassungsbaues zu legen, sollte von einer Opportunität vernünftigerweise gar nie die Rede sein. Denn die letztere rechnet nur mit dem Augenblick, ihre ganze Bedeutung liegt nur im Augenblick — die Grundlage eines Baues verlangt aber Dauer und eine Festigkeit, die allen wechselnden Tagesströmungen Widerstand zu leisten vermag. Sénnyey war wohl der Meinung, daß der Zeitpunkt noch nicht gekommen sei, um ein dauerndes Werk zu schaffen; es sollte erst der Boden dazu bereitet werden und die Ernüchterungsmaßregel eines Andrássy'schen Regiments schien ihm hiezu geeignet. Allein dieses Spiel wäre doch gar zu gewagt gewesen. In dem Deákschen Elaborat lag seiner ursprünglichen Form nach gar keine Bürgschaft für eine den Bestand der Monarchie sichernde künftige Gestaltung der Dinge. Es wurde wohl ungarischerseits mündlich erklärt, man beabsichtige nicht die Einheit der Armee noch die Gemeinsamkeit der Staatsschuld zu negieren und die materiellen Interessen der nichtungarischen Länder durch eine diesen schädliche Gesetzgebung über indirekte Steuern zu gefährden; aber man verweigerte damals jede Modifikation des Elaborates, die dieser mündlichen Erklärung auch einen schriftlichen bindenden Ausdruck gegeben hätte.

Der Wortlaut des Elaborates war von der Art, daß die gefährlichsten Separationsgelüste Ungarns darin eine Stütze finden konnten. Die Ernennung des ungarischen Ministeriums in jenem Zeitpunkt wäre daher nichts anderes gewesen als ein Ergeben an Ungarn auf Gnade oder Ungnade. Das den außerungarischen Ländern im September-Manifest zugesicherte Recht der Mitwirkung am Ausgleich wäre ziemlich illusorisch gemacht worden. Eine Ernüchterung der ungarischen Bevölkerung infolge dieser Maßregel war allerdings möglich, aber nichts weniger als gewiß. Gewiß war nur die Gefährlichkeit des Experimentes. In welcher Zeit war diese Ernüchterung zu erwarten? Mit welchen Opfern mußte sie erkauft werden? Welche Nachwirkungen konnten diese Opfer äußern? Auf diese Fragen war eine bestimmte und beruhigende Antwort unmöglich.

Gestatteten der Regierung die inneren und äußeren Verhältnisse der Monarchie, sich der Macht zu entäußern und sie ohne Bürgschaft in ungarische Hände niederzulegen? — Die Antwort konnte kaum anders als verneinend ausfallen.

Ich war damals der einzige, der bei den betreffenden Beratungen stand hielt und kein Haar breit von seinem bisherigen Standpunkt wich. Ich hatte die Genugtuung, daß der Kaiser meinen Argumenten vollständig beipflichtete. Auf diese Weise war es möglich, im Jänner 1867 ein Resultat

zu erzielen, welches wirklich den Bestand der Monarchie sicherte und trotz der Mängel, die man später durch die übereilte Ausführung unter Beust demselben beibrachte, ein Werk von politischem Wert ist.

Diesen Erfolg, der mir — und ich kann es sagen: mir allein — gebührt, da ich es war, durch dessen Festigkeit ein schließliches Nachgeben der Ungarn erzielt wurde, da ferner ich es war, der die notwendigen Modifikationen des Ausgleichs-Elaborats bezeichnete und in Worte faßte, der den Kaiser und die anderen Räte bestimmte, darauf einzugehen, da schließlich ich es war, der die Verhandlungen im Jänner 1867 geführt und zum Abschlusse gebracht hat: diesen Erfolg haben andere für sich in Anspruch genommen, werden nun von ihren Zeitgenossen gepriesen und werden wahrscheinlich auch von der Geschichte, die ja in der Regel auch nur die äußeren Erscheinungen berücksichtigt, gefeiert werden. Mir bleibt nur das Bewußtsein des redlichen Wollens und der wirklichen — wie ich glaube, nicht geringen — Leistung.

Es wird in der neuesten Zeit, wo man die Fehler der Schmerlingschen Ära und der deutschen Partei in den Jahren 1861—1865 schon vergessen glaubt, in den öffentlichen Blättern und Broschüren offiziösen Ursprungs (z. B. „Österreich im Frühjahr 1869") behauptet, daß schon Schmerling den Ausgleich mit Ungarn begonnen habe, daß ferner „durch die Sistierung die Kraft der deutschen Partei in dem Regenerierungswerke gelähmt wurde" — und daß es „ein großer Fehler war, Ungarn gegenüber durch die Sistierung Schild und Speer wegzuwerfen, dadurch die Macht Ungarns zu steigern und einen günstigen Ausgang der Ausgleichsverhandlungen unmöglich zu machen". Es gehört ein politisch gänzlich unreifer und eigener Gedanken barer Leserkreis dazu, um solche Behauptungen auch nur wagen zu können. Schmerling habe den Ausgleich begonnen! In welcher Weise? Durch Proklamierung und praktische Übung der Rechtsverwirkungslehre gegenüber den Ländern der Stephanskrone, — also durch Gewalt. Wenn man dies „ausgleichen", das heißt „vereinbaren", „versöhnen" nennt, nun ja — dann hat er ihn begonnen. Leute mit gesundem Verstande werden aber darin das Gegenteil eines Ausgleiches erblicken und werden erkennen, daß es sich hier einfach um die Unterwerfung des einen Teils unter den Befehl des anderen handelte.

Daß dieser Vorgang einen Ausgleich unmöglich machte, hat die Erfahrung jener fünf Jahre doch sattsam gelehrt, indem die Kluft sich von Jahr zu Jahr erweiterte, den Geist des Widerstandes potenzierte und am Schluß dieser Epoche das Volk zur Empörung reif gemacht hatte, sobald nur der bereits wohl vorbereitete Anstoß hiezu von außen erfolgte. Unter Schmerling wurde von 1861 bis 1865 kein Landtag in Ungarn und Kroatien mehr einberufen, gegen das Gesetz und gegen die Verheißungen bei Auflösung jener Landtage im Sommer 1861.

Das ganze Land Ungarn befand sich in einem Ausnahmszustand unter der Leitung eines Militärs.

Ich möchte fragen, ob denn derjenige, dem man den Mund verschließt, den man an Händen und Füßen bindet, in der Lage und Stimmung ist, mit jenem, der ihm diese Fesseln anlegte, ein Versöhnungsfest zu feiern? Ich denke, daß er jede solche Zumutung nur als bitteren Hohn auffassen könnte. Über das Drängen einer Partei im Reichsrat unter der Führung

Kaiserfelds entschloß sich zwar Schmerling im Jahre 1865, für die Berufung eines ungarischen Landtages „Vorbereitungen“ zu treffen. Nachdem aber der bisherige Rechtsstandpunkt festgehalten werden sollte, wonach der Reichsrat seit dem Eintritt der Siebenbürger Sachsen und Rumänen für die legale Vertretung des ganzen Reiches galt, deren Beschlüsse auch für Ungarn und Kroatien verbindlich waren, — was ja auch Kaiserfeld in vollendeter Unklarheit anstrebte, — erschien ein solcher Versuch nur als eine Konzession an den hohlen, formalen Liberalismus der deutschen Partei. Dieser Schritt sollte unternommen werden ut aliquid fecisse videatur: lehnen die Ungarn und Kroaten die Transaktion oder vielmehr die Unterwerfung unter das herrschende System abermals ab: nun so sollte der Reichsrat wie bisher als legislative Reichskörperschaft weiter operieren. So meinte es ja Kaiserfeld selbst. Man hätte dann einer Form genügt und das Gewissen der Liberalen verlangte ja nichts anderes. Schmerling sagte mir selbst — im Juni 1865, wo er noch keine Ahnung von der ihm drohenden Amtsenthebung hatte, — unter tiefen Seufzern, daß er sich wohl bei dem Drängen jener „unpraktischen“ Reichsratspartei entschließen müsse, auf die baldige Berufung eines ungarischen und kroatischen Landtages einzugehen, daß er aber bei der Stimmung in jenen Ländern der Nutzlosigkeit eines solchen Experimentes im vorhinein sicher sei. Und in der Tat war von einem neu berufenen Landtage eine noch weit schroffere Haltung, ein noch konzentrierterer Widerstand zu erwarten als im Jahre 1861. Allein schon die Person des damaligen ungarischen Hofkanzlers Grafen Zichy, einer Schmerling'schen Kreatur, hätte eine Gereiztheit in der Landesvertretung hervorgerufen, welche die ärgsten Ausschreitungen befürchten ließ, daher die Auflösung der Vertretung ihrer Berufung auf dem Fuße gefolgt wäre. Zichy war eine in Ungarn verhaßte Persönlichkeit, einen anderen konnte aber Schmerling eben wegen seiner Politik im ganzen Lande für den Posten eines Hofkanzlers nicht auftreiben. Auch der damalige kroatische Hofkanzler Mažuranić, anfänglich sehr populär im Lande, war durch sein williges Anschmiegen an die Schmerling'schen Intentionen in Kroatien so verhaßt geworden, daß er nicht allein bei der Veränderung des Regierungs-Systems selbst erklärte, als Hofkanzler unmöglich geworden zu sein und einem neuen Landtage in dieser Eigenschaft nicht mehr gegenüber treten zu können, sondern daß er auch — in richtiger Würdigung der Stimmung seiner Landsleute — eine wiederholte Vertagung des Zusammentretens der berufenen kroatischen Landesvertretung beantragte, weil trotz des Regierungswechsels vom Landtage insolange kein größeres Resultat zu erwarten sei, als man sich nicht durch Taten der neuen Regierung von einem anderen Geiste derselben als dem bisher herrschenden im Lande überzeugt habe. Erst nach Erlassung des September-Manifestes konnte man es selbst in Kroatien — wie erst bei der viel intensiveren Feindseligkeit in Ungarn — wagen, die Pforten des Landtagssaales zu öffnen. Die Kraft der Deutschen wurde „gelähmt!“ Allerdings — da sie diese Kraft durch die ganze Zeit ihrer Herrschaft nur zur Zersetzung, zur Entzweiung der Volkselemente verwendeten, weshalb die „Lähmung“ dieser Kraftanwendung im Interesse der Existenz des Staates zur Notwendigkeit geworden war. Wenn diejenigen, die nicht müde werden, Anklagen auf das „Sistierungs-Ministerium“ zu häufen (natürlich um die

eigene Schuld zu verdecken), nur so gütig wären zu sagen, wo und wann denn nur ihrerseits irgend ein Gedanke ausgesprochen, irgend eine Tat vollführt wurde, um die ungarische Opposition, die ja gegen die von den Deutschen verteidigten Verfassungsgrundlagen gerichtet war, zu versöhnen! Denn diese Opposition vollständig zu vernichten, unschädlich zu machen, — dazu fehlte ja die Kraft! Mit Ausnahme jener unklaren Phrasen, die sich in den Reden einzelner Abgeordneten bemerkbar machten — insbesondere Kaiserfelds und Rechbauers —, kann diese Partei nicht auf eine einzige Idee, nicht auf eine einzige Tat hinweisen, welche geeignet gewesen wäre, die Lösung der brennendsten Frage anzubahnen.

Kaiserfeld und Rechbauer drängten zur Einberufung des ungarischen Landtages, erklärten aber dabei feierlichst, daß der vom Reichsrat eingenommene Standpunkt der Legalität seines Bestehens und Wirkens — also Ungarn gegenüber die Rechtsverwirkung — unbedingt festgehalten werden müsse! Dieser Standpunkt war es aber eben, der ein Paktieren mit Ungarn, welches auf Anerkennung seines eigenen Verfassungsrechtes bestand, unmöglich machte. Auch der Deputierte Berger sprach im Abgeordnetenhause viel von „Umkehr"; als seine Freunde aber über die Kühnheit dieses Wortes erschraken, beeilte er sich, nachdrücklich zu betonen, daß auch er den Standpunkt der vollen Giltigkeit und Wirksamkeit des Reichsratsstatutes für die ganze Monarchie gewahrt wissen wolle, daß die „Umkehr" daher nur im Sinne liberaler Reformen eines sogenannten „liberalen Ausbaues" der Verfassung zu verstehen sei, um den Ungarn Lust zu machen, in die vom deutschen Liberalismus aufgeführten prachtvollen Hallen einzutreten, „da es ja natürlich sei, daß dieselben keine Lust verspüren, in die ärmliche Hütte einzutreten, welche die Verfassung damals repräsentierte". Also durch liberale „Grundrechte", die man aus irgend einer modernen Verfassung abschreiben konnte, sollte die ganze so schwierige und verwickelte Frage der Gewinnung der östlichen Länder kinderleicht gelöst werden.

O der deutschen Schwärmer! Das den Ungarn teuerste Grundrecht, ihre avitische Verfassung, sollte ihnen standhaft verweigert werden; dagegen sollte aber diese bittere Praxis, die ja eben der Grund der Entzweiung war, in einer herzgewinnenden Weise durch eine leere Theorie versüßt werden. Die Ungarn, die im eigenen Lande, wie die Erfahrung lehrt, für „Grundrechte" ein sehr schwaches Verständnis haben, — indem dort die Tat fortwährend die Theorie durchkreuzt, — sollten durch die Gabe des deutschen Doktrinarismus zur Aufopferung ihrer Verfassungsrechte vermocht werden! In Ungarn wurde ein solches Ansinnen nur mit einem verächtlichen Lächeln aufgenommen. Doktor Giskra hatte in jener Reichsratsperiode der Wahrheit einen klaren Ausdruck gegeben, wenn er die Worte aussprach: „Das ungarische Verfassungsrecht kann neben dem Verfassungsrecht des Februar nicht bestehen."

Dieser Wahrheit gemäß hat das „Sistierungs-Ministerium" gehandelt; der Unterschied lag nur darin, daß während Giskra und Konsorten aus jener Prämisse den Schluß zogen, daß das ungarische Verfassungsrecht dem Februar-Statut zum Opfer fallen müsse, die Regierung dagegen der Meinung war, daß nur in einer Versöhnung der Verfassungsrechte die heilbringende Lösung des verderblichen Konfliktes zu suchen sei und zwar: erstens aus

der allgemeinen Erwägung, daß der Konstitutionalismus im Reiche, wenn er Leben gewinnen soll, sich nicht auf einen Gewaltakt, nicht auf die Vernichtung eines achthundertjährigen Verfassungslebens gründen lasse, und weil zweitens das Reichsverfassungsrecht durch die positiven Gesetzesbestimmungen auf die Anerkennung der ungarischen Verfassung gebaut war.

Jetzt, wo es ohne Gefährdung eigener, egoistischer Interessen geschehen kann, nimmt selbst die „Neue Freie Presse", dieses Hauptorgan der deutschliberalen Partei in Österreich, keinen Anstand es auszusprechen, daß in jenen Verfassungswirren der ersten Reichsratsperiode das „Recht" auf Ungarns Seite war.

Wenn man behauptet, daß die Politik Schmerlings in betreff Ungarns, die ja von der deutschliberalen Partei in ihren Grundsätzen vollkommen gebilligt wurde, zu einem Ausgleich geführt hätte, so kommt mir dies gerade so vor, als wenn man von zwei Personen, deren Wege in diametral entgegengesetzten Richtungen verlaufen, sagen wollte, daß sie auf diese Weise ganz gut zusammentreffen können.

Diese Politik hat nicht allein einen Ausgleich absolut unmöglich gemacht, sondern sie hat auch der folgenden Regierung eine Vereinbarung außerordentlich erschwert. Wenn die verbitterte Stimmung in einem Lande einmal intensiv und extensiv einen so hohen Grad erreicht, wenn das Mißtrauen alle Schichten der Bevölkerung durchdrungen und sich in den Gemütern festgewurzelt hat, wie dies im Jahre 1865 der Fall war, dann ist es eine absolute Unmöglichkeit, dasselbe binnen wenigen Monaten zu bannen, der verderblichen Folgen desselben vollkommen Herr zu werden.

Jede politische Opposition — und diese konnte auch dem neuen System, konnte auch den Anschauungen Deáks nicht fehlen — findet dann in der Bevölkerung einen so mächtigen Rückhalt, daß das an sich schwierige Werk der Versöhnung widerstreitender Ansichten nur äußerst langsam fortschreiten kann. Wo das erbitterte Gefühl sich in die Politik einmischt, können mit der Waffe des Verstandes nur allmählich und bei einem sehr behutsamen Vorgange Erfolge errungen werden. Wenn nun noch der leidige Umstand hinzutritt, daß die äußere Konstellation eine sehr gespannte und gefahrdrohende ist, — die zweite freundliche Erbschaft des vorangegangenen Systems, — der Opposition daher auch von außen reichliche Nahrung zugeführt wird, so kann nur die leidenschaftlichste Verblendung der Regierung den Vorwurf machen, daß sie den Ausgleich mit Ungarn nicht rascher gefördert und zum Abschluß gebracht hat. Man hat oft auf die wenig opferwillige Haltung Ungarns während des 1866er Krieges hingewiesen, aber stets vergessen zu erwähnen, daß man während der vorangegangenen Jahre alles getan hat, um diese Opferwilligkeit für die Interessen des Gesamtreiches gründlich zu vernichten. Diese Opferwilligkeit war nur um einen Preis zu erlangen, nämlich dadurch, daß man die Geschicke der Monarchie vollständig den Händen Ungarns überliefert hätte; Andrássy sagte mir kurz vor dem Ausbruch des preußischen Krieges: „Der Kaiser ernenne ein selbständiges ungarisches Ministerium nach den 1848er Gesetzen, gebe das Weitere unseren Beschlüssen anheim, und ganz Ungarn marschiert nach Berlin!"

Ich antwortete ihm: „Mag sein, aber nach erfochtenem äußeren Sieg müßten wir uns dann zu einem Eroberungszug in die Länder der Stephans-

krone anschicken." Konnte auch eine österreichische Regierung die Verantwortung auf sich nehmen, um den Preis eines jedenfalls unsicheren äußeren Sieges dem Staate die Folgen einer sicheren inneren Niederlage aufzubürden? Die traurigen Erfahrungen aus dem letzten Kriege haben es übrigens außer Zweifel gestellt, daß, was der disziplinierten und geschulten Armee dem preußischen Heere gegenüber nicht gelungen ist, auch ein noch so zahlreiches ungarisches Freiwilligenkorps nicht errungen hätte. Bei dem heutigen Stande der Kriegskunst, bei der taktischen und strategischen Ausbildung, die sich im preußischen Heere gezeigt hat, ist eine solche patriotische Beigabe von Freiwilligen mehr eine Last als ein Vorteil für die Kriegsführung.

Ich komme nun zu dem weisen Ausspruch eines Plener, Herbst ꝛc. (Abgeordnetenhaus 1867), welchem auch Herr von Beust beifällig zunickte, daß es ein großer Fehler war, durch die Sistierung der Reichsratstätigkeit „Schild und Speer wegzuwerfen" und sich so widerstandslos den Forderungen der Ungarn preiszugeben. — Ob wohl je eine hohlere Phrase ausgesprochen wurde! Die sog. Februar-Verfassung, das Reichsrats-Statut, in dessen Wirksamkeit man eben den „Schild und Speer" erblicken soll, hat ja die Wirkung gehabt, daß die Gegner den Kampfplatz gar nicht betraten, sondern gerade in der konsequenten Perhorreszierung dieses Standpunktes und dieser Waffen die Hauptstütze ihrer Politik erblickten. Diesen „Schild und Speer" krampfhaft festzuhalten, konnte also nur die Folge haben, daß die so Bewehrten in dieser mächtigen Rüstung mit der Zeit bis zur Mumie austrockneten, ohne daß nur ein Tropfen Blut vergossen, nur der Schatten eines Sieges errungen wurde. Um zu siegen, muß man kämpfen, und um dieses tun zu können, muß man einen Kampfplatz und Waffen wählen, die der Gegner nicht perhorresziert. „Schild und Speer" haben ja selbst in den nichtungarischen Ländern — eben wegen der gänzlichen Aussichtslosigkeit eines Erfolges in Ungarn — die Wirkung gehabt, daß von Jahr zu Jahr die Teilnahme am Reichsrat geringer, die Apathie in der Bevölkerung größer wurde und sich selbst schon im volkswirtschaftlichen Leben die ungünstige Rückwirkung äußerte. Es war nicht bloß ein Gebot der Klugheit, sondern eine unbedingte Notwendigkeit, jene Waffen hübsch bei Seite zu legen, in einem Konflikte, in welchem es sich um einen moralischen Sieg handelte, von der Gewalt abzusehen und die Sprache des Rechtes etwas mehr zu kultivieren.

Bei der Militärdebatte im Abgeordnetenhause wurde die Niederlage bei Sadowa der Sistierung der Parlamentstätigkeit zugeschrieben, da hiedurch der Geist der Truppe geschädigt wurde. Es mag sein, daß ein Parlament unter Umständen die Begeisterung eines Heeres heben kann; dazu gehört aber zunächst, daß dieses Parlament selbst einer Begeisterung fähig sei. Nun ist bekannt, daß die im Jahre 1861 wachgerufene Parlamentsbegeisterung schon im Jahre 1863 rapid zu sinken begann und 1864 und 1865 ganz verschwunden war. Von den Ungarn wurde dieses Parlament gemieden und gehaßt, von den Slaven wurde demselben mit nichts weniger als sympathischen Gefühlen begegnet und die Deutschen selbst waren 1864 und 1865 bereits zu der Erkenntnis gelangt, daß der Reichsrat wohl eine Versammlung sei, in der man frei und viel sprechen könne, in der aber das Wort machtlos verhalle. Und eine solche Versammlung, deren schwindsüchtiger Habitus sich von Tag zu Tag steigerte

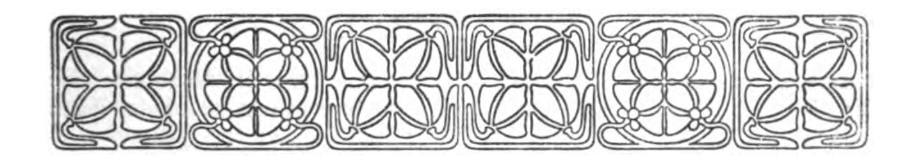
und die, wenn die Sistierung nicht erfolgt wäre, ihrer unvermeidlichen Selbstauflösung entgegengegangen wäre, — eine solche Versammlung sollte ein Heer begeistern!!

Die preußische Regierung stand vor dem Kriege in dem erbittertsten Kampfe mit Parlament und Volk. Dort wurde die Verfassung nicht sistiert, aber ganz entschieden von der Regierung ignoriert. Volk und Parlament war 1866 gegen den Krieg und das preußische Heer schon damals ein Volksheer, so daß es diese feindliche Stimmung um so leichter in sich aufnehmen konnte, — und dennoch hat dieser verfassungsfeindliche Geist der dortigen Regierung, „der die Fahnen beschattete“, wie Schindler (ein liberaler n.-ö. Abgeordneter) sagt, zum glänzendsten Siege geführt. Wenn ein Parlament für den Krieg begeistert war und das Heer begeistern konnte, so war es das italienische; und was waren die Folgen? Niederlagen zu Land und zur See trotz bedeutender numerischer Überlegenheit. Leicht ließen sich manche parlamentarische und andere Verhältnisse zu Gunsten Österreichs und zu Ungunsten Preußens verwerten, — aber trotz alledem erfocht Preußen den glänzendsten Sieg und Österreich erlitt die furchtbarste Niederlage, — weil die Führung dort eine intelligente, hier eine kopflose war, welche die beste Armee nutzlos hinopferte. Der Artikel der „Wiener Zeitung“, welcher die Niederschlagung der kriegsgerichtlichen Untersuchung aus Anlaß dieses Feldzuges motivierte, hat es mit dürren Worten ausgesprochen, daß sich in der Führung der österreichischen Nordarmee eine unsagbare Unfähigkeit manifestiert hat. Dieses Urteil wurde von den erprobtesten österreichischen Fachmännern gefällt, und man muß staunen, wie die offizielle Geschichte dieses Feldzuges, vom Generalstab herausgegeben, nachträglich die ganze Aufgabe Benedeks als von vornherein unlösbar hinstellen konnte, weil Preußen den Österreichern einige tausend Mann mehr gegenüberstellte, — was übrigens im preußischen Generalstabsbericht geleugnet wird.

Wenn man neuerlich — z. B. in der Debatte des Abgeordnetenhauses über das demselben vorgelegte neue Heeresgesetz — darauf hinweist, daß der Geist der Armee, natürlich „wegen der Sistierungspolitik“, kein guter war, so ist das eine Lüge. General Nagy, einer unserer tüchtigsten Fachmänner, sagt in seinem in der „Österr. Militärzeitung“ über diesen Feldzug erschienenen Aufsatz, daß Österreich noch nie eine so trefflich ausgerüstete und vom besten Geist beseelte Armee ins Feld gestellt hätte, und allgemein, auch von dem Organ der deutschliberalen Partei, wurde es vor dem Kiege anerkannt, daß der Geist, mit welchem die Truppe ins Feld zog, ein sehr guter war; daher denn auch die Siegeszuversicht, namentlich in dem Organ des Liberalismus, täglich den allerentschiedensten Ausdruck fand. Der Geist in der Bevölkerung selbst, auch in den Ländern, die sich den Folgen des Krieges zunächst ausgesetzt sahen, war ein vorzüglicher, besonders in Böhmen.

Ganz das Gegenteil davon war in Preußen der Fall. Das Urteil eines Fachmannes wie General Nagy ist jedenfalls gewichtiger als die vom Notar Schindler ausgesprochene Meinung.





Die moderne Literatur und das Christentum.

Von Dr. Richard von Kralik.

Hat die Literatur überhaupt irgend ein Verhältnis zum Christentum? Das Christentum wird auch ohne Literatur bestehen. Christus hat nichts geschrieben. Die Gewähr für den Bestand der Kirche ist nicht an die Pflege der Literatur geknüpft. So scheint also die Literatur mit dem Christentum wenig oder gar nichts gemein zu haben? O doch! Es gibt kaum ein wichtigeres Verhältnis. Unsere jetzige Lage, die gegenwärtige Lage der Kirche hängt ebenso wie die aller Zeiten aufs engste zusammen mit dem guten oder schlechten Verhältnis der Literatur zur Religion. Das gilt schon vom elementarsten Unterricht, den die Volksschule bietet. Die erste Katechese ist nicht ohne Literatur denkbar. Der Katechismus ist nichts anderes als ein kurzer Auszug aus einer Jahrhunderte umfassenden theologischen und philosophischen Literatur, aus der Literatur des Alten und Neuen Testaments, der Kirchenväter, der Scholastiker. Auch der weltliche Unterricht der ersten Volksschule beruht auf Literatur, auf dem Lesebuch, das wieder ein Auszug der ganzen weltlichen Literatur ist, ein guter oder ein schlechter.

Es ist auch in höherem Sinne nicht richtig, daß das Christentum unabhängig von aller Literatur gestiftet und eingerichtet wurde. Die lateinische Benennung „Literatur" setzt allerdings den geschriebenen Buchstaben voraus, aber es gibt auch ungeschriebene Literatur, zu der einst alle Nationalpoesie gehörte, in Griechenland, in Indien, in Germanien, zu der auch heute noch Volkslieder, Märchen, Sagen, Sprichwörter gehören. In diesem Sinn gibt es kein literaturloses Volk. In diesem Sinn gehörten die Lehrworte Christi, die Hymnen und Gebete des Neuen Testaments (Magnificat, Vater unser) und vor allem der epische Zyklus der evangelischen Parabeln zur Literatur, auch schon zur Zeit, da sie noch nicht aufgeschrieben sein mochten. (Siehe mein „Leben Jesu" Seite 280 ff.)

Christus hat aber nach seiner Auferstehung und vor der Himmelfahrt die literarische Aufzeichnung der Evangelien selber angeordnet, wenn auch dabei der Ausdruck „schreiben" nicht gebraucht wird. Auch der Schreiber hat sich immer als Redner zu betrachten. Muß es doch als Regel guten Schreibestils betrachtet werden, so zu schreiben, daß es wie gesprochen klingt.

Die Urkirche beruhte aber, menschlich gesprochen, schon zur Lebenszeit Christi auf der Literatur, auf der des Alten Testaments. Die Psalmen gehörten schon damals zum Brevier der ersten um ihren Stifter gescharten Gemeinde und das Magnificat war bereits von der ersten christlichen Dichterin, von Maria, gedichtet und gesungen. Wenn sodann die ersten zwei Evangelien

nur Aufzeichnungen der lebendigen Überlieferung über die Reden und über die Taten Jesu Christi sind, so gibt sich das Evangelium des Lukas schon ganz als literarisches Werk mit sorgfältiger kritischer Quellenangabe.

St. Paulus hat in seinen Reden auf dem Areopag zu Athen sogar schon die profane Literatur herbeigezogen; er hat so den Grund zu einer sehr wichtigen „Zitaten-Apologie" gelegt.

Auf die heidnische Literatur der Dichter und Philosophen nahmen sodann die Apologeten des 2. Jahrhunderts Rücksicht, so sehr, daß die literarische Bildung, die Lehre der griechischen Philosophie, bald als ein wesentlicher Teil der christlichen Unterweisung empfunden wurde. Bildete doch schon der Prolog des Johannes-Evangeliums eine wichtige Brücke zur philosophischen Lehre vom Logos, also von der christlichen zur antiken Literatur.

Julian der Apostat glaubte darum die christliche Kirche nicht härter zu treffen, als indem er verbieten wollte, daß in christlichen Schulen von christlichen Lehrern die heidnische Literatur gelehrt werde. Und mit Recht wehrten sich dagegen die Vertreter der christlichen Intelligenz. Sie erkannten ganz richtig, daß alle Christenverfolgungen, alle Martyrien nicht so gefährlich für die Entwicklung der Kirche waren wie dieser Versuch, die Kirche von der literarischen Bildung abzuschneiden, sie geistig zu isolieren und auszuhungern.

Wie viele andere Kirchenlehrer geht Augustinus ganz von der antiken Literatur aus, er geht durch sie hindurch, er gebraucht sie als Basis seines christlichen Lehrgebäudes.

Und was noch merkwürdiger ist: wir sehen in den Klöstern, die bald darauf die Hauptburgen des christlichen Geistes werden, nicht etwa nur die heiligen Schriften neben der Ökonomie gepflegt, sondern auch die ganze profane Literatur der Antike. Die Kirche war in diesem guten Sinn immerfort von Anfang an bis zum Ausgang des Mittelalters ganz humanistisch. Sie allein hat die antike Literatur über die Jahrhunderte hin erhalten. Wenn man lächerlicherweise so oft sagen hört, erst mit der beginnenden Renaissance hätten wieder einige begeisterte Verehrer des Altertums versucht, die vergessenen Werke der alten Dichter, Historiker und Philosophen hervorzuziehen, so bedenkt man nicht, daß diese neueren Humanisten ganz und gar nichts vorgefunden hätten und hervorziehen konnten, wenn ihnen nicht seit Jahrhunderten die Klostermönche vorangegangen wären. Denn in der Humanistenzeit gab es eben keine anderen Kodizes mehr als jene, die von Mönchen des finstersten Mittelalters abgeschrieben worden waren. Und mit welchem Nutzen für ihre Bildung sie abgeschrieben wurden, sieht man beispielsweise an der um 1200 verfaßten dänischen Geschichte des Saxo Grammaticus, der in seinem Phrasenschatz fast die ganze antike Literatur neu erprangen läßt.

Und merkwürdig, die Blüte des christlichen Geistes, der Tugend, der Zucht, der Askese stand das ganze Mittelalter hindurch ebenso hoch oder so tief wie die literarische, die wissenschaftliche Betätigung. Als daher im 10. Jahrhundert jene berühmte Klosterreform von Clugny ausging, da lag in ihrem Programm nicht nur die Hebung der Zucht, sondern auch die Hebung des literarischen Eifers.

Nur diesen regen literarischen Interessen, diesem vollen Bewußtsein von ihrer Wichtigkeit verdankt die Kirche des Mittelalters die beherrschende Stellung

auf allen Gebieten. Durch die Literatur stand sie an der Spitze aller literarischen, kirchlichen, politischen, wissenschaftlichen Bewegungen des Zeitalters.

All dies änderte sich gänzlich etwa um das Jahr 1500 herum. Da trat in mehreren Ländern eine weltliche Literatur auf, die sich zuerst unabhängig von der Kirche, dann sogleich im Gegensatz gegen sie entwickelte. Es ist die falsche humanistische und die falsche reformatorische Bewegung. Es war die Schuld der Zeit, daß die Vertreter der guten kirchlichen Tradition vielleicht nur einige Jahre damals verpaßten, daß sie die literarische Bewegung unterschätzten, daß sie erst dann eingriffen, als die gegnerische Literatur bereits einen kleinen Vorsprung hatte. Aber dieser Vorsprung genügte, um die Kulturentwicklung dreier Jahrhunderte in die Irre zu lenken. Die katholische Literatur holte den versäumten Vorsprung erst um das Jahr 1800 mit dem Aufblühen der Romantik wieder ein.

Der Humanismus ist eine rein literarische Erscheinung. Er beruht auf einer einseitigen Überschätzung der formellen Seite der Antike, auf der daraus entspringenden Verachtung des Mittelalters, das man nicht verstehen wollte. So trat die philosophische Literatur der Antike, besonders die stoische und epikureische Philosophie, an Stelle der auf Aristoteles und Plato beruhenden Scholastik, so traten die republikanischen Ideale der falsch verstandenen antiken Staatslehre an Stelle des Traditionellen, Volkstümlichen, Vaterländischen. Das entwickelte sich fortschreitend über Voltaire und Rousseau zur französischen Revolution.

Auch die Reformation ist zum Teil eine literarische Erscheinung. Sie arbeitet mit einseitiger Überschätzung des geschriebenen Buchstabens, mit der daraus entspringenden Verachtung der literarischen Tradition. Sie beruhte auf einer beschränkten Auslegung der literarischen Urquellen. Sie beruhte auch auf der literarischen Gewandtheit der Reformatoren. Luther war ein bedeutender Schriftsteller, ein kräftiger Prosaist, ein für seine Zeit gewaltiger Dichter. Seine literarische Produktion ist immer schlagfertig; er kennt sein Publikum und das ganze literarische Handwerk wie kein zweiter. Seine gute Prosa, seine gut gebauten Verse haben ihm den literarischen Erfolg verbürgt. Zudem weiß er als echter Journalist alle politischen Wetterrichtungen geistesgegenwärtig auszunützen, wie sie sich eben bieten. Nun hetzt er die Bauern gegen den Adel, nun hetzt er wieder diese gegen jene, da sie besiegt sind, und heißt sie totschlagen.

Erst allmählich sammelte sich die katholische Literatur und ermannte sich zur Verteidigung, dann zur Wiedereroberung. Auch diese gegenreformatorischen Kämpfe spielen sich hauptsächlich auf dem Schauplatz der Literatur ab. Die Reformatoren benutzen die geistliche Festbühne und die Schulbühne, wie sie diese noch aus dem Mittelalter vorfinden, zu ihren Polemiken. Die Katholiken, vor allem die Jesuiten, nehmen den Bühnenkampf auf in der Schule sowohl wie auf dem Markt. Durch solche geistliche Festspiele im höchsten Sinn mit einer an die attische Festbühne gemahnenden Würde wurde z. B. das bereits ganz protestantische Tirol wieder der Wahrheit zurückgewonnen. Nicht durch Gewalt. Und nicht Gewalt, sondern die literarische Arbeit des Angelus Silesius war es, was Schlesien wieder rekatholisierte. Er selber hat sich auf literarischem Weg von der protestantischen zur katholischen Mystik durch-

gearbeitet und durch die fruchtbare literarische Auseinandersetzung seines korrigierten Standpunktes reichliche Nachfolge erweckt.

Die Romantik ist nun die literarische Bewegung, die seit etwa 1800 allseitig und weltbewegend den Nachteil der katholischen Literaturbestrebungen wieder ausgeglichen hat. Nur dieser anfangs so unpraktisch, so idealistisch, so phantastisch und allzu literarisch scheinenden romantischen Bewegung sind auch die praktischen kirchenpolitischen Erfolge vom Kölner Streit 1837 an bis zum Kulturkampf, bis zur Gründung des Zentrums zu verdanken. Und auch in der Zukunft wird in allen Ländern eine dauernde Konsolidierung der kirchlichen Prinzipien nur durch eine rege Entfaltung aller literarischen Arbeiten erfolgen können. Alle kirchliche, christliche, soziale Politik wird vergeblich arbeiten, wenn die Führer nicht die Wichtigkeit der Literatur anerkennen, sie wecken, pflegen, fördern, verbreiten und vertiefen, wenn sie nicht die Bildung der Nation auf eine entsprechende Literatur gründen.

Dieser Überblick über die Vergangenheit möge im allgemeinen das wichtige Verhältnis der modernen Literatur zum Christentum ins rechte Licht setzen. Bevor ich nun ins einzelne eingehe, will ich noch bemerken, daß ich unter moderner Literatur nicht nur im engsten Sinn die schöne Literatur der Zeitgenossen verstehe, die Gedichte, Dramen, Romane, sondern auch die ganze wissenschaftliche Literatur. Aus der Wissenschaft der Zeit, der Philosophie, der geschichtlichen Grundanschauung, den Theorien der Naturforscher u. s. w. ziehen ja auch die Dichter und Novellisten ihren Gedankengehalt, wie z. B. aus Darwin, Nietzsche. Ferner gehört zur modernen Literatur auch das, was sie über die alten Literaturen sagt, so was Renan, Strauß, Harnack, Delitzsch, Tolstoi über die Bibel sagen, was andere über die antike Literatur sagen. Denn die moderne Literatur legt in die alte ihre eigenen Tendenzen und macht sie dadurch auch modern. Das ist aber sehr wichtig vom pädagogischen Standpunkt. Es ist für die Erziehung wichtig, daß der gesamte Bildungsstoff der Vorzeit nicht in falscher Tendenz unrichtig übermittelt werde.

Wie stellt sich nun vorerst die moderne Literatur zur Bibel, der Grundlage des Christentums? Für die Erkenntnis des Alten Testaments sind heute viel reichere Mittel vorhanden als je. Die überraschenden Ausgrabungen in Ägypten und Mesopotamien haben sie geliefert. Ich selber traue mir zu, ein wenig mitzusprechen, da ich vor mehr als zwanzig Jahren sowohl die Kunde der Hieroglyphen wie die der Keilschriften aus den Quellen studiert habe, und zwar zu Berlin bei Lepsius und Schrader. Damals aber überwog die Überraschung, so viel von den biblischen Realien durch die Ausgrabungen bestätigt zu sehen. So wurde schon damals eine beliebte Methode der Bibelkritik, nämlich alles alte als Mythus, als Dichtung, als Symbol zu erklären, dadurch überwunden, daß sich der Zeitgenosse Abrahams, der unter dem Namen Amraphel in der Genesis vorkommt, auf den zeitgeschichtlichen Urkunden als Hammurabi wiederfand. So trat also schon der älteste Patriarch in das volle Licht der Geschichte. Auch die ähnlichen Erzählungen der Mesopotamier über Weltschöpfung und Sintflut wurden damals als erwünschte Parallelstellen begrüßt, nicht aber als Beweise für die Abhängigkeit der Bibel. Und selbst dann, wenn manche biblische Berichte oder Gesetze Anklänge an Älteres, Heidnisches bieten sollten, so braucht uns das ebensowenig zu entsetzen wie

die schon von den Kirchenvätern betonte Tatsache, daß es christliche Anklänge und Vorausahnungen gab, lang ehe Christus die Vollendung brachte.

Aber auch unabhängig von den Ausgrabungen versucht eine moderne kritische Schule nachzuweisen, daß der Pentateuch nicht von Moses sein könne, sondern viel später redigiert worden sei. Warten wir ruhig ab, bis diese Hyperkritik sich ebenso legen wird wie die Kritik der homerischen Gedichte, die durch die Ausgrabungen auch widerlegt ist. Ich werde nächstens eine Studie über die Genesis vorlegen, in der ich zu zeigen suche, daß dies erste Buch des Moses eine Sammlung von Dokumenten ist, die hauptsächlich den Beweis erbringen sollen, daß Palästina durch göttliches Recht, durch Staats- und Privatverträge Eigentum des Stammes Abrahams geblieben ist trotz der Auswanderung unter Jakob. Diese Sammlung mit solcher Tendenz konnte aber nur für das unter Moses in sein Erbland wieder einziehende Volk vollen Sinn haben.

Die moderne Kritik leugnet auch noch immer den historischen Charakter mancher anderer Bücher des Alten Testaments und spricht ihnen nur höchstens poetischen oder symbolisch-erziehlichen, vorbildlichen Charakter zu. So geht es den Büchern Tobias, Judith, Esther. Ich habe nun gerade dies letztere Buch mit den profanen Quellen verglichen und wirklich bestätigt gefunden, daß der Ahasver des Estherbuchs in keinem Widerspruch steht zu all dem, was uns die Griechen über den bekannten Xerxes sagen. Ja ich glaube auf diesem Weg der genauesten Vergleichung die Entdeckung gemacht zu haben, daß Herodot sogar den Aman der Bibel als Amyntas sehr wohl kennt (Die Kultur, II, 265 f.).

Wie stellt sich nun weiter die moderne Literatur zum Neuen Testament? Sie pflegt eine gewisse Verehrung für Christus auszusprechen, leugnet aber alles Wunderbare und Göttliche an ihm. Die moderne historische Kritik stellt nämlich zwei methodische Grundsätze auf: 1. In formaler Beziehung soll nur das als glaubwürdig gelten, was auf vertrauenswürdige Zeitgenossen, auf Augenzeugen zurückgeht oder was spätere urteilsfähige Historiker aus verloren gegangenen Berichten von Augenzeugen geschöpft haben. Mißgünstige Kritiker drücken nun die Entstehung der Evangelien möglichst weit hinab. Daß die Kirche noch in späteren Zeiten Randbemerkungen in den Text redigiert haben mag, ist möglich, jedenfalls beeinträchtigt es nicht die Echtheit der Urschriften. Diese müssen aber sehr alt sein. Lukas hat seine Apostelgeschichte, wie aus dem Schluß hervorgeht, sicher vor Pauli Tod, wohl auch vor dem Ende der Gefangenschaft 63 geschrieben. Das Lukas-Evangelium ist aber da schon als geschrieben vorausgesetzt. Und wenn Lukas in der Einleitung dazu ausdrücklich sagt, daß er alles nach Berichten von Augenzeugen erzählt, so scheint er schon alle Zweifel moderner Kritiker vorausgeahnt zu haben. Über die gleichzeitige Profangeschichte haben wir bei weitem nicht so zuverlässige, der Kritik trotzende Quellen. Tacitus und Cassius Dio berichten nur vom Hörensagen, dem Stadtklatsch gemäß. Ich habe vor kurzem versucht, dies in einem ausführlichen Leben Jesu zu zeigen. Ich habe es wahrscheinlich zu machen gesucht, daß wir sogar für die Kindheitsgeschichte Jesu bei Matthäus Berichte des Nährvaters Josef, bei Lukas Berichte Marias als Quellen annehmen dürfen. (Die Kultur, II, 20 ff. und Neue Kulturstudien, 163 ff.).

Der zweite materielle Grundsatz moderner historischer Kritik besagt, daß selbst Berichte von Augenzeugen keinen Glauben verdienen, wenn sie Wunderbares, Widernatürliches berichten. Dies Prinzip beruht auf dem durchaus unwissenschaftlichen Vorurteil, daß unsere gegenwärtige Naturerkenntnis vollständig sei. Aber die Geschichte der Wissenschaften sollte uns vorsichtiger machen. Man hat vor 100 Jahren auch die Existenz von Meteorsteinen für eine Fabel gehalten trotz zahlreicher Berichte von Augenzeugen, die den Fall der Meteore bezeugten. Man hat bis vor kurzem alle Erscheinungen des Hypnotismus für Schwindel gehalten. Man leugnet sogar die Freiheit des Willens, da alles in der Natur mechanisch bedingt sei. Und doch steht man jeden Tag vor diesem Wunder, vor der Notwendigkeit, sich für ja oder nein mit Freiheit und mit Schmerzen zu entscheiden.

Auf Grund jener kritischen Axiome sind nicht nur zahlreiche Darstellungen des Lebens Jesu entstanden, die sich Mühe geben, alles Wunderbare, das von den Quellen berichtet wird, zu leugnen oder wegzuerklären, sondern auch in die schöne Literatur ist diese kritische Auffassung des Christentums gedrungen. Nun macht sich jeder Autor seinen Jesus, der eine einen Buddhisten, der andere einen Aufklärer, der dritte einen Sozialdemokraten oder Anarchisten, der vierte einen Naturdoktor, der fünfte einen Genußmenschen, der sechste einen Feind der Kultur. Der Grund dieser Erscheinung ist, daß man heute vor lauter Bibelkritik die Bibel selber aus den Augen verloren hat. Die Evangelien werden zu flüchtig gelesen, sie sind kaum bekannt. Bekannt ist nur, was die modernen Literaten darüber denken. Man setzt sich nicht mehr mit den Evangelien, sondern nur mehr mit den Kritikern auseinander. Man kommt vor lauter Gelehrsamkeit, moderner Literatur, Stellenvergleichung, Talmudforschung gar nicht mehr dazu, die Bibel im Zusammenhang zu lesen. Mir ist das wenigstens selber vor kurzem von einem hochberühmten Kirchenhistoriker geklagt worden. Dagegen gibt es nur ein Mittel, die Beschäftigung mit der Bibel. Man sollte die Evangelien und andere Bücher der heiligen Schrift, bearbeitet, mit Einleitung und Kommentar in billigster Ausstattung jedem zugänglich machen, wohl belehrt durch das allzu mechanische Vorgehen der englischen Bibelgesellschaft. Es war trefflich gedacht, daß Papst Pius IX. als Antwort auf Renans Leben Jesu einfach die Wiederauflage einer Evangelienharmonie seines Oheims Mastai-Ferretti anordnete, allerdings leider nur in einer teuren Prachtausgabe, soweit ich weiß. Das lebendig erhaltene Evangelium wird sich durch sich selbst, durch seine Evidenz gegen jede kritische Anfechtung schützen.

Untersuchen wir nun weiter das Verhältnis der modernen Literatur zur Antike. Wir werden es auch tendenziös finden. Das alte freifröhliche Heidentum, die anmutige Mannigfaltigkeit des Polytheismus wird gelobt, angestrebt, sein Untergang bedauert. Aber daneben übersieht man ganz die Frömmigkeit, den strengen Gottesdienst, der alles antike Leben beherrschte, fast nicht weniger, als es im Mittelalter der Fall war. Man übersieht, daß allem Polytheismus doch das Bewußtsein von der Einheit des Göttlichen zugrunde liegt, daß die poetische Ausgestaltung des vielbevölkerten Olymps auf der symbolisierenden, allegorisierenden Tätigkeit der Denker und Dichter beruht. Man sieht noch bei Homer ganz deutlich, daß Ares nichts anderes

ist als die Idee des Krieges, Pallas die Idee der Besonnenheit, Poseidon das personifizierte Meer mit seinen Schauern, Hephästos das personifizierte Feuer, das die Handwerkstätigkeit des Menschen unterstützt. Unvergleichlich groß über allen waltet doch der Göttervater. Wesentlich ist das Gefühl des Göttlichen und der Verehrung. Das Mythische ist ein verbildlichendes Spiel der Phantasie. Wenn man sehen will, wie ganz im durchsichtigen Sinne Homers ein christlicher Dichter diese gleichnishafte antike Götter- und Geisterwelt behandelt, so studiere man Dantes göttliche Komödie, der den ganzen heidnischen Olymp als poetischen Schmuck in das christlichste Kunstwerk aufgenommen hat. Ähnlich ist die bildende Kunst des Christentums von der Katakombenzeit an bis zur Renaissance vorgegangen.

Mit Unrecht aber hält man die Religion der Antike für einen bloß ästhetischen Zauber. Erst vor kurzem hat ein Literaturhistoriker aus dem Beispiel Goethes geschlossen, daß Euripides in seinen Bacchen ebensowenig mit seinem Gott Dionysos Ernst machen wolle wie Goethe mit dem katholisierenden Schluß des zweiten Faust. Aber wir schließen richtiger umgekehrt. Wir wissen aus andern Stellen, daß Goethe ganz apologetisch sich über den Katholizismus geäußert hat. Und es ist doch nichts Geringes, daß er diese Schlußszene gleichsam als sein Lebenstestament versiegelt bei seinem Tod hinterlassen hat. Euripides kritisiert freilich oft den Götterglauben, aber mit Recht, ebenso wie Sokrates, wie Platon, wie Pindar. Er tat es wie diese im Interesse des Göttlichen. Mit Unrecht beruft man sich auch auf die Scherze des Komikers Aristophanes über die Götter. Ebenso hat das gläubige Mittelalter oft harmlos über das gescherzt, was ihm trotzdem als das Festeste galt. Was aber insbesondere die hohe Stellung des antiken Priestertums sowohl bei den Griechen wie bei den Römern betrifft, so würde ich wünschen, daß sich jemand der genußreichen Mühe unterzöge, ein Buch aus allen Zeugnissen der Historiker, Dichter und Philosophen über „Priester und Priestertum der Antike" zusammenzustellen. Da würde man erst sehen, daß das öffentliche und Privatleben der Alten viel mehr vom Klerikalismus bestimmt war, als man es dem Mittelalter und unseren Zeiten vorgeworfen hat.

Die moderne Literatur übersieht ganz, daß die antike Kultur eine tief religiöse war, um so religiöser, je reiner und mächtiger sie sich erhob. Das ästhetische Athen galt als das frömmste griechische Staatswesen. Seine Blüte in allem Geistigen, seinen Einfluß in aller Politik schrieb man mit Recht diesem Zuge zu. Ebenso war die Macht und die Politik Roms ganz ein Ausfluß der staatlich so maßgebenden Religion. Selbst der langwierige Prozeß der Christenverfolgungen, der für die eine leidenschaftlich verteidigte religiöse Stellung endlich ebenso entschieden den andern als höher erkannten Standpunkt eintauschte, beweist es, daß jenem kunstreichsten und bewunderungswürdigsten Staatswesen der Welt nichts als wichtiger galt denn die religiöse Grundlage. Ich selber muß gestehen, daß ich aus all diesen Beispielen immer mehr gelernt habe, positiver Christ zu werden, und zwar nicht nur im internen Forum des Herzens, sondern in allen Lebensbetätigungen, in Wissen, Praxis und Kunst. Ein sehr freisinniger Literaturhistoriker, der in die Lage kam, über mich zu schreiben, fragte sich einmal brieflich bei mir

an, wie ich denn als gescheiter und gebildeter Mensch dazu gekommen sei, einen Standpunkt einzunehmen, der so offenbar der modernen Aufklärung widerspräche. Ich versuchte darauf, mich ihm ungefähr auf folgende Weise möglichst verständlich zu machen: ich wolle mit allen meinen Arbeiten auf literarischem Gebiet nichts anderes anstreben als einen Staat, eine Kultur, eine Kunst, die so vollendet, so klassisch, so hochstehend wären, wie das Vorbild der Griechen und Römer es in seiner Weise für jene Zeiten war. Ich wolle so in der Nacheiferung der Klassiker jene höchstmögliche moderne, unserm Volk, unserer Zeit, unseren geschichtlichen Grundlagen gemäße Kultur erringen helfen, die sich nicht vor der antiken Kultur zu schämen brauche, die ihr vollkommen gleichwertig sei. Nun habe ich aber aus dem Studium der antiken Kultur gelernt, daß ihr Kern wesentlich ein religiöser sei. Ihre Größe, ihre Höhe, ihre Reinheit beruht auf dieser Grundlage, sie ist ganz und gar von der Religion durchleuchtet und durchgeistigt. Auch wir brauchen also eine Religion, aber nicht bloß eine religiös angehauchte ästhetisch-ideale Weltanschauung, sondern vielmehr eine wirklich geglaubte Religion, voll Autorität, voll realer Wirksamkeit. Soll sie wirken, dann dürft ihr euch nicht über ihre Macht, über ihren Einfluß, über ihre zwingenden Gebote beklagen. Aber zeigt mir eine Literatur, die klassisch sein kann ohne Religion, so sei es euch erlaubt, meinen religiösen Standpunkt anzugreifen. Oder zeigt mir eine andere Religion als die christliche, als die katholische, die mir und euch dieselbe historische, soziale und philosophische Gewähr biete; dann sei es euch freigestellt, meinen katholischen Standpunkt zu tadeln.

Wie stellt sich nun ferner die moderne Literatur zur Philosophie? Die Philosophie galt früher mit Recht als eine Frucht des griechischen Geistes. Sokrates, Platon, Aristoteles galten als die Begründer einer Begriffswissenschaft, die dem Christentum vorgearbeitet hatte, die vom Christentum aufgenommen, weitergebildet, als feste Grundlage anerkannt wurde. Es hängt mit den antichristlichen Tendenzen der modernen Literatur zusammen, daß sie sich zuerst skeptisch gegen die platonische und aristotelische Philosophie, endlich auch skeptisch gegen jede Philosophie gestellt hat. Dem gegenüber ist es unsere Aufgabe, wieder zu zeigen, daß es eine Philosophie gibt, daß die griechische Philosophie dazu den sicheren Grund gelegt hat, daß Augustinus auf Platon, die Scholastik auf Aristoteles und Platon fußt. Wenn Sokrates, Platon und Aristoteles recht haben, dann hat auch die christliche Philosophie und Theologie recht. Das ist der Grund unseres philosophischen Humanismus. Darum sind wir und bleiben wir Anhänger der klassischen Philosophie. Einen Teil dieser These habe ich manchen modernen Auffassungen zum Trotz in meinem „Sokrates“ zu entwickeln gesucht.

Die Stellung der modernen Literatur zu den Kirchenvätern und Scholastikern ist durch das Gesagte bezeichnet. Ein sehr modern denkender Universitätsprofessor äußerte im Gespräch mit mir, ihm mache Augustinus nur den Eindruck eines Journalisten. Wenn man damit die ganz moderne Stellung Augustins, seine Aktualität für seine Zeit und auch für die unsere bezeichnen will, so habe ich nichts gegen diese Charakterisierung. Wie modern ist der große Denker schon darin, daß er als den höchsten Standpunkt, von

dem man auch die Übel der Welt und das Böse in ihr begreifen und mit der Schöpfung Gottes vereinigen kann, den ästhetischen empfiehlt (Civ. Dei, 11, 18).

Ich will nunmehr auf das Verhältnis der modernen Literatur zu den nationalen Betätigungen der Kirche eingehen. Das ist gerade für unsere Tage ungemein wichtig, denn die unrichtige Anschauung dieses Verhältnisses hat wesentlich zur Abfallsbewegung unter der studierenden Jugend Österreichs mit beigetragen. Es ist ja bekannt, daß die moderne Literatur dem Christentum vorwirft, die Nationalität, das Volkstum zu Gunsten einer internationalen Hierarchie des Klerus zu vernachlässigen, ja zu befehden. Was insbesondere die deutsche Literatur betrifft, so liest man immer wieder, daß die Kirche schuld sei an der Ausrottung des schönen Heidentums mit seiner Mythologie, mit seiner Heldensage, mit seiner Literatur. Ich kann mich als Gegenbeweis auf mein eigenes „Deutsches Götter- und Heldenbuch" berufen, das ich wohl gar nicht in diesem apologetischen Interesse bearbeitet habe, sondern von der Überzeugung getragen, daß für unsere moderne Kultur die innigste Pflege der volkstümlichen Überlieferungen wichtig sei neben Christentum und klassischer Bildung. Ich habe mich dafür auf die Geschichte berufen. Alle Bruchstücke der germanischen Götter- und Heldensage sind uns fast nur durch die Sorgfalt von Priestern, Mönchen, Nonnen, Bischöfen, Erzbischöfen erhalten. Sie haben allein konserviert, wie sie ja auch die Literatur des antiken Heidentums der Römer erhielten. Nur die weltlichen Literaturmoden verschiedener alter Zeitepochen sind schuld an dem Untergang so vieler nationaler Schätze. Aber das Wesentliche ist ja erhalten, wie ich durch meine umfassende Darstellung zeigen wollte. Ich hätte für dies sechsbändige Werk kaum einen deutschen Verleger gefunden, wenn nicht auf Veranlassung des Herausgebers dieser Zeitschrift die christliche Leo-Gesellschaft ihr eigenes Interesse damit verbunden hätte. Sie hat damit nur dieselbe konservierende Tätigkeit der kirchlichen Institutionen, alten Traditionen getreu, fortgesetzt.*)

*) Diese meine Anschauung über die kühle Stellung der heutigen Germanistik unserer Heldensage gegenüber erfährt soeben eine erwünschte Bestätigung durch eine Anzeige meines Götter- und Heldenbuchs in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, LIX. Jahrgang, 7. Heft. Berlin 1905, S. 398 ff. Ich habe allen Grund, dem Referenten Georg Siefert (Oberlehrer in Pforta) dafür dankbar zu sein. Er hat in der bisher ausführlichsten und vollständigsten Weise die Grundsätze meiner Bearbeitung, wörtlich zitierend, zusammengestellt und so dem Leser ein selbständiges Urteil ermöglicht. Daß er mit diesen Grundsätzen der Vereinigung und Ausgleichung nicht einverstanden ist, befremdet mich nicht. Sie sind gewiß dem hergebrachten Schulbetrieb gegenüber so kühn und neu, daß sie sich ohne eine radikale Polemik nicht durchsetzen können. Siefert zieht die reinliche Scheidung der Quellen vor, tadelt die Vermischungstendenzen Richard Wagners und Hebbels, muß aber selber zugeben, daß nicht einmal die Tradition der Eddalieder ganz widerspruchslos sei. Er übersieht, daß das Nibelungenlied die in der Edda und sonst erhaltenen Sagenzüge wohl verschweigt, aber doch voraussetzt, sowohl im ersten Teil, was die Persönlichkeit der Brünhild betrifft, wie im zweiten Teil betreffs der Einführung Dietrichs. Ich kann mich übrigens auf den Meister unser aller, auf Goethe, berufen, der schon in seinem Maskenzug „Die romantische Poesie" 1810 unwillkürlich die deutsche Heldensage durch die nordische Edda ergänzt.

Der müßte aber vollends heutzutage mit Scheuklappen auf die Welt gekommen sein, dem nicht bei der Lesung des Nibelungenlieds die Edda und alle deutschen Gedichte als Ergänzung vorschwebten. Übrigens habe ich ausdrücklich betont (VI, 18), daß neben der synthetischen Methode des erneuenden Dichters die analytische des Philologen unangetastet bestehen bleibe. Und doch habe ich meine berechtigte poetische Freiheit pietätvoller walten lassen als mancher Kritiker seine angeblich exakte Methode; ja die ganze Neuheit und Kühnheit meines Standpunktes beruht eigentlich nur in der Wiederherstellung der konservativsten Pietät, die allem und jedem sein Recht zukommen läßt, so wie es Wilhelm Grimm geübt hat; und ich bin überzeugt,



Ich war darüber vor kurzem mit einem Professor der Germanistik an einer deutschen Universität in freundschaftlicher Korrespondenz. Er billigte mein Unternehmen, hatte es auch seinem Seminar vorgelegt, war aber entschieden gegen meine eben geäußerte Anschauung. Er meinte, wenn geistliche Männer früher und jetzt Interesse an ihrem Volkstum gezeigt hätten, so wäre das nicht, *weil* sie christlich wären, sondern *trotz* ihres Christentumes und in Widerspruch damit. Es half auch nichts mein Hinweis auf die Missionstätigkeit, die allein noch jetzt dort Volkstum konserviert, wo Handel und Krieg nur zerstören. Vielleicht wird aber dennoch durch unsere hingebungsvolle Arbeit für deutsches Volkstum sich dieses Vorurteil allmählich wieder klären. Ich möchte daher allen Lehrern, besonders den geistlichen, raten, welcher

---

daß nur auf diesem Weg sich die dauernden Erfolge einstellen werden, die bisher den kritischen Konstruktionen mangeln.

Meiner pietätvollen Schätzung aller Quellen gegenüber erklärt Siefert die vier mittelhochdeutschen Wolfdietrich-Epen für „wüste Sammelsurien märchen- und romanhafter Phantastereien" und das Gedicht vom großen Rosengarten „so ziemlich als das törichtste, alles echten Sagengehaltes barste Erzeugnis der mittelhochdeutschen Literatur". Uhland, der von ihm mit den Lippen gelobte, war anderer Meinung. Aber welcher Mythologe hat nicht in den Themen der beiden Gedichte uraltestes Sagengut anerkannt, trotz der späten Einkleidung, die wir einfach nicht mehr ändern können? Schön ist der felsenfeste Glaube Sieferts an die Dogmen seiner engsten Schule; er wird aber auf den Höhen der Wissenschaft nicht mehr geteilt. Eugen Mogk sagt in seiner Germanischen Mythologie (Grundriß III[2] S. 244): „So ist seit J. Grimm bis heute Hypothese auf Hypothese aufgestellt worden, aber noch keine hat sich genügende Anerkennung zu verschaffen vermocht." Und sogar B. Symons sagt (Grundriß III[2] S. 611), es müsse eingeräumt werden, „daß die Sicherheit, womit Müllenhoff in den Geist der alten Dichtung einzudringen und ihre verschiedenen Bestandteile zu sondern sich getraut, einer übermäßigen Zuversicht zu der Methode der höheren Kritik entspringt". Ich zitiere hier absichtlich nur den kühl und unparteiisch referierenden Grundriß.

Aber auch dafür bin ich dem Referenten dankbar, daß er auf die Schwierigkeit aufmerksam macht, so verschiedenartige Quellen sprachlich zu einem möglichst einheitlichen Stil zu verarbeiten; er gibt auch hier loyal durch wörtliche Anführung dem Leser Gelegenheit zu prüfen und zu vergleichen. Wie schwer es ist, die richtige Linie zwischen möglichster Treue und neudichtender Ausgleichung zu treffen, habe ich selber wiederholt hervorgehoben.

So wäre ich denn auch gerne über alles Weitere in eine gründliche Polemik eingegangen, von der ich nur hätte Nutzen ziehen können. Ich habe ja einen Nachtragsband angekündigt, in dem ich alles das eingehend zu begründen versprach, was ich vorläufig nur in kurzen Anmerkungen und Einleitungen andeuten konnte. Wenn ich auch für meine Hypothesen ebensowenig axiomatische Evidenz erwarten darf wie für die irgend eines anderen Arbeiters auf diesem Gebiet, so glaube ich doch schon deshalb Neues und Beachtenswertes vorzubringen, weil die Arbeit bisher niemals so aus dem Ganzen heraus und mit so hohem Ziel unternommen wurde. Leider wird diese Aussicht auf wetteifernde Mitarbeit durch den Schluß des Referats vereitelt. Siefert sagt nämlich: „Interessant ist, daß bei dem großen Heldenstück, das Kralik vollbracht zu haben hofft . . ., die Herren Hofräte und Prälaten der trefflichen Leogesellschaft zu Wien wirksame Hilfe geleistet haben. Es macht sich sehr anmutig, wenn zum Schluß diesen Herren der S. J. das Dankeswort gespendet wird — in sechs Bänden das einzige —, daß sie durch ihre treue Unterstützung Richards von Kralik sich den Grimm und Lachmann, Uhland und Simrock würdig angeschlossen und wie diese Gesinnungen bekundet haben, ‚die von Verständnis, Liebe und Tatkraft für nationale Arbeit, für die Pflege des Volkstums allezeit zeugen' . . ."

Leider muß ich und gewiß auch sonst mancher Leser aus diesem Schlußsatz schließen, daß den Referenten der Haß gegen die — übrigens von der S. J. zu unterscheidende — Leogesellschaft mehr zu der Haltung seiner Anzeige angeregt hat als meine Arbeit. Aber auch für diese offene, temperamentvolle Aussprache bin ich ihm dankbar. Sie bestärkt mich in der oben ausgesprochenen Ansicht, daß wirklich die Sache der Nationalität und der Kirche enger zusammengehört, als man es anerkennen will. Und Siefert hat darum, wenn auch als Gegner, das Verdienst, offen auf ein wichtiges Kulturproblem hingewiesen zu haben. Er beweist mir, daß ich mich noch immer geirrt habe, wenn ich glaubte, die Frage unseres nationalen Epos ohne den innigsten Zusammenhang mit der Frage der Religion, der Kirche, der Kultur lösen zu können. Ja, ich habe, wie er mir mit Recht vorwirft, darin gefehlt, daß ich nur einmal in sechs Bänden diesen wesentlichen Punkt berührt habe. Er hat mich endgültig belehrt über die tiefen Zusammenhänge von nationaler Literatur und Christentum. Es scheint also in der Tat, daß man, wenn auch nicht gerade Katholik, so doch ein unparteiischer Würdiger des katholischen Mittelalters sein muß, um mehr als nur geschäftsmäßiges Interesse an unsern Heldensagen zu haben, um sie nicht nur wie einen Kadaver zu sezieren, sondern als etwas Lebendiges in Wachstum und Blüte zu erhalten, dieweil das Leben der Nation ebenso daran hängt, wie nach dem Märchen das Leben auserwählter Menschen an dem Schicksal eines gleichzeitig mit ihrer Geburt gepflanzten Baumes hängt.

Nation sie angehören mögen, in dieser Richtung positive nationale Arbeit zu treiben zur Ehre und zum Nutzen ihrer Nation. Alles ohne Verachtung und Befehdung der andern Nationen. Als Beispiel diene eben die echte deutsche Heldensage, die nicht nur deutsche Helden, sondern auch hunnische, slawische, griechische, römische verherrlicht. Auf diesem Weg wird sich das Christentum wieder in jeder Nation als das erweisen, was es wirklich ist und immer war: als die sicherste Hut des Volkstums gegen alle willkürlichen, modischen und despotischen Zerstörungstendenzen. Man wird einsehen, daß doch wir allein, wir Christlichen, die positive nationale Arbeit leisten, die Nichtchristlichen aber nur die Phrase im Munde führen, unfruchtbare Agitation treiben und ihr Werk hinterm Biertisch für vollendet wähnen. Eine kleine Illustration: Vor kurzem teilte mir ein Freund mit, es habe ihm ein radikalnationaler Lehrer geklagt, daß er zum Behuf eines Vortrags schließlich zu den Büchern greifen mußte, die von diesem als ultramontan, ja als klerikal verdächtigen Kralik vorlägen.

Was ist aber der Grund, daß wir Katholiken uns wirklich mehr für unser Volkstum begeistern als irgend eine nationale Partei? Es ist so, weil wir die ganze Geschichte unseres Volkes mit gleicher Liebe umfassen können. Ihr Schwerpunkt liegt im deutschen Mittelalter, wo eine einheitliche begeisternde Kultur alles erhob. Aber wir wenden uns auch mit Liebe dem heidnischen Altertum unseres Volkes zu, das ja ohne jeden Vorbehalt, ohne Spaltung, ganz organisch den Übergang vom Heidentum zum Christentum durchgemacht hat. Wir beklagen allerdings sehr die Kirchentrennung des 16. Jahrhunderts, aber wir finden in der ganzen folgenden Entwicklung die sichere Gewähr, daß sie endlich auch überwunden werden muß. Darum blicken wir mit hoffender Zuversicht in die Zukunft. Anders ist die Stellung der nicht katholisch fühlenden deutschen Intelligenz. Ich hatte darüber einmal ein Gespräch mit einem befreundeten protestantischen oder vielmehr ungläubigen Professor der Germanistik an einer anderen deutschen Universität. Ich befragte ihn um die Gründe, warum denn in jenem Teil der Nation ein so kühles Verhältnis zu den großen nationalen Literaturschätzen des Mittelalters herrsche, warum man denn die Popularisierung der mittelhochdeutschen Studien, die vollkommene Besitzergreifung des Nibelungenlieds und der ganzen deutschen Heldensage eher zu verhindern als zu fördern suche. Mein Freund gab mir eine so aufrichtige und einleuchtende Erklärung, daß sie mir mit einem Schlag das ganze Verhältnis erhellte. Sie ist so wichtig, daß ich sie mit voller Betonung hier wiedergeben will. Er sagte, man habe bei ihnen das Gefühl, daß die Begeisterung für die nationalen Schätze der Vorzeit, der eigentlichen Blütezeit des Volkes, nicht bloß auf das literarische Gebiet beschränkt bleiben könne. Man fürchte, daß diese zuerst bloß literarische Begeisterung und Würdigung ebenso wie in der Zeit der Romantiker dazu führen könne, auch die praktischen religiösen Ideale des Mittelalters, also den vollen Katholizismus wieder nach sich zu ziehen. Da dies aber verhindert werden müsse aus höheren Gründen voraussetzungsloser, humanistischer Kultur, so dürfe man auch der Nation nicht allzusehr ihre mittelalterlichen klassischen Erbschätze empfehlen oder näher bringen. Man müsse vielmehr dahin arbeiten, daß die eigentliche deutsche

Literaturgeschichte erst mit 1517 oder noch besser mit dem Siebenjährigen Krieg so recht mit Liebe behandelt werde. — Gewiß, das ist sehr einleuchtend, aber es ist leider ein freilich vergeblicher Versuch, die deutsche Kultur zu zerstückeln. Ein Standpunkt, der dazu zwingt, einen Hauptteil der nationalen Arbeit und des nationalen Ruhmes auszuschalten, dürfte kaum der richtige und der gedeihliche sein.

Gehen wir zu einem anderen Thema über, wo sich das Verhältnis der modernen Literatur zum Christentum ebenso charakteristisch zeigt. Die moderne Zeit hat wieder eine besondere Vorliebe für die Mystik, wie sie bei den orientalischen Literaturen, bei den Persern, besonders aber bei den Indern, den Brahmanen wie den Buddhisten, sich zeigt. In der Tat, das ist eine sehr bedeutsame Art von Literatur. Ohne Mystik kann man nicht allzutief in das Wesen der Welt eindringen. Der Denker, der Philosoph muß auch zur Ergänzung seiner logischen Verstandesarbeit die mystische, unmittelbare Anschauung, den genialen Tiefblick in die Abgründe des Seins pflegen und walten lassen. Aber man braucht darum nicht Buddhist oder Zarathustrier zu werden. Die Orientalen haben nicht das Privilegium dieser Methode. Mystik finden wir bei unseren Klassikern, bei Platon, bei den christlichen Denkern, beim sogenannten Dionysius Areopagita, bei den Scholastikern, ja bekanntlich auch bei den deutschen Mystikern des Mittelalters. Allerdings gibt es da eine zweifache Mystik, eine, die ganz mit den Lehren, mit der Tradition der Kirche, mit der Wahrheit übereinstimmt, und eine, die mehr oder weniger aus subjektiven Gründen davon abweicht. Ein Beispiel eines ganz korrekten deutschen Mystikers ist Heinrich Suso, ein Beispiel eines hie und da entgleisten der Meister Eckhart. Wir Katholiken halten uns an die einwurfsfreien, und wir fahren dabei gut, wir verlieren nichts. Denn gerade diese sind die genialsten, die erhabensten und tiefsten, die poetischesten. Darin beruht ja gerade ihre Genialität, daß sie die kühnsten Gedankenflüge siegreich ausführen, daß sie die ganze, positive Kirche mit sich erheben und verherrlichen. Aber die Modernen ziehen aus Opposition gegen das Positiv-Kirchliche häufig die ikarischen Naturen vor. Das Irren und Scheitern erscheint ihnen pikanter. Ja, selbst bei den von der Kirche als ganz korrekt anerkannten Mystikern versuchen jene modernen Literaten ihre Ketzerei nachzuweisen. Ein Beispiel ist der deutsche Mystiker des 17. Jahrhunderts, Angelus Silesius, der eben durch seine mystischen Studien vom Protestantismus sich losarbeitete, Katholik, Priester, Verteidiger der Kirche, Gegenreformator wurde. Seine überaus genialen mystischen Epigramme sind oft herausgegeben und haben bei den modernsten, den voraussetzungslosesten Geistern Bewunderung erregt. Ich habe diesen für unser Thema höchst bezeichnenden Stoff an anderer Stelle ausführlich behandelt (Angelus Silesius, Frankfurter zeitgemäße Broschüren 1902; Kulturarbeiten, S. 215 ff.).

Ein anderes Problem der modernen Literatur ist dieses: Wie sollen wir uns zu unseren deutschen Klassikern stellen? Es ist sehr praktisch, denn die Werke der deutschen Klassiker des 18. Jahrhunderts bis zum Tode Goethes geben ja den Hauptbildungsstoff unserer Schulen ab. Ich bin darüber schon früher einmal von dem Vereine katholischer Lehrerinnen in Wien interpelliert worden. Sie fragten, wie man das den Schülern erklärlich

machen könne, daß jene klassische Literatur von Protestanten ausging, nicht von Katholiken. Ich habe in einer eigenen Schrift (Die deutschen Klassiker und der Katholizismus, Frankfurter zeitgemäße Broschüren 1903) darauf geantwortet und zu zeigen gesucht, warum damals zuerst die Protestanten eine neue Stellung zu den Kulturproblemen suchen mußten. Ich habe gezeigt, daß die protestantischen Klassiker keine protestantische Tendenz verfolgen, im Gegenteil aus einem Bewußtsein heraus arbeiten, das sie dem Katholizismus wieder entgegenführt. Diese Tendenz hatten Klopstock und Herder. Lessing wandte sich direkt gegen den starren Protestantismus. Goethe und Schiller haben den Katholizismus in ihren Werken verherrlicht, wie wenige Katholiken es taten.

Am wichtigsten ist heute Goethes Stellung in der modernen Literatur. Er gilt fast bei allen Völkern als der repräsentative moderne Dichter. Man macht ihn fast zu einem Gott, zu einem Überwesen; man will alle Tendenzen mit seinem Namen decken; so hat sich ein „Goetheverein" gebildet, um in seinem Namen die Prüderie in der Kunst zu bekämpfen. Aber gerade Goethe hat, obwohl er gewiß nicht allzu prüde war, Scheu getragen, gewisse allzu intime und freie Dichtungen zu veröffentlichen. Er war sich bewußt, daß der Dichter nicht Ärgernis geben dürfe, daß er z. B. selbst moralisch unbedenkliche eheliche Intimitäten oder sonstige menschliche Natürlichkeiten schon aus Gründen des ästhetischen Geschmacks und der gesellschaftlichen Sitte nicht oder nur ausnahmsweise zu satirischer Wirkung u. dgl. vorbringen dürfe. Der Grund dafür liegt viel tiefer als etwa der Grund dafür, warum man nicht ohne Krawatte, ohne Schuhe u. s. w. in Gesellschaft geht. Das Veröffentlichen eines Kunstwerkes ist eben keine bloß interne ästhetische, sondern eine ethische, eine soziale Angelegenheit. Es fällt unter die Gesetzgebung der Moral. Darüber, in welcher Toilette man in Gesellschaft geht oder eine Brunnenfigur auf einen öffentlichen Platz stellt, entscheiden eben nicht nur die Gesetze des Schönen, sondern auch die des Wohlanständigen. Das liegt doch logisch und klar zutage. Aber wir Katholiken könnten mit viel mehr Recht einen Goethebund zur Bekämpfung des Protestantismus gründen, gestützt auf bekannte Stellen in „Wahrheit und Dichtung". Und die Antisemiten könnten, gestützt auf Stellen in Wilhelm Meisters Wanderjahren, einen Bund zur absoluten Ausschließung der Juden aus dem christlichen Kulturkreis schließen. Siehe die Stellen in der zitierten Broschüre.

Wie prüde der echte Goethe war, beweist eine Szene in Leipzig (Bielschowsky, Goethe 1, 70). Ein eingetrockneter Magister läßt seine jungen Schülerinnen unpassende Kapitel des Buches Esther laut vorlesen. Goethe hört eine Weile zu, mit einem Male springt er auf, reißt dem Mädchen die Bibel aus der Hand und donnert den Herrn Magister mit furioser Stimme an; der will sich stotternd damit ausreden, alles sei Gottes Wort. Aber Goethe setzt seine Strafpredigt fort und schlägt endlich eine für die Zöglinge passendere Stelle des Neuen Testaments zur Vorlesung auf. So streng hielt er die Linie des sittlich Unbedenklichen für die Erziehung fest.

Man bemerkt wohl über das Verhältnis Goethes zum Katholizismus sowohl von katholischer wie von antikatholischer Seite aus, daß seine Sympathien nur theoretisch, nur ästhetisch blieben, nicht praktisch wurden.

Man entwertet mit diesem Vorwurf alle jene nur scheinbar günstig gefaßten Aussprüche. Aber ich glaube, man ist da zu hart, zu wenig psychologisch. Ich beurteile die Haltung Goethes wohlwollender, gestützt auf Erfahrungen mit manchen noch moderneren Menschen, die auch voll prinzipieller Anerkennung für das Ideal der Kirche sind, aber mit nichts Kirchlichem zu tun haben wollen. Man hält das für unlogisch. Gewiß, aber das Leben, die Menschheit ist eben nicht ganz und immer logisch. Es ist eine Tatsache, daß es auch heute Leute gibt, die von der Wahrheit, Schönheit und Güte des praktischen Christentums überzeugt und begeistert sind und doch sich nicht zu den entscheidenden Konsequenzen entschließen können.

Ein weiterer bemerkenswerter Zug unserer modernen Literatur ist die Hinneigung zur Romantik. Und das ist sehr tröstlich; denn die Romantik war es, die um das Jahr 1800 die früher herrschende herzlose Aufklärung gestürzt hat. Die Romantik ist auch die konsequente Folgerung der Bestrebungen unserer Klassiker. Eben das, was jene nur theoretisch, nur ästhetisch angebahnt haben, das haben die Romantiker auf das praktische Gebiet angewandt. Die Romantiker sind wieder national, mittelalterlich, katholisch, fromm und gläubig geworden. Dadurch erst verstehen wir auch ganz die kulturgeschichtliche Arbeit der Klassiker. Aber merkwürdigerweise nimmt die moderne Literatur nur von einer Seite der Romantik Notiz: von ihren Extravaganzen, von ihrem Subjektivismus, aber nicht von ihrer Restauration der religiösen Ideale, oder wenigstens nur bedingt. So sagte mir neulich ein sonst katholisch gesinnter junger Freund: „Ich mißtraue der Romantik, weil sie nach beiden Seiten schielt und spielt." Und er führte das Beispiel Friedrich Schlegels an, der wohl katholisch geworden sei, aber doch auch eine „Lucinde" geschrieben habe. Statt aller Antwort führte ich meinen Freund in meine Bibliothek und forderte ihn auf, mir in den dort aufgestellten Bänden der von Schlegel selber besorgten Gesamtausgabe seiner Werke die „Lucinde" zu zeigen. Sie war nicht darin aufgenommen; der Dichter hatte sich von der Zeit seiner vollen Klärung an von ihr losgesagt. Man darf sie ihm also nicht mehr vorwerfen. Freilich ist es umso bezeichnender, daß in der weitverbreiteten Reclam'schen Universalbibliothek gerade nur die „Lucinde" als charakteristisches Werk des großen Romantikers abgedruckt ist. Seine Gestalt wird dadurch gegen seinen Willen, ob nun mit oder ohne Absicht der Herausgeber, verzerrt. Andererseits versuchten die protestantischen Freunde des als katholischer Priester gestorbenen Zacharias Werner in der von ihnen besorgten Gesamtausgabe den früheren protestantischen oder vielmehr ungläubigen und sittenlosen Romantiker auf Kosten des Bekehrten und niemals Rückgefallenen hervorzuheben, um so sein Bild zu verzerren. Das ist so unhistorisch, wie wenn jemand wagen wollte, dem heiligen Bischof Augustinus noch immer die Fehltritte und Irrtümer einer längst überwundenen Jugendzeit vorzuhalten.

Wie notwendig wäre es, daß wir von unserer Seite die moderne Literatur darüber aufklärten, nicht aus Parteilichkeit, sondern im Interesse der Wahrheit, der Geschichte. Auch wir sollten Organe haben, wo wir nicht die Lucinden, sondern die katholischen Schriften und Gedichte Friedrich Schlegels der Nation zeigten als seine Hauptwerke, die mehr als anderes vor dem Vergessen bewahrt zu werden verdienten. Die moderne Literatur ist

nun besonders eifrig mit Anthologien von Klassikern, Romantikern und Zeitgenossen in ihrem Sinn, in tendenziöser Auswahl. Diesen modernen „Brevieren“ müssen richtigere entgegengestellt werden. Wir müssen das durch literarische Arbeit unsererseits korrigieren, sonst werden wir nicht die Früchte der Arbeiten jener Vorkämpfer ernten, wie wir könnten und sollten.

Bei dieser Gelegenheit auch noch ein Wort über Heine. Er hat in seiner letzten Zeit auch alle seine früheren atheistischen und antireligiösen Äußerungen förmlich und gründlich widerrufen, nicht etwa nur in der Todesstunde, sondern in ausführlicher, ergreifender schriftlicher Darlegung, ergreifend trotz des damit verbundenen Humors. Heine war ja auch ein begeisterter Romantiker in gutem und bedenklicherem Sinn. Ich will nicht in den erbitterten Kampf um seine ästhetische und moralische Bewertung hineinspringen, sondern nur raten, nicht bloß über die bösartigen Seiten seiner Natur sich zu ärgern, vielmehr diesem Gift auszuweichen und manchen Tropfen süßen Honigs aus den stark duftenden Blüten seiner Poesie zu ziehen.

Damit beschließe ich die allgemeine Übersicht über die Tendenzen der modernen Literatur und ihr Verhältnis zu den Kulturgebieten, auf denen sie mit dem Christentum freundlich oder feindlich zusammentrifft. Ich habe die Wichtigkeit dieses Verhältnisses gezeigt, ich habe gezeigt, wie das Wachsen oder Sinken des kirchlichen Einflusses damit enge zusammenhängt. Ich will nun noch einen kurzen Überblick über die augenblickliche Stellung des Verhältnisses zu gewinnen suchen, indem ich eine rasche Rundreise durch die verschiedenen Länder antrete.

Der Erfolg ist nicht ganz untröstlich. In Spanien ist ein katholischer Priester Coloma die aktuellste Erscheinung, ebenso in Catalonien: der kürzlich verstorbene Verdaguer. Die neuprovenzalische Literatur ist auch wesentlich katholisch. Im eigentlichsten französischen Sprachgebiet ist der Naturalismus Zolas überwunden. Man hat eingesehen, daß es eigentlich sehr unrealistisch ist, eine Fülle von realistischen Beobachtungsdaten als Material zum Aufbau eines ganz und gar erfundenen Romans zu verwenden mit subjektiven Tendenzen, mit einer Gesamtanschauung, die auf unwissenschaftlichen Vorurteilen beruht. Dagegen ist die Romantik Edmund Rostands im Steigen; sie ist nicht nur ästhetisch, sondern, wie seine „Samaritanerin“ zeigt, auch religiös. Die besten, die modernsten Köpfe bekehren sich, so Coppée, so Verlaine, der heute bei Katholiken wie bei Radikalen als modernster Dichter gilt. In England hat sich auch der unglückselige Wilde bekehrt. Seine „Salome“ möchte ich wohl nicht als Jugendlektüre empfehlen, aber als ein Beispiel für kirchliche Dichter, einen biblischen Stoff farbig, originell zu behandeln.

In Belgien hat Maeterlinck vor seiner mit Unrecht so berühmten „Monna Vanna“ eine reinere, romantischere Richtung gepflegt. Wahrscheinlich hat ihn nur vorübergehend eine äußerliche Anregung davon abgelenkt. Sehr beachtenswert ist seine dramatische Legende „Beatrice“, die Geschichte jener Nonne, die, von Weltlust verlockt, dem Kloster entflieht, dann reuig zurückkehrt. In ihrer Abwesenheit hat die Mutter Gottes ihre Gestalt angenommen und ihr Amt ausgeübt, so daß sie kein anderer Vorwurf trifft als der eigene. Wie sie nun als Heilige stirbt, ist wohl nicht ganz befriedigend ausgeführt, aber doch ist die ganze blühende Behandlung der Legende dem

modernen Dichter zum Studium angelegentlich zu empfehlen. Noch köstlicher ist sein „Heiliger Antonius". Eine alte Betschwester ist gestorben, die den heiligen Antonius in sehr äußerlicher Weise verehrt hat. Sie liegt aufgebahrt in einem Zimmer, während daneben die lachenden Erben das Totenmahl halten. Da kommt der heilige Antonius, die Tote aufzuerwecken. Er wird von einer alten, guten, frommen Dienerin mit Scheu, aber mit Glauben empfangen. Die Gesellschaft ist entrüstet, hält ihn für einen Verrückten oder Schwindler. Aber er tut das Wunder. Die Lebendiggewordene ist von der Erscheinung dieses Asketen so enttäuscht, daß sie ihn gröblich aus ihrer feinen Stube hinausweist. Polizei mischt sich ein. Vorzüglich ist das Aneinanderprallen der beiden Welten geschildert, einer diesseitigen, realistischen, ungläubigen, und einer jenseitigen, idealistischen. Auch dies Stück sei dem Studium empfohlen. Das oft verkannte Problem ist die Erscheinung des wirklichen Heiligen in unserer dem Heiligen so ferngerückten modernen Welt. Hier ist der Keim einer positiveren religiösen und modernen Literatur.

In Norwegen nehmen Ibsen und Björnson ein starres Verhältnis zum Christentum ein. Als Beispiel gelte der „Brand" des ersteren, „Über unsere Kraft" des letzteren. Sie überspannen beide die Forderungen des Christentums, um es dann zu zerbrechen. Sie konstruieren einen christlichen Rigorismus, der der Person seines milden Stifters durchaus fremd ist. Dagegen ist die Schwedin Selma Lagerlöf Romantikerin von reinster Nachfolge, offen für alle Poesie des Katholizismus. Strindberg ist wenigstens hie und da objektiv. Vom Russen Tolstoi gilt ähnliches wie von den Norwegern. Auch er lehrt ein rigoristisches, überasketisches Christentum ohne praktische Aussichten. Sein Christentum wäre im Gegensatz zum historischen kulturfeindlich, ja menschenfeindlich. Gorki darf hier nicht übergangen werden als der aktuellste Name dieser Tage. Auch ich habe vor kurzem ein langes Telegramm erhalten mit der Aufforderung, mich an der Demonstration zu Gunsten der Befreiung Gorkis zu beteiligen. Ich tat es nicht, um die Schwierigkeiten, mit denen das russische Reich ohnedies schon zu kämpfen hat, nicht durch eine solche Einmengung zu vermehren. Gorki sieht das Lebensideal in dem armen Vagabunden der Großstadt, also nicht etwa im Bauern, nicht im geistig Armen des Christentums, sondern in einem kulturfeindlichen, kulturverachtenden Zustand, der aber doch ohne eine Großstadtkultur gar nicht denkbar wäre.

Über die gegenwärtige literarische Lage in Deutschland und Österreich zu sprechen, wird mir schwer aus leicht begreiflichen Gründen. Ich will nur zwei Typen herausheben. Vor kurzem hielt Arno Holz in Wien vor leeren Stühlen einen Vortrag. Mit Recht sagte ein erzmoderner Literat hinter mir: „Der hätte vor 15 Jahren kommen sollen." Sehr richtig. Denn schon 1891 wurde die „Überwindung des Naturalismus" von Hermann Bahr verlangt. Und gerade seit dieser Zeit ist mehr vorgegangen, als sich heute noch einige Literaten träumen lassen, die sich für modern halten. Für Österreich ist Rosegger ein gewisser Typus des auf der Oberfläche der Gewässer schwimmenden Geistes. Obwohl er von ganz atheistischer Seite entdeckt und herangebildet wurde, hat er doch noch religiöse, christliche,

ja sogar katholische Prädilektionen nicht ganz verloren. Ich wundere mich darüber sehr. Ich bin überzeugt, daß er wie mancher andere nur durch die mangelhafte Pflege der literarischen Interessen auf unserer Seite davon abgehalten wurde, ein Licht der Kirche für das weiteste Publikum zu werden. Was hätte er mit Freuden von der Kirche lernen können! Wie wäre er selber gewachsen! Welche viel größere Klarheit hätte er verbreiten können! Eine Mahnung, die Wichtigkeit unseres Themas nicht zu unterschätzen.

Wenn wir also unparteiisch abschließen, so muß trotz aller Vorteile unserer Lage, trotz der hoffnungsvollen Zeichen der Zeit über eine gewisse Inferiorität der katholischen Sache in der Literatur wohl geklagt werden. Man spricht allgemein nur von Gerhard Hauptmann, Sudermann, Hoffmannsthal, Schnitzler, nicht von den katholischen Literaten; selbst nicht so sehr in katholischen Kreisen, als man vermuten dürfte. Aber da erhebt sich die Frage: Ist wirklich so ganz allein die Schuld dieses Verhältnisses bei den katholischen Literaten? Ich glaube nicht. Zu einer Literatur gehören zwei Faktoren: Schriftsteller und Publikum. Das Publikum muß, von der Kritik angeleitet, die Literatur wecken, tragen, fördern. Das geschieht vom christlichen Publikum zu wenig. Ein kleines bezeichnendes Beispiel: Ein Freund sagte mir in den letzten Tagen, er habe das Prinzip, nur solche Bücher zu lesen, die bereits seit zwei Jahren einen großen Erfolg gehabt hätten. Das ist das reine Herdenprinzip. Und die Folge davon ist, daß Bücher wie „Rembrandt als Erzieher“, „Jörn Uhl“ usw. binnen wenigen Monaten und Jahren ungezählte Auflagen erleben, um nach weiteren wenigen Monaten oder Jahren für alle Zeit und Ewigkeit vergessen zu sein. Jeder will schnell das gelesen haben, was alle Welt liest, um es auch mit Ruhe vergessen zu können. Man sieht, daß auf solche Weise nur das gefördert wird, was von einer zielbewußten Clique der Welt suggeriert wird. Die katholischen Kreise zeigen dieser von außen an sie herantretenden Tendenz gegenüber zu wenig Selbständigkeit.

Ein anderes Beispiel: Ein mir sehr wohlgesinnter Pfarrer auf dem Lande schrieb mir vor kurzem, er habe auf seinem literarischen Wunschzettel des Jahres zwei Bücher gehabt, von denen er in Rücksicht auf sein Budget nur eines hätte kaufen können, ein Buch von mir und eines von einem anderen Autor. Er habe sich zu dem zweiten entschlossen, es aber ganz unbrauchbar und abstoßend gefunden, ganz atheistisch, obwohl es in einem katholischen Literaturblatt angezeigt gewesen wäre. Nun schlage er mir vor, ich möchte das unbrauchbare Buch übernehmen und ihm dafür meines im Austausch überlassen. Man kann sich denken, wie erhoben ich mich davon fühlte.

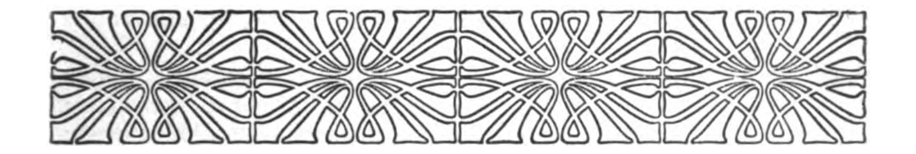
Ein drittes Beispiel: Ein Universitätsprofessor ersten Ranges, der literarische Berichte in katholischen Blättern schreibt, sagte privatim zu einem Redakteur: Er denke eigentlich noch viel katholischer, als er sich hier mit Rücksicht auf seine Kollegen zu schreiben getraue. Das ist gewiß sehr erfreulich. Aber davon hat die katholische Literatur nicht viel.

Das also mag die Gründe beleuchten, warum unsere christliche, konservative, kirchliche Literatur, die Literatur der eigentlichen hohen und menschenwürdigen Kultur, so inferior erscheint. Das sind die Gründe, warum die antichristliche Literatur, die radikale, die umstürzlerische, die

anarchische oder mindestens die gleichgiltige superior erscheint. Ich sage erscheint, nicht ist. Denn trotz ihrer Oberherrschaft im Buchhandel und auf dem Theater glaubt die ungläubige Literatur nicht einmal an sich selber. Ihr ist es mehr um den Rummel als um die Sache zu tun. Dagegen möchte ich das Gegenteil von der christlichen Literatur behaupten, wenigstens von einem Teile derselben. Sie ist sich ihrer Ziele bewußt und strebt das Höchste an.

Darum möchte ich zum Abschluß noch einen Appell an die christlichen Literaten, die Lehrer und Priester richten. Wenn sie wünschen, daß sich das Verhältnis der modernen Literatur zum Christentum ändere zum Vorteil des Christentums, so mögen sie überzeugt sein, daß es ganz in ihrer Macht steht. Sie können wesentlich mithelfen, eine christliche Literatur zu schaffen. Lernen wir es von den Gegnern. Seien wir uns der wichtigen Funktion der Literatur dabei voll bewußt. Es ist nicht notwendig, angreifend, bekämpfend vorzugehen. O nein. Ebenso wie wir Katholiken alle nationalen Kämpfe trotz unserer Volksliebe verabscheuen, ebenso können wir unsere idealen Ziele in dieser Richtung ohne politischen, ohne sozialen, ja auch ohne konfessionellen Kampf erreichen. Arbeiten wir einfach positiv, so wird uns alles andere von selber zufallen. Ärgern wir uns nicht zu sehr über die Literatur, die uns nicht gefallen kann. Vergeuden wir nicht allzusehr unsere Kräfte, indem wir polemisieren und eine Gegenpolemik hervorrufen. Nein, pflegen wir einfach unsere eigene Literatur, die moderne sowohl wie die ältere. Lesen wir sie, suchen wir sie auf, kaufen wir sie, verbreiten wir sie in Lehrerbibliotheken und Schülerbibliotheken, veranstalten wir Vorlesungen, Rezitationen derselben. Klingt das aber nicht etwa zu egoistisch? Vielleicht; aber es ist doch auch unsere Pflicht, egoistisch in diesem Sinn zu sein. Wir dürfen nicht unsere Talente vergraben, nicht unsere Lichter unter den Scheffel stellen. Sonst machen wir uns des Gerichtes schuldig. Nicht für uns machen wir Reklame, sondern für die Sache, so wenig wie der Klerus für sich Reklame machen will, wenn er pflichtgemäß das Heil des Volkes erstrebt. Entschließen wir uns aber sogleich dafür. Wir sind schon mehr als genug Arbeiter beisammen. Wir können von heute an wieder die wünschenswerte Beachtung in der Literatur und durch die Literatur im Leben erringen. Nur eines ist dazu not: Wir müssen es wollen, wir müssen es erarbeiten!





Das Wiener Provinzialkonzil 1267.

Von P. Konstantin Hohenlohe O. S. B.

Die ältesten Nachrichten über das Konzil, das 1267 in der St. Stephanskirche in Wien tagte, bringen uns die alten österreichischen Klosterchroniken von Melk, Zwettl, Klosterneuburg wie die mittelalterlichen Chronisten Hermannus Altahensis, der Anonymus Leobiensis, der sogenannte Henricus Stero. An der Wende des 17. und 18. Jahrhundertes hat Lambeccius, der Direktor der Wiener Hofbibliothek unter Leopold I., die Akten des Konzils entdeckt. Diese handschriftlichen Denkmale finden sich noch heute in der Wiener Hofbibliothek, ein Kodex in München und einer im Vatikan enthalten gleichfalls die Konzilsakten. Nach dem Wiener Kodex hat Wattenbach in den Monumenta Germaniae, Scriptores IX., die Konzilsbeschlüsse ediert. Aus diesen handschriftlichen Quellen sind sie in die großen Konzilswerke von Harzheim, Binterim, Mansi und Hefele übergegangen. Schon am Ausgange des 18. Jahrhunderts hatte sie Kollar, der damalige Direktor der Wiener Hofbibliothek, in seinen monumentalen Analekten publiziert. Mit unserem Konzile beschäftigt sich die gesamte Literatur, welche Judaica in Österreich behandelt, weil dasselbe Bestimmungen über das Verhältnis der Christen zu den Juden enthält. Wegen der gediegenen Übersetzung und sprachlichen Erklärung des lateinischen Konziltextes verdient das Werk von Professor Scherer über die Juden in Österreich hervorgehoben zu werden. Am meisten beruft man sich in der Literatur auf eine Arbeit von Bärwald im Israelitischen Jahrbuche von Wertheimer von 1859—1860. Ältere Schriftsteller, die über das Wiener Konzil geschrieben, sind die Historiker Rauch und Cäsar, der Jesuit Hansizius, zu Beginn des 19. Jahrhunderts Hormayr und Kurz, später Muchar, in neuester Zeit Dudik in seiner Geschichte Mährens; erwähnt wird es vom Landesarchivar Dr. Mayer, vom Stadtarchivar Dr. Weiß in seiner Geschichte Wiens, von Krones, von Dr. Markgraf in seiner wertvollen Arbeit über die Legationsreise des Kardinals Guido in den schlesischen Altertümern, von Dr. Srbik in seiner neuen Publikation „Staat und Kirche im Mittelalter in Österreich". Vor allem widmet Ottokar Lorenz in seiner Geschichte Deutschlands im 13. und 14. Jahrhundert dem Wiener Konzil eine längere Besprechung. Seine rechtshistorische Bedeutung wird von Professor Rockinger in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie 1889 hervorgehoben.

Trotzdem also die historische Literatur sich vielfach mit der Wiener Synode beschäftigte, ist bisher die Bedeutung des Konzils nicht festgestellt gewesen. Nicht einmal darüber ist die Literatur bisher einig, um was es sich auf dem Wiener Konzile eigentlich handelte. Während das Freiburger Kirchenlexikon behauptet,

es sei gegen die Waldenser gerichtet gewesen, meint Lorenz, das Konzil bedeute den einzigen mißglückten Versuch, dem kanonischen Rechte auf österreichischem Boden Geltung zu verschaffen. Überall, selbst in spezifisch katholischer Literatur, beruft man sich, wo vom Konzile die Rede ist, auf die Arbeit Bärwalds im Israelitischen Jahrbuche, die jedoch sehr einseitig und ungenügend ist.

Man spricht von den für die Zeitgeschichte wichtigen Beschlüssen des Konzils, ohne daß die Art dieser Bedeutung näher erklärt wird. Das geschichtliche Quellenmaterial, das uns die Wiener Konzilsakten bieten, allseitig und erschöpfend zu verwerten, dazu sollen die nachstehenden Zeilen dienen.

Wir wollen zunächst die Veranlassung des Konzils ins Auge fassen.

Im Jahre 1265 hatte ein französischer Kardinal unter dem Namen Klemens IV. den päpstlichen Stuhl bestiegen. Zu seinen ersten Regierungsakten gehörte die Aussendung des Kardinallegaten Guido zum Besuche der nordischen Reiche Dänemark und Schweden wie des östlichen Deutschland. Vom Kardinale Guido wissen wir, daß er gleich dem Papste, der ihn ausgesandt, von Geburt ein Franzose und von heiligmäßigem Wandel war. Er gehörte dem Zisterzienserorden an, 1255 wird sein Name zuerst erwähnt. Er ward Abt in Citeaux, später General des Zisterzienserordens und Kardinal. Die Überlieferung nennt ihn einen ebenso heiligen als seeleneifrigen Mann, welcher auch große Herzensgüte besaß und die Seelen zu gewinnen verstand.

In den skandinavischen Ländern sollte er Differenzen schlichten, die zwischen den Bischöfen und den Königen ausgebrochen waren, und die kirchliche Freiheit wahren. Nach langer, beschwerlicher Arbeit daselbst erscheint er auf deutschem Boden. Hier hat er in kurzer Zeit fünf große Provinzialsynoden abgehalten, zu Lübeck, Bremen, Magdeburg, Breslau und endlich in Wien. Februar 1267 ist er noch in Breslau, im März in Prag, am 11. April trifft er in Wien ein. Es vergeht nun ein Monat, bis er das Konzil am 10. Mai in der Stephanskirche eröffnet.

Der Anstoß zum Konzile ging also von Rom aus, das Wiener Konzil war eine Legatensynode. Die Tätigkeit aber, welche der Kardinal auf unserem heimischen Boden entfalten sollte, bezeichnet vielleicht am besten das Ernennungsdekret zu seiner Legationsreise, das uns bei Raynald erhalten ist und in welchem der Papst die ihm zufallende Aufgabe mit den Worten zeichnet, welche einst der Herr an den Propheten Jeremias gerichtet: „Siehe, ich habe dich gestellt über Völker und Königreiche, auf daß du herausreißest und einreißest, zerstöreſt und vernichtest, aufbauest und pflanzest.“ Die Legatensynode in Wien sollte also eine Reformsynode sein. Was aber 1267 in Österreich reformbedürftig war, das lehrt uns ein Blick auf die Zeitgeschichte.

Über Österreich waren furchtbare Tage hingegangen. Der langwierige Hohenstaufenkampf, die schreckliche, die kaiserlose Zeit, das österreichische Interregnum, zuletzt der verhängnisvolle Salzburger Kirchenstreit hatten den österreichischen Ländern furchtbare Wunden geschlagen. Die kirchliche Disziplin war gelockert und von allen Klöstern drangen Hilferufe nach Rom, die von Zehentverweigerungen, Brandschatzungen und Raub kirchlichen Gutes berichteten.

Landesherr war damals auf österreichischem Boden Přemysl Ottokar. Ihn traf teilweise die Verantwortung für jene zerrütteten Verhältnisse, er konnte einer großen kirchlichen Synode in einer seiner Hauptstädte nicht

gleichgiltig gegenüberstehen. Es drängt sich daher die Frage auf: wie verhielt er sich zum Zustandekommen der Wiener Provinzialsynode? Um dies beantworten zu können, müssen wir uns mit seiner Person näher beschäftigen.

Přemysl Ottokar, aus dem ruhmvollen Hause der Přemysliden, dem schon Wenzel der Heilige angehört hatte, war ein schöner, gewandter Mann, der „prachtliebende goldene König". In seiner Jugend hatte er sich als hochstrebender, ehrgeiziger Jüngling mit dem ghibellinischen Adel gegen seinen Vater Wenzel empört und diesen gezwungen, ihn als Mitherrscher anzunehmen. Später von seinem Vater überrumpelt, gedemütigt und gefangen gesetzt, war eine tiefe Wandlung in ihm vorgegangen. Er war ein Parteigänger der Kirche geworden, welcher er, um einen trivialen Ausdruck zu gebrauchen, fortan seine glänzende Karriere verdankte. Zumal ist es die Kirche gewesen, welche ihm die Wege zur Eroberung Österreichs bahnte. Damals hat er sich als eifrigen Schützer der Kirche zu zeigen gesucht, er hatte auch einen weitgehenden Fidelitätseid dem heiligen Stuhle geschworen.

Sein guter Geist war Bischof Bruno von Olmütz. Dieser war dem König treu ergeben. Zugleich war er aber auch Vertrauensmann der Kurie. Er mag es auch bewirkt haben, daß man in Rom große Hoffnungen auf Ottokar setzte. Das beweisen die uns erhaltenen Briefe Klemens' IV. an den Böhmenkönig. Der heilige Vater teilt ihm die geheimen Pläne Konradins mit, er bahnt die Freundschaft mit den Anjous an, er fordert ihn zur Eroberung Lithauens auf. Aus allem erkennen wir die Ehre, welche Klemens Ottokar zu erweisen suchte.

In diesem Verhältnisse Ottokars zur Kurie mag wohl ein weiterer Grund zu suchen sein, welcher es Papst Klemens rätlich erscheinen ließ, 1267 in den österreichischen Ländern eine Provinzialsynode zu versammeln.

Wenn wir also in der Aussendung eines Kardinallegaten nach Wien teilweise einen Akt päpstlicher Politik erblicken, so müssen wir, bevor wir von päpstlicher Politik sprechen, feststellen, was eine solche Politik allein bezwecken konnte. Wir müssen von vorneherein den Standpunkt der ungläubigen Geschichtsschreibung zurückweisen, welche in dem Vorgehen der Päpste und Kirchenfürsten nichts als Anmaßung und Herrschsucht sieht, wodurch Deutschlands Wohl untergraben und seine Entwicklung gehemmt wurde.

Die Kirche ist die sichtbare Gemeinschaft der Gläubigen auf Erden unter dem sichtbaren Oberhaupte, dem Papste; der Papst sowie die Bischöfe sind die Nachfolger der Apostel, an welche der Ruf des Herrn ergangen: „Gehet hinaus in die Welt und prediget das Evangelium allen Völkern!" Alle kirchliche Gesetzgebung, alle kirchliche Politik, wie sie der Papst in Rom verfolgt, kann nur diesem einen großen Zwecke dienen, die Mitglieder der Kirche, für welche er die Verantwortung übernommen hat, glücklich hinüber zu geleiten ins ewige Leben, denselben Glauben weiter auszubreiten, immer mehr Seelen des Segens des Evangeliums teilhaft zu machen und ihnen den Frieden des Herzens zu bringen.

Und in dieser Beziehung scheint Klemens 1267 Unterstützung und Hilfe von Ottokar und seiner aufstrebenden Macht erwartet zu haben.

1267 stand die Kirche am Ende des gigantischen Kampfes, den sie mit dem Hohenstaufengeschlechte geführt. 1266 hatte Manfred tragisch



geendet. In diesem furchtbaren Streite hatte die Kaiseridee einen schrecklichen Schlag erlitten. Damit schien das erschöpfte Deutschland aus dem Mittelpunkt der Völkergeschichte gerückt. Frankreich, wo damals Ludwig IX., der Heilige, herrschte, sowie England treten ebenbürtig neben Deutschland. Der Papst will keinen deutschen Kaiser mehr in Italien. In den Anjous in Neapel ist ihm ein genügender Schutz erstanden. Die unerwartete Wendung des Kampfes mit Konradin, der ein Jahr später am Schafotte endete, war 1267 nicht vorauszusehen. Damals mußte Klemens ein aufstrebendes mächtiges Reich im Osten Deutschlands genehm sein. Es sollte ihm dienen, den neu auflodernden Hohenstaufenstreit zu ersticken und den christlichen Glauben nach Osten weiterhin zu verbreiten. Und so konnte zu dem, was der päpstliche Legat auf unserem heimischen Boden zu pflanzen gekommen war, auch unser heutiges Vaterland gehören, aufgebaut auf den festen Gründen des Glaubens und kanonischen Rechtes. Das Wiener Konzil hat auch Dekrete für Ungarn erlassen, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll; der Kardinallegat hat damals in Wien über die Christianisierung von Teilen des späteren polnischen Reiches verhandelt, und so können wir sagen, daß damals vom Kardinallegaten zum erstenmale der ganze Länderkomplex unserer heutigen Monarchie von Wien aus in die Sphäre der Verhandlungen gezogen wurde; und deshalb ist das Wiener Konzil für uns Österreicher wichtig.

Wie verhielt sich nun Ottokar diesen Plänen der Kirche gegenüber? Besaß er die nötigen Eigenschaften des Geistes und des Herzens, um in idealem, großem Sinne Träger christlicher Ideen, der Gründer eines neuen Reiches zu werden, das ein Bollwerk dem rechten Glauben sein sollte?

Ottokar war ein schlauer Politiker, ein tapferer Held, — ein Heiliger ist er nicht gewesen. Ihm war der Arm der Kirche genehm, um Ordnung im Lande herzustellen, genehm für seine rücksichtslose Dynastenpolitik der Eroberung: das sanfte Joch Christi auf sich zu nehmen, dazu war er ein zu rücksichtsloser Autokrat.

Wenn man nun bedenkt, daß, wie wir bei Hefele lesen, gerade im 13. Jahrhundert mehrere deutsche Landesherren, welche von ähnlichem Geiste wie Ottokar der Kirche gegenüber beseelt waren, päpstlichen Legaten die Ausübung ihrer Tätigkeit in ihren Territorien einfach unmöglich machten und in kirchlichen Angelegenheiten nur mit ihren Bischöfen verkehren wollten, so beweist dies, daß, wenn Ottokar nicht dasselbe für sein Gebiet tat, er eben von vorneherein für das Zustandekommen der Synode war.

Wenn er also nicht Urheber der Synode gewesen, er hat sie zugelassen; wir können sogar mit Bestimmtheit annehmen, daß er der Anlaß war, daß die Synode 1267 in Wien und speziell in der Stephanskirche zusammentrat. Ottokar verfolgte dabei wie der Papst politische Ziele. Seine dynastische Eroberungspolitik flößte ihm gewisse Wünsche dem heiligen Stuhle gegenüber ein, und diese Wünsche knüpften sich an Wien und St. Stephan.

Seine Länder waren kirchlich teilweise von Mainz, teilweise von Passau, respektive Salzburg abhängig. Ottokar wollte seine Länder auch kirchlich unabhängig von Deutschland wissen, er strebte eine Landeskirche an, deren Bischöfe ihm ganz ergeben waren. Dazu sollte Olmütz Erzbistum werden, St. Stephan in Wien zur Kollegiatkirche erhoben werden, Vorstufe zum

künftigen Bistume. Und wenn wir bedenken, daß in jene Zeit der Wiederaufbau von St. Stephan nach dem Brande 1259 fällt, so finden wir es erklärlich und gerechtfertigt, wenn Professor Swoboda in den abgeschlagenen Figuren des Riesentores Ottokar mit seiner zweiten Gemahlin vermutet.

Waren es nun die reformbedürftigen kirchlichen Zustände in Österreich, waren es politische Motive der aufstrebenden Macht Přemysls gegenüber, die Papst Klemens IV. veranlaßten, 1267 auf österreichischem Boden eine Synode zu versammeln, so bewog ihn dazu auch noch ein dritter Grund.

Das 13. Jahrhundert, zumal der Ausgang desselben, ist voll von Streben nach jenen neuen Erscheinungsformen geistigen und materiellen Lebens gewesen, die eben die Neuzeit ausmachen. Es dämmerte das Frühlicht einer neuen Zeit. Die Gotik begann die romanische Periode zu verdrängen, das territoriale Fürstentum das imperium der kaiserlichen Gewalt, die Laien traten immer zahlreicher in das Generalstudium ein, es begann die Gründung von Universitäten, der Staat strebte nach moderner Entfaltung.

An den neugegründeten Universitäten Italiens, in Siena, Bologna, Ravenna, erblühte das Rechtsstudium. Die dämmernde Neuzeit brachte aber auch in Italien die ersten Spuren der Renaissancebewegung, insofern sie das Erwachen der Freude an antikem Geiste und antiken Formen bedeutet. So griff auch das Rechtsstudium auf das römische Recht zurück, welches damals das einzig wissenschaftlich verarbeitete war und in der Form der Justinianischen Gesetzgebung vorlag. Im Anschlusse an dieses Recht hat nun die Kirche die großen Errungenschaften einer mit Gregor VII. beginnenden Periode, die ihren Ausdruck auf dem 3. und 4. Lateranensischen Konzile gefunden hatten, verarbeitet und in den großen monumentalen Werken des Decretum Gratiani und den Dekretalen Gregors IX. niedergelegt. Dieses werdende corpus iuris canonici begann überall ebenbürtig neben das corpus iuris civilis zu treten, und so kam es, daß alle Deutschen, die damals in Italien studierten, mit dem Doktorgrade Begeisterung für römisches und kanonisches Recht in die Heimat brachten und die Überzeugung, daß man diesen in Deutschland auch in der Praxis Geltung verschaffen müsse gegenüber dem meist ungeschriebenen heimischen Gewohnheitsrechte.

Diese Strömung, die der Kirche günstig war, mag dem Lenker der Kirche damaliger Zeit nicht entgangen sein und die Legationsreise des Kardinals Guido sowie das Wiener Konzil bezweckten offenbar in letzter Linie, den nun kodifizierten Bestimmungen der letzten großen Synoden von neuem Geltung zu verschaffen, zumal in jenen neuen Staatsgebilden, die neben der niedergeworfenen Hohenstaufenmacht emporzustreben begannen.

Es waren dies die sogenannten Territorialfürstentümer. Die Herren dieser Gebiete aber, Ottokar nicht ausgeschlossen, waren ehrgeizige Dynasten, die wenig von idealem Streben an sich hatten und einem engherzigen Staatskirchentume huldigten, das den Beginn der gotischen Zeit charakterisiert. Das Programm dieser Richtung, das im späten Mittelalter eine ganze Konföderation von kleinen Tyrannen erstehen ließ, die bei sich Päpste und Fürsten sein wollten und dem Protestantismus die Wege bereiteten, hat Marsilius im 14. Jahrhunderte in seinem Defensor pacis in folgende Sätze zusammengefaßt (nach dem oberwähnten Buche von Dr. Srbik):

„Der Kirche steht keine Zwangsgewalt zu, der Staat allein hat das Recht, zwingende Gebote zu erlassen und durchzuführen; die Kirche hat kein Recht der Legislative, keine Sondergerichtsbarkeit, kein Eigentum, keine Steuerfreiheit für die geistlichen Güter; der weltlichen Gewalt steht die Ahndung für Rechtsverletzung der Kleriker, die Beschränkung ihrer Zahl, die Besetzung ihrer Stellen zu: die Kirche geht im Staate auf. Noch mehr, die Staatsgewalt hat auch das Recht und die Pflicht, ins innere Gebiet der Kirche einzugreifen: im Notfalle als Glied der Kirche auf Anregung der geistlichen Gewalt sich in die Spiritualien zu mengen . . . ."

Diese Richtung, die sich zu einem Systeme zur Niederwerfung der Freiheit der Kirche ausbildete, wurzelt in dem Beginne der gotischen Zeit. Ihr letztes Wort ist der Protestantismus, endlich die Entchristlichung der Gesellschaft gewesen. Vorläufer dieser Richtung in Österreich war Ottokar, und so zeigt schon eine Betrachtung dessen, was das Konzil veranlaßte, daß es den Keim manchen Konfliktes in sich trug, der am klarsten aus dem Verlaufe der Synode und ihren Kanones hervorgeht.

Am 10. Mai des Jahres 1267 ist das Wiener Konzil zusammengetreten und hat dem kirchlichen Gebrauche gemäß drei Tage gedauert. Es ist also ein Irrtum, wenn Lorenz in seinen Ausführungen über das Konzil annimmt, es sei schon am 6. Mai eröffnet worden.

Betrachten wir vor allem die Konzilsväter, die sich hier unter dem Vorsitze des Kardinallegaten versammelten. Es sind dies 16 infulierte Herren gewesen, darunter 6 Bischöfe, und zwar von Prag, Regensburg, Passau, zu dessen Diözese damals Wien gehörte, Freising, Brixen, Lavant, dann Äbte, Pröpste, Prioren, Dekane. Es sind also die Vertreter der Salzburger Kirchenprovinz, die sich in Wien versammelten und zu denen noch der Prager Bischof hinzutritt. Dabei fehlt aber der Metropolit von Salzburg selber. Erzbischof in Salzburg war damals der jugendliche Prinz Wladislaw von Polen, der vom Papste nach Beendigung des Salzburger Kirchenstreites zum Salzburger Metropoliten ernannt worden war. Dieser Prinz hatte wegen seiner Jugend die Weihen noch nicht empfangen, weshalb er auf der Synode fehlte. Er hat im übrigen ein gutes Andenken hinterlassen und ist ganz jung wenige Jahre nach dem Konzile gestorben.

Ferner fehlt der bekannte Bischof Bruno von Olmütz, ein Graf von Schaumburg, ein frommer Kirchenfürst, der auch große staatsmännische Begabung besaß und Ottokar in verschiedenen staatlichen Stellungen treu diente. Über die Gründe seines Fernbleibens von Konzile haben Dudik und Lorenz verschiedene Vermutungen angestellt. Man hat vor allem gemeint, aus seinem Fernbleiben auf eine Art Verstimmung seinerseits dem Kardinallegaten gegenüber schließen zu können, da er geahnt haben mochte, daß die staatskirchlichen Bestrebungen Ottokars, die auch die Erhebung des Bischofs von Olmütz zum Metropoliten verlangten, auf dem Konzile keine Berücksichtigung finden würden. Daran ist bei der streng kirchlichen Gesinnung Brunos nicht zu denken. Dagegen spricht der vertraute Umgang, in welchem er mit dem Kardinallegaten Guido anläßlich seiner Anwesenheit in Mähren stand, wie der Umstand, daß er sich beeilte, kurz nach dem Wiener Konzile seine Beschlüsse auf einer Diözesansynode in Kremsier auch für seine

Diözese zu publizieren. Näher würde die Annahme liegen, er habe sich vom Konzile ferngehalten, weil er als Eingeweihter wußte, daß es zum Konflikte mit dem Landesherrn kommen mußte, was für ihn in seinen Beziehungen zu Ottokar eine peinliche Lage ergeben hätte. Am natürlichsten wäre die Frage damit gelöst, daß Olmütz eben nicht zur Salzburger Kirchenprovinz gehörte. Bei dem Umstande aber, daß der Bischof von Prag der Synode eigens beigezogen wurde, ist das Fernbleiben Brunos immer noch auffallend. Die Lösung dieser Frage scheint mir ein Formelbuch Palackys zu bringen, aus welchem hervorzugehen scheint, daß Bruno zur Zeit des Wiener Konzils auf einer Missionsreise in Livland sich befand.

Endlich vermissen wir unter den Vätern von Sankt Stephan den Bischof Ulrich von Seckau, der im Salzburger Kirchenstreite gegen Erzbischof Philipp zum Salzburger Metropoliten aufgestellt worden war und der nun gebrochen an Geist und Körper in Seckau dem Tode entgegenging.

Betrachten wir die Konzilsteilnehmer näher, so sehen wir, daß an ihrer Spitze die bairischen Bischöfe stehen, die, wenn sie auch zeitweilig mit Ottokar gegen die bairischen Herzöge im Bunde standen, im Grunde nichts anderes als die kirchliche Freiheit im Auge hatten und die erbittertsten Feinde der staatskirchlichen Strebungen Ottokars sein mußten. Es ist wichtig, dies festzuhalten, um den Charakter der Synode zu begreifen.

Endlich wirft sich die Frage auf, ob Ottokar selber den Sitzungen in der Stephanskirche beigewohnt hat. Markgraf folgert dies aus dem Umstande, daß Ottokar in Gemeinschaft mit dem Kardinallegaten am 25. November 1267 die Stiftungsurkunden für das Jobspital und die Himmelspförtnerinnen in Wien unterschrieb. Doch scheint dieser Schluß nicht streng logisch. Bei der absolut kirchlichen Tendenz der Synode, welche allen staatskirchlichen Ansprüchen Ottokars ablehnend gegenüber stand, können wir sicher annehmen, daß der König ihr nicht beiwohnte, obwohl er gleichzeitig in Wien gewesen sein dürfte. Am 18. März hat Ottokar eine Urkunde in Wien ausgestellt. Ferner wissen wir, daß der Kardinallegat schon einen Monat vor Eröffnung der Synode in Wien weilte. In diese Zeit fallen offenbar langwierige Verhandlungen des Königs mit dem päpstlichen Abgesandten, deren Ergebnis wir bei den Folgen des Konzils besprechen wollen. Damals mag der heiligmäßige Kardinal den autokratischen Sinn des Königs, dieser wiederum die unbeugsame heilige Überzeugung des Kirchenfürsten erkannt haben. Es mögen sich da schon unüberwindliche Differenzen ergeben haben, die ihren klarsten Ausdruck in den Kanones des Konzils fanden.

Solcher Kanones hat die Legatensynode 19 gefaßt, wie sie uns heute urkundlich vorliegen. Die tiefe theologische und geistliche Bildung des Kardinals, seine Frömmigkeit und Heiligkeit geben ihnen den Grundcharakter. Man merkt da nichts von jenem Drehen, Wenden und Feilschen, wie die kirchenfeindliche Geschichtsforschung das Vorgehen der Kirche darzustellen liebt. Es ist hier alles groß, gerade, unerschrocken, aufgebaut auf Wahrheiten und auf Überzeugungen. Mag der heiligmäßige Legat den Synodalbeschlüssen den Grundcharakter gegeben haben: wo örtliche Übelstände zutage treten, da sehen wir die treue Mitarbeit der übrigen Konzilsteilnehmer, welche dem

Kardinal das Material geliefert haben mögen zum Einreißen und Zerstören, zum Aufbauen und Pflanzen.

Die 19 Kanones der Wiener Synode befassen sich mit kirchlicher Disziplin und wir können sie einteilen: 1. in sieben, welche das Leben des Klerus regeln; 2. in sechs, welche die Stellung des Klerus im Staate berühren, und 3. in sechs, welche sich mit dem Leben einfacher Gläubigen befassen.

Es ist also unrichtig, wenn Lorenz behauptet, die Beschlüsse bezögen sich teilweise auf kirchliche Disziplin, teilweise hätten sie die Beziehungen der Christen zu den Juden zu regeln. Darin liegt keine Disjunktion. Denn kirchliche Disziplin wird als der Inbegriff aller jener kirchlichen Normen bezeichnet, die bestimmt sind, das innere und das äußere Leben der Gläubigen zu regeln. Es ist also klar, daß die Bestimmungen, welche das Verhalten der Christen den Juden gegenüber regeln, auch unter den Begriff von kirchlicher Disziplin fallen.

Qui bene distinguit, bene docet. Hätte Professor Lorenz einen logischeren Einteilungsgrund gesucht, hätte er sich nicht zu sehr an das Israelitische Jahrbuch angelehnt, da Bärwald bezüglich des Wiener Konzils für ihn allein maßgebend zu sein scheint, so wäre ihm vielleicht nicht entgangen, daß der Schwerpunkt der Konzilsbeschlüsse in jenen Bestimmungen liegt, welche die damals brennenden Fragen zwischen Kirche und Staat berühren. Er wäre dann nicht in den weiteren Irrtum bezüglich der Folgen des Konziles gefallen, die wir an anderem Orte besprechen wollen.

Originell und bedeutsam ist die Art, wie die Konzilsbeschlüsse eingeleitet werden. Der Kardinallegat wiederholt die Worte seines päpstlichen Ernennungsschreibens. Er ist in die Salzburger Kirchenprovinz gekommen, um einzureißen, aufzubauen und zu pflanzen; denn täglich wächst die Bosheit, die Lust und Begierde wird täglich frecher, was unaufhörlich neue Kämpfe verursacht. Mission des Konzils ist, die Menschen zu lehren, wieder ehrbar zu leben, dem Nebenmenschen nicht zu schaden, jedem das Seine zu geben. (Hier sehen wir einen deutlichen Hinweis auf die traurigen Zustände, wie sie in der Salzburger Erzdiözese in Folge des Salzburger Kirchenstreites, des Hohenstaufenkampfes, des Interregnums und der kaiserlosen Zeit herrschten.) Guido gibt nun eine theologische Erklärung all dieser Übel und knüpft daran die Heilmittel, mit denen er abzuhelfen gedenkt. Durch den Sündenfall hat der Mensch eine verkehrte, verdorbene Natur, auch das Eigentum ist eine Folge dieses Sündenfalles. Im paradiesischen Zustande lebte alles friedlich in Gütergemeinschaft nebeneinander. Erst dort im Paradiese ist das Naturrecht, welches dem Menschen vom Herrn mit seiner Erschaffung geschenkt war, erschüttert worden. Aus dem Fluche, der über Adam und seine Nachkommen kam, sind die sozialen Verhältnisse der Menschen erstanden, welche den Keim ewigen Kampfes in sich tragen. Erst die Erlösung hat Heil gebracht und die Erlösung spiegelt sich in dem kanonischen Rechte. Aus demselben müssen Völker und Nationen die Regulative ihrer Rechts- und sozialen Verhältnisse schöpfen, um zum Frieden mit sich und unter sich zu gelangen. — So weit in ganz freier Wiedergabe der Sinn unserer herrlichen Einleitung. Damit soll aber gesagt sein, daß alle Menschen, Regierende und

Regierte, durch die Sakramente der göttlichen Gnade teilhaft werden müssen, um zu christlichem Lebenswandel und zu treuer Pflichterfüllung zu gelangen.

Daß aber diese Mittlung göttlicher Gnaden, christlicher Lehre und Tugenden möglich werde, dazu muß die Kirche frei sein und die Vorzüge genießen, welche ihr das kanonische Recht einräumt. Dort in der Kreuzeslehre, in der Aufklärung über Ziel des Lebens, ewige Strafen und Belohnungen, liegt die Lösung der sozialen Fragen, da lernen die Regenten regieren, die Untertanen gehorchen, die Menschen das Joch des Lebens leichter ertragen.

Ist dies eine tiefgründige theologische Abhandlung als Einleitung zum Konzile, so ist es auch gleichzeitig eine staatsrechtliche Deduktion, und mit Recht haben diese Eingangsworte zum Konzile allenthalben Aufsehen erregt. Professor Rockinger stellt in seinen Erörterungen über das Wiener Konzil in den Sitzungsberichten der Münchner Akademie der Wissenschaften, auf welche wir noch zu sprechen kommen wollen, darüber eine Betrachtung an, wie diese tief durchdachte Abhandlung an die Spitze des Konziles kommt. Er fragt sich, warum sich dieselbe nur bei dem Wiener und Breslauer Konzile, das der Kardinal Guido wenige Monate früher abhielt, und nicht auf seinen früheren Synoden in Bremen, Magdeburg und Lübeck findet. Daran knüpft er die abenteuerlichsten Vermutungen, wer der Verfasser dieser Einleitung sein könne. Möglich, daß ihm das Ernennungsdekret des Kardinals Guido bei Raynald nicht bekannt war, möglich, daß er den Zusammenhang nicht beachtete. Die Einleitung zum Konzile wiederholt die Worte des Ernennungsdekretes zur Legationsreise, und zwar jenen charakteristischen Ausspruch von Jeremias, welcher die Aufgabe des Legaten kennzeichnen soll. Es scheint dies hinlänglich zu beweisen, daß die Einleitung von niemandem anderen als von dem Kardinale selber verfaßt wurde. Daß er aber diese Abhandlung gerade in Wien und Breslau an die Spitze der Kanones stellt, erklärt sich daraus, daß es sich in Breslau wie in Wien um den Kampf für die Freiheit der Kirche gegen die Übergriffe der weltlichen Gewalt handelt, daß es einer Erklärung bedarf, wenn die geistliche Gewalt gleichsam in die weltliche Gesetzessphäre eingreift. Schöner hätte die mittelalterliche Ansicht von der indirekten Gewalt der Kirche über den Staat nicht dargelegt werden können. Auf die volle Bedeutsamkeit dieser Einleitung wollen wir später, wo wir von den Folgen des Konziles sprechen, noch zurückkommen.

Die übernatürlichen Gnaden der Kirche aber zu vermitteln, dazu sind die Kleriker ausersehen, herausgehoben aus dem Volke, umgeben von staatlichen Prärogativen und Ausnahmen, um ihnen Ansehen und Ehrfurcht bei dem Volke zu verschaffen. Dementsprechend werden aber auch die höchsten Anforderungen an sie gestellt. Auch dieser erhabene Stand hat in den schrecklichen Zeiten, die über Österreich gekommen waren bei dem Ärgernisse, das zwei Bischöfe gegeben, die sich jahrelang gewappnet gegenüberstanden, großen Schaden gelitten. Ihn zur alten Höhe und Reinheit zurückzuführen, dazu dienen die 7 Kanones unseres Konzils, die von ehrbarer Lebensführung und Enthaltsamkeit des Klerus, von kirchlicher Visitation, von der Residenzpflicht, von Kumulierung der Benefizien, der Reform der alten Orden handeln und endlich die Vorschrift geben, daß Äbte keine Kelche, Patenen,

kirchliche Gewänder weihen noch Pontifikalien üben sollen, die bloß dem Bischof zustehen, es sei denn, sie wären vom Papste dazu eigens ermächtigt.

Letztere Bestimmung, die in spezifisch österreichischen Verhältnissen wurzelt, dürfte ihre Erklärung finden, wenn wir in dem schon erwähnten Buche von Srbik lesen, daß, je länger sich die Errichtung eines Wiener Bistums hinauszog, die österreichischen Herzöge bestrebt waren, die Verleihung der Pontifikalien an einige landsässige Stifte durchzusetzen, den Abt von Melk, Zwettl rc. veranlaßten, wiederholt in St. Stephan zu pontifizieren, um wenigstens so indirekt die Passauer Diözesangewalt zu unterminieren.

Srbik spricht hier vom Ende des 13., Anfang des 14. Jahrhunderts, doch ist es charakteristisch dafür, daß solche Strebungen unter Ottokar schon vorhanden gewesen sein müssen; es hängt dies mit dem staatskirchlichen Strebungen des Böhmenkönigs zusammen, von denen wir früher gesprochen. Hier offenbart sich, wie das Konzil sich ihnen gegenüber verhielt.

Wenn die Kanones von einem Verfalle der „schwarzen" Mönche sprechen, worunter Benediktiner und Augustiner, mit einem Worte die alten Orden gegenüber den im 13. Jahrhunderte neu erstandenen Bettelorden zu verstehen sind; wenn auch die schroffe Fassung einiger Stellen auf manche eingerissene grobe Unordnung schließen läßt, muß man sich eben vergegenwärtigen, welchen Schaden die Kirche leiden mußte, wenn so viele Jahre ein Mann wie Herzog Philipp an der Spitze der ausgedehnten Kirchenprovinz stehen konnte. Wen aber das Verschulden trifft, daß dies möglich war, das ist wiederum König Ottokar, welcher den abgesetzten unwürdigen Bischof aus den egoistischesten Motiven mit Waffengewalt in seine bischöfliche Residenz zurückzuführen suchte. Auch kann dies unmöglich den heiligmäßigen Legaten ermuntert haben, dem Böhmenkönige besondere Privilegien in einer zu errichtenden österreichischen Landeskirche zu erteilen.

Aus allem diesem Unglücke aber schließen zu wollen, wie Professor Lorenz es tut, daß die kanonischen Bestimmungen betreffs des Klerus in Österreich nie eingelebt oder überhaupt undurchführbar gewesen seien, muß selbstverständlich auf das schärfste zurückgewiesen werden. Letzteres schließt eine Läugnung sämtlicher christlicher Glaubenswahrheiten ein, ersteres ist mit der Tatsache im Widerspruch, daß 1267 die katholische Kirche, speziell der Benediktinerorden, bereits eine große Vergangenheit in Österreich besaß.

P. Ludger Leonard hat vor einigen Jahren Daten aus der Seckauer Klostergeschichte auf Grund sorgfältiger Quellenstudien veröffentlicht. Er sagt, die Disziplin sei in Seckau bis 1240 musterhaft gewesen. Erst später trat zufolge der fortgesetzten Grausamkeiten, Fehden und Gewalttätigkeiten ein gewisser Verfall ein, zumal als im Salzburger Kirchenstreite von den Anhängern des unwürdigen Erzbischofs Philipp das Kloster Seckau selber eingeäschert wurde. Man wird nicht fehlgehen, wenn man ungefähr denselben Zeitpunkt für den Verfall der meisten 1267 reformbedürftigen Klöster „schwarzer Mönche" annimmt. Denn wir müssen immer bedenken, daß diese am Ausgange des 13. Jahrhunderts bereits große Traditionen besaßen, ihre Gründung aber selten über das Jahr 1000 zurückreicht.

Der reformierte Klerus aber, welcher die kanonischen Bestimmungen strenge befolgt, soll geehrt sein und auch vom Staate Privilegien genießen,

eine Ausnahmsstellung einnehmen, um das rechte Ansehen zu finden und seiner schwierigen, verantwortungsvollen Mission nachzukommen.

Mit dieser besonderen Stellung des Klerus und der Kirche im Staate beschäftigen sich die sechs vielleicht wichtigsten Kanones der Wiener Synode. Sie spiegeln den Zweck der Synode am klarsten wieder. Dieser Zweck wächst eben, wie schon erwähnt, aus den damaligen unglücklichen österreichischen Verhältnissen und aus der eingerissenen Zuchtlosigkeit hervor, welche die kirchliche Freiheit gefährdet hatte. Gleichzeitig enthält diese Reformarbeit eine Spitze gegen den Landesherrn, welcher gleichsam die Hand zu jener Wiederherstellungsarbeit lieh, dabei aber egoistische Sonderzwecke verfolgte und der kirchlichen Freiheit neue Gefahren brachte.

Die sechs Kanones, von denen ich gesprochen, handeln von den Privilegien des Klerus, dem privilegium canonis et fori, richten sich gegen die detentores et raptores des Kirchengutes, schreiben von neuem den Zehenten vor, handeln von dem Patronatsrechte und dem Spolienrechte.

Man würde durchaus fehlgehen, wenn man mit Lorenz annehmen wollte, diese Privilegien seien in Österreich nie eingelebt gewesen. Das privilegium Canonis, worunter man im kanonischen Rechte jene Bestimmung versteht, die unter Androhung der Exkommunikation das Schlagen oder die körperliche Mißhandlung eines Klerikers verbietet, dürfte am wenigsten einer Anfechtung unterlegen sein; weist doch davon noch unser heutiges Strafrecht Spuren auf. Da aber dieses Privileg auch das Gefangensetzen kirchlicher Personen verbietet und Ottokar es war, der im Salzburger Kirchenstreite den gegen den abgesetzten Erzbischof Philipp aufgestellten Bischof Ulrich von Seckau gefangen nehmen und im Ennstale internieren ließ, so entbehrte die Publikation jener kirchlichen Bestimmung 1267 in Wien nicht des ärgerlichen Beigeschmackes für den Landesherrn.

Dasselbe gilt vom privilegium fori, jenem Rechte des Klerikers, in Privat- und Kriminalfällen ausschließlich vor das geistliche Gericht geladen werden zu können. Wenn wir nun bei Srbik lesen, daß Ottokar in seinem Landfrieden 1254 die Kompetenz seiner Landrichter in Österreich „auch auf Äbte, Pröpste, Klöster, Pfaffen und alle geistliche Leute“ festsetzte, so bekommt der Kanon, welcher die Kleriker ausschließlich vor geistliches Gericht weist, neue Bedeutung. Am merkwürdigsten ist, daß schon hier der sogenannte recursus tamquam ab abusu seine Stelle findet, der später in den falschen Kirchenrechtstheorien des 17. und 18. Jahrhunderts eine so große Rolle spielte und ausdrücklich verbietet, gegen kirchliche Strafen den weltlichen Arm anzurufen. Jede geistliche Person soll ihrer Pfründen verlustig werden, wenn sie gegen kirchliche Strafen die bewaffnete Intervention des Landesherrn in Anspruch nimmt oder von einer derartigen angebotenen Hilfe Gebrauch macht.

Als der unwürdige Erzbischof Philipp von Salzburg abgesetzt war und Bischof Ulrich von Seckau an seine Stelle trat, da hatte Philipp bei seinem Vetter, dem Könige Ottokar, Unterstützung gefunden, der ihn mit Waffengewalt nach Salzburg zurückzuführen strebte. Diese bewaffnete Intervention führte die unseligen Wirren des Salzburger Kirchenstreites herbei, dessen Wunden zu heilen die Väter in St. Stephan versammelt waren. Deshalb hat in ihren Beschlüssen dieser recursus ab abusu seine Stelle gefunden,

deshalb lag in der Formulierung dieses Kanons ein Grund zur Unzufriedenheit für Ottokar. Das Ärgerlichste im Salzburger Kirchenstreite ist gewesen, daß der Böhmenkönig den Erzbischof Philipp nur deshalb unterstützte, weil er ihn als den letzten Sponnheim, den Bruder des Herzogs Ulrich von Kärnten, beerben und deshalb im geistlichen Stande wissen wollte.

Was den Zehenten anbelangt, so war diese kirchliche Steuer 1267 auch in Österreich ein vollkommen eingelebter Rechtszustand, der erst durch das Sturmjahr 1848 hat gänzlich beseitigt werden können. In den Wirren des Interregnums, des Salzburger Kirchenstreites häuften sich die Fälle von Zehentsverweigerungen. In seinen Mitteilungen aus der Seckauer Klostergeschichte erzählt P. Ludger, daß von Klemens IV. allein in zwei Monaten 11 Bullen erflossen seien, um Seckau gegen solche zu schützen, welche den Zehenten weigerten oder Klostergut unrechtmäßig besetzten. Wichners Geschichte von Admont liefert ähnliche Daten und eine genauere Durchforschung der anderen Klostergeschichten würde noch deutlicher erweisen, wozu die Kirchenväter zur Wiener Synode sich vereinigten. Die Wiener Synode kämpfte um die libertas et immunitas ecclesiae, die nicht allein von Raubrittern, die auch vom Könige selbst bedroht war.

Der 11. Kanon verbietet den Klerikern strenge, ohne kirchliche Institution eine Pfründe aus den Händen eines Laienpatrons anzunehmen. Ebenso wird den Laienpatronen eingeschärft, daß sie kein Eigentum an der sogenannten dos der Patronatskirche besitzen und ihre Patronatsrechte verlieren, wenn sie sich an derselben vergreifen.

Über diesen Mißbrauch im Patronatswesen erfahren wir aus dem ausgezeichneten Handbuche des Kirchenrechtes von Bischof Aichner, daß dem Grundherrn nach deutschem Rechte eine Art Schutz über alle Personen und Sachen, die sich auf seinem Grunde befanden, zustand. So wurden auch auf solchem Grunde erbaute Kirchen als der Herrschaft des Grundherrn zustehend angesehen, der über dieselben wie über ihre Diener verfügen zu können glaubte. Daraus ist der Mißbrauch entstanden, daß solche Laien die Kirchen mit ihrem Grunde verpfändeten und verkauften und Priester anstellten und absetzten, wie es ihnen beliebte. Dagegen ist die große dritte und vierte Lateranensische Synode aufgetreten. Den Beschlüssen dieser Synode ist der Wiener Kanon entnommen. Es ist also unrichtig, wenn Lorenz behauptet, das Verbot der Besetzung von Pfründen ohne kirchliche Institution sei eine Forderung der Monarchie Christi, von welcher man vor Hildebrand von Siena nichts wußte und die auch im 13. Jahrhunderte als bloße Forderung ohne allgemeine Anerkennung dastand. Das Patronatsrecht gründet sich auf Privilegien, welche den Erbauern von Kirchen und denen, welche zum Unterhalte der Seelsorgspriester beisteuerten, gewährt wurden. Schon im 6. Jahrhunderte gesteht die Justinianische Gesetzgebung solchen Patronen das Präsentationsrecht zu. Dasselbe tut für das Abendland das erste Konzil von Orange 441. Pelagius I. wiederholt 557, Gregor I. 591, das neunte Konzil von Toledo 655 diese Privilegien, wobei immer eingeschärft wird, daß zur Besetzung der Pfründe die kirchliche Institution erforderlich sei und daß dem Patrone keinerlei Eigentum von dem Kirchengute zukomme.

Irrt also Lorenz hierin, so ist es noch unbegreiflicher, wenn er behauptet, der Beschluß der Wiener Synode sei undurchführbar gewesen. In allen österreichischen Ländern, ja auf dem ganzen katholischen Erdkreise gibt es heute keine Pfründe, die ausschließlich von Laien vergeben wird, und so wird wohl zugegeben werden müssen, daß der Beschluß des Wiener Konzils früher oder später auf österreichischem Boden seine Wirkung tat.

Der wichtigste und dem Geiste der Wiener Synode am meisten entsprechende Kanon ist der vierte, der sich gegen alle Gewalttätigkeit richtet, die kirchlichem Gut angetan wird. Wer bis zum Johannisfeste besetzt gehaltenes kirchliches Gut nicht herausgibt und Genugtuung leistet, verfällt dem Kirchenbanne. Wer hartnäckig an solchem Raube festhält, wird keines kirchlichen Begräbnisses teilhaft. Dieser Satz sollte all die kleinen und großen Kirchenräuber niederschmettern, die schwer erschütterte öffentliche Moral wieder herstellen, Frieden, Ordnung, neues gedeihliches Schaffen den österreichischen Ländern bringen. Und gerade dieser Kanon mußte wenige Jahre nach dem Wiener Konzile vom Erzbischofe von Salzburg gegen König Ottokar publiziert werden. Damals ist es gewesen, daß ein Kleriker den Böhmenkönig einen zweiten Pharao, Architofel, Holofernes nannte, so sehr erwies er sich als Unterdrücker kirchlicher Freiheit.

Die dritte Gruppe der Wiener Konzilsbeschlüsse bilden jene Kanones, welche Vorschriften für das Leben einfacher Gläubigen enthalten. Es ist das die Bestimmung, welche das Zinsnehmen verbietet, und die fünf Kanones, welche das Verhältnis der Gläubigen zu den Juden regeln.

Seit der Wende des ersten Jahrtausends, seitdem Städte in Deutschland erstanden, der Handel erblühte, hatte das Verhältnis der Juden sich gewaltig geändert. Mit der Hebung des Verkehrs, mit der Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse hatten die geld- und geschäftsgewandten Juden sich König, Ritter, Bürger und Bauer unentbehrlich zu machen gewußt. Die Fürsten begannen die Juden als Einnahmsquelle anzusehen, denen man Privilegien gegen hohe Abgaben verlieh. So wurden die Juden nach Scherer und Dndik aus einer nahezu rechtlosen, gedrückten sozialen Lage zu einer privilegierten Kaste mit eigenen Judenrichtern, die überall Wucher treiben durften, während der Löwenanteil an ihrem Gewinne dem Landesherrn zufiel.

Wir wissen, daß im 13. Jahrhunderte auch sarazenische und jüdische Wissenschaft zu blühen begann und in ihren falschen Lehren die katholische Theologie zu verwirren drohte. Friedrich II. hat sich mit Sarazenen und Juden umgeben und hat aus dieser Umgebung seine freigeistige Richtung, seine autokratischen Regierungsmaximen und staatskirlichen Tendenzen geschöpft. Diesem gefährlichen Vordringen der fremden Elemente trat die sechste Lateranensische Synode entgegen. Innozenz III. hat hier die Verordnung erlassen, die Juden sollten ihre Nationaltracht wieder aufnehmen, die sie früher gleich den Sarazenen getragen und die sie nun abzulegen begannen. Der Papst sieht darin eine Gefahr für die Verschmelzung des israelitischen Stammes mit den Christen und gleichzeitig eine Gefährdung des wahren Glaubens.

Wenn nun die Wiener Synode auf Grund dieser Bestimmung des Lateranensischen Konziles verordnet, die Juden sollten wieder spitze Hüte



tragen, die sie abzulegen beginnen, muß man logischerweise annehmen, daß diese Hüte zu einer alten Nationaltracht gehört haben mögen.

Wenn den Juden verboten wird, in der Fastenzeit unbedeckt Fleisch durch die Gassen zu tragen, muß dies auf einen Mißbrauch zurückzuführen sein, daß Juden in dieser Weise Christen in Versuchung zu führen pflegten, um ihre etwaigen Fehltritte materiell auszubeuten.

Für das Recht, unter den Christen wohnen zu dürfen, müssen die Juden den Pfarrern Entschädigungen entrichten, da dieselben größere Einnahmen hätten, wenn sie lauter Christen in ihrem Sprengel besäßen. Gerson Wolf erzählt uns, die Juden hätten auf Grund dieser Bestimmung bis zum Jahre 1865 dem Pfarrer von Sankt Stephan jährlich 100 Gulden entrichtet.

Auch den Zehenten sind nach den Kanones die Juden der geistlichen Obrigkeit zu zahlen schuldig. Strenge sollen Unzuchtvergehen zwischen Christen und Juden geahndet werden. Die Christen sollen keine Juden zu Tische laden, nicht mit ihnen über Glaubenssachen disputieren, keinen Festen und Hochzeiten derselben beiwohnen, keine Wirtshäuser und Bäder mit ihnen teilen, nicht als Ammen und Diener bei ihnen wohnen. Die Juden dürfen keine neuen Synagogen bauen, keine unmäßigen Zinsen von Christen fordern. Wird das Altarssakrament vorbeigetragen, wie am Karfreitage, sollen sie in ihren Häusern bleiben und Läden und Türen schließen.

Schließlich wird der Landesherr aufmerksam gemacht, den widerstrebenden Juden keinen Schutz zu leihen, sondern für die Durchführung dieser Verordnung zu sorgen, widrigenfalls er dem Kirchenbanne verfalle.

Wenn wir den allgemeinen Glaubensabfall von heute sehen, wenn wir bedenken, daß ein Historiker der Neuzeit eine neue Einteilung der Weltgeschichte erfinden konnte, welche das Mittelalter als die Zeit des Christentums bis zur französischen Revolution ausdehnt und von da ab die Neuzeit als die Epoche der Abschaffung des Christentumes rechnet; wenn wir bedenken, daß an dieser Entchristlichung der Völker, an der fortschreitenden Revolutionierung der sozialen Verhältnisse das Eindringen des jüdischen Geistes in die Gesellschaft einen Hauptfaktor bildet, so scheint es, als hätten dies die Leiter kirchlicher Politik beim Herandämmern der neuen Zeit bereits geahnt und dementsprechende Maßregeln getroffen.

* * *

Haben wir nun über Veranlassung des Konzils gesprochen und seine Beschlüsse betrachtet, so erübrigt noch, uns über die Folgen des Konzils klar zu werden.

Drei Punkte haben wir hervorgehoben, welche Papst Klemens veranlaßt haben, den Kardinallegaten auf österreichischen Boden zu entsenden.

Erstens galt seine Sendung der Reorganisatin der kirchlichen Verhältnisse, die in den Kampfeszeiten, die über Österreich hinweggegangen waren, Schaden gelitten. Dann waren es politische Motive, welche den Kardinal nach Wien führten: Annäherung Roms an die aufstrebende Monarchie Ottokars. Endlich galt es im allgemeinen einer tieferen staatsrechtlichen Gründung des neu kodifizierten kanonischen Rechtes in jenen Tagen der dämmernden Neuzeit und der Ausgestaltung der rechtlichen Verhältnisse.

Allen diesen kirchlichen Strebungen sehen wir die dynastischen Pläne Ottokars gegenüberstehen, welcher das Konzil nicht nur zuläßt, sondern offenbar seine Verlegung nach Wien veranlaßte und an dasselbe die Erfüllung weitgehender landesherrlicher Wünsche der Kirche gegenüber knüpfte.

All dies vorausgesetzt, wird es nicht mehr schwer sein zu erkennen, was auf dem Konzile erreicht, was seine Bedeutung in der Geschichte ist.

Die Geschichtschreibung, namentlich Lorenz in seinen mehrfach erwähnten Ausführungen über das Konzil, ist bisher geneigt gewesen, demselben einen vollständigen Mißerfolg zuzuschreiben. Lorenz meint, das Konzil 1267 sei der einzige mißglückte Versuch gewesen, kanonisches Recht in seiner Strenge auf österreichischem Boden einzuführen. Man hat den Mißerfolg des Wiener Konzils zumal aus jenen Berichten der österreichischen Bischöfe zu entnehmen geglaubt, welche unmittelbar vor dem Lyoner Konzile 1274, über die Mißstände im Lande befragt, darüber klagen, daß die Wiener Synodalbeschlüsse nicht durchgedrungen seien. Dabei wurde speziell auf die Judenverordnungen hingewiesen. Auch diese waren nicht ohne Erfolg. Aber selbst abgesehen davon bilden sie nur einen Teil der Wiener Kanones. Von der Reform des Klerus ist in jenen Berichten keine Rede. Wenn wir erfahren, mit welcher Energie der Kardinallegat selber noch vor seiner Rückkehr nach Italien in einzelnen Klöstern erschien, um die Reform selbst in Angriff zu nehmen, können wir wohl mit Recht schließen, daß das Konzil in diesem Punkte nicht ganz wirkungslos geblieben ist. Auch der Zehent wird nun pünktlicher entrichtet, das Kirchengut weniger willkürlich behandelt, die heute geltende Patronatsordnung angebahnt worden sein.

Das alles hat Professor Lorenz mißverstanden, weil er den Geist der Synode verkannte, sonst hätte er nicht aus den Konzilsbeschlüssen gefolgert, daß nicht einmal im 13. Jahrhunderte die Volksdummheit so groß war, daß die ideologischen kanonistischen Torheiten und Schwärmereien durchgeführt werden konnten. Wenn er aber weiter meint, daß es dem Benediktinerorden zu verdanken sei, daß diese kanonistischen Schwärmereien in Österreich nie heimisch wurden, da er, dem Volksgeiste näher stehend, die Versuche, römische Dressur hier einzuführen, vereitelte, so klingt dies zu abenteuerlich, als daß es einer eingehenden Widerlegung bedürfte. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß die Wiener Synode vor allem für die kirchliche Freiheit gegen die Kirchenräuber des Interregnums kämpfte, gegen welche aus allen Klöstern Hilferufe nach Rom gedrungen waren. Und nun sollen dieselben Klöster und Mönche, welche die Synode veranlaßten, Ursache sein, daß dieser Zehent, diese Privilegien des Klerus, diese Sicherheit des Kirchengutes, mit einem Worte die kirchliche Freiheit, um deren Wahrung sie sich nach Rom gewendet hatten, niemals in Österreich heimisch werden konnte! Das hieße den Charakter der Synode gänzlich verkennen!

Was den politischen Charakter der Synode betrifft, so ist vor allem hervorzuheben, daß sich, wenn nicht auch unmittelbar an das Konzil, so doch an die Anwesenheit des Legaten in Wien der Frieden Ottokars mit Bayern und der Beschluß zu einem neuen Kreuzzuge gegen das heidnische Preußen knüpft. Es dürfte dies das Ergebnis der Verhandlungen Guidos mit dem Böhmenkönig sein, welche in jenen Monat fallen, den der Kardinal



vor Eröffnung des Konzils in Wien zubrachte. Wenn aber Krones in seiner österreichischen Geschichte behauptet: „... Andererseits dient die Wiener Legatensynode mit ihren zeitgenössisch wichtigen Beschlüssen nur zur Stärkung der guten Beziehungen zwischen Rom und König", so glaube ich durch die Darstellung des Konzils diese Behauptung genügend entkräftet zu haben. Es scheint, als hätte Krones diesen Irrtum aus einer ähnlich klingenden Stelle aus dem schon mehrfach erwähnten Buche von Lorenz geschöpft. Wir wissen, daß Ottokar in besonders engen Beziehungen zu den Juden stand, die vom Konzile furchtbar getroffen wurden. Wir haben erzählt, wie Ottokar die Mitschuld an dem Salzburger Kirchenstreite traf, welcher der Kirchenprovinz die tiefen Wunden geschlagen hatte, welche der Legat zu heilen gekommen war. In so vielen Konzilsbeschlüssen haben wir die deutliche Spitze gegen Ottokar erkannt. Es findet sich in Hansizius' Germania sacra ein Brief, welchen die meisten der auf dem Wiener Konzile anwesenden Bischöfe gezeichnet haben, der in Ausdrücken wahren Jubels dem Papste die spätere Niederwerfung Ottokars durch Rudolf von Habsburg meldet.

Wir werden daher nicht fehlgehen, wenn wir behaupten, daß die Synode den Keim des Zerwürfnisses zwischen Ottokar und der Kurie enthielt.

Ist also das, was der Papst politisch von der Synode erwartete, tatsächlich als gescheitert anzusehen, so kann man sie doch auch in dieser Richtung nicht als völlig wirkungslos bezeichnen. Im Gegenteile, sie gewinnt noch an größerer Bedeutung, weil eben das Scheitern einer Annäherung zwischen Ottokar und der Kurie zum Untergange des Böhmenkönigs führte. Palacky hat viele Erwägungen über die Ursachen von Ottokars Fall angestellt. Er scheint übersehen zu haben, daß unsere Wiener Synode es ist, welche so recht die Peripetie zwischen König Ottokars Glück und Ende bedeutet, die Grillparzer in seiner dichterischen Auffassung in die zweite Hochzeit des Königs verlegte. Ist auch die Wiener Synode nicht unmittelbar Grundlage unseres heutigen Vaterlandes geworden, so hat sie doch mittelbar dazu beigetragen, unserem Herrscherhause die Wege zu bereiten.

Um den Zusammenhang der Synode mit Ottokars Ende zu begreifen, müssen wir uns erinnern, daß sich dieser seit seiner Jugendzeit, seitdem er Geld gebraucht hatte, um sich eine Partei gegen seinen Vater zu schaffen, in Judenhänden befand. Ihn mögen die harten Judenbestimmungen des Wiener Konzils schwer getroffen haben in seinen Finanzplänen, in seinem autokratischen Selbstbewußtsein. Denn die Konzilsbestimmungen standen mit Landesgesetzen in Widerspruch. 1267 galten in Österreich die Judenprivilegien, welche sich die Juden von Ottokar teuer erkauft hatten. Auch hat Ottokar die Konzilsbeschlüsse mißachtet und die bestehenden Priviligien nicht nur nicht aufgehoben, sondern schon 1268 den Brünner Juden neue weitgehende Freiheiten verliehen.

Und trotzdem finden wir polizeiliche Judenordnungen, die auf dem Wiener Konzile fußen, bis in die Neuzeit. Gerson Wolf erzählt, daß die Wiener Juden bis 1865 an St. Stephan Abgaben zahlten, die in den Beschlüssen von 1267 wurzeln. Ottokar hat sich allerdings nicht dem Konzile gefügt, aber daraus schließen zu wollen, daß das Konzil wirkungslos blieb, wäre gefehlt. Das Konzil hat eben den politischen Umschwung herbeigeführt,

es hat seine Wellen geworfen und in diesen Wellen ist der Böhmenkönig von der Weltbühne verschwunden.

Und das ist so gekommen. Auf dem Lyoner Konzile wurde auch die deutsche Frage verhandelt. Ein Kanon sprach aus, in Deutschland solle ein starker König herrschen, der imstand und willens sei, die erschütterte soziale Ordnung wieder herzustellen. Man sprach sogar den Wunsch aus, Deutschland solle ein Erbreich werden. Wenn man bedenkt, daß unter den Konzilsvätern die einflußreichsten deutschen Königswähler saßen, so wird man erkennen, daß derlei Beschlüsse keine bloßen frommen Wünsche zu bleiben brauchten. Mit Ottokar hat die Kirche 1267 in Wien abgerechnet. Damals war die Entscheidung an ihn herangetreten, als Träger idealer christlicher Ideen zu wahrer historischer Größe sich zu erheben oder mit den anderen abenteuerlichen Gestalten der herrenlosen Zeit zu verschwinden.

Das Lyoner Konzil konnte an ihn nur denken, insofern er mit seiner großen Hausmacht einer gedeihlichen Entwicklung unter einem starken König im Wege stand. Gregor X. entschied sich für Rudolf von Habsburg, den Grafen, welcher das Roß nicht mehr besteigen wollte, das seinen Herrn in Brodgestalt getragen, der sein Wams selbst auszubessern pflegte.

Das weitere über König Ottokars Ende ist bekannt. Nach wenigen Jahren lag seine nackte Leiche gebannt und geächtet 30 Wochen lang unbeerdigt in der Minoritenkirche in Wien. Die Schatten zu diesem tragischen Ende begannen sich auf dem Wiener Konzile zu heben, wo seine Differenzen mit jener Kirche deutlich zu Tage traten, der er seine Erhebung verdankte.

Endlich erübrigt uns noch darüber zu sprechen, welchen Erfolg das Konzil bezüglich des dritten Programmpunktes des Kardinals auf dem Wiener Konzile hatte. Ist es dem Wiener Konzile gelungen, Einfluß auf die werdende Rechtsbildung der in Österreich und Deutschland sich neu gestaltenden Verhältnisse zu gewinnen?

Seit den ältesten christlichen Zeiten, als noch römische und griechische Kaiser in Rom und in Byzanz das Szepter führten, ist christlicher Geist ein wichtiger Faktor der Rechtsbildung, des Lebens und der sozialen Entwicklung der Völker geworden. Von der Kirche gingen in ihren Konzilien und Beschlüssen Impulse aus, welche die öffentlichen Verhältnisse der gesitteten Welt im christlichen Geiste umgestalteten.

So ist noch in jenen alten Zeiten durch christlichen Einfluß das Los der Sklaven gemildert, allzu harte Bestrafung, zur Unsittlichkeit reizendes Schauspiel verboten, die Ehe zu der von Christus gewollten Höhe gehoben worden, hat der Klerus eine privilegierte Stellung im Staate errungen.

Als die germanischen Völker das Christentum förmlich annahmen, adaptierten sie die Anschauungen über Tragweite der kirchlichen Gesetzgebung auf die öffentlichen Verhältnisse, wie sie im römischen Rechte gegründet war. Wir wissen, daß die geistliche Gewalt selbst mehrmals erfolgreich weltlichen Herren entgegenzutreten vermochte, wenn dieselben die kostbarsten geistigen Güter Tausender zu gefährden drohten. Darin bestand die viel besprochene indirekte Gewalt der Kirche über den Staat im Mittelalter, daß sie selbst in Staatsgeschäfte einzugreifen vermochte, wenn die Gesellschaft entchristlicht

werden sollte, wenn in der Gesetzgebung ein Rückfall in das Heidentum drohte, die kostbarsten Güter gefährdend, die entsetzlichsten Katastrophen vorbereitend.

Es ruhte dieses Verhältnis zwischen Kirche und Staat im frühen Mittelalter mehr auf Gewohnheiten, wie überhaupt das Rechtsleben und die staatsrechtlichen Begriffe damals noch nicht wissenschaftlich vertieft waren. Diese Vertiefung sollte einer neuen Zeit vorbehalten sein. Ihr strebte das kirchliche wie das staatliche Recht zu. So war es zur Kodifizierung des kanonischen Rechtes gekommen. Dieser Kodifikation auch in den werdenden weltlichen Kodifikationen die gebührende Stelle zu sichern, galt ein gut Teil der Legation des Kardinals Guido, des Wiener Konzils. Und was ist nun der Erfolg unserer Synode gewesen?

Wie in politischer Beziehung hat auch hier das Wiener Konzil für die spezifisch österreichischen Verhältnisse der Monarchie Ottokars keinen Einfluß genommen. Keines der österreichischen Landrechte, auf deren Entstehungszeit ich nicht näher eingehen will, von denen aber wohl wenigstens das eine unter dem Einfluße des Wiener Konzils stehen könnte, zeigt Spuren einer direkten Beeinflussung. Wir können aber kühn behaupten, daß das Wiener Konzil auch in diesem Punkte nicht wirkungslos geblieben sei. Es gebührt ihm vielmehr entschieden eine Stellung in der deutschen Rechtsgeschichte, denn es zeigt die innigsten Beziehungen zum größten deutschen Rechtsdenkmale jener Zeit, das für die Rechtsentwicklung in ganz Deutschland am Beginne der Neuzeit von entscheidendem Einflusse gewesen ist, zum deutschen Land- und Lehenrechte, zum sogenannten Schwabenspiegel.

Auf diesen Zusammenhang hat schon der Münchener Professor Rockinger in den Sitzungsberichten der Münchner Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1889 hingewiesen. Er hat da ganze Stellen des Wiener Konzils halbspaltig den Ausführungen des Schwabenspiegels gegenübergestellt, um den Zusammenhang zu erweisen. Wenn nun der Verfasser vorliegender Studie, ohne von dieser Besprechung Kenntnis zu besitzen, nach beiläufig 15 Jahren durch selbständige Forschung nochmals diesen Zusammenhang erkannte, so scheint ein Zweifel darüber wohl ausgeschlossen.

Der Zusammenhang liegt in der Einleitung wie in den Bestimmungen über die Juden. Die Einleitung des Konzils ist, wie schon dargelegt, eine theologisch begründete staatsrechtliche Abhandlung über das Verhältnis des kanonischen zum weltlichem Rechte. Rockinger hat es sich nicht erklären können, weshalb sich diese hochbedeutsame Einleitung im Wiener und Breslauer Konzile und nicht in den früher vom Kardinallegaten abgehaltenen Konzilien findet. Er hat eben die Geschichte unserer Wiener Synode nicht gekannt. Er hat nicht berücksichtigt, daß der Legat gekommen war, diesen neu sich gestaltenden Verhältnissen Deutschlands und Österreichs das kodifizierte kanonische Recht zu Grunde zu legen. Dazu handelte es sich speziell in Breslau und Wien um den Kampf gegen die staatliche Gewalt. Auch werden es politische Motive gewesen sein, welche den Kardinal veranlaßten, gerade in Wien eine intensivere Beeinflussung der Rechtsbildung zu versuchen, da es sich ja hier um ein vielversprechendes aufstrebendes Reich handelte, das gegenüber dem damals ohnmächtigen deutschen Reiche einen Machtfaktor bedeutete, der auf die zeitgeschichtliche Entwicklung Einfluß zu nehmen

versprach. — Die andere Parallelstelle liegt in den Bestimmungen über die Juden. Für die Judenbestimmungen des Schwabenspiegels will Rockinger die Summa poenitentiae von Raymund von Pennafort als Quelle aufstellen. Er muß aber selber zugeben, daß der Schwabenspiegel und das Wiener Konzil diesbezüglich Punkte enthalten, die in der Summa nicht vorkommen. Das Lateranensische Konzil, in welchem alle diese Judenvorschriften wurzeln, die Summa von Raymund, die im 13. Jahrhunderte versammelten Konzilien in Mainz und Köln schreiben den Juden nur im allgemeinen eine unterschiedliche Kleidung vor. Nur auf dem Wiener Konzile und im Schwabenspiegel findet sich der spitze Hut.

Rockinger geht von der Ansicht aus, der Schwabenspiegel sei 1259 entstanden, was ihn zur Folgerung führt, das Wiener Konzil habe den Schwabenspiegel benützt. Er glaubt daraus Schlüsse ziehen zu können auf den unbekannten Verfasser des deutschen Rechtsbuches, der mit dem Verfasser der Einleitung zum Wiener und Breslauer Konzile identisch sei. Er berücksichtigt nicht, daß diese Einleitung durch ihre Wiederholungen aus dem Ernennungsdekrete des Kardinals denselben als ihren Verfasser kennzeichnet.

Die Ansicht Rockingers über die Entstehungszeit des Schwabenspiegels erscheint heute von der Wissenschaft als abgelehnt. Ich brauche nur auf die angesehensten Handbücher der deutschen Rechtsgeschichte von Schröder und Brunner hinzuweisen. Vielmehr gilt die Ansicht Fickers als erwiesen, welcher den Schwabenspiegel 1275 entstehen läßt. Über diesen Schwabenspiegel erzählt Hofrat Zallinger in seinen Wiener Vorlesungen, er sei nach Ficker 1275 wahrscheinlich in Augsburg und zwar von einem Geistlichen angefertigt worden. Er war ursprünglich eine Privatsammlung von gesetzlichen Bestimmungen, ein Versuch, im Anschlusse an den Sachsenspiegel ein ideales, für ganz Deutschland giltiges Recht zusammenzustellen. Dabei zeigt diese Sammlung die erste Spur der Rezeption kanonischen und römischen Rechts. All dies spricht auch deutlich genug gegen die Ansicht Rockingers, der eine sofortige Anwendung und praktische Verwendung des Schwabenspiegels annehmen muß, ganz abgesehen, daß es dem normalen Gange der Rechtsbildung zuwider erscheint, wenn ein Konzil kanonische Dinge aus dem weltlichen Rechte schöpfen sollte statt umgekehrt.

Die Ansicht Rockingers zu widerlegen ist hier nicht der Platz. Nur eine Ausführung Fickers zur Begründung seiner Annahme aus den Sitzungsberichten der Wiener Akademie von 1874 will ich anführen.

Er meint, der Schwabenspiegel sei aus der Reihe der Gegner Ottokars von Böhmen hervorgegangen. Er sieht in den Anordnungen des Rechtsbuches über das Hofhalten der Fürsten, worin die Bischöfe verhalten werden, bloß am Hofe ihres Territorialherrn zu erscheinen, eine Spitze gegen Ottokar, welcher die bayerischen Bischöfe zwingen wollte, seinen Hof zu besuchen. Auch die Grafen von Görz und Kärnten scheint der Schwabenspiegel dem Böhmenkönige entziehen zu wollen und eine entschiedene Tendenz gegen die Großmachtstellung Ottokars zu tragen.

Und diese bairischen Bischöfe, für welche der Schwabenspiegel Partei gegen Ottokar ergreift, sie haben den Ausschlag auf dem Wiener Konzile gegeben, sie sind es gewesen, die dort pro immunitate et libertate ecclesiae

gegen die staatsrechtlichen Tendenzen Ottokars kämpften, die jenen Siegesbrief nach der Niederwerfung des Böhmenkönigs und der Erhebung Rudolfs an den Papst richteten. Wird durch diesen Zusammenhang nicht neues helles Licht auf die Rechts- und Zeitgeschichte geworfen?

Der Schwabenspiegel stellt unter dem beim Dämmern der Neuzeit werdenden deutschen Rechte den Vertreter der kirchlichen Anschauung dar. Verkörpert sich in ihm nicht das, was wir als den Zweck der Legation Guidos hinstellten? Und dieser Schwabenspiegel, er scheint aus dem Kreise jener bairischen Bischöfe hervorgegangen zu sein, welche auf dem Wiener Konzile den Ausschlag gaben.

Es scheint zweifellos eine große kirchliche Aktion vorzuliegen, um den traurigen Verhältnissen in Deutschland infolge des Interregnums ein Ende zu machen, eine Aktion, die gleichzeitig den kirchlichen Einfluß in den nach Niederwerfung der Hohenstaufen sich langsam neu entwickelnden und unter dem Einflusse des Frühlichtes der Neuzeit stehenden Verhältnissen in Deutschland fest begründen wollte, — eine Aktion, die ihren Ausdruck im zweiten Lyoner Konzile gefunden, eine Aktion, welcher die Geschichte die Heldengestalt Rudolfs von Habsburg wie das Rechtsdenkmal des Schwabenspiegels verdankt, eine Aktion, als deren Symptom das Wiener Konzil erscheint, auf welchem der Kardinallegat Guido als direkter Vorläufer jener theoretischen Rezeption kanonischen Rechtes in Deutschland erscheint, welcher 200 Jahre später die praktische folgte. Liegt da nicht auch ein wunderbares Bild von Rechtsbildung vor unseren Augen, als deren Glieder Konzil und Rechtsliteratur erscheinen?

Fassen wir noch einmal das Ergebnis unserer Untersuchung über die Bedeutung des Wiener Konzils zusammen, so können wir sagen:

Das Wiener Provinzialkonzil hat Bedeutung in der österreichischen Kirchengeschichte, da es einen wichtigen Markstein für die Reform des Klerus und der Klöster in den österreichischen Ländern bedeutet. Politisch bedeutet es nicht, wie ursprünlich geplant, eine Annäherung zwischen Kurie und der aufstrebenden Monarchie Ottokars. Es hat vielmehr den Sturz dieses Königs vorbereitet und indirekt den Habsburgern die Wege nach Österreich bereitet. Es steht in nahem Zusammenhange mit einer der größten mittelalterlichen Kodifikationen deutschen Rechtes, es erscheint als Quelle des sog. Schwabenspiegels, als direkter Vorläufer der Rezeption kanonischen Rechtes in Deutschland und daher gebührt ihm eine Stellung in der deutschen Rechtsgeschichte.

Heute sind die Prinzipien des Marsilius vollständig durchgedrungen, der Staat ist die einzige Rechtsquelle, dem kanonischen Recht wird von den meisten Rechtsgelehrten der Titel eines wahren Rechtes bestritten, weil Recht nur das genannt wird, dem der Staat mit seinen Koerzitivmaßregeln Geltung verschafft. Hand in Hand mit diesen Rechtsanschauungen geht die Entchristlichung der Gesellschaft. Auch heute erhält die moderne Rechtsbildung ihre Impulse wie ehemals von der wissenschaftlichen Theorie, von der Rechtsliteratur, welche die kommenden Gesetze vorbereitet.

Möge es einer sachlichen, wissenschaftlichen und ehrlichen Kritik gelingen, die Mißverständnisse und Irrtümer über die Kirche, ihre Ziele und ihr Streben zu beseitigen. Möge auf diese Weise die wahre Aufklärung zuerst in der Literatur, auf den Lehrkanzeln, bei den Bildnern der Jugend durch-

bringen und die Wahrheit auch wieder langsam in vollem Umfange zum praktischen Ausdrucke in der Gesetzgebung gelangen, damit es nicht wahr werde mit der Abschaffung des Christentums und Europa nicht wieder dereinst in Barbarei verfalle, sondern eine freie Kirche Hand in Hand mit einer zielbewußten, starken staatlichen Gewalt die Geschicke der Menschheit zu ihrem Heile lenke! Denn ewig wahr sind jene Worte, die einst der fromme Ivo von Chartres im frühen Mittelalter gesprochen: „Wenn Königtum und Priestertum miteinander übereinstimmen, wird die Welt gut regiert und es blüht und trägt Früchte die Kirche. Sind sie untereinander uneins, so gehen nicht nur geringe Dinge nicht vorwärts, sondern auch die wichtigen werden auf eine klägliche Weise zu Grunde gerichtet."



Kleine Lieder.

Von P. Ansgar Pöllmann, O. S. B.

1.

Die Nebel schmeicheln um die Weiden
Nur ganz verstohlen noch und sacht
Wie ein Geheimnis hinterm Siegel
Und warten auf die kühle Nacht.

Die Wellen haben's mir verraten,
Daß ihr im silberweißen Kleid,
Mit gold'ner Kron' und schwarzen Haaren
Des Elfenkönigs Töchter seid.

2.

Ist das ein allzugroß' Verlangen?
Ach, bloß ein kleines, kleines Glück!
Wenn nur an ihr die Sterne hangen,
Ruf' ich mir gern die Nacht zurück.

Und blitzen dann in ihrem Scheine
Mir Lieder aus dem dunklen Schoß
Der Seele auf, o Gott, dann meine
Ich oft, es sei mein Glück zu groß.

3.

So sinken nun die Stunden nieder,
Erlosch'ne Sterne, in das Meer,
Und seine Bitterkeit, ich weiß es,
Von ihrem Harme kommt sie her.

Und all das Stürmen meiner Seele
Rollt in die Flut mit Nachtgebraus.
Schiff, hüte dich, da drüben toben
Sich meine wilden Tage aus!

4.

Wenn ich eine Föhre wär'
Schlanken Stammes auf dem Stein,
Fielen mir beim Hin und Her
Sonnenfrohe Lieder ein.

Sitz' ich nun im tiefen Tal
Heimwehsüchtig, wie ich bin,
Fallen Schatten auch einmal
Über meine Lieder hin.





Der gegenwärtige Stand der Forschung über die Heimatsfrage Walthers von der Vogelwaide.

Von Dr. Karl Klaar.

Es gibt nicht viele Fragen in unserer deutschen Literaturgeschichte, die sich einer so hohen Anteilnahme von Seiten aller Gebildeten zu erfreuen haben wie die Frage: „Wo stand die Wiege Walthers von der Vogelwaide?" Jeder neue Fund zu dieser alten Kontroverse wird mit lebhafter Teilnahme aufgenommen und nach seinen möglichen Folgen besprochen.

Die Schweiz, Österreich, Franken, Steiermark, Böhmen haben den Dichter als Heimatsgenossen in Anspruch genommen. Als jedoch der bekannte Germanist Franz Pfeiffer im Jahre 1864 in dem Urbare des Herzogs Meinhard von Kärnthen-Tirol vom Jahre 1285 unter der Rubrik „der alte gelt im Wiptal" die Eintragung fand: „Daz Vogelwaide an dem herbiste driu pfunt" und die Professoren Albert Jäger und Theodor Mayrhofer diese Vogelwaide mit einer Örtlichkeit in der Nähe von Sterzing identifizierten, da nahm Pfeiffer, der bisher Franken als die Heimat des Dichters gehalten, keinen Anstand zu erklären, daß „nun für Tirol gewichtigere Gründe als für jedes andere deutsche Land sprechen".

Auf diesen Fund Gewicht zu legen, bestimmte Pfeiffer vorerst der Name Vogelwaide selbst. Denn bis zum Jahre 1864 war in ganz Deutschland mit Ausnahme des Vogelwaidhofes in Würzburg auf dem Sande (wo Walther seine letzten Tage zugebracht haben soll) keine Örtlichkeit dieses Namens bekannt geworden. Für Tirol sprach nach Pfeiffer auch die Tatsache, daß Walthers Gedichte in den meisten Liederhandschriften jenen Minnesängern beigesellt sind, die als Tiroler galten, und daß einzelne von Walthers Liedern mit jenen Ulrichs von Singenberg und Leutholds von Seven verwechselt wurden. Weiters wies Pfeiffer auf die Elegie, Walthers Schwanengesang, hin, in welcher der Dichter die Veränderungen beklagt, welche in seiner Heimat während seiner langjährigen Abwesenheit vorgefallen waren. Daraus schloß Pfeiffer, daß Walthers Heimat von den gewöhnlichen Reisewegen des Sängers weit abgelegen sein müsse. Dieser Umstand passe vortrefflich auf das im Herzen Tirols gelegene Sterzing.

Endlich sprach noch der Umstand für Tirol, daß Leuthold von Seven, einer von den vorgenannten Minnesängern, dessen Stammsitz man in die Burg Säben oberhalb Klausen versetzte, in einem Walther gewidmeten Gedicht erwähnt, daß er mit Walther öfters auf der „liechten Heide" Blumen gepflückt habe. Das gemeinsame Blumenpflücken versetzte Pfeiffer in die Jugendjahre der beiden Dichter in ihrer ursprünglichen Heimat Tirol.

Diese Hypothese Pfeiffers erlitt eine Modifikation, gewann aber dadurch noch festeren Boden, als im Jahre 1867 der Kooperator Anton Spieß im Laiener Riede oberhalb Klausen zwei Höfe, Außer- und Inner-Vogelwaidhof genannt, entdeckte und Professor Dr. Ignaz Zingerle den Nachweis bringen konnte, daß noch im Jahre 1848 die ganze Fraktion Außer-Ried an den Inner- oder Unter-Vogelwaidhof die Hälfte des Zehnten abliefern mußte. Diese durch den Steuerkataster des Jahres 1774 belegten Abgaben schienen den Unter-Vogelwaidhof als alten Rittersitz zu erweisen.

Eine erfreuliche Stütze gewann die nunmehr als Tiroler Hypothese gekennzeichnete Ansicht durch einen kleinen, aber inhaltsreichen Aufsatz Fickers, in dem er zeigte, daß Walther der untersten Klasse der Ritterbürtigen, der Klasse der einschildigen **milites**, angehört habe, welche zwar lehensfähig waren, aber ihre Lehen nicht weiter zu Leihe geben konnten, zum Unterschiede von den ihnen übergeordneten, aber ebenfalls unfreien **ministeriales**. Ficker hob am Schlusse seiner Ausführungen hervor, der Inner-Vogelwaidhof sei bisher der einzige dieses Namens in deutschen Landen, welcher als ehemaliger Rittersitz nachgewiesen scheine.

Durch die rührige Tätigkeit zahlreicher für die Tiroler Hypothese begeisterter Gelehrten und Schriftsteller, von denen ich nur Ignaz Zingerle, Patrizius Anzoletti und Johannes Schrott nennen will, gewann die Ansicht, Walthers von der Vogelwaide Geburtsstätte sei im Inner-Vogelwaidhof ober Klausen zu suchen, rasch die Sympathien des großen Publikums, und seitdem im Jahre 1874 am genannten Hofe eine Gedenktafel angebracht und 15 Jahre später das marmorne Standbild des Sängers auf dem Johannes- (jetzt Walther-)Platze in Bozen enthüllt worden, gilt Walther von der Vogelwaide ziemlich allgemein als Tiroler.

Dagegen hat die Tiroler Hypothese bei der streng wissenschaftlichen Forschung nur teilweise Anerkennung gefunden. Vor allem waren es Zingerles Fachgenossen, die Germanisten, welche der Beweiskraft seiner in der „Germania" Band XX aufgeführten Gründe sich verschlossen.

Der Versuch Dr. Karl Domanigs in der Publikation „Der ‚**Klôsenaere**' Walthers von der Vogelweide" (Paderborn, 1889), den Ausdruck **klôsenaere**, der bisher als Klausner = Einsiedler erklärt worden war, als Klausner = gebürtig von der Stadt, resp. der Gegend von Klausen in Tirol darzutun, vermochte zwar nicht durchzugreifen, aber Domanig hat deswegen doch nicht verdient, zum „Otterngezücht" geworfen zu werden.

Aber auch in den wissenschaftlichen Kreisen stieg das Ansehen der Laiener Hypothese durch eine Urkunde vom Jahre 1431, welche Professor Dr. Oswald Redlich im Jahre 1892 publizierte. Michael v. Wolkenstein, der Bruder des bekannten Minnesängers Oswald v. Wolkenstein, belehnte in dieser Urkunde „Stephlein von Voglwaid gesessen in Layaner pharr“ in seinem und seines Bruders Oswald Namen nach Lehens- und Landesrecht mit einem Zehnten in Kastelruth bei Klausen. Daraus folgerte Redlich, daß dieser Stephlein von Vogelwaid einem ritterlichen, lehensfähigen Geschlechte angehörte und der Hof, von dem er seinen Namen trug, der Vogelwaidhof im Laiener Riede, ein ritterlicher Ansitz war. Redlich schloß seine Ausführungen mit den vorsichtigen, aber doch vielsagenden Worten, daß „der Vogelweiderhof im Laiener Ried die einzige Stätte dieses Namens ist, die den ganzen Standes- und Lebensverhältnissen des großen Dichters entsprochen haben kann“. Diesen Ausführungen ist nicht widersprochen worden.

Berechtigtes Aufsehen rief die Publikation des Hofrates Hermann Hallwich hervor: „Böhmen, die Heimat Walthers von der Vogelweide?“ (Prag 1893.) Reidl fand nämlich im Duxer Stadtbuche zu den Jahren 1389—1411 acht Eintragungen, welche Glieder eines Geschlechtes Vogelwaide betreffen, darunter auch einen Walther von der Vogelwaide. Hallwich gibt aber selbst zu, daß diese Familie Vogelwaider an der Wende des 14. und 15. Jahrhunderts ganz arm und der vor der Stadt Dux gelegene Vogelwaidhof kein Edelsitz gewesen sei. Auch Hallwichs anderweitige Gründe, nämlich der Hinweis auf ein Meistersängerlied, das Walther von der Vogelwaide als einen Landherrn aus Böhmen bezeichnet, und der Umstand, daß es im Jahre 1399 in Böhmen einen Dichter Johann von der Vogelwaide gegeben habe, sowie auch der Versuch, eine aus Walthers Gedichten konstruierte Ideallandschaft des Dichters mit der Umgebung von Dux zu identifizieren, haben von Seite der Kritik keinen Anklang gefunden.

Ebensowenig besagte die von Dr. Franz Baumann, Direktor des Reichsarchivs in München, zum Jahre 1369 nachgewiesene Existenz eines freien Bauers Walther Vogelwaid zu Trochtelfingen im Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen für Walthers Abstammung aus dieser Gegend. Baumann selbst hat aus dieser Urkunde einen Schluß auf Walthers Herkunft aus Schwaben nicht gezogen.

Viel gefährlicher für die Laiener Hypothese war eine umfangreiche Arbeit des Archivars am Haus-, Hof- und Staatsarchive in Wien Dr. Josef Lampel, betitelt: „Walthers Heimat“. Sie erschien in den Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich 1892, 1893, 1894 und 1901.

Der Germanist Zingerle hatte aus einigen Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts den Schluß gezogen, das Gericht Gufidaun, in welchem Laien mit den Vogelwaidhöfen lag, sei zu Walthers Zeit im Besitze der Andechser, der Herzoge von Meranien, gewesen. War Walther hier geboren, so erklärte sich sein freundschaftliches Verhältnis zu den Andechsern leicht.

Der Historiker Lampel wies nun in überzeugender Weise die Unrichtigkeit dieser Behauptung Zingerles nach. Lampel ging jedoch noch einen starken Schritt weiter und bestritt infolge der Tatsache, daß die beiden Vogelwaidhöfe in den Gufidauner Urbaren des 15. und der späteren Jahrhunderte genannt werden, dagegen im großen Urbar von Tirol vom Jahre 1285, in welchem auch das Gericht Gufidaun aufgeführt erscheint, nicht vorkommen, die Existenz der Vogelwaidhöfe im Laiener Riede bis ins 14. Jahrhundert herauf. Mit anderen Worten, Lampel leugnet, daß es bis zum 14. Jahrhundert im Laiener Riede überhaupt Vogelwaidhöfe gegeben habe. Welche Folgen die eventuelle Berechtigung dieses Einwurfes für die Tiroler Hypothese hätte, liegt auf der Hand.

Lampel vermag mit Genugtuung zu konstatieren, daß nach langem Suchen und Forschen in den Archiven Niederösterreichs nun doch zwei Vogelwaiden in diesem Lande aufgefunden wurden. Die eine bei Eipeldau, die andere bei Allentsteig im Waldviertel. Aber Lampel selbst bekennt, daß es fraglich bleiben muß, ob in diesen beiden Vogelwaiden Flurnamen vorliegen, das heißt, ob die beiden Namen überhaupt Örtlichkeiten bezeichnen könnten. Lampel räumt überdies ein, daß es in ganz Österreich (also Ober- und Niederösterreich) bisher keinen bekannten Ort namens Vogelwaide gebe oder gegeben habe, geschweige daß für einen solchen so gewichtige Gründe beigebracht werden könnten wie von Julius Ficker für den Vogelwaidhof in Laien.

In einem seiner Gedichte klagt Walther: **singe ich mînen höveschen sanc, sô klagent si'z Stollen.** Zingerle hielt es nicht für unwahrscheinlich, daß dieser Stolle aus dem Eisacktale war, und wies zwei solcher Stolle für die Jahre 1191 und 1323 für die Brixener Gegend nach.

Lampel hält Stolle für Walthers Herrn, also einen Ministerialen, und bringt nun eine reiche Zahl von Belegstellen für ein oberösterreichisches Ministerialen-Geschlecht der Stoll oder Stall von Julbach, das vielfach in Beziehungen stand zum Stiftsadel des Hochstiftes Passau, jenes Hochstiftes, das in den Jahren 1191—1203 im Lehensbesitze des Bischofs Wolfger von Ellenbrechtskirchen war. In Begleitung dieses Kirchenfürsten aber finden wir Walther im Jahre 1203 zu Zeiselmauer in Niederösterreich.

Lampel ist jedoch wieder so ehrlich zu bekennen, daß es den Andeutungen des Gedichtes entspreche, daß das Land, in welchem der Stolle Walthers zu Hause war, ein anderes sein müsse als Österreich.

Am Schlusse seiner Ausführungen gibt Lampel der Ansicht Ausdruck, Walther von der Vogelwaide sei einem aus Alemannien in die Gegend von Passau eingewanderten Geschlechte entsprossen. Der einer bayrischen Adelsfamilie angehörige Wolfger von Ellenbrechtskirchen, der spätere Bischof von Passau und Patriarch von Aquileja, habe Walthers Talent erkannt und den vielversprechenden jungen Mann in die Wiener Dichterschule eingeführt. Den Beweis für diese Vermutungen ist uns Lampel jedoch

schuldig geblieben, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß er sie mit großem Scharfsinn und ungemein emsigem Sammeleifer begründet.

Die Forschung in Tirol brachte während der Jahre 1892—1901, in welchem Zeitraum die Arbeit Lampels erschien, neue Beiträge ans Licht. Der I. Band der Archivberichte aus Tirol macht zum Jahre 1447 Mitteilung von einem Acker Vogelwaide bei Pfunds (im Oberinntale), der II. Band von einer Wiese Vogelwaid bei Obernberg am Brenner, gleichfalls aus dem 15. Jahrhundert. Univ.-Professor und Archivdirektor Dr. Michael Mayr wies in der Ferdinandeums-Zeitschrift vom Jahre 1894 hin auf einen Jakob Vogelwaider auf Vilanders, der von den Bischöfen Karl Hieronymus und Wilhelm von Brixen in den Jahren 1618, 1626 und 1631 mit einer Wiese dortselbst belehnt wurde. Dieser Vogelwaider stammte, wie die erstgenannte Belehnung ausdrücklich sagt, aus dem Laiener Riede und gehörte dem bäuerlichen Stande an. Ein Bürger von Hall dagegen war jener Konrad Vogelwaider, der im Jahre 1345 2 Pf. Berner Gülte von Haus und Hofstatt zu Hall und einem Kabisgarten in Egelhaus an einen andern Bürger Conrad Chramer verkaufte. Ich habe davon im Jahre 1897 in derselben Zeitschrift Mitteilung gemacht.

Gelegentlich von Forschungen über die älteren Geschicke des adeligen Frauenstiftes Sonnenburg im Pustertal fand ich im Innsbrucker Statthalterei-Archive in einem alten Registraturbuche dieses Klosters acht Regesten, die sich auf den Unter-Vogelwaidhof im Laiener Riede beziehen. Diese Regesten finden eine teilweise Ergänzung durch Eintragungen in einer andern Handschrift dieses Klosters, betitelt „Informationsbuch". Dieses etwas spröde Material (die bezüglichen Urkunden fehlen) über den Unter-Vogelwaidhof sowie neue Resultate über den Ober-Vogelwaidhof bildeten die Grundlage meiner Arbeit „Die beiden Vogelwaidhöfe bei Klausen. Ein Beitrag zur Heimatsfrage Walthers", welche im VI. Ergänzungsbande der Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung im Jahre 1901 erschien. Ich gelangte in dieser Untersuchung zu dem Ergebnisse, daß der Unter- oder Inner-Vogelwaidhof, der bisher als ritterlicher Ansitz und als Lehen der Wolkenstein gegolten hatte, mindestens vom 15. Jahrhundert abwärts kein Rittersitz und auch kein Lehen der Wolkenstein war, sondern lut- oder freieigen, und erst zirka 1500 in Herren-Hände gelangte. Das Kloster Sonnenburg, welches ihn 1518 gleichzeitig mit jenem Zehent erwarb, der ihm in den Augen Zingerles den ritterlichen Charakter verlieh, setzte einen Baumann auf den Hof, der die Hälfte des jährlichen Weinertrages als Zins abliefern mußte.

Gegen dieses Resultat schien jedoch die von Redlich publizierte Urkunde vom Jahre 1431 zu sprechen, laut welcher Stephlein von Vogelwaid mit einem Zehent in Kastelruth belehnt wurde.

Da ich jedoch den Nachweis erbringen konnte, daß dieser Zehent sich vierzig Jahre früher im Lehensbesitze des Hans von Camplong befand,

den man wohl für einen Bauern halten muß, und andrerseits aus dem genannten sonnenburgischen Archivsregister hervorging, daß im Jahre 1414 Stophl Hüttaler, ein freier Bauer aus dem Pustertale, Besitzer des Inner-Vogelwaidhofes war, so suchte ich diesen Widerspruch dadurch zu beseitigen, daß ich annahm, der Schreiber des sonnenburgischen Archivs-Registers, der sich mehrmals Schreibfehler zu schulden kommen ließ, habe sich auch bei diesem Regest geirrt und habe statt des richtigen Stephl Stophl Hüttaler geschrieben. Mit anderen Worten, ich glaubte den Stophl oder Stephl Hüttaler des Jahres 1414 mit Stephlein von Vogelwaid identifizieren zu müssen. Ich fußte dabei auf der in Tirol und auch anderwärts beobachteten Erscheinung, daß vor dem 16. Jahrhundert Bauern, welche ihre alte Heimat aufgeben und einen anderen Hof übernehmen, ihren bisherigen Beinamen verlieren und nach dem neuen Besitztume benannt werden.

So glaubte ich im Interesse der historischen Wahrheit zu dem Ausspruche verpflichtet zu sein, daß der von Michael von Wolkenstein im Jahre 1431 mit einem Zehent belehnte Stephlein von Vogelwaid wahrscheinlich kein Ritter, sondern ein freier Bauer gewesen sei. Freilich ließ sich gegen dieses letztgenannte Ergebnis einwenden, daß es auf den etwas unsicheren Prämissen weniger magerer, teilweise falscher und in einer undeutlichen Sprache abgefaßter Regesten sowie auf einer immerhin gewagten Identifizierung aufgebaut ist.

Für den Ober- oder Außer-Vogelwaidhof konnte ich an der Hand der Lehensurkunden den Nachweis bringen, daß derselbe mindestens seit dem 15. Jahrhundert und bis hinein ins 19. Jahrhundert ein Lehen der Bischöfe von Brixen und zuerst im Lehensbesitze der Säbner war.

Diese Arbeit, welche in der Hoffnung begonnen wurde, für Walthers tirolische Herkunft neue Beweisgründe beizuschaffen, hatte also den gegenteiligen Erfolg und bedeutete einen schweren Stoß gegen die Laiener Hypothese. Sie gipfelte ja in der Ansicht, daß der bisher als Rittersitz angesehene Inner-Vogelwaidhof vom 15. Jahrhundert abwärts auf diesen Vorzug keinen Anspruch erheben könne. Der Beweis aber, daß der Hof vor dieser Zeit ein Rittersitz gewesen, war bisher nicht erbracht und hätte erst geführt werden müssen.

Privatdozent und Archivskonzipist Dr. Hermann Wopfner benützte im August des Jahres 1902 für seine inzwischen erschienene Arbeit über die Geschichte der freien bäuerlichen Erbleihe Deutschtirols im Mittelalter auch die von Professor Hartmann Ammann in Brixen angefertigten Urkundenabschriften des Stiftsarchives in Neustift. Dr. Wopfner machte mich auf eine Vogelwaider-Urkunde vom Jahre 1357 aufmerksam, die am 12. März 1357 in Kastelruth ausgestellt ist und in der Martein von Laien bezeugt, daß er von Herrn Larentzen von Sewen zu rechtem Lehen empfangen habe „ain haus und ain hofstat und ain garten gelegen zu Layan in dem dorff und haißt Kamisel und ain hof haist Vogelwaid, ist

gelegen in dem Ried“. Von diesem Lehen soll er als Lehensmann sowohl Lorenz als auch seinem Bruder und seinen Vettern warten und dienen nach Lehensrecht, und das zu vollführen hat er einen Eid geschworen zu den Heiligen.

Einen ähnlichen glücklichen Fund machte im November des Jahres 1903 Universitätsprofessor Dr. Mich. Mayr unter Urkunden des Grafen Gothart Trapp. In einem am 2. April 1483 in der Talferstadt Bozen ausgestellten Reverse bekennt Hans von Aportz zu Laien für sich und seine Neffen Leonhart und Ulrich in Aportz und einen andern Verwandten im Gerichte Rodeneck, von Oswald von Welsperg als Freilehen empfangen zu haben: „Am ersten den hof zu Voglwaid genant im Ried ob sand Kathrein kirchen daselbs glegn. Item das haus zu Lajen im dorf mitsambt dem garten darunter glegn“ und noch mehrere Lehensstücke.

Prof. Dr. M. Mayr hat nun in seiner Publikation „Die Heimat Walthers von der Vogelweide“ (Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs. 1. Jahrg. S. 53 ff.) mit Recht gefolgert, daß der in beiden Urkunden genannte Vogelwaidhof der Ober-Vogelwaidhof sein müsse, der, wie oben erwähnt, mindestens seit dem 15. Jahrhundert brixnerisches Lehen war. Wir hätten also in diesen beiden Urkunden den Fall vorliegen, daß Lorenz der Säbner, resp. Oswald von Welsperg, einen Teil ihres großen Brixner Lehens, nämlich den Ober-Vogelwaidhof mit dem Hause und Garten zu Laien (Kamisel) und andern Lehensstücken als Afterlehen, der eine an Martin von Laien, der andere an Hans von Aportz weiter verliehen.

Dafür, daß der Vogelwaidhof in älterer Zeit ein von den Säbnern vergebenes Ritterlehen war, sprechen nach Mayr alle äußeren Umstände und es ist kein Zweifel, daß Martin von Laien, der im Jahre 1357 mit dem Vogelwaidhofe belehnt wurde, ein Ritter gewesen. Von einem Zins ist in der Urkunde keine Rede.

Wenn aber das Haus zu Laien und der Vogelwaidhof im Riede um 1350 wohlbekannt sind und es mehrere Jahrhunderte hindurch bleiben, so darf man, schließt Mayr, bei der üblichen Unveränderlichkeit alter Verhältnisse folgern, daß es 150 und 200 Jahre früher, also zu Walthers Zeiten, nicht viel anders gewesen sei.

Die Urkunde von 1483 gewinnt noch an Bedeutung durch die lehensrechtliche Stellung, welche Hans von Aportz zukommt. Denn die Aportz sind milites, gehören dem Ritterstande an und führen als solche auch ein ritterliches Wappen. Die Töchter des Geschlechtes heiraten Ritter, ihre Brüder führen Ritterfräulein zum Altar. Die Aportz erscheinen schon im 14. Jahrhundert. 1415 wird Jörg von Aportz von Bartlme von Gufidaun mit einer Wiese auf der Seiser Alm belehnt. Auch vom Hochstifte Brixen erhalten sie Lehen. Um die Mitte des 17. sterben sie in männ-

licher Linie aus. (Mayrhofer, Tiroler Adel, im Ferdinandeum zu Innsbruck.) Den Ober-Vogelwaidhof haben die Aportz nicht selbst bewirtschaftet, sondern bestellten ihn durch einen Baumann. Wir können somit den Nachweis führen, daß der Ober-Vogelwaidhof von zirka 1350—1650, also 300 Jahre lang, im Lehensbesitze eines miles, eines Ritters gewesen ist.

Mayr hat angenommen, daß der Ober-Vogelwaidhof, resp. der ungeteilte ganze Vogelwaidhof, zum Lehenskörper des brixnerischen Truchseßamtes gehört habe. Wäre dies der Fall, dann hätte die Laiener Hypothese wieder einen bedeutenden Schritt nach vorwärts gemacht, denn die Erwähnung eines dapifer oder Truchseß unter den brixnerischen Lehensvasallen im 12. Jahrhundert gewährleistet uns dann auch mit ziemlicher Sicherheit die gleichzeitige Existenz des Ober-Vogelwaidhofes als brixnerisches Lehensobjekt. Wir wären dann bereits heute in der Lage, den Ober-Vogelwaidhof zu Walthers Zeit nachzuweisen. Denn eine auch sonst interessante Sonnenburger Urkunde vom 29. Oktober 1233 nennt unter den namentlich aufgeführten Trägern der vier brixnerischen Erbämter auch „dominum Nicolaum de Castelruth, dapiferum". (Innsbrucker Statth.-Archiv. Sonnenburger Urkunde Nr. 35. Gedruckt in J. v. Hormayrs Geschichte der gefürst. Grafschaft Tirol. 1, 2, 302 ff.)

Daß der Ober-Vogelwaidhof zu den Lehen des Truchsessenamtes gehörte, schloß Mayr wahrscheinlich aus einem Regest im alten brixnerischen Archivsregister, welches lautet: „Revers Caroli Fuchs anstatt frauen Zimburg seiner gemahl, Georgii Trappen tochter, auf alle lehen in das truchseßamt gehörig, zu Lajen, in Lüsen, Wippthal, Kastlruth, Velthurns, Weitenthall 2c. Actum 13. May 1529."

Dieses Regest bezieht sich auf die Urkunde des Brixner Archives Nr. 2172. Unter den in dieser Urkunde genannten Lehensstücken werden auch der lehenbare Vogelwaidhof und die andern Objekte in Laien, Lüsen, Wipptal 2c. aufgeführt. Im übrigen aber sagt die Urkunde gerade das Gegenteil von dem, was das alte Regest behauptet. Am Schlusse des Reverses verpflichtet sich nämlich Karl Fux, falls eines der hier aufgezählten Lehensstücke zum Truchseßamte gehören sollte, dasselbe ohne Widerrede und ohne Entgelt dem Lehensinhaber des Truchseßamtes zurückzuzustellen. Dieser Klausel begegnen wir bereits im Lehensbrief von 1490, als Oswald von Welsperg neuerlich die Belehnung empfing, und wir können sie noch bis zum Lehensbrief vom 9. November 1589 verfolgen, als Anton Freiherr von Spaur die Lehen erhielt. Im nächsten Lehensbriefe vom 17. September 1592 ist die Klausel verschwunden. Zum Truchseßamt hat der Ober-Vogelwaidhof nie gehört, denn sonst müßten wir ihn im Lehensbesitze der Wolkenstein treffen, die seit dem Aussterben der Säbner mit dem Truchseßamte belehnt wurden.

Der Grund, warum man in der brixnerischen Lehenskanzlei am Ausgange des 15. Jahrhunderts und späterhin nicht genau wußte, welche

Lehen zum Truchseßamte gehörten, lag wohl darin, daß sowohl das Truchseßlehen wie das große Lehen, zu dem der Ober-Vogelwaidhof gehörte, seit Jahrhunderten im Besitze der Säbner war. Als dann nach dem Tode des letzten Säbners, Oswald, 1465 die Lehen des Geschlechtes unter die beiden weiblichen Sprossen verteilt werden sollten, da vermochten, wie es scheint, weder die Lehenskanzlei in Brixen noch auch die Lehensanwärterinnen, die Objekte der beiden Lehen auseinander zu halten.

Mayr nimmt an, daß es vor 1400 nur einen Vogelwaidhof gegeben habe; der Unter-Vogelwaidhof habe sich um 1400 durch Teilung von dem Rittersitze abgetrennt. Er folgert dies wahrscheinlich aus dem Umstande, daß in einem Urbare der Herrschaft Gufidaun, das um 1400 abgefaßt erscheint, nur ein Vogelwaidhof aufgeführt wird. Mayr wußte offenbar nicht, daß noch ein älteres Gufidauner Urbar aus der Zeit von 1356—1372 vorhanden ist, welches beide Höfe, sowohl den Ober- als auch den Unter-Vogelwaidhof, erwähnt. Dasselbe wird im Museum Ferdinandeum in Innsbruck verwahrt.

Dem wertvollen Hinweis von Mayr auf die nahen Beziehungen des im Jahre 1142 von Bischof Hartmann von Brixen und Reginbert von Säben gegründeten Chorherrenstiftes Neustift bei Brixen zu Klosterneuburg bei Wien stelle ich den anderen zur Seite, daß der erste Propst Heinrich und die ersten Konventualen des vor 1166 begründeten Augustiner-Chorherrenstiftes Au (später Gries) bei Bozen aus dem Stifte Klosterneuburg bei Wien berufen wurden.

Durch die neuen Urkunden-Funde rückt auch der Stephlein von Vogelwaid vom Jahre 1431 in eine ganz andere Beleuchtung. Ohne Zweifel haben wir ihn als Lehensbesitzer des Ober-Vogelwaidhofes zu betrachten und als solcher kann er mit Stophl Hüttaler, dem bäuerlichen Besitzer des Unter-Vogelwaidhofes, nicht identifiziert werden.

Lampel hat aus der Nichterwähnung der Vogelwaidhöfe im Urbare Herzog Meinhards II. von Kärnten-Tirol vom Jahre 1285 geschlossen, daß es bis ins 14. Jahrhundert hinein keine Vogelwaidhöfe im Laiener Riede gegeben habe. Obwohl schon die Erwähnung beider Vogelwaidhöfe im Gufidauner Urbare von zirka 1356—1372 sowie die Tatsache, daß der Ober-Vogelwaidhof bereits 1357 als Bestandteil eines Brixner Lehens nachgewiesen ist, Lampels Einwurf so gut wie abweisen, so werde ich doch noch überdies den Nachweis führen, daß der Einwand Lampels gegen die Existenz der Vogelwaidhöfe im Laiener Riede bis ins 14. Jahrhundert hinein auch aus andern Gründen unberechtigt ist.

Die Rubrik, unter der die beiden Höfe im Urbar von zirka 1356—1372, in dem von zirka 1400, sowie in den späteren erscheinen, trägt die Aufschrift „cuppl“. Kuppl, Kuppelfutter oder Jägermahlzeitgeld ist keine Steuer, sondern eine Abgabe, welche jeder Hof dafür entrichtete, daß die Jäger des betreffenden Gerichtes oder der Herrschaft das im Mittelalter ungleich

zahlreichere Wild von den Kulturen abhielten resp. jagten. Es ist begreiflich, daß diese Abgabe den Sitz eines unfreien Ritters ebenso traf wie das freie oder zu Hofrecht ausgetane Bauerngut.

Diese Abgabe der cupula können wir in den Dörfern um Innsbruck im Jahre 1298 nachweisen, im Tale Sarntein 1294, wenig später, 1314, begegnet uns das Kuppelfutter auch im brixnerischen Pustertale. Diese Beispiele, welche leicht vermehrt werden könnten, lassen uns ohne große Gefahr, von der Wahrheit abzuirren, schließen, daß die cupula schon zu Ende des 13. Jahrhunderts, ja schon zur Zeit der Abfassung des großen Herrschafts-Urbars von Tirol von 1285 eine allgemeine, an den jeweiligen Gerichtsinhaber zu leistende Abgabe in ganz Deutschtirol, also auch im Gerichte Gufidaun, gebildet hat.

Obschon jedoch, wie wir vermuten, die Leistung des Kuppelfutters als eine allgemeine Einrichtung schon zur Zeit der Anlage des Tiroler Urbars von 1285 gang und gäbe war, im Urbar selbst begegnen wir der cupula nicht. Da uns nun die Gufidauner Urbare Berchtolds von Gufidaun (1356—1372), von zirka 1400, von Sigmund von Gufidaun (1406—1432) und die spätern zeigen, daß die Vogelwaidhöfe eine andere Abgabe als das Kuppelfutter, wie etwa Grundzins, ewigen Zins, Vogteihaber &c. nicht entrichtet haben, so begreifen wir nun recht wohl, daß die beiden Höfe im großen Herrschafts-Urbare von 1285 nicht erwähnt werden und in dem Falle noch weniger genannt werden konnten, wenn um 1285 die Abgabe der cupula überhaupt noch nicht oder noch nicht allgemein bestand.

So ist also die Nichterwähnung der beiden Vogelwaidhöfe im Urbar der Herrschaft Tirol von 1285 kein Beweis gegen die gleichzeitige Existenz der beiden Höfe im Laiener Riede, und hätte Lampel recht, dann müßte man auch jenem Historiker beipflichten, der einmal behaupten möchte: Es ist unwahr, daß Erzherzog Eugen um die Wende des 19. zum 20. Jahrhunderte seinen gewöhnlichen Aufenthalt in Innsbruck hatte, denn in den gedruckten Wählerlisten dieser Jahre wird seine Person niemals erwähnt.

Lampel hat viele Mühe darauf verwendet, ein oberösterreichisches Geschlecht der Stolle nachzuweisen. Da die beiden tirolischen Stolle von 1191 und 1323, auf welche Zingerle hingewiesen, nicht mit Sicherheit als Ritter, geschweige denn als Ministerialen sich erweisen lassen, so sei mir gestattet, auf ein tirolisches Adelsgeschlecht dieses Namens aufmerksam zu machen, das ohne Zweifel dem Ministerialenstande angehörte. Es ist das Geschlecht der Herren von Haselberg bei Bozen.

Im Jahre 1272 belehnt Graf Nikolaus von Flavon einen gewissen Ferandell mit einem Gute zu Kurtatsch, das an ein Grundstück des Ulrich Stolle von Haselberg grenzt. Ein Jahr darauf schließt dieser Ulrich Stolle von Haselberg mit dem genannten Ferandell ein Abkommen.

1274 belehnen die Grafen Nikolaus und Reinhart von Flavon denselben Ferandell mit drei Feldern zu Kurtatsch, welche an jene der Haselberger stoßen und welche die beiden Grafen von Ulrich Stolle von Haselberg um 96 Pfund Berner erkauft haben. 1282 schließt ein anderes Mitglied des Geschlechtes, Berchtoldus dictus Stolle, ein Rechtsgeschäft mit Gotschalk von Gufidaun. Ulrich Stolle von Haselberg wird als Sohn Ulrichs von Haselberg bezeichnet, der seit 1231 urkundlich zu belegen ist. Als Vater Berchtold Stolles wird Heinrich von Haselberg genannt. Um 1290 scheint das Geschlecht in Armut geraten zu sein. Den Beinamen Stolle führten einzelne Mitglieder wohl nach dem Stollhof, der eine halbe Stunde von der jetzigen Schloßruine in Haslach entfernt ist. Vielleicht war der Stollhof damals noch ein Edelsitz. Das Chorherrenstift Au (Gries), das ehemals an der Einmündung der Talfer in den Eisack sich erhob, war vom Stollhofe etwa 5/4, vom Schlosse Haselberg etwa 3/4 Stunden entfernt. Da die Geschichte der Haselberger bisher zum Gegenstande einer wissenschaftlichen Untersuchung noch nicht gemacht wurde (in Mayrhofers Genealogischen Tabellen des Tiroler Adels suchen wir sie vergebens), so steht zu hoffen, daß wir den Stammbaum der Familie bald über 1230 hinaus bis zu Walthers Geburtszeit um 1170 zurückführen werden können. Vielleicht stoßen wir dann auch auf den gesuchten Stolle und seine Beziehungen zu Walther.

Der Germanist Univ.-Professor Dr. Konrad Burdach in Berlin widmet in seinem Buche „Walther von der Vogelweide“ (Leipzig 1900) auch der Heimatsfrage des Dichters ein Kapitel. Nach Aufführung aller diesbezüglichen Forschungen gelangt Burdach zu dem Ergebnis: „Der Stand aller bisher bekannten Namensvettern des Dichters scheint sich mit Sicherheit nicht als ritterlich erweisen zu lassen, aber auch wenn es bei einzelnen der Fall wäre, wie bei jenem Stephlein von Vogelwayd gesessen in Layaner pharr, den am 23. Dezember 1431 das gräfliche Brüderpaar Michael und Oswald von Wolkenstein nach Lehens- und Landrecht mit einem Zehnten belehnte (Redlich a. a. O.), was folgte daraus? Nichts als daß es eben Vogelweiden und darnach genannte ritterliche und nichtritterliche Höfe in und vor vielen Städten gab, daß bis ins 16. Jahrhundert, vielleicht unter meistersängerischem Einfluß, die Erinnerung an den Namen des großen Dichters fortdauerte.“ Dieser bequemen Ansicht gegenüber muß betont werden, daß eine solche Namenschöpfung wohl möglich ist bei neuen Siedlungen, weniger wahrscheinlich bei alten Höfen und noch weniger bei einem Lehensobjekt, als das sich der Ober-Vogelwaidhof im Laiener Riede nach den letzten Urkunden-Funden 1902 und 1903 unwiderleglich erweist.

Nicht minder charakteristisch für diese bequeme Auffassung Burdachs ist der Satz, womit er die Erörterung der bisher bekannten Vogelwaider und Vogelwaiden schließt: „Diese Überfülle der Nachweise des Namens entzieht jedem einzelnen die Beweiskraft“ (!). Mit diesem Satze erklärt

sich Burdach außer stande, aus den vorhandenen Möglichkeiten jene herauszuheben, welche die Kriterien der Wahrheit oder wenigstens Wahrscheinlichkeit an sich trägt, und jeder neue Beitrag zur Heimatsfrage des Dichters wäre nutzlos.

Wir stellen gegenüber Burdachs Ausführungen fest, daß bisher in ganz Deutschland (im Umfange des alten deutschen Bundes genommen) nur ein einziger ritterlicher Ansitz namens Vogelwaide gefunden wurde. Dieser Ansitz liegt im Laiener Riede oberhalb des tirolischen Städtchens Klausen und dieser Hof ist bisher, um Redlichs Worte zu gebrauchen, „die einzige Stätte dieses Namens, welche den ganzen Standes- und Lebensverhältnissen des großen Sängers entsprochen haben kann".

Bisher hat man allgemein angenommen, daß Walthers Zeitgenosse, der Minnesänger Leuthold von Seven, dem brixnerischen Ministerialen-Geschlechte der Herren von Säben angehört habe. Diese Ansicht bekämpft nun Univ.-Professor Josef Schatz in seiner Publikation: „Der angebliche Leuthold von Säben" (Zeitschrift des Ferdinandeums, 3. Folge, 47. Bd. [1901] S. 175 f.), indem er behauptet, daß es sprachlich nicht angehe, Seven mit Säben zu identifizieren. Denn in allen bisher bekannt gewordenen urkundlichen Namensformen werde Säben mit b, w, auch p geschrieben, niemals aber mit v (oder u), da es nach den Lautgesetzen ausgeschlossen sei, daß statt b ein v eintrete. Nur einmal begegne in den von Oswald Redlich herausgegebenen Brixner Traditionsurkunden die Form Seuene (za. 1140). Dieses vereinzelte Vorkommen sei aber nur auf einen Schreibfehler zurückzuführen. Es muß fernerer urkundlicher Forschung vorbehalten bleiben, ob Schatz recht behält und das bisher vereinzelte Seuene der Brixner Traditionsurkunden wirklich vereinzelt bleibt.

Mag Schatz auch recht behalten, was verschlägt es? Die vom Standpunkte des Historikers wertvollste Stütze der Tiroler Hypothese, der ritterliche Charakter des Vogelwaidhofes im Laiener Riede, ist heute gefestigter denn je, und solange nicht ein anderes deutsches Land diesen Vorzug durch einen gleichen wettmacht, kann man bei objektiver Betrachtung der Heimatsfrage des Sängers sich der Ansicht nicht verschließen: Walther von der Vogelwaide ist wahrscheinlich in den Bergen Tirols geboren. Über das „wahrscheinlich" sollte aber auch niemand hinausgehen.

Eines aber werden die geänderten Verhältnisse verlangen, daß wir die am Unter-Vogelwaidhofe im Jahre 1874 angebrachte Gedenktafel ausheben, sie den Berghang emportragen und sie in die Mauer des Ober-Vogelwaidhofes einsetzen, jene Tafel, auf der die Worte Hugos von Trimberg stehen: „**Walther von der Vogelwaide, swer dez vergäze, der tete mir leide.**"





Die Chemie im klassischen Altertum.

Beitrag zur Geschichte der Chemie.

Von Privatdozent **Dr. Franz Strunz.**

Was die klassische Antike, ihr Anfang und Ausklang, auf den Gebieten der Chemie, Alchemie und chemischen Technologie hervorgebracht hat, stand auf orientalischen, und zwar ganz besonders ägyptischen Voraussetzungen. Schon das Wort *χημεία* wird meist mit dem alten Namen Ägyptens *χημι* zusammengebracht und daher auch von der „ägyptischen Kunst" gesprochen.*) Diese Wortableitung gewinnt durch den Umstand, daß gerade bei den Ägyptern die chemische Praxis sich kultischer und religiöser Verehrung erfreute, d. h. sie war eine „heilige Kunst", eine *ἅγια τέχνη*. Später verstand man unter Chemie (*χημεία*) eine rein alchemistische Disziplin, indem nämlich der Meinung Ausdruck verliehen wurde, sie habe den Zweck, unedle Metalle in edle zu verwandeln, oder überhaupt den der direkten Erzeugung von Gold und Silber aus minderwertigem Ausgangsmaterial. Aus diesem Geist heraus ist auch die damals aufkommende Benennung *χρυσοποιία*, „Goldmacherei".

Die Chemie ist aus der Praxis hervorgegangen und erst aus dieser entstand eine theoretische Disziplin. Ich erinnere daran, daß die Alchemie als Praxis schon in der prähistorischen Bronzetechnik und gelegentlich der Herstellung von glänzenden, goldähnlichen Legierungen lange existierte, bevor überhaupt eine strengere Lehrmeinung dazu erfunden war. Also die Arbeit, diese mächtige Kulturwurzel, war zuerst, und zwar als eine Praxis, die aus tagtäglich gepflogenen Handhabungen und aus der Befriedigung von Bedürfnissen hervorgegangen ist. Alle Anfänge dieser chemischen Arbeit und Industrie sind dann auf religiösem Boden weiter ausgestaltet worden. Bei den Ägyptern, Babyloniern und sogar noch in der Frühzeit der Griechen waren die, die sich mit chemischen Fragen beschäftigten, Priester und Gelehrte in einer Person. So kam allmählich eine Theorie auf. Besonders die griechischen Naturphilosophen und dann der große Aristoteles wirkten hier grundlegend. Als aber dann der eigentliche wissenschaftliche Geist der Antike mit dem römischen Reich abblühte, da waren es wieder die Bedürfnisse des Lebens, die abermals

*) Die Ableitung des Wortes *χημεία* von dem ägyptischen Worte für „schwarz" ist unmöglich. Dieses lautet *χαμε*, oberägyptisch *καμε*. Es scheint mir daher die Erklärung ganz phantastisch und unbegründet, *χημεία* weise auf eine alchemistische Praxis hin, die besonders mit einem schwarzen Körper experimentiert.



das „Praktische" an der Chemie vor der endgiltigen Vernichtung und Vergessenheit bewahrten, obwohl die theoretische Lehrmeinung dem Zeitalter aus dem Gedächtnisse schwand. Eine neue Epoche geistiger Kultur mußte dann wieder von vorne anfangen, um das Alte ein zweites Mal zum eigenen, tiefinnerlichen Lebensbesitz zu machen.

Den ersten Anregungen für eine chemische Theorie im klassischen Altertum begegnen wir vor allem in der Metaphysik der vorsokratischen Naturphilosophie. Und zwar unterscheidet man heute: 1. die Denker, die eine Einheit, also ein Einheitliches als allgemeines Prinzip der Wirklichkeit setzten: das waren Thales (Wasser), Anaximander (Unbegrenztheit), Anaximenes (Luft), Diogenes von Apollonia (Luft als ein Geistiges mit Vernunft und Wissen), Hippo von Samos (das Feuchte), die Eleaten (das Seiende = das Eins und das All), Heraklit (permanente Bewegung oder Werden; eine Welt des Flusses, wo nichts ist, wo nur alles scheint) und die Pythagoräer (Form oder Zahl); 2. unterscheiden wir die, die eine Vielheit als allgemeines Prinzip der Wirklichkeit annahmen: das waren Empedokles (vier qualitativ verschiedene Elemente: Erde, Wasser, Luft und Feuer)*), Anaxagoras (unendlich teilbare Samen der Dinge, die verschieden sind; also ein qualitativer „Atomismus") und endlich die ersten wirklich exakten Naturforscher und Begründer eines wissenschaftlichen Atomismus Leukipp und Demokrit (Atome und leerer Raum, wobei erstere nicht qualitativ verschieden sind; Lage,

---

*) Die sogenannten vier Elemente werden schon in den Reden des Buddha genannt. In der zehnten Rede des ersten Teiles liest man: „Und ferner noch, ihr Mönche: der Mönch schaut sich diesen Körper da, wie er geht und steht, als Artung an: dieser Körper hat die Erdenart, die Wasserart, die Feuerart, die Luftart." Vgl.: Die Reden Gotamo Buddhos aus der mittleren Sammlung Majjhimanikayo des Pāli-Kanons. Zum erstenmal übersetzt von Karl Eugen Neumann. I. Band. Leipzig, 1896. S. 88. Übrigens gibt es für die empedokleische Lehre von den vier Elementen auch altägyptische Vorbilder: der Göttervater Tum war die Personifikation des Feuers, die Gattin Schu die der Luft, Seb der Erde und Osiris der Feuchtigkeit (Wasser). Das gewinnt an Bedeutung, wenn man bedenkt, daß gerade Empedokles das Feuer mit Zeus, die Luft mit Hera verglich, der Erde den Namen Aïdoneus und dem Wasser den Namen Nēstis gab. — In betreff der indischen Naturphilosophie möchte ich noch bemerken, daß sowohl das Vaischeschika-System von Kanâda wie auch das Nyâya-System die Entstehung der Welt aus Atomen erklären. Die Atome von Erde, Wasser, Feuer und Luft sind nach Kanâda ewig und unerschaffen. Sie besitzen zwar keine Ausdehnung, aber ihre heterogene Natur ist die Ursache der Ausdehnung und Sichtbarkeit der Atomkomplexe. Jünger ist dann die Schulmeinung, daß ein „Aggregat von drei Atomen (andere sagen: von drei Doppelatomen) Ausdehnung besitze und als das im Sonnenlicht zitternde Staubkörnchen sichtbar sei". (Vgl. Richard Garbe: Beiträge zur indischen Kulturgeschichte, Berlin 1903, und W. Handt: Die atomistische Grundlage der Vaischeschika-Philosophie, nach den Quellen dargestellt. Dissertation. Rostock 1900.) Diese Atomistik ist überhaupt die Voraussetzung der Kosmogonie, wie sie uns im Vaischeschika-System des Kanâda entgegentritt.



Anordnung, Form der Atome setzten alles zusammen).*) An einem seltsamen Mann, der als Naturforscher und insbesondere als Arzt hochbedeutsam ist, möchte ich hier nicht gern vorübergehen, an Hippokrates dem Großen (um 460—450 v. Chr. auf Kos [Stanko] geboren). Er ist ein Zeitgenosse des Demokrit und steht daher auch im Hochsommer des Hellenentums. Seine Lehre erhält durch zwei Voraussetzungen ihre Signatur, einerseits durch die Annahme der belebten Materie, andererseits durch methodische Unterscheidung der Krankheiten nach ihren Merkmalen. Eine umfassende Biologie ist darum bei Hippokrates das Wesen. Die Körper setzen sich nach seiner Lehre aus Elementen (Urstoffen) zusammen, aus Luft, Erde, Wasser und Feuer, entsprechend den Qualitäten Kalt, Trocken, Feucht und Warm. Wirksame Ursache und verbindendes Mittel ist immer das ätherische Feuer, welches gleichsam als ein Lebensgeist zu verstehen ist. Mit tausenden von Brücken und Traversen verklammert er das Universum, all seine Verbindungen und unübersehbaren Beziehungen. Das ist also das sogenannte *πνεῦμα*, das im Herzen als *ἔμφυτον θερμόν* wohnt. Alle Adern des Körpers werden von ihm erfüllt und die richtige Mischung der Flüssigkeiten geht nur darauf zurück. Überhaupt sind diese „Säfte" ein Wesentliches, denn so wie es vier Elemente gibt, bezw. vier Qualitäten, so auch vier Humores oder Kardinalsäfte: Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle.

Diese Ansichten über die Konfiguration der Materie haben die antike Chemie immerhin stark beeinflußt, wenn auch nicht in dem Maße, wie man es vermuten möchte. Die Zeit, die nun auf diese Philosophengeneration folgt, war vorerst eine Gegenströmung gegen die angebahnten naturwissenschaftlichen Interessen, aber ganz besonders gegen den Materialismus und die Lehre des Sensualismus, welche die Wahrheit und das Wesen der Dinge in den sinnlichen Wahrnehmungen, Eindrücken und Empfindungen suchen. Die rein subjektive Vernunftswissenschaft und Kritik der sogenannten Sophisten leiteten diese Reaktion ein, — es kam Sokrates mit seiner wunderbaren Analyse des logischen und sittlichen Bewußtseins, jener grandiose Mensch und Denker, der dem Griechengeist ein höheres Leben gebracht hat. Auch er verwarf — wie die Sophisten — alle objektive Spekulation und hatte nur „für das Individuum in seinem intellektuellen und sittlichen Zustande" Interesse, nur für das persönlichste Innenleben. So klang es in Platon und Tausenden, die später über die Bühne der Geistesgeschichte gegangen sind,

*) Doch möchte ich daran erinnern, daß die übliche, dem Aristoteles nachgeredete Auffassung, schon Thales und die Milesier hätten die Idee von der unzerstörbaren Substanz vertreten, nur mit größter Vorsicht aufzunehmen ist. Mit Recht hat neuerdings Ernst Ch. Hch. Peithmann gezeigt, daß diese Vorstellung nur ganz allmählich in der vorsokratischen Naturphilosophie durchbrach. Heraklit erst beginnt das Problem zu berühren, genauer dann Parmenides und in immer klarerer Herausarbeitung Anaxagoras, Diogenes von Apollonia und endlich Demokrit. Man darf nämlich nie vergessen, daß Aristoteles die Vorsokratiker mit den Farben seiner naturphilosophischen Palette gemalt hat, mit seiner Prinzipien- und Elementarvorstellung.



machtvoll nach. Eben Platon setzte mit seiner rein idealistischen Metaphysik, die aus einem neuen Geist heraus die Wirklichkeit als gedankenmäßig und logisch-harmonisch auffaßt, das Werk des Sokrates fort. Dann kam Aristoteles, der erste große Vertreter eines energetischen Weltbildes und zugleich der erste große Naturforscher überhaupt, der mit einer erstaunlich konsequenten Naturschätzung die Übergänge vom Potenziellen (Möglichen) zum Aktuellen prüft und diese Beziehungen des Überganges durch nach aufwärts immer feiner werdende Zwecke sinnvoll macht. Die ganze Biologie des Aristoteles atmet diesen Geist der Energetik und Zweckmäßigkeit so gut wie seine Naturerklärung überhaupt, denn sie besteht — worauf Wilhelm Wundt so geistreich hinwies — „nicht in der Zurückführung alles Geschehens auf gewisse einfache, anschauliche Vorgänge, sondern in der Subsumtion des einzelnen unter die zugehörigen energetischen Gattungsbegriffe und dann in der Ordnung dieser Begriffe nach dem Vollkommenheitsprinzip. Insofern dabei die niederen Energien als die Vorbedingungen zur Entwicklung der höheren angesehen werden, liegt dem stillschweigend zugleich die Voraussetzung einer Transformation zu Grunde". Wir werden dann im folgenden sehen, wie Aristoteles diese Grundsätze auf die theoretische Chemie und ganz besonders für die Erklärung des alchemistischen Problems in Anspruch nimmt.

Die nacharistotelische Naturphilosophie — soweit sie für das Verständnis der Geschichte der Chemie in Betracht kommt — ist weniger reich an originellen und eindeutigen Gedanken, die für die Naturforschung fördernd waren. Mit Aristoteles starb sozusagen die griechische Aufklärung. Theologische und mystische Werte treten wieder auf den Plan und führen jene buntfarbige hellenistisch-römische Philosophie herauf. Griechischer Geist beginnt von da ab langsam orientalische Religionsbegriffe und lateinischen Sinn für eine neue Kultur, die hellenistische, in sich aufzunehmen. Die Weltbeseelungsgedanken, Teleologie und die von Optimismus durchglühte Einheitslehre (Monismus) der Stoa, waren trotz aller Interessen für Erfahrungswissenschaften der Entwicklung exakt-chemischer Gedanken mehr schädlich als nützlich. Ein ganzer Wust von mystisch-religiösen Gedanken, die man einer „belebten Materie" nahezubringen versuchte, strömte dann in die mittelalterliche Alchemie ein. Besonders die hypothetisch-philosophische Elementarvorstellung und die Annahme von symbolischen Samen der Dinge hat die Stoa hervorgebracht. Von Bedeutung für die alte Chemie ist dann Epikur, der feinsinnige Vertreter eines sensualistischen Naturbildes, das, abgesehen von einigen unwesentlichen Änderungen, dem Atomisten Demokrit entlehnt ist. Auch hier die ewigen Atome (principia, primordia rerum) und der ewige Raum, die Ewigkeit und Unzerstörbarkeit des Stoffes. Es war bekanntlich Lucretius Carus, der in seinem berühmten Lehrgedicht „de rerum natura" das epikureisch-demokritische Weltbild in das goldene Licht der Poesie gestellt hat und die Ausbildung einer Metaphysik fortsetzt, „welche aus in den Sinnen gegebenen Elementen unter Ausschluß eines selbständigen idealen Faktors die Entstehung der Erkenntnis des Kosmos und der sittlichen Welt konstruiert". Unzweifelhaft aber gaben diese Schüler Epikurs dem Atomismus Demokrits eine folgerichtige und wissenschaftlich scharfsinnige Grundlage in einer sensualistischen Erfahrungslehre einerseits und in einer Theorie des Erfahrungsbeweises

anderseits.*) Freilich, als dann die Zeit der großen Religionsmischungen kam, d. h. die Zeit der synkretistischen Systeme (Neupythagoreismus, alexandrinisch-jüdische Religionsphilosophie, Gnostizismus, Neuplatonismus), wurden auch alle klareren, exakt-naturwissenschaftlichen Ansätze auf lange Zeit durch mystische und romantische Phantasien verschüttet.

Doch vorerst noch ein Wort über die Quellen, denen wir Berichte über diese chemischen Vorstellungen im weitesten Sinne entnehmen. Wir sind heute ziemlich reich an Stoff, aber recht arm an eindeutiger Erklärung desselben. Von der Entwicklung einer chemischen Praxis wird ja erzählt und es werden auch einfache Handhabungen beschrieben, Präparate und Liquida werden genannt, chemische Vorgänge sind in mehr oder weniger mißverständlicher Weise angedeutet, aber was so viele dieser alten Berichte und chemischen Vorschriften für uns rätselhaft und historisch unbrauchbar macht, ist die denkbar unklarste und unkonsequenteste Terminologie. Nur Schritt für Schritt kann heute der Historiker diesen verworrenen Pfaden nachgehen und nur an der Hand tiefgründiger Untersuchungen über naturwissenschaftliche Wortgeschichte und Entwicklung naturphilosophischer Symbole den dunkeln Sinn alter Berichte entschleiern. Welcher gewiß nicht zu unterschätzende Scharfblick ist daher oft notwendig, chemische Gedanken dort zu finden, wo scheinbar nur symbolische Romantik vorliegt, und um wieviel mehr gilt dann das Verdienst, diesen Berichten bestimmte, historisch interessante Urteile über stoffliche Zustände und Vorgänge zu entnehmen! Freilich ist aber immer zu bedenken, daß das Wesen dieses Gegenstandes in der damaligen Zeit kaum zum Fortschritt drängen konnte, geschweige denn eine in sich geschlossene, zusammenfassende Fachliteratur anzubahnen. Noch mangelhafter und unsicherer sind die spezifisch geschichtlich sein wollenden Quellen dieser Epoche über die Entwicklung und Ausgestaltung chemischer Kenntnisse, denn ein geschichtliches Darstellen verlangt ja ein weit differenzierteres geistiges Leben, also nicht nur das Betrachten des Nebeneinander von Begriffen und Dingen, sondern auch die Rücksichtnahme auf das Nacheinander der Objekte, demnach auch eine feinere Beobachtung der zeitlichen Folge. Ganz abgesehen von der Beschränktheit des Stoffes verhinderte auch ein mangelhafter historischer Sinn die Begreifung dieser Geschichte als Ganzes. Als Quellen von großem Werte nenne ich an erster Stelle die naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles; vor allem die historisch-alchemistisch so interessanten Arbeiten: *περὶ οὐρανοῦ* und *περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς*; dann die Metaphysik, die Physik, die meteorologische

---

*) Wie befruchtend der epikureische Atomismus — ganz besonders in der Art, wie ihn Lucretius weitergegeben hat, — auf die fernere Entwicklung der Naturwissenschaften wirkte, soll hier nicht untersucht werden. Aber das sei hervorgehoben, daß selbst die Mächte, die die Antike überwältigt haben, nicht imstande waren, die frische Triebkraft des demokritischen Erbes für immer zu vernichten. Ein zögernder Versuch schon im Mittelalter, den Atomismus wieder zu beleben, waren die Lehren der arabischen Sekte der Motekallemin ... Gewiß dürften Isidor, Beda und Hrabanus Maurus des Lucretius de rerum natura aus direkter Quelle gelesen haben. Als dann im späteren Mittelalter dieses Gedicht verschollen war, hat erst wieder Poggio Bracciolini aus Florenz 1418 darauf hingewiesen, nachdem er es kurz zuvor aufgefunden.



Schrift περὶ αἰσθήσεως καὶ αἰσθητῶν und einige kleinere naturwissenschaftliche Studien. Sie alle zusammen enthalten mehr oder weniger ausführliche Erörterungen chemischer Fragen und die naturphilosophischen Grundlagen der späteren Alchemie. Berühmt waren weiter die Schrift περὶ λίθων des Theophrast, die historia naturalis des älteren Plinius, die materia medica des Dioskorides.*) Recht ertragreich als Quelle für die antike Chemie dünken mich Fragmente in Abhandlungen von Strabon, Vitruvius, Galenos, Petronius, Dio Cassius, Isidor von Sevilla, Johann von Salisbury, verschiedenes aus Heraclius (geschöpft aus byzantinischen Überlieferungen) und dem sogenannten Theophilus (Anfang des 2. Jahrhunderts). Von besonderem Werte aber für die Geschichte der antiken chemischen Technologie wie auch der Chemie überhaupt sind zwei mittelalterliche handschriftliche Quellen in lateinischer Sprache: die Compositiones ad tinguenda (8. Jahrh.) und die Mappae clavicula (10. Jahrh.). Es sind Vorschriften für Färberei im weitesten und umfassendsten Sinne; die beiden Manuskripte sind die ältesten chemisch-technischen Abhandlungen des Mittelalters in lateinischer Niederschrift. Eine reiche Fülle von echt antiken Vorschriften und Methoden haben sich in diesen hochwichtigen Dokumenten niedergeschlagen, denn beide Werke enthalten die Überlieferung von chemischer Praxis aus der späteren Zeit des Römerreiches. Trotzdem sie von so hoher Bedeutung sind, ist ihr großer historischer Wert noch ziemlich unbekannt. Erst in ganz jüngster Zeit hat Marcellin Berthelot in Paris auf diese kostbaren Handschriften hingewiesen. „Ihre Kenntnis muß wohl nicht weit verbreitet gewesen sein; wir besitzen mehrere Kopien davon und mehrere ihrer Vorschriften finden sich wörtlich wiederholt in den lateinischen alchemistischen Handschriften der Nationalbibliothek zu Paris. Diese Sammlungen von Vorschriften bilden eine ununterbrochene Reihe von den einzelnen Teilen des griechischen Papyrus zu Leyden an, der im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung geschrieben ist und in den Gräbern zu Theben zu Beginn des 19. Jahrhunderts gefunden wurde, bis auf die lateinischen Abhandlungen, die im Mittelalter niedergeschrieben wurden, nämlich die des Mönches Heraclius ‚Über die Künste und Farben der Römer' und des Mönches Theophilus, des Verfassers der ‚Schilderung verschiedener Künste'.**) Ertragreiche Quellen boten auch die alexandrinische Literatur und einige Schriften des Frühmittelalters, die uns aber ebenfalls hineinführen in den naturwissenschaftlichen Geist des griechischen und römischen Altertums.

Die Metallurgie (= μετ' ἄλλα, so genannt nach Plinius infolge des eigenartigen Vorkommens der Metalle in Gängen hintereinander, nach

*) Zu meinem lebhaften Bedauern konnte ich den wertvollen und inhaltsreichen, am 15. Juni d. J. in Bremen gehaltenen Vortrag Edmund O. von Lippmanns (Halle) „Die chemischen Kenntnisse des Dioskorides" für diese Abhandlung nicht mehr verwerten, obwohl mir der Herr Verfasser in liebenswürdigster Bereitwilligkeit denselben sogar in Korrektur zur Verfügung stellte. Ich komme an anderer Stelle auf seine ertragreichen Untersuchungen eingehender zurück.

**) Vgl. die Arbeiten M. Berthelots: Les origines de l'alchemie (Paris 1885); Introduction à l'étude de la chimie des anciens et du moyen-âge (Paris 1889); Collection des anciens Alchimistes Grecs; La chimie en moyen-âge u. a.



Herodot ist μέταλλον = Bergwerk)*) umfaßte die Bearbeitung von Gold, Silber, Eisen, Kupfer (χαλκός, aes, aes cyprium), Blei und Zinn und beschränkte sich weiter auf die uralte, schon in prähistorischer Epoche bekannt gewesene semitisch-westasiatische Kupfer-Zinnlegierung, d. i. Bronze (βροντήσιον). Ihre Bereitung besorgte in der klassischen Zeit der χαλκουργός, flaturarius faber oder fusor. Dem Zinn in dieser Legierung schrieb man die Wirkung zu, das poröse, weiche Kupfer zu härten und es zugleich glänzender und reiner zu machen. Über die Mischungsverhältnisse wird herzlich wenig gesagt, so daß man erst heute an der Hand der quantitativen Analyse nachprüfen kann. Einige Beispiele:

Gegenstand	Cu	Sn	Pb	Fe	Co	Ni
Streitaxt aus Ilion	95·41	4·39				
"	90·67	8·64				
Griechische Bronze	81·70	10·90	5·20	0·10	1·20	
Dolch aus Cypern	88·77	8·50	1·50	0·47	0·30	Spuren
Schale aus Korinth	86·87	11·91	0·72	0·25		0·25

Auch die Kupfer-Zinklegierung Messing (ὀρείχαλκος) ist im klassischen Altertum bekannt. Es wurde nach Pseudo-Aristoteles „Erz der Mossynoiken" (?) genannt. Gewiß war das Messing außergriechischer Herkunft (Cypern) und ist vor dem ersten Jahrhundert vor Christus als ὀρείχαλκος im Sinne einer Kupfer-Zinklegierung unsicher. Bestimmt ist Messing (ὀρείχαλκος) zur römischen Kaiserzeit bekannt; Plinius, Virgil, Strabon, Horaz, Cicero und Plautus erwähnen es. Also im ersten Jahrhundert vor Christus war ὀρείχαλκος unzweifelhaft die Kupfer-Zink(Galmei)-Mischung, demnach Messing, aber unklar ist es, was eine frühere Zeit darunter verstanden hat, wie der homerische Hymnus VI, 9 auf die Venus, Hesiod (Scut. Herc. V, 122), Platon (Kritias 144, E), Scholiast des Apollonius (Rh. 4, 973) u. a. Nach Strabon wurde bei Andeira in Troas auch ein Scheinsilber (ψευδάργυρος)**) gewonnen, eine sonst unbekannt zusammengesetzte Substanz, die aber zinkhältig war. Keineswegs dürfte aber ψευδάργυρος dem metallischen Zink gleichgestellt

*) Paul Diergart bringt die Stelle aus Strabons „Erdbeschreibung" (Buch 13, S. 610) wie folgt: „Bei Andeira gibt es einen Stein, der gebrannt zu Eisen wird. Dann mit einer gewissen Erde zusammen verschmolzen, läßt er ψευδάργυρος abtropfen, und dieser (bezogen auf ψευδάργυρος, oder diese bezogen auf γῆ) gibt mit Kupfer verbunden das sogenannte κρᾶμα (wörtlich [Metall-] Mischung), das einige auch ὀρείχαλκος nennen. Und solcher ψευδάργυρος kommt auch am Tmolus vor" (Journ. f. pr. Chemie. N. F. Bd. 66, 1902). Strabons ὀρείχαλκος ist nach Diergart mit Messing zu übersetzen.

**) Das Wort Metall ist aber eigentlich semitischer Herkunft und hat zu mâtal (schmieden) enge Beziehung.

werden, sondern vielmehr einer Legierung. Paul Diergart vermutete neuerdings etwa Hartzink (Zink-Eisenlegierung). Zur Zeit der Römer waren Plumbum candidum (= Zinn) und Plumbum nigrum (= Blei) verschiedene Metalle, da der heutige Wortwert „stannum" für „Zinn" einer Zinn-Bleilegierung entsprochen haben dürfte. Auch Plinius scheint das so zu verstehen. Magneteisenstein diente als Erz bei der Schmelzofenarbeit. Die Darstellung und die Verhüttung des Eisens bezw. der Eisenerze dürften vielfach auf offenen Herden (den sogenannten Rennfeuern, Luppenfeuern) vorgenommen worden sein, eine Prozedur, die auch gelegentlich direkt Stahl liefert. Auch niedrige Schachtöfen (Stück- oder Wolfsöfen) kamen frühzeitig in Verwendung. Der Stahl ist jedenfalls im Altertum bekannt gewesen, und zwar als eine gediegenere Sorte Eisen. Homer macht die Unterscheidung zwischen gewöhnlichem Eisen und dem *κύανος*, dem blauen Metall, worunter wohl zweifellos Stahl zu verstehen ist. Hesiod nannte den Stahl *ἀδάμας* = unbezwinglich. Weit ausgedehnte Behandlung erfuhren Gold und Silber: man kannte die Legierung aus beiden (*ἤλεκτρος*), die als ein selbständiges Metall betrachtet wurde, dann Vergoldungsverfahren, Amalgamierung (wie Plinius berichtet), Goldreinigung durch Quecksilber (Plinius), Reinigung des Goldstaubes durch Schmelzen mit Blei und Salz (zuerst bei Diodor erwähnt), weiter ein Verfahren, das an unsere moderne Zementation erinnert, nämlich silberhältiges Gold mit Salz und Alaunschiefer zu behandeln. Theophrast berichtet erstmalig über Quecksilber und seine Darstellung aus Zinnober*) mit Kupfer und Essig. Nach den Berichten dieses Naturforschers führte es bei den Griechen den Namen *ἄργυρος χυτός* = flüssiges Silber, Dioskorides (1. Jahrh. n. Chr.) nennt es *ὑδράργυρος* (also von *ὕδωρ* und *ἄργυρος*), die Römer argentum vivum, aus welch letzterer Bezeichnung unser deutsches Wort Quecksilber nachgebildet ist: nämlich queck (mhd. quëc) = lebendig, froh, munter, demnach das „lebendige Silber". Dioskorides erwähnt eine Gewinnung aus Zinnober und Eisen mittelst einer Art von Destillation. Reiche Verwendung fand der Zinnober (minium) als Farbe oder Schminke. Interessant ist es zu erfahren, daß eigentlich schon Plinius die Quecksilbervereinigung mittelst Durchdrücken durch Leder kannte und Vitruvius die Goldgewinnung durch Anwendung des Quecksilbers. Das Blei (*μόλυβος* oder *μόλυβδος*), aus Bleiglanz dargestellt, fand reiche Anwendung für die Herstellung von Wasserleitungsröhren (fistulae), Münzen, Siegelabdrücken, Bindemitteln, Senkloten (mit Zinn) und Gewichten, in der Waffentechnik u. a. Die Darstellung von Bleiglätte (Bleioxyd PbO) durch Erhitzen von Blei an der Luft, wobei nach dem Schmelzen eine rötlich-gelbe, in rhombische Schuppen zerfallende Masse entsteht, war bekannt. Man gewann ebenfalls wieder das Metall aus diesem Oxyd. Bleiweiß (Cerussa; $2 CO_3 Pb. Pb(OH)_2$; psimithium, *ψιμύθιον*) stellte man dar, indem man Essig auf Blei einwirken ließ. Es galt schon im frühesten Altertum als ein wertvolles, kosmetisches Mittel (Schminke) und war auch als Malerfarbe weit verbreitet. Auch das Glühprodukt des Bleiweißes, die rote Mennige ($Pb_3 O_4$), stellte man

*) Ich will hier daran erinnern, daß Zinnober (*κιννάβαρι*) im 12. Jahrh. n. Chr. häufig mit dem arabischen „Azur" übersetzt wird. Also ganz entgegengesetzt unserer heutigen Farbenbezeichnung.

bar, die man als „gebranntes Bleiweiß“ bezeichnete. Das Zinn (in der römischen Zeit plumbum candidum genannt, zum Unterschied von plumbum nigrum, das Blei)*) hieß im Hebräischen bedil, was die Griechen mit *κασσίτερος* und dann auch mit *μόλυβος* übersetzten, wobei natürlich gar nicht sicher ist, ob sie in der Tat Zinn meinten. Wie man heute annimmt, kann man erst im ersten christlichen Jahrhundert mit Sicherheit immer dort mit Zinn übersetzen, wo im griechischen Text *κασσίτερος* steht. Das Zink kannte man im Altertum als reines Metall nicht. Dagegen wird öfters ein Zinkerz *καδμεία* oder *καδμία* (cadmia) genannt, ein Name, der sich vielleicht später durch irgendwelche sprachliche Umformungen in das heutige Wort Galmei ($ZnCO_3$ = Zinkspat) gewandelt hat. Plinius nannte *καδμεία* das an die Wände der Zinkerz-Schmelzöfen sich ansetzende Zinkoxyd. Von der Zink-Kupferlegierung Messing sprachen wir schon.

Die letzten fünf Bücher der historia naturalis des C. Plinius Secundus enthalten so alles, was man etwa antike Mineralogie**) nennen kann. Und zwar handelt es sich hier um angewandte Mineralogie oder Lithurgik. Was seine Zeit auf dem Gebiete der Mineralbestimmung zu leisten imstande war, hat Plinius gesammelt, so daß noch das Mittelalter und die werdende Neuzeit immer wieder auf ihn zurückkamen. Erst als Optik, Chemie und Physik neue Bahnen einschlugen und auch der Mineralogie moderne Hilfsmittel an die Hand gaben, erst dann begann des Plinius Mineralogie vergessen zu werden.

Nach Plinius ist die Kristallgestalt ein Charakteristikon, niemals eine zufällige Erscheinung. Er beschreibt bereits bestimmte Kristallformen des Quarzes, Berylls und verwendet auch, nach der Verschiedenheit der ersteren, Namen wie Pangonus, Iris, Androdamas. Seine sogenannten indischen Diamanten waren aber äußerst reine Quarzexemplare. Man entnimmt dies eben seiner kristallographischen Beschreibung. Die Spaltbarkeit beobachtet Plinius beim Glimmer, Gips, Steinsalz, Auripigment, Realgar, — Härtemerkmale, allerdings naiv übertrieben, beim Diamant (*ἀδάμας* = unbezwinglich) und den skythischen und ägyptischen Smaragden.

Zur Prüfung dienten Steine (z. B. Smirgel) oder die Feile. Der basanites (Basalt und eine andere schwarze Felsart) wurde zur Bestimmung des Striches benützt, wobei schon damals von Plinius erkannt wird, daß Farbe des Minerals und Farbe des Strichpulvers oft ganz verschieden sind. Galt doch auch die Farbe als ein Klassifikationsmittel der Minerale und brachte dieselbe so vielfach ganz verschiedene Arten unter einem Namen. Der Smaragd umfaßte nicht nur den skythischen, baktrionischen und ägyptischen, sondern auch andere grüne Minerale, als grüne Kupferverbindungen u. a. Und das gilt auch von ähnlichen ausgesprochenen Farbentypen. Grad und Art des Glanzes wurden gleichfalls geprüft, wobei splendor für undurchsichtige, metallischglänzende und spiegelnde Körper, nitor für glasglänzende (z. B.

*) Unter stannum dürfte, wie schon oben erwähnt, früher eine Zinn-Bleilegierung verstanden worden sein, bezw. Werkblei.

**) August Nies: Zur Mineralogie des Plinius. Beilage zum Programm der Großherzogl. Realschule zu Mainz v. J. 1883/84.

Amethyst, Bergkristall, Karneol ꝛc.) gesetzt wird. Edelsteine zeigen „fulgor“. Der moderne Mensch sagt „Feuer“. Für die Durchsichtigkeit lesen wir bei Plinius translucidus, perspicuus, perlucidus, für die Eigenschaft des Durchscheinens translucens. Vorstellungen von spezifischem Gewicht, von mineralischen Wärmeleitern (Edelsteine), von Magnetismus und Elektrizität der Minerale sind genugsam vorhanden. Hinsichtlich der letzteren weist Plinius auf Vorgänger wie Theophrast, Diokles und Sotacus. Der Magneteisenstein wurde auch Siderites und Herakleon genannt. Man unterschied fünf Arten von Magnes, von welchen nur der Äthiopicus tatsächlich magnetisch ist.

Viel Interesse brachte Plinius dem Bernstein (sucinum, electrum, lyncurium oder langurium = λυγκούριον, d. h. Luchsstein, weil nach einer Fabel der Bernstein aus dem Harn des Luchses entstehe) und seinen elektrischen Eigenschaften entgegen, weiter der Erscheinung, daß Minerale (Lychnis) durch Erwärmen die Fähigkeit erhalten, leichte Körperchen anzuziehen. Vielleicht war dieser pyroelektrische Lychnis der Turmalin. Mineraleinschlüsse, wie auch die Mineralkennzeichen, die auf den Geruch und Geschmack zurückführen, waren bekannt.

Plinius kennt Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Zink (als Legierung mit Kupfer), Eisen, Zinn und Blei. Das Gold ist teils gediegen, teils in Gangart. Letzteres wird durch Ausschmelzen gewonnen. Es ist beständig gegen den Wechsel des Wetters und gegen Abnützung. Silber ist stets dem Golde beigemengt. $^4/_5$ Gold und $^1/_5$ Silber enthält das sogenannte Elektrum, eine natürliche und doch auch künstlich zu erzeugende Legierung. Das Silber findet sich nach Plinius nicht gediegen. Der Fundort ist also nur das Bergwerk. Vielleicht kannte man Rotgiltigerz, Fahlerz und Silberglanz als Silbererze neben silberhältigen Bleierzen. Quecksilber (argentum vivum), Goldamalgam, Zinnober (minium) werden besprochen und es wird darauf hingewiesen, daß Quecksilber gediegen als eine stets flüssige Masse vorkommt, während Zinnober das Ausgangsprodukt für die künstliche Darstellung ist. Das letztere dürfte er im Gegensatz zum natürlichen Quecksilber (= argentum vivum) hydrargyrum genannt haben. Kupfer kannte Plinius nicht im gediegenen Zustande. Seine Erze waren damals die Chalcitis und die Cadmia. Chalcitis (χαλκῖτις = Erzstein) dürfte dem Eisenkies entsprechen, Cadmia, das kein Kupfererz war, ist vermutlich Galmei, also ein Zinkerz. Es wurde mit Kupfererzen gleichzeitig verhüttet. Höchst wahrscheinlich war Zinkblende als Erz nicht bekannt. Von Kupferverbindungen nennen wir dann — als von Plinius erkannt oder wenigstens von ihm als Mineral erwähnt — flos aeris (Kupferblüte), squama aeris (Kupferhammerschlag), Malachit, Kupferlasur, Chrysocolla. Die letztere wird einerseits als Goldlötungsmittel aufgefaßt, andererseits als ein Mineral, das in Kupfer- und Silberbergwerken gefunden wird und nach allem an Malachit erinnert. Plinius läßt uns da im unklaren, ja er erwähnt auch nicht irgendwelche Beziehungen dieser Verbindung zum Kupfer. Interessant ist es, daß Theophrast die falschen Smaragde mit Malachit identifizierte und auf die Fähigkeit des letzteren, Gold zu löten, hinwies. Er meint, Malachit — also CO_3 (Cu. OH)$_2$ — wirke als Lötmittel im selben Maße wie Chrysocolla. Auch für Amphidanes, ein neben dem Golde vorkommendes Mineral, wird Chrysocolla gesetzt. Von Eisenverbindungen, die Plinius bekannt waren,

nennen wir Meteoreisen, Magneteisenstein, Roteisenstein (Eisenglanz), Brauneisenstein, Bohnerz, Rötel, Toneisenstein (Adlersteine), Schwefeleisen, Eisenvitriol (Atramentum sutorium oder Chalcanthum). Die sogenannte „Schusterschwärze" war Eisenvitriol und diente zum Färben des Leders. Wie wir schon sagten, unterschied Plinius plumbum nigrum und plumbum candidum: das erstere ist Blei, das letztere Zinn (Zinnerz, sogen. Seifenzinn). Blei gewann man ebenfalls aus Erzen (galena). Stagnum (stannum) ist, wie ebenfalls schon angedeutet wurde, silberhältiges Blei (= Werkblei). Für Glätte finden wir Namen wie helcysma, molybdaena, spuma argenti, galena u. a., für Bleiweiß psimithium, ψιμύθιον, cerussa. Dieses kannte Plinius nur als künstliches Erzeugnis. Auch das Glühprodukt des Bleiweiß, die rote Mennige, erwähnt er. Vielleicht kannte er auch das Weißbleierz (Cerussit), eine Mennige, die zur Zinnoberverfälschung benützt wurde. Gewiß hatte Plinius auch Kobalt und Nickelerze unter den Händen, wenn er sie auch nicht als selbständige Arten unterschieden hat. Antike Funde sprechen dafür.

Wir wenden uns der speziellen Chemie zu, und zwar vorerst der theoretischen Ausformung, die ihr Aristoteles gegeben hat. Es wird daher nötig sein, das Notwendigste seiner Elementen-Theorie vorauszuschicken. Es ist bekannt, daß wir es hier mit geflissentlichen Entlehnungen aus Empedokles zu tun haben. Was versteht also Aristoteles unter Element? Element ist ein letzter Teil, aus dem etwas besteht und der selbst wieder in Arten sich nicht teilen läßt, oder letzter Bestandteil einer Mischung. Elemente sind Grenzen der Artensonderung. Es gibt fünf elementare Stoffe: Äther, Feuer, Luft, Wasser und Erde. Ihre Eigenschaften sind entsprechend im Weltganzen verteilt. Mit Ausnahme des Äthers finden sie sich in allen irdischen Körpern gemischt vor, wechselseitig ineinander übergehend, und zwar in den elementaren Gegensatz (Erde in Luft, Wasser in Feuer). Diese Vorstellung von Gegensatzpaaren tauchte schon früher in der griechischen Naturphilosophie auf, wie überhaupt Aristoteles in seiner Elementenlehre gern Vorgänger benützt. Der Äther erfüllt — meint er — den Himmelsraum, und die Sphären und Gestirne leiten sich von ihm ab. Das Feuer ist seiner Eigenschaft nach warm und trocken, die Luft warm und feucht, das Wasser kalt und feucht und die Erde kalt und trocken. Aus jedem Elemente kann jedes andere werden.*) Das was aus einer chemischen Vereinigung hervorgeht, nämlich der zusammengesetzte Körper, besitzt andere Eigenschaften als die Elemente selbst; die Eigenschaften dieser Elemente gehen in dem Körper auf, „so wie die von Buchstaben in der aus ihnen sich zusammensetzenden Silbe...." Schon früher bemerkte ich, daß in der Aristotelischen Naturphilosophie und insbesondere in seiner Elementen- und Prinzipienlehre die dialektischen Keime der Alchemie lägen. Das geht, meiner Meinung nach, schon aus der ganzen Fassung seines Werdeprozesses, seiner energetischen Vorstellung von der Über-

*) Das spätere Grunddogma der Alchemisten. Sie meinten: „Aus dem nämlichen Urstoffe bestehend, nur mit verschiedenen Eigenschaften ausgestattet, können bei Wechsel dieser Eigenschaften die Elemente also ineinander übergehen." Das ist echt aristotelisch, aber auch echt alchemistisch. Wir sehen hier den Kern der sogenannten Transelementation.



führung eines Potentiellen (hier also das chemische Ausgangsmaterial) zum Aktuellen (etwa Gold) hervor. Die immer zu Höherem aufsteigenden und sich betätigenden Energien, bis hinauf zur wunderbaren Entelechie, zur höchsten Ausdrucksfähigkeit der Natur, zur Vollendung, diese verblüffend kühne Stufenleiter von Energien und Zwecken hat auch hier praktische Handhabung in den Bereich des Verstandesmäßigen erhoben. Im Grunde sind es aber vier Punkte, die mir ganz vorzüglich wichtig scheinen als geistige Triebfedern jener schicksalsreichen Kunst, aus Unedlem Edles zu machen. Diese vier Punkte sind: 1. das Prinzip der qualitativen Stoffverschiedenheit; 2. das Prinzip der qualitativen Stoffveränderung; 3. der berühmte und naturphilosophisch sehr feingeistige Mischungsbegriff (Beispiel: Wechselwirkung von Zinn und Kupfer, wobei ersteres dem Kupfer eine Färbung gibt) und letztlich 4. die Vorstellung, daß durch Zusatz bestimmter Qualitäten an Metallen, gewissermaßen durch Zusatz eines Fermentes, eine Umwandlung hervorgerufen werden kann, d. h. eine Metalltransmutation (Transelementation) eintritt. Weiter. Die Natur kann aber ohne Bewegung und Veränderung nicht gedacht werden. Was ist aber Veränderung? Veränderung ist nach Aristoteles: 1. substantiell Entstehen und Vergehen, 2. quantitativ Zu- und Abnahme, 3. qualitativ Verwandlung und 4. räumlich Ortsveränderung. Bewegung im eigentlichsten Sinne allerdings sind nur die drei letzten Zustände. Schon daraus folgert die Verschiedenheit und Umwandlung der Stoffe, schon daraus das Ineinandergehen der Gegensätze schwer—leicht, warm—kalt, trocken—feucht, ja überhaupt die Möglichkeit jeder Transelementation. Alles Werden geht ja in Gegensätzen vor sich. *Γένεσις* (generatio) ist die Entwicklung oder das Werden eines Elementes aus einem anderen; denn nichts wird eigentlich neu erzeugt. Corruptio unius est generatio alterius, sagte dann später die Scholastik. Was ist nun corruptio und was generatio? Löst sich der Zusammenhang der Materie und verliert er einerseits seine Disposition zur ursprünglichen Form und wird andererseits geeigneter für die andere, so ist das corruptio. „Sie ist ein zeitlich verlaufender Prozeß, der eben deswegen als Subjekt ein wirklich vorhandenes Ding verlangt; denn nur ein solches kann zeitlich sein und nur an ihm kann ein Korrumpierendes ansetzen. Das Ende dieses Vorganges und seine Abgrenzung gegen eine neu beginnende Zeitreihe ist der zeitlich nicht ausgedehnte Augenblick, in welchem die Materie des früheren Körpers — z. B. eines Wassertropfens — seine bisherige Form plötzlich verliert und die neue Form — z. B. der Luft — bekommt. Das ist die eigentliche generatio. Sie ist non motus sed mutatio*), d. h. kein zeitlich verlaufender Vorgang, sondern ein augenblicklicher. Sie gehört als Teilungspunkt einer einzigen Zeitlinie den beiden Teilen derselben zugleich an: eine Zeit lang existierte die nämliche Materie unter der Form des Wassers bis zu diesem Grenzpunkte hin (der als Endpunkt der Korruption auch wohl selber ungenau corruptio heißt, gewöhnlich aber wird der terminus corruptionis als generatio bezeichnet), ohne zeitliche Unterbrechung existiert dieselbe von da weiter unter der Form der Luft. Die Materie allein ist also beim Übergang eines elementaren Körpers in einen anderen das bleibende Substrat, an

*) Thomas von Aquino, De nat. mat. c. 1 u. a.

welchem das Werden vor sich geht. Gerade die Beschaffenheit dieses Substrats, das für sich allein keinen Augenblick existieren kann, zwang die Scholastiker zu der Annahme, welche uns jetzt so natürlich erscheint, daß das eigentliche Werden, der Wechsel der Formen, in einem zeitlich nicht ausgedehnten Momente statthabe ....“*) Das ist der Niederschlag der aristotelischen Vorstellung in der Scholastik. Die Alchemie dieser Zeit hat diese Gedankengänge genügsam ausgebeutet. Klarer wird dies, wenn ich weiter daran erinnere, daß an der Hervorhebung der elementaren Wandelbarkeit durch Aristoteles eine zweite Idee beteiligt war und auch von ihm ausgesprochen wurde: die Möglichkeit der Metallverwandlung und -erzeugung. Das ist nun ganz und gar alchemistisch. Es ist der schicksalsreiche und von den späteren Alchemisten mit so viel symbolistischer Komposition erweiterte Gedanke von der Umwandlung der Elemente, von der qualitativen Veränderung oder Ineinanderverwandlung, der nicht Druck und Stoß voraussetzt, sondern eine innere Wesensveränderung und chemische Verbindung. Nicht ein äußeres synthetisches Aufbauen, sondern Mischung von Stoffen existiert, in welcher sie keineswegs mehr in ihren früheren Eigenschaften vorhanden sind, sondern überhaupt neue Stoffe geworden sind. Hier setzt die alchemistische Lehre von der Entelechie des Goldes ein. Ja, als Aristoteles die Idee von der elementaren Wandelbarkeit anschlug, war der Rückschluß auf eine Metallverwandlung ein naheliegender und ebenso auch dann die praktische Anwendung, edle Metalle aus unedlen zu erzeugen. An dem Beispiele von der Wechselwirkung von Zinn und Kupfer wollte er es in seiner interessanten Schrift *περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς* beweisen und erhärten. Sagt er doch, daß einige Dinge wechselseitig nicht genau fixiert sind und zwischen einem Sein hin- und herschwanken, da sie nicht nur kaum bemerkbar mischungsfähig sind, sondern auch das eine aufnehmender Stoff, das andere Form ist. Das Zinn verschwindet im obigen Beispiel also völlig, gleich einem stofflosen Zustand des Kupfers, und entflieht im Stadium der Mischung, und zwar dann, nachdem es dem Kupfer nur eine Färbung gegeben hat. — Auf eine nähere chemische Kritik dieser Vorstellungen bin ich an anderer Stelle eingegangen.

Das ist durchaus einer späteren alchemistischen Erklärung entsprechend, es bringt das richtige Moment der qualitativen Einwirkung in Bezugnahme auf eine durch Zusatz bestimmter Qualitäten hervorgerufene Metalltransmutation. Dies blieb also fortdauernd lebendig: Ist unedles Metall in edles wandelbar? Wie führe ich diese Entelechie herauf? Existiert ein chemisches Präparat — es sei nun ein Liquidum oder fester Körper —, wodurch andere Metalle in echtes und beständiges Gold verwandelt werden können? Hat nun endlich ein solcher „mercurius philosophorum“, „Stein der Weisen“, die „rote Tinktur“, das „große Magisterium“, „große Elixir“ oder wie man es sonst irgend nannte, nicht nur das Vermögen, Gold zu „tingieren“, sondern auch als eine Wunderarznei, als eine Panacee des Lebens zu wirken? Das waren dann die Fragen, die sich an das ursprüngliche aristotelische Gedankensystem ansetzten. Wir können daher zusammenfassend sagen, daß Aristoteles der erste

*) L. Schmöller: Die scholastische Lehre von Materie und Form. Passau 1903. S. 14 und 15.



theoretische Alchemist war. Als Praxis aber war diese vermeintliche Kunst, aus unedlem Ausgangsmaterial Gold zu erhalten, viel früher bekannt, u. zw. schon damals, als man erstmalig Bronzedarstellungen versuchte. Gewiß um 2500 v. Chr. schon. Die Bestandteile der Bronze, Kupfer und Zinn, die goldähnlichen Farbennuancen, die bedeutendere Kostbarkeit des neuen Produktes aus beiden Bestandteilen gaben Vorstellungen und Werten Raum, die wir später „alchemistisch“ nennen. Aber erst Aristoteles war der Mann, der zu dieser schon in prähistorischer Zeit gepflogenen Praxis die Theorie erfand. Von hier aus strömen dann die akut alchemistischen Begriffe — in den buntesten Aus- und Umgestaltungen — über Stoizismus, Epikureismus und Skeptizismus in die synkretistischen Systeme und von da in die arabische Wissenschaft, die wieder dann der vulgären Alchemie und ihren charlatanistischen Ausformungen viel Nahrung bot. Im 13. Jahrhundert hatte diese „Kunst“ in Deutschland schon sicheren Boden. Auch in Frankreich und Italien wurde sie bereits gepflegt. Ihr philosophischer Akzent war nunmehr nur der der Scholastik.

Aus dem bereits Gesagten ergibt sich deutlich, daß die antike Metallurgie auch der Schauplatz der antiken Alchemie ist. Die Praxis war zuerst. Dann kamen Theorie und Dialektik. Die Praxis wurde durch mündliche Tradition weitergegeben — schon von Ägypten aus — und erst mit dem Aufblühen der griechischen Naturphilosophie reift die alchemistische Doktrin, die philosophische Formel der Metallverwandlung. Und als die entkräftete Antike zur Ruhe ging, ging wohl die Theorie mit, aber die Praxis blieb. Der damals genießende und bedürfnisreiche Mensch konnte diese nicht entbehren, er benötigte die chemische Technologie und ihre Industrien. So sprach sich die Praxis gewissermaßen von Handwerker zu Handwerker weiter, vom Alchemisten zum Goldschmied, vom Goldschmied zum berufsmäßigen Charlatan und Fälscher u. s. w. Das naturwissenschaftliche Moment begann zu verblassen. Nur Fragmente der Gedankenwelt des Aristoteles, Theophrast, Plinius, Vitruvius, Dioskorides klangen in den Köpfen von Handwerkern, Goldschmieden und metallurgischen Arbeitern an, von Menschen, die tagtäglich mit Schmelzprozessen, Lötarbeit, Metallverfälschung, Vergoldung und Versilberung zu tun hatten. So finden wir in den bereits oben genannten mittelalterlichen Färbevorschriften „Compositiones ad tinguenda“ und „Mappae clavicula“ echte wie auch barbarisch verstümmelte Ideen und Rezepte über alchemistische Praxis, die ebenfalls in ihrem Grundwesen aus ägyptisch-griechischen Quellen flossen. Es ist hier eine Linie, welche von Ägypten*) über griechische und römische Antike und Verfallszeit ins lateinische Abendland des Mittelalters führt. Doch muß daran erinnert werden, daß die Alchemie als Theorie und Naturphilosophie über die Syrer und Araber um das Ende des 12. Jahrhunderts ins Abendland kam. Als solche ist die Alchemie aber immer ägyptisch-griechischen Ursprungs. Was war das äußere Wesen dieser alchemistischen Praxis? Wie wir schon im früheren eingehender andeuteten, handelte es sich um das Problem der Metallverwandlung, d. h. edles Metall aus unedlem zu erzeugen. Die

*) Die eigentliche Blütezeit in der chemischen Technologie erlebte dieses Land in den Tagen des ausgehenden römischen Reiches.



praktische Beschäftigung mit der Goldschmiedearbeit und ähnlichen Industrien waren verwandte Handfertigkeiten. Beide, Alchemie und Goldschmiedekunst, befruchteten sich gegenseitig. War doch das alles einer alchemistischen Praxis nur entgegenkommend und hat neuschöpferisch gewirkt: die Kenntnis, Metalle durch Zuschlag zu färben — wir erinnern an das oben erwähnte Beispiel des Aristoteles —, das Verfahren, durch Legierung Metalle zu imitieren, um so minderwertige Produkte von geringem Gehalt zu erzielen, die Technik der „Färbung" überhaupt, Arbeiten insbesondere mit „Bronze", „goldfarbigem Kupfer" und „Weißkupfer". Alles wurde vergoldet, Holz, Glas, Leder, Blei, Pergament u. a. m. Man suchte dann nach den seltsamsten Zuschlagssubstanzen, nach goldbildenden Fermenten mit überraumzeitlichen Kräften und ungezügelter Macht, Gedanken, die nicht an letzter Stelle besonders durch die Philosophen der nacharistotelischen Zeit und des phantasiestrotzenden Synkretismus befruchtet wurden. In dieser Art sind die Begriffe — selbstredend Utopien — vom „Stein der Weisen" (mercurius philosophorum), vom „großen Elixir", von der „Tinktur" und den „Medizinen" und anderen vermeintlichen Metallumwandlungsmitteln allmählich erwacht und mit ihnen die Universalarzneien, die als Panacee das Leben verjüngen und verlängern (z. B. das Trinkgold = aurum potabile). Plinius erzählt davon, daß man aus Schwefelarsen (Auripigment) Gold herzustellen versuchte. Schwefelarsen verwendeten überdies die antiken Alchemisten und Metallurgen mit besonderer Vorliebe bei ihren Legierungsversuchen. Um aber das gleich zu sagen: die werdende Alchemie zog nicht allein aus der Metallurgie und ihrer Praxis das Belebende, bald umspannte sie auch andere Fachdisziplinen der Chemie und Technologie und verstand es immer, den elastischen Begriff der Metallverwandlung auf andere Körper (z. B. Glas, künstliche Edelsteine) zu übertragen, wobei der Gedanke der Erzeugung des Edlen aus Unedlem stets im Vordergrund stand. Das ging alles langsam, aber stetig auch in die spätere Zeit und das Abendland hat es umgedacht und mit neuen wissenschaftlichen Werten aus der Vergangenheit herausgeführt. Was aber die Alchemie einst im Abendland geleistet, davon zeugen noch die heutige chemische Technik und Präparatendarstellung; wie sie dem Geistesleben ganz wesentliche Momente verliehen, lehrt uns die historische Naturphilosophie, weiter auch die Geschichte der chemischen Laboratorien, die doch so interessante Gesinnungssozietäten und vielfach gleichsam naturwissenschaftliche Akademien in der Humanistenzeit vorstellen. Das alchemistische Laboratorium führender Gelehrten — vielfach auf einsamen Flußwerdern, Inseln oder in stillen Gärten gelegen — war eben nicht nur Probierstätte und Versuchsanstalt, sondern auch der Sammelplatz einer gesinnungsgemeinschaftlichen Verbrüderung und Wissenschaftsgenossenschaft. Auch die Geschichte des Perpetuum mobile, des „immer beweglichen Triebwerks durch drei Kugeln ungleicher Größen", ist mit diesen Verbänden eng verknüpft, gleichsam ein Pendant zur Idee von der Transmutation der Metalle. Gewiß dürfte darum auch durch Jahrhunderte hindurch der Name „Chemie" in manchen Kreisen — nicht an letzter Stelle in den Versammlungen der Freimaurer — als Geheimname (Deckname) gegolten haben, der für die Eingeweihten einen verbotenen Kult und dessen Lehre oder eine Kunst (Lebenskunst) bedeutete. „Jedenfalls wird der Name Chemie — Ludwig

Keller*) wies erst kürzlich darauf hin — auch im Sinne von ‚heilige Kunst', ‚hermetische Kunst' (Lehre des Hermes) gebraucht. Man nannte die Chemie auch ars tinctoria mit klarer Anspielung auf gewisse Bräuche des Eintauchens und der Reinigung, wie sie in den geheimen Kulten vielfach üblich waren und in der Taufe ihre Fortpflanzung erhalten hatten. Hiermit hängt auch die Tatsache zusammen, daß die Doppelsinnigkeit der Ausdrücke geradezu eine kennzeichnende Eigenschaft des älteren Ausdruckes ‚Chemie' ist." Sie galt daher als ‚Kunst', d. h. als ein Inbegriff der Formen wie der Grundsätze der alten Kultgesellschaften (maurerische Sozietäten) und späteren Hüttenbrüderschaften, die ja zur Geschichte der Alchemie enge Beziehungen haben ... Aber das darf man nicht vergessen: die Prämissen der Alchemie waren wohl grundfalsch, ebenso die experimentelle, doch das Konklusum mit seiner tausendfältigen Vielseitigkeit — und gerade dies wieder in praktischer Beziehung — hat Ergebnisse gezeitigt, von denen noch die heutige Chemie und Arzneikunde lebt, Ergebnisse, die vielleicht nur eines anderen theoretischen Vorzeichens bedürften, um bleibend aus der Vergangenheit herausgehoben zu werden.

Wir wenden uns der chemischen Technologie zu.

Historisch-chemisch von Bedeutung sind die Glasbereitung und Keramik der Antike. Auch diese Industrien sind von Ägypten (Theben) nach Griechenland**) und Rom***) gekommen. Plinius erzählt von Schmelzflüssen (ammonitrum) aus Sand (ὑαλῖτις ἄμμος) und Soda (νίτρον, nitrum)†)

*) Monatshefte der Comeniusgesellschaft, XIV. Jahrg. 1905. Heft 2. S. 154. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung). Über die Ableitung des Wortes Chemie möchte ich natürlich das gelten lassen, was ich eingangs sagte. Ursprünglich hatte das Wort weder zu schwarzer Kunst noch zu Alchemie Beziehung.

**) Glas wurde ursprünglich λίθος χυτή genannt, später — erstmalig bei Herodot — ὕαλος oder ὕελος. Für Glasindustrie, bezw. Darsteller des Glases liest man: ὑαλουργός (vgl. Strabon, XVI, S. 758, Paul Aeg. de re med. fol. 106, vers. 10, ed. Aldin.; ὑαλουργεῖον, Diosk. V, 181 u. a. m.), ὑαλεψός (vgl. Schol. Luc. Lexiph. 7, T. IV, 152, Jacobitz; ebenfalls ὑελοψός, Herod. epim. S. 138 und bei byzantinischen Literaten); ὑελινοποιὸς κρύσταλλος u. a. Schon in Mykenae dürfte eine primitive Glasfabrikation existiert haben. Freilich sind unter diesen Funden viele importierte Gegenstände orientalischen Ursprungs.

***) Schon vordem fanden von Phönikien und Karthago Smaltperlen und ähnliche gläserne Schmuckgegenstände in Italien Eingang, denn bereits in den ältesten etruskischen Gräbern sind orientalische Glasperlen wie auch Salbenfläschchen mit weißen Streifenornamenten auf bernsteinfarbigem Grunde beigegeben. — Das Glas wurde bei den Römern vitrum oder später crystallum genannt, der Glasarbeiter vitrarius oder vitriarius, Glasgegenstände vitrea oder vitreamina. Dem Worte vitrum begegnen wir überhaupt das erste Mal bei Cic. pro Rab. Post. 14, 40.

†) Schmelzflüsse aus Sand und Soda (oder Pottasche) waren vorzüglich ägyptische Erfindungen. So kam man dann zu unserer heutigen Erzeugung aus Quarzsand, Kalk und Soda oder Pottasche. Sie wurde in den κάμινοι ὑαλουργικαί vorgenommen. Die Soda (Na_2 CO_3) wurde aus den Naturprodukten gewisser Binnenseen gewonnen, wie man denn auch noch in neuerer Zeit vor Einführung

bezw. Pottasche, und frühzeitig schon färbte man sie durch Metalloxyde (Kupferoxyd). Sodafabriken (nitrariae) hatte man bei Naukratis und Memphis. Dann vervollständigte sich die Glasfärbekunst immer mehr und mehr, man färbte grün, milchweiß, purpurn, gelb und in mannigfachen Nuancen. Noch die Goldgläser (fondi d'oro) der Katakomben aus dem 3. und 4. christlichen Jahrhundert erinnern an eine reiche antike Kunsttechnik. Hiezu kam Glasmalerei, die Herstellung künstlicher Edelsteine, Emailerzeugung (Smalte) und das von Petronius erwähnte und unter Tiberius entdeckte unzerbrechliche Glas. Ein Kranz von wunderlichen Phantasien hat Eigenschaften und Wert unermeßlich aufgebauscht. Auch Plinius und Dio Cassius schreiben darüber, später Isidor von Sevilla, Heraclius und Joh. von Salisbury. Wiederum sehen wir hier Empfindungen und Interessen, die dem Problem vom sogenannten unzerbrechlichen Glase Seiten abzugewinnen trachten, die nur aus dem alchemistischen Anschauungskapitel heraus zu verstehen sind. Ich übergehe die übertreibenden Sagen, die sich an dieses chemische Produkt anschließen. Die antike Emailarbeit bietet manchen wertvollen Einblick in die Geschichte der Chemie im Zeitalter der klassischen Zeit, wenn auch hier ägyptische Techniken vorbildlich gewesen sein dürften. So untersuchte man ägyptische Schmelzfarben von glasierten Tonwaren. Hier war — Hugo Blümner nennt die Analysen von K. A. Hofmann — bei der weißen Farbe Natron das wesentliche Schmelzmittel, bei Braunrot Eisenoxyd, bei Blau Kobalt, „welches mit etwas Tonerde, Kieselsäure und Soda zu einer Paste angemacht war"; bei Schwarz eisenhältiger Braunstein, bei Violett Mangan. Auch in der griechischen und römischen Emailarbeit dürfte das Kupfer als Färbemittel für Rot, Blau und Grün, Kobalt für Blau, Eisen und Chrom für Grün, Antimon und Uran für Gelb und Orange gedient haben.

Großen Aufschwung nahm auch die Töpferei (Etrusker, Süditalien und Kleinasien). Auch die Färbung und Polierung von Tongefäßen und

---

industriell-chemischer Methoden (Leblanc 1794) z. B. aus vulkanischen Gesteinen und Auswitterungen Asiens, Afrikas und Ungarns sich Soda verschaffte; oder ganz besonders aus den Natronseen Ägyptens, den Ebenen am Kaspischen und Schwarzen Meer. Auch aus der Asche von See- und Strandgewächsen — z. B. Salsola, Chenopodium, Salicornia, Atriplex — wurde Soda gewonnen. Pottasche (K_2CO_3) stellte man sich, da sie ein Bestandteil der Asche von Landpflanzen ist, aus Holzasche dar. Schon im alten Judentum war Soda bekannt. Ich erinnere nur an das hebräische Wort neter = נֶתֶר, d. i. das *νίτρον* oder *λίτρον* der Griechen. Mit Öl vermischt diente es als Seife; man deutete es also als ein mineralisches Laugensalz. In den Sprüchen Salomons 25, 20 und in Jeremias 2, 22 können wir neter genannt finden. Leider ist die lutherische Verdeutschung mit dem Worte Kreide an der einen Stelle und mit Lauge an der anderen Stelle historisch-chemisch inkonsequent und ungenau. In beiden Fällen soll man Soda lesen. — Nitrum und *νίτρον* in antiken Literaturen mit Salpeter zu übersetzen, — auch im Zusammenhange mit der Glasdarstellung, — halte ich für unrichtig. Man nannte es auch Aphronitrum oder Schaumnitrum. Die Wortverwendungen bei Herodot, Theophrast, Virgil, Plinius, Ovid, Trebellius, Pollio, beim hl. Hieronymus u. a. weisen chemisch alle auf ein kohlensaures Alkali und nicht auf Salpeter.

Mosaiken, wie ihre Vergoldung und Versilberung waren in Übung. In jüngster Zeit wird uns durch Paul Diergart die historisch so wichtige Technik der sogenannten Terra sigillata nahegebracht. Ihr Wortbegriff ist ein zweifacher: einerseits eine rote, gebrannte Tonware mit Sammetglanz, andererseits ein Universal-Heilmittel (pharmakologische Terra sigillata). Was mir in diesen Untersuchungen ein besonders wertvolles Resultat zu sein scheint, ist die erkannte Tatsache von dem unmittelbaren Zusammenhang zwischen der vorchristlichen griechischen Schwarzglanz-Technik und der roten Terra sigillata-Technik des christlichen und nachchristlichen Rom und dann weiter in Hinblick auf die große Geschichte die innige Vermengung der antiken Tontechniken in den klassischen und vorklassischen Kulturzentren überhaupt.*)

Das Porzellan war, wie allen antiken Kulturvölkern — China ausgenommen —, auch Griechenland und Rom unbekannt geblieben.

---

*) Vgl. über diese interessante Frage das Referat im Sprechsaal (Zeitschrift für die keramischen, Glas- und verwandten Industrien), 37. Jahrg, Nr. 41 vom 13. Oktober 1904: In der 76. Vers. Dtsch. Naturf. u. Ärzte in Breslau (Abteilung f. Gesch. d. Med. u. der Naturwissenschaften) sprach am 21. Sept. Paul Diergart-Berlin über das Thema: Zur Technik der Terra sigillata. In den einleitenden Worten äußerte sich der Vortragende, der sich seit Oktober 1903 mit dem Terra sigillata-Studium beschäftigt, zur Geschichte des Wortes Terra sigillata und der damit verbundenen Begriffe der roten gebrannten Tonware mit dem Samtglanz und des Universal-Heilmittels und verbreitete sich unter Berücksichtigung neuerer, erst im Erscheinen begriffener diesbezüglicher archäologischer Werke französischer Verfasser über das Wesen der römisch-germanisch-gallischen Terra sigillata-Industrie und ihre fabrikatorischen Überreste im Bereiche des römischen Kaiserreichs in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Er entwickelte den jetzigen Stand der Terra sigillata-Frage vom chemisch-technischen Gesichtspunkte und beschrieb an der Hand eines reichen Analysenmaterials sowohl von antiken Scherben wie von Tonen typischer antiker Töpferstätten die Zusammensetzung der antiken gebrannten Ware mit besonderer Berücksichtigung ihrer Glasur, indem die keramisch-chemische Seite der Untersuchungen in erster Linie betont wurde. Aus einigen vorgezeigten antiken Terra sigillata-Stücken mit typischen Tropfenbildungen und aus Versuchen damit ging hervor, daß Fluß- und Färbemittel in der antiken Glasur vorhanden und in ein und derselben Masse dem Scherben aufgetragen waren. Das Verhalten der antiken Scherben im Ofen bei Verschiedenheit von Temperatur und Feuer mit seinen Schlußfolgerungen (wie z. B. die anorganische Konsistenz von Fluß- und Färbemittel in der antiken Glasur, der unmittelbare Zusammenhang zwischen der vorchristlichen griechischen Schwarzglanz-Technik und der roten Terra sigillata-Technik des christlichen und nachchristlichen Rom und im allgemeinen die innige Vermengung der antiken Tontechniken in den klassischen und vorklassischen Kulturzentren überhaupt u. a.) erregte unter Vorzeigung der betreffenden Belegstücke besondere Teilnahme. Darauf übermittelte der Vortragende die Ergebnisse seiner Untersuchungen zur Feststellung von Temperaturen in den griechischen Brennöfen einerseits und den römischen andererseits. Das Verfahren der Porositätsbestimmung einer großen Anzahl Scherben typischer Örtlichkeiten bei etwa 16 verschiedenen Temperaturen

Zu seltener Blüte gelangte die aus Ägypten stammende Färberei-Technik. Außer dem, was wir in allem Wesentlichen dieses Gebietes bereits hervorgehoben haben, sehen wir diese Industrie in Griechenland und Rom mit einem Schatz von chemischen Kenntnissen vereinigt. Das Färben von Stoffen verschiedenster Art hatte ein reifes Verständnis für Farbenherstellung aus organischem und anorganischem Ausgangsmaterial zur Voraussetzung. Zinnober (auch dann Azur genannt), Mennige, Rötel (Roteisenocker), Bleiweiß, Smalte (= Kobaltsilikat), Grünspan (= Kupferacetat), Auripigment (= $As_2 S_3$), Bleiglanz (der Grundbestandteil der ägyptischen Schminke „Mesdem"), Schwefel (als Bleichmittel) waren die diesbezüglichen anorganischen Ausgangsmaterialien, Indigo, der in vielen Flechten wie Roccella tinctoria, Lecanora u. a. vorkommende Orseillefarbstoff (gätulischer Purpur),*) Purpurfarbe (*πορφύρα*), Kienruß (mit Gummi gemischt als Tinte verwendet) die organischen. Die Vergoldungsverfahren von Leder, Stoffen u. s. w. sind schon erwähnt worden. Auch über die von den antiken Malern benützten Farben sind wir heute gut orientiert, wie überhaupt das Farbenempfindungssystem der Hellenen erst kürzlich wieder durch gründliche Untersuchungen uns nähergebracht wurde. In ganz frühester Zeit haben nach Plinius die Maler nur wenige Farben gekannt und primitiv benützt, vor allem nur weiße Erde, attischen Ocker, sinopischen Rötel und Rauchschwarz, später wären dann die colores floridi dazu gekommen wie natürlicher und künstlicher Zinnober (*κιννάβαρι*; später *ἄμμιον*; minium) armenisches Blau,

erwies sich als sehr zweckdienlich insofern, als bei allen Stücken die bedeutende Abweichung ihrer Porosität von derjenigen der antiken Scherben bei sich ganz nahe kommenden Temperaturen eintrat, was in Gestalt von auf Papier aufgezeichneten Kurven sich sehr scharf zu erkennen gab. Die Temperaturgrenzen in den bezeichneten Öfen dürften somit als festgelegt gelten, und in ihrer Schlußfolgerung erscheint es hiernach möglich, daß die Griechen höher gebrannt haben als die Römer.

Der synthetische Teil der Frage, besonders die Versuche zur Herstellung der antiken Glasur, nahm den zweiten Abschnitt des Vortrags ein. Der Besprechung der heuigen Methoden des Glasierens folgte ihr Vergleich mit einigen Techniken dieser Art, die von Naturvölkern ausgeübt werden, obwohl diesen eigentliche Glasurmethoden nach unseren Begriffen selten eigen sein dürften. Alsdann erörterte und begründete der Vortragende seine bei seinen Versuchen angewandten Methoden mit Lösungen, Suspensionen rc. in vielen Modifikationen auf den lederharten polierten und unpolierten, lufttrockenen und verglühten Scherben, unter Vorzeigung der wichtigeren Ergebnisse, die früher unternommene Versuche ergänzen und teilweise ihre Fehlerhaftigkeit berichtigen. Der geologisch-mineralogischen Eigenart der antiken Terra sigillata-Töpferstätten wurde dabei mit Unterstützung von fachmännischer Seite Sorge getragen.

*) Vgl. das Nähere bei Hugo Blümner: Technologie und Terminologie der Gewerbe bei Griechen und Römern. Leipzig 1887, IV. Bd. 2. Abt. S. 467 ff. Hier der Hinweis auf Plinius XXXV, 30: sunt autem colores austeri aut floridi. Utrumque natura aut mixtura evenit. Floridi sunt—quos dominus pingenti praestat—minium, Armenium, cinnabaris, chrysocolla, Indicum, purpurissum, ceteri austeri.

Drachenblut (cinnabari; ein rotes, harziges Pigment, meist aus Calamus Draco), Kupfergrün, Indigo und Purpurissum.*) — Was die Färbereitechnik von Geweben betraf, so mag daran erinnert werden, daß meist die Rohstoffe, nicht erst die Gewebe gefärbt wurden, und zwar immer mit Farbstoffen aus dem Pflanzen- und Tierreich. So vor allem mit Orseille, Safran, Krapp, Galläpfeln, Waid, mit den äußeren Schalen der Walnuß, Indigo, Kermes und ganz besonders mit dem berühmten Purpur. Der sogenannte tyrische Purpur — er galt als der beste überhaupt — wurde durch eine wiederholte Färbung hergestellt (*δίβαφον*), „indem der zu färbende Stoff zuerst in pelagium, d. h. in dem zubereiteten Safte der Purpurschnecke (*πορφύρα*, purpura), und zwar in dessen halbausgekochtem Zustande, darauf in buccinium, d. h. dem Safte der Trompetenschnecke (*κήρυξ*, buccinum murex), gefärbt wurde".**) Am liebsten benützte man Wolle und Seide als zu färbende Stoffe. Der ursprünglich farblose Saft der Purpurschnecke färbte sich erst an der Luft allmählich rot. Die chemische Zusammensetzung dieses Purpurs dürfte Indigoblau und ein wenig beständiges Rot gewesen sein.***)

Die Pharmazie und die verwandten Gebiete waren bei den Griechen und Römern ebenfalls stark ägyptisch beeinflußt, wenn auch die vielfach noch vertretene orientalische Wortableitung ph-ar-maki durchaus anfechtbar ist. Vielmehr kommt „Pharmazie" vom griechischen *φάρμακον*, einem Worte, das ursprünglich *φάρβακον* lautete und zu *φορβή* (Zauberheilkraut) Beziehungen hat. Auch hier, in der medizinischen Chemie, begegnen wir reichen Erfahrungen. Weite Verbreitung und vielfache Anwendung fanden Bleiweiß, Kupfervitriol (Chalcanthum). Bleiglätte, Alaun, Grünspan, Eisenrost, Soda (Naturprodukt), Pottasche (durch Auslaugen von Pflanzenasche oder nach Dioskorides durch Brennen von Weinstein gewonnen), Salpeter, Schwefelverbindungen des Arsens und der arsenigen Säure, Mohnsaft, Extrakte der Tollkräuter. Die Anfertigung von Salben — ihre Technik kam vom Orient — war bekannt und es dürften nach Theophrast hierzu hauptsächlich damals weitverbreitete Fette wie Olivenöl, Sesamöl, Bittermandelöl, Öle der syrischen und ägyptischen Nuß (*βάλανος*) verwendet worden sein. Berühmt waren auch babylonische und assyrische Salben, und zwar ganz vorzugsweise die aus der Valeriana Jatamansi (Nardus indica) hergestellte Narde (*νάρδος βαβυλωνιακή*), weiter die Zimmetsalbe und die Königssalbe (*κινναμώμινον*, *βασίλειον μύρον*; regale unguentum bei Plinius XIII. 2, § 18). Das *σούσινον* und das *κύπρινον* bei Dioskorides und Theophrast dürften phönikische Salbenpräparate gewesen sein. Andere, vielfach aus dem Orient stammende Salben des Altertums waren: *μύρον Αἰγύπτιον*, *σαγδᾶς* (*φάγδας*), *μετώπιον*, *οἰνάνθινον*, das

*) Sein Hauptbestandteil ist Orceïn (C_{28} H_{24} N_2 O_7).

**) B. Büchsenschütz: Die Hauptstätten des Gewerbefleißes im klassischen Altertum. Leipzig 1869. S. 84.; Plinius Naturgesch. IX, 62, § 135.; M. A. Schmidt: Forschungen auf dem Gebiet des Altertums, Berlin 1842, I. (S. 96—212). Über die Güte und die Berühmtheit dieses tyrischen Purpurs vergl. Plin. IX, 127. Eust. ad Dion. Per. 911. Clem. Alex. Paed. II. 10, p. 239. — Strabon, XVI, 757.

***) Die noch heute erhaltenen mit Purpur gefärbten Stoffe sind jetzt blauviolett.



μεγαλλεῖον aus Ephesos, das *λιβανώντινον μύρον* aus Pergamum, Majoransalbe, Quittensalbe, Safransalbe, Liliensalbe, auch Mastixöl (*μαστίχινον ἔλαιον*) u. a.*) Man unterschied bei diesen Präparaten zweierlei: erstens einmal sucus, das ist das aus den Pflanzen dargestellte flüchtige (ätherische) Öl, und zweitens corpus, das ist das Fett, meist aus Früchten ausgepreßt, wie Oliven-, Nuß-, Mandelöl u. a. m. „Dieses Fett bildete den Körper der durch das Pflanzenöl wohlriechend gemachten Salben und hieß daher bei den Griechen *στῦμμα*, *τό στυπτικόν*, während jene Bestandteile *ἡδύσματα* hießen. Man unterschied darnach flüssige Öle, *στακτά* oder *ψαιστά*, olea und feste Salben, *παχέα*, odores, während *μύρον* und unguentum beide Begriffe umfassen. Zu diesen beiden Hauptsubstanzen kommen dann vielfach noch Färbemittel hinzu, wie Zinnober, Safran, Ochsenzunge u. ä., außerdem Ingredienzen, welche dazu bestimmt waren, das Fabrikat dauerhaft zu machen: so Salz, welches das Öl konservierte, Gummi und Harz, welches den Geruch festhielt."**) Denn ein Extrahieren der reinen ätherischen Öle aus den Pflanzenteilen dürfte dem Altertum kaum bekannt gewesen sein.

Die Seifenbereitung fand ebenfalls reichliche Pflege durch Verseifung von Fetten mit Kali- oder Natronlauge und Gewinnung der entsprechenden Fettsäuresalze (= Seifen). Die Materialien boten tierische Fette, Aschenlauge (mit Kalk) oder Soda. Hierüber besitzen wir Berichte des Plinius, der besonders auf die Seifenbereitung in Germanien und Gallien sein Augenmerk gerichtet hatte. Zu den beliebtesten Heilmitteln gehörte damals das später wieder in Vergessenheit geratende Wollfett, unser modernes Lanolin.***) Es hieß *οἴσυπος*, *οἴσυπον* auch *οἰσύπη* (oesypus oder oesypum), was ursprünglich Kot der Schafe, dann die schmutzige Wolle dieser Tiere und endlich das daraus hergestellte Fett bedeutete. Dioskorides und Plinius haben seine Erzeugungsmethoden eingehend beschrieben und auch die mannigfache Verwendung als Heilmittel und kosmetisches Präparat hervorgehoben. Von anderen antiken Chemikalien und Drogen nennen wir die Essigsäure in der Form von Weinessig (bei Livius, Plutarch, Plinius), Erdöl (Naphta: *νάφθας*), die schon erwähnten Öle aus Früchten und Samen, Destillationsprodukte der Koniferenharze, aromatisch riechende Räucherpulver, Oliven-, Rizinus- und Mandelöl, ätherische Öle und die Stärke (*ἄμυλον*). Auf dem Gebiete der Lederbereitung kannte man Gerbmittel als Kiefern-, Erlen-, Granatbaumrinde, Sumach, Eicheln, Galläpfel, Alaun- und Salzmischungen u. a.

Wir haben gesehen, daß als Arbeit und Praxis — hervorgegangen aus Bedürfnissen des Lebens — die Chemie einst eingesetzt hat, und in dieser Ausformung steht sie auch wieder am Ende des Altertums. Als Praxis hat sie sich in das Mittelalter hinübergerettet.... Die Arbeit war ursprünglich also zuerst. Der religiöse Kult nimmt sie bald für sich in Anspruch. Die

*) Nachrichten hierüber hauptsächlich bei Theophrast, Dioskorides, Plinius, Athenaios, Galenos, Julius Pollux.

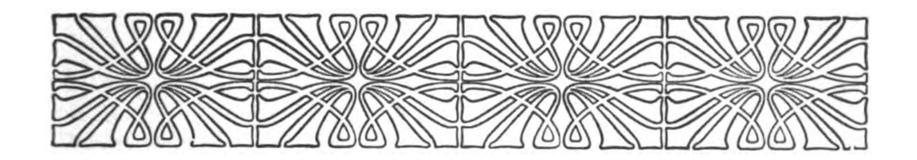
**) Hugo Blümner, a. a. O. I. Bd. 1875. S. 352.

***) Bekanntlich hat es erst wieder Liebreich in die Medizin eingeführt. Das Lanolin setzt sich aus Fettsäure-Estern des Cholestrins [C_{26} H_{43}. OH (C_{27} H_{44} O?)] zusammen, wird von der Haut aufgenommen und vermag Wasser zu binden.

Chemie wird eine „heilige Kunst“, eine religiöse „Industrie“. Dann kommen die ersten eindeutigeren Gedanken — anfänglich immer noch in den Gewändern einer mystischen Poesie und religiösen Kultrede — über Wesen und Änderungen des Stofflichen. So reifen die frühesten naturphilosophisch-chemischen Gedanken. Als dann die Antike und mit ihr das ganze große Kulturkapital abblüht oder, besser gesagt, als sie von einer völlig anders gearteten geschichtlichen Macht aufgesogen und verarbeitet wurde, da gingen fast alle Theorien im Sturmwind des neuen Werdens verloren und nur die Praxis blieb, die chemischen Kenntnisse des Laboranten, praktische Verfahren und Rezepte des technischen Chemikers. Der feinere naturphilosophische und chemisch-theoretische Kommentar dazu geriet in Vergessenheit, denn er hatte den nüchternen Bedürfnissen des damaligen Lebens nichts zu sagen. So hat eine reiche Praxis es zuwege gebracht, daß damals die Chemie nicht völlig untergegangen ist, und sie mit viel Wertvollem hinübergerettet — freilich meistens auch als Alchemie — in eine neue, anfänglich an freiem, ungehemmtem Naturforschen und starkem Naturfühlen nicht gar reiche Zeit.... Und so lehren uns auch schon diese Blätter der Geschichte der Chemie, als sich der Einblick in die Natur bei weitem noch nicht so vertieft hat wie in späteren Epochen und als das rein Praktische noch zu oft das Wachstum der Theorie übereilte, wie Geistesgeschichte und Kulturgeschichte sich immer wieder gefunden haben. Geschichte der Naturwissenschaften ist eben nicht allein Geschichte des denkenden Naturbetrachtens, sondern sie ist auch Geschichte von Menschen, schauenden Menschen, ihrem Empfinden und Sinnen. Sie ist in dieser Hinsicht Menschheitsgeschichte und darum auch Kulturgeschichte. Die Natur, die von jeher auf uns so übermächtig gewirkt, sie im Spiegel der menschlichen Reflexion zu sehen, in all den Strahlenbrechungen, die Zeiten veranlaßt haben, das ist das eine. Aber dann: ihre köstlichste Anregung kommt auch von der Seite ihres Wesens, an die sich andere Spekulationen angesetzt haben, besonders Mathematik, Philosophie und Religion. Die erstere erzeugte in ihr die Gesetzeswissenschaft, das Nomothetische, — die Philosophie eine natürliche Metaphysik und die Religion den gefühlsbetonenden Akzent für beide. Und die Männer, die nach diesen verschiedenen Richtungen hin die Naturwissenschaften vertraten und ausbauten, sind uns daher interessant und erforschungswert. Das Moment der persönlichen Innenschau, seelischen Verfassung oder inneren Situation, Impulse und Willensakte, Gewolltes und Gefühltes, das ja in jeder Geschichte den Schlüssel bietet zum Verständnis des Menschen, der in ihr handelt, muß daher bei den großen Führenden im Wesen klarzustellen versucht werden. Das alles ist ja auch an die Naturwissenschaften herangetreten und ist wieder mit einer neuen Welt belastet aus ihr geboren worden im fortdauernden Wechsel und Austausch. Gründe genug, um auch in der Geschichte der Naturbetrachtung und -erkenntnis rein psychische Vorgänge aller theoretischen und praktischen Gedankenarbeit als Folie zu unterlegen. Freilich, sie hat nichts Theatralisch-Pathetisches, diese Geschichte, damit soll aber nicht behauptet werden, sie wäre für die modernen Bildungsinteressen banal, schwerfällig oder gar langweilig. Keineswegs. Die Pfade, auf denen die großen Denker über die Natur gekommen sind, führen aus einem „Wunderland“ heraus, aus der Heimat der Dämonen, der mythischen Personifikation und der Naivetät, aus Volksglaube und sinnlicher, grobbildlicher Naturwertung.

Mühsam geht's aufwärts durch die Rätsel und Räder der Zeit. Noch ist sich der damalige unkomplizierte Mensch selbst der Wertungsmaßstab, nach welchem Natur geschätzt und erklärt wird. Und dann fällt sie in seine Seele wie ein keimender Morgen, die Natur, die Sinnbild des Geistigen ist. Dann ist sie Selbstzweck und nicht der Mensch. Immer höher führen nie geahnte Pfade, hinauf in die kühle, nüchterne Region der frostigen Kritik und des „Gesetzes". Und wie Todesschauer kommt es über Naturgefühl und sentimentales Erleben, über landschaftlichen Natursinn und persönliche Wiedergeburt des Gesehenen. Dann trennen sie sich: die Natur der Kunst und die Natur der Wissenschaft, das ästhetische Genießen und die harte Tatsachen- und Ursachenprüfung. Und vor die letztere stellt sich die riesenhafte Frage: Wie kommt die Außenwelt zustande und was sind Anfang und Tod? Es begann ein Naturforschen des Experimentes, ein fieberhaftes Finden und Erfinden von Bedingung und Anlaß. Freilich trug der Mensch von seinem Wege noch die Spuren — und sie waren überreichlich vorhanden —, auch als er gelernt hatte, seine Erlebnisse an der Natur völlig anders zu verarbeiten, als Natur*betrachten* und Natur*erkennen* längst nicht mehr dasselbe waren. Diese ganze Naturwertung war scheinbar für Ewigkeiten ersonnen, diese Vorstellungen, wie all das wirklich Große, was uns die Antike überlassen hat, sie waren so täuschend im Aussehen, daß die Natur mit ihnen verwechselt wurde und umgekehrt sie mit ihr. Aber das alles liegt auch zwischen den Blättern der Geschichte der Chemie. Denn diese Geschichte ist gleichfalls Leben, auch an ihr sind Menschen beteiligt gewesen mit Seelen, durch die alles hindurch mußte: individuelle Eigenart und Kraft der Vorstellung, nüchterne Erfahrungsinhalte und logische Gesetze.





P. Anselm Salzers Illustrierte deutsche Literaturgeschichte.

Von Dr. K. F. Kummer.

Mehr als zwei Jahre sind verflossen, seit P. Anselm Salzer, Professor am k. k. Benediktinergymnasium in Seitenstetten, der schon die 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien 1893 mit einer umfänglichen Schrift über die „Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Literatur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters“ begrüßt und darin Belege einer staunenswerten Belesenheit im mittelalterlichen Schrifttum gegeben, in jüngster Zeit aber durch seine Neubearbeitung der Lindemannschen Literaturgeschichte auch den Befähigungsnachweis für eine selbständige Arbeit auf diesem Gebiete erbracht hatte, die erste Lieferung seiner „Illustrierten Geschichte der deutschen Literatur seit den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ (Wien, Verlag der Leo-Gesellschaft, — München, Allgemeine Verlagsgesellschaft) erscheinen ließ. In 20 drei- bis vierwöchentlichen Lieferungen mit je 2—3 Textbogen sollte das Werk erscheinen, also nach etwa anderthalb Jahren abgeschlossen sein. So versprach die Verlagshandlung in der dem 1. Hefte beigegebenen Ankündigung. Dies Versprechen ist allerdings nicht erfüllt worden: die Hefte erschienen nur anfangs in den zugesagten Zwischenräumen, bald trat eine erhebliche Verzögerung ein; ja dem letzterschienenen 15. Hefte mußte der Verfasser eine Erklärung anschließen, in der er das langsamere Erscheinen der einzelnen Hefte und die Vermehrung ihrer Zahl zu rechtfertigen sucht. Denn auch der Umfang des Werkes wird bedeutend erweitert werden: die ersten 31 Bogen umfassen erst das Mittelalter bis 1500; aber was tut das? Daß Werke, die für das Erscheinen in Lieferungen bestimmt sind, bei der Ausgabe des ersten Heftes in der Regel noch nicht vollständig druckreif vorliegen, ist ja bekannt; man begnügt sich gewöhnlich mit der Feststellung des Gesamtplanes und mit der Fertigstellung eines ansehnlichen Bruchteils des Manuskripts, wenn der Verleger zu drucken anfängt. Und selbst wenn das Manuskript fertig sein sollte, nötigen die Aufnahme der ersterschienenen Lieferungen von Seite der Kritik, die während des Druckes erscheinenden, auf spätere Stoffpartien bezugnehmenden neuen Erscheinungen der Fachliteratur, die eigene Überlegung, Winke von befreundeter Seite u. s. w. immerfort noch zu Abänderungen, Erweiterungen, Umarbeitungen des der Druckerpresse noch nicht übergebenen Teiles der Handschrift und die Verzögerung muß eintreten. Sie bedeutet aber nichts weniger als eine Schädigung der Abnehmer; denn sowie die

Sonne die ausgewachsene, aber noch harte und herbe Frucht des Baumes erst ausreift, indem sie den Zucker aus den Zellen abscheidet und ihr so Süße und Wohlgeschmack verleiht: so vervollkommnet auch die sorgsame Hand des Autors das Manuskript, solange es in seinem Besitz ist, und reift es aus. Aber wie alle guten Dinge braucht auch so eine Arbeit Weile. Wenn sie dann nur gut wird! Mag die Frucht immerhin länger am Baume hängen!

Daß aber Salzers Literaturgeschichte ein gutes Ding, eine treffliche Arbeit wird, auf die der Verfasser, die sie herausgebende Gesellschaft und das Vaterland des Verfassers mit Befriedigung blicken können, sieht man schon aus den bis jetzt vorliegenden Teilen.

Der Verfasser gliedert die Geschichte der deutschen Literatur des Mittelalters in fünf Perioden: I. Älteste Zeit bis 750, II. Althochdeutsche Zeit (750—1050), III. Die letzten Salier und die ersten Kreuzzüge (1056—1180), IV. Die Hohenstaufen, Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung (1180—1250), V. Das ausgehende Mittelalter (1250—1500), Übergang zur bürgerlichen Dichtung. Jeder Periode geht eine vortreffliche Charakteristik des betreffenden Zeitraumes und der ihn bestimmenden Ideen und Geistesströmungen voraus. Denn der Verfasser begnügt sich nicht damit, die einzelnen literarischen Erscheinungen und die dichtenden Persönlichkeiten in ihrer zeitlichen Abfolge und gegenseitigen Einwirkung, nach Stilgattungen geordnet, vorzuführen und zu charakterisieren, sondern er dringt tiefer: die literarische Produktion wird mit der innern und äußern Geschichte des Volkes wie des einzelnen Stammes, der bedeutsamen Landschaft in Zusammenhang gebracht und namentlich die Kulturgeschichte eingehend berücksichtigt. So werden für die älteste Periode die wichtigen römischen Bau- und Kunstdenkmäler mit ihren Inschriften und Abbildungen, Römerdenkmäler, Gräberfunde herangezogen. Selbstverständlich kommt der Glaube der alten Germanen, die Mythologie, die Sprache und ihre wichtigsten Veränderungen, die Namen u. s. w. zur Erörterung. Das zweite, der Völkerwanderung gewidmete Kapitel behandelt die Entstehung der Heldensage aus Preisliedern auf einzelne hervorragende Persönlichkeiten (Ermanarich, Theodorich, Attila) und zeigt an interessanten Beispielen die Umgestaltung der geschichtlichen Überlieferung im Munde der Sänger sowie die Wege, auf denen die Geschichte zur Sage wird. Die Idee, daß es jemals eine große, zusammenhängende, zyklische germanische Heldendichtung gegeben habe, weist der Verfasser Seite 28 mit Recht ab: „Mit dem sechsten Jahrhundert schloß die Heldenzeit der Germanen und mit ihr auch die Bildung der Heldensage. Leider erstand bei den Germanen kein Homer, der auf Grund der kombinierten Sage eine nationale Epopöe geschaffen hätte.“ Mögen diese Worte alle beherzigen, die aus den erhaltenen Einzelsagen, Liedern und Dichtungen den verloren geglaubten epischen Zyklus der alten Germanen wiederherstellen zu können wähnen.

Daß in dem Werke eines katholischen Priesters das Christentum und namentlich seine römisch-katholische Form in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Literatur voll gewürdigt wird, darf niemanden wundernehmen. Demgemäß stehen im 3. Kapitel (Die Bekehrung der Germanen zum Christentum) mit Recht die hier am meisten maßgebenden Persönlichkeiten, der hl. Bonifatius und Karl der Große, im Mittelpunkte der Darstellung.

Gerade dieser Abschnitt und die Darstellung der gesamten althochdeutschen Zeit (2. Periode) zeigen recht deutlich, auf wie breiter Grundlage diese Geschichte der deutschen Literatur aufgebaut ist: das verschiedene Verhalten der Ost- und der Westgermanen zum Christentum in seiner arianischen und römischen Form und die daraus für diese Stämme sich ergebenden verderblichen und segensreichen Folgen, Karls des Gr. Idee, den Staat Gottes des hl. Augustinus in seinem Reiche zur Wahrheit zu machen, die christliche Renaissance im karolingischen Staate, die Hofschule in Aachen, die Bedeutung der Schulen von Tours und Fulda, die lateinische Dichtung und gelehrte Tätigkeit Alkuins, des „ersten deutschen Kultusministers“, und seiner Genossen bilden ebensoviele Glanzpunkte der Darstellung. Nicht bald ist in einem Werke, das die deutsche Literatur des Mittelalters behandelt, die christliche lateinische Dichtung und Prosa sowie ihr Einfluß auf die volkstümliche Literatur der Deutschen und der Franzosen so eingehend und erschöpfend behandelt worden. Die Ergebnisse mühsamer Forschung eines Müllenhoff, Scherer, Kelle, Schönbach u. s. w. sind hier in glücklichster Weise verwertet und popularisiert. Der aufmerksame und vorurteilslose Leser wird dem Urteile des Verfassers zustimmen müssen, der dem bereits in einer Art von Erstarrung befindlichen germanischen Heidentum die Möglichkeit einer selbständigen höheren Kulturentwicklung abspricht und dann fortfährt: „Nicht bedauern sollte man daher, wie es zuweilen geschieht, sondern mit dankbarem Herzen begrüßen jenen segensvollen Einfluß der Kirche auf die Deutschen, durch den die vorhandenen Bildungskeime zur Entwicklung gebracht wurden.“ (S. 49).

Nur kurz sei noch auf die vortreffliche Charakteristik und Parallele zwischen „Heliand“, der dem Verfasser der Bruchstücke der altsächsischen Genesis abgesprochen wird, und Otfried, auf den Zusammenhang des Ludwigsliedes mit der gleichzeitigen lateinischen Poesie und auf die treffliche Charakteristik Notkers, des Begründers der deutschen Prosa, verwiesen.

Daß der gesellschaftlichen Stellung der jeweiligen Literaturträger ein besonderes Augenmerk zugewendet werde, ist ja nicht neu und die Bezeichnungen: Geistliche Literatur der althochdeutschen Zeit, Dichtung der Ritter und Fahrenden (mittelhochdeutsche Periode), Bürgerliche Dichtung, Gelehrtendichtung 2c. sind ja geläufig; aber so sorgsam sind die ersten Spuren des Eintrittes der einzelnen Stände in die Dichtung nirgends aufgesucht und verfolgt wie hier. So werden schon für die historischen Lieder der karolingischen, ottonischen und der ersten Salierzeiten Fahrende als Sänger nachgewiesen. Salzer verfolgt ihre Tätigkeit bis in die letzten Zeiten des Mittelalters, bis in die älteren Meistersingerschulen hinein; S. 102 widmet er ihnen einen eigenen Exkurs.

Während gewöhnlich der gesamte sog. althochdeutsche Zeitraum, also die Zeit von Karl d. Gr. bis zu den Hohenstaufen, sprachgeschichtlich und literarhistorisch als Einheit zusammengefaßt wird, teilt ihn Salzer in zwei Perioden, die althochdeutsche Zeit im engern Sinne (750—1050), deren charakteristische Erscheinungen eben berührt worden sind, und in das Zeitalter der letzten Salier und der ersten Kreuzzüge (1056 bis 1180). Abgesehen von den inneren, in der vorangehenden Übersicht entwickelten Gründen gewinnt er so die Möglichkeit, die Anfänge des deutschen

Dramas, die meist erst bei der Besprechung der Oster-, Weihnachts- und Passionsspiele des ausgehenden Mittelalters nachgeholt werden, an gehöriger Stelle einzureihen.

Die fünf Kapitel dieses Hauptstückes behandeln die geistliche Dichtung namentlich der Alpenländer, die ihren Höhepunkt in der Satire Heinrichs von Melk erreicht, die Mariendichtungen, einer der besten Abschnitte, in dem der Verfasser auf eingehenden eigenen Quellenstudien fußt, die Legende und die Entwicklung der ältesten, noch lateinischen Dramen aus der kirchlichen Liturgie des Osterfestes und aus der kirchlichen Musik. Auch hier wieder weite Ausblicke, namentlich auf die teils vorausgegangene, teils gleichzeitige Ausgestaltung der liturgischen Dramen in Frankreich. Der Zusammenhang des lateinischen Tegernseer Antichristspiels von 1160 mit Kaiser Friedrichs I. Weltpolitik, des Alexanderliedes mit der Spielmannspoesie und dem Zeitgeist, ferner das ganze, der Vagantenpoesie und den Anfängen der ritterlichen Lyrik in den Alpenländern gewidmete Kapitel sind wieder hervorragende Partien des ebenso anschaulich als fesselnd geschriebenen Werkes; ebenso der Nachweis eines gewissen Zusammenhanges zwischen dem berühmten Abälard und dem sogenannten Archipoeta und damit der französische Ursprung der gesamten Vaganten- oder Goliardenpoesie, der altehrwürdige Ursprung manches noch heute gesungenen Studentenliedes, das Eindringen des provenzalischen Minnegesanges und Frauendienstes über Friaul in die österreichischen Alpenländer und Donaugegenden und seine Einwirkung auf die ältere heimische Liebeslyrik der Ritter. Wie überall, so folgt auch hier der Verfasser den besten Gewährsmännern, namentlich Schönbachs grundlegenden Untersuchungen, und veranschaulicht seine Darstellung teils durch vortreffliche Inhaltsangaben der besprochenen Werke, die dem Leser, der nicht selbst die Quellen kennt, ermöglichen, das an die Inhaltsangabe geknüpfte Urteil oder die Charakteristik des besprochenen Dichters nachzuprüfen, teils, wie bei den Anfängen des Minnegesanges, durch Proben, denen meist sehr gute Übertragungen in die neuhochdeutsche Schriftsprache beigegeben sind; den Schluß bildet die Besprechung der ältesten höfischen Romane, vor allem des Eilhard'schen „Tristan".

Der Hauptteil, mehr als ein Drittel des bis jetzt Erschienenen (S. 217—400), fällt der Darstellung der vierten Periode, der Zeit der Hohenstaufen und der mit diesen verknüpften Blüte der mittelhochdeutschen Dichtung zu; einzelnen Erscheinungen und Persönlichkeiten sind ganze kleine Abhandlungen gewidmet, die alle einschlägigen Fragen nach den besten Quellen und dem neuesten Stande der Forschung erschöpfend behandeln: so Hartmann von Aue 11 S., Wolfram von Eschenbach 25 S., Walther von der Vogelweide 24 S., dem Nibelungenlied 26 S.

Abgesehen von der Einleitung, in der namentlich die in diesem Zeitraume aneinanderprallenden leitenden Ideen, das nach der Weltherrschaft strebende Kaisertum, verkörpert in Friedrich I., und das auf der Höhe seiner Macht stehende Papsttum, durch Innozenz III. vertreten, vortrefflich charakterisiert werden, müssen hier besonders hervorgehoben werden: die Kritik an Hartmanns Behandlung der Überlieferung im „Iwein", die Parallele zwischen seinem „Gregorius" und dem „Armen Heinrich", die Charakteristik Wolframs, die hohe Wertschätzung und eingehende Behandlung seines „Willehalm", der

man nicht leicht in einer anderen Literaturgeschichte begegnet; Wolframs Sprache; die Epigonen der großen höfischen Epiker im Westen und Osten von Deutschland, geschieden nach Vorbildern, Sprache und Verhältnis zu ihren Quellen; die reinliche und saubere Darlegung des dreifachen Ursprungs des deutschen Minnegesanges; die Bedeutung der Ministerialen für diesen und die Übertragung des Lehendienstes auf das Verhältnis zu den Frauen; das Charakterbild des Heinrich von Morungen. Ein schönes Zeugnis für die Objektivität und Milde des Verfassers liefern seine Urteile über Walthers Verhältnis zur Religion (S. 300 und 321) und dessen papstfeindliche Sprüche (S. 308 f., 316 f.); der Verfasser faßt sein Urteil, nachdem er erklärt hat, wie der von allem Anfang an, nicht erst im Alter fromme und streng-gläubige Dichter zu seinen leidenschaftlichen Angriffen gegen den Papst gekommen ist, in die Worte zusammen: „Mag man über Walthers Papstsprüche wie immer urteilen, eines ist gewiß: Klugheit und Besonnenheit, Liebe zur Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit sind damals (1212) nicht auf seiner Seite gestanden; für sie ist eben kein Platz, wo die Leidenschaft die Waffen zum heißen Kampfe liefert.“ (S. 317.)

Ferner möchte ich auf die Charakteristik der drei Richtungen der Lyrik der Epigonen, höfisch-ritterlicher Minnegesang, Spruchdichtung und realistische Dichtung in Neidharts Weise, auf die Umgestaltung der Nibelungensage durch ostgotischen Einfluß, ihre Festsetzung in Österreich und die Schlußredaktion der erhaltenen Dichtung um 1200 in Wien verweisen. Der Nachweis des kunstvollen Aufbaues des Nibelungenliedes und die Charakteristik der einheitlichen Sprache und des Stils sollen den Beweis liefern, daß das erhaltene „Nibelungenlied“ das Werk eines Dichters aus höfischen Kreisen Österreichs ist. Die mit Dietrich von Bern sich beschäftigenden Epen werden in märchenhaft-lokale und historische scharf geschieden; der Zusammenhang der poetischen Erzählungen und Novellen mit älteren und gleichzeitigen lateinischen Sammlungen dieser Art wird nachgewiesen; am längsten verweilt die Darstellung beim „Meier Helmbrecht“, der einzigen zeitgeschichtlichen Novelle, deren Verfasser, ein ritterlicher Fahrender der Neidhart'schen Schule, nach 1252 diese Satire auf die hochstrebenden Bauern für höfische Kreise gedichtet hat. Schließlich sei noch der Würdigung des Thomasin von Zirkläre, des Zusammenhangs der ältesten deutschen Predigten mit Frankreich und der Begründung der deutschen Urkundensprache um 1240 gedacht.

Hiemit haben wir auch die Anordnung des Stoffes angedeutet, der in den sechs Kapiteln dieses Abschnittes behandelt ist. Bei der Erörterung der letzten Periode des Mittelalters mußte eine Klippe umschifft werden; die anwachsende Fülle des Stoffes verleitet nur zu leicht zu allzu großer Breite; doch steht die wachsende Ausdehnung in die Breite im umgekehrten Verhältnisse zur Bedeutung der vorzuführenden Werke. Mich dünkt, Salzer hat auf den 88 Seiten, die er dieser Zeit gewidmet hat, das Richtige getroffen sowohl in Bezug auf die Wahl der besprochenen Dichtungen und Schriftsteller als auf das Ausmaß der Behandlung der einzelnen Persönlichkeiten, der Werke, ihres Inhalts u. s. w.

Die umfängliche Einleitung gibt ein treffliches Kulturbild des Zeitraumes von 1250—1500, in dem die geänderten Verhältnisse in Staat und Kirche,

die soziale Umwälzung, der Niedergang des Ritterstandes, das Emporstreben von Bauer und Bürger, die Erweiterung des Leserkreises durch die Buchdruckerkunst, die Umwandlung der Lebensanschauungen, die Nüchternheit und Lehrhaftigkeit der Dichtung und Prosa, der Luxus in den Handschriften, die Blüte der Künste in den Städten zur gebührenden Würdigung gelangen.

Unter den epischen Dichtern wird namentlich Konrad von Würzburg, der letzte Vertreter des höfischen Epos, und seine Schule, ihm zunächst Kaiser Maximilian I. und die von ihm geförderten wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen hervorgehoben, sein persönlicher Anteil am „Theuerdank" eingehend erörtert. Am Eingange der ritterlich-lyrischen Dichtung steht Ulrich von Liechtenstein, am Ausgang Oswald von Wolkenstein. Bei der Behandlung des Meistergesanges wird genau zwischen den älteren freien Vereinigungen (Augsburg um 1450) und ihren um Lohn singenden, noch halb dem Stande der Fahrenden angehörigen Mitgliedern und den späteren, zunftmäßig gegliederten eigentlichen Meisterschulen (15. und 16. Jahrhundert) unterschieden. Eine besonders liebevolle Behandlung wurde dem Volksliede, seinem Verhältnisse zum Kunstliede, seiner musikalischen Behandlung zuteil. Die Masse der lehrhaften Dichtungen wird kurz charakterisiert, ihre allegorisch-symbolische Tendenz im 14. und 15. Jahrhundert ebenso wie ihr Gegenteil, besonders in der Satire des Teichners, aufgewiesen. Eine Glanzstelle des Buches bildet wieder die erschöpfende Behandlung des Dramas von den ältesten Osterspielen bis zu den großen Passionen des 15. Jahrhunderts und ihren Ausläufern in die alpenländischen Passionsspiele der Gegenwart einerseits, anderseits die Fastnachtspiele in ihrem zwiefachen Typus, Nürnberger Fastnachtspiele und Neidhartspiele der Alpenländer. Mit der Predigt der Franziskaner und der Mystik der Dominikaner, den Bibelübersetzungen und den ersten deutschen Prosaromanen schließt der fünfte Zeitraum.

Auf die Anfänge des sechsten Zeitraumes, als einer erst beginnenden Periode, wollen wir gegenwärtig noch nicht eingehen; nur so viel sei gesagt, daß man einer so eingehenden, lichtvoll gegliederten Darstellung des deutschen Humanismus und einer so objektiven, Licht und Schatten gerecht verteilenden Beurteilung Luthers als deutschen Schriftstellers nicht leicht begegnen wird.

Wird das Werk in der gleichen Weise fortgeführt, so wird es den besten Darstellungen an die Seite gestellt werden dürfen. Man kann die Vorzüge des Werkes unter folgende sechs Gesichtspunkte zusammenfassen:

Vor allem zeichnet es strenge Wissenschaftlichkeit aus. Der Verfasser kennt die deutsche Literatur des Mittelalters gründlich und folgt überall, wo er nicht auf eigener Forschung fußt, den besten Quellen und wissenschaftlichen Arbeiten. Da sein Werk, entsprechend dem Zwecke der Popularität, keinerlei gelehrtes Beiwerk, Fußnoten, Exkurse u. dgl. enthält, so werden die benützten Ausgaben, Einleitungen, Untersuchungen, Zeitschriftenartikel u. s. w. nicht angeführt; aber wer einigermaßen dem Gange der deutschen Philologie gefolgt ist, gewinnt bald die Überzeugung, daß der Verfasser mit dem neuesten Stande der Forschung überall wohl vertraut ist. Übrigens nennt er in allen kontroversen Fragen seine Gewährsmänner, wie z. B. Bächtold, Burdach, Heinzel, Müllenhoff, Scherer, Seemüller und vor allen wiederholt Schönbach. Im Sinne wissenschaftlicher Vertiefung und der

historisch-genetischen Methode werden die besprochenen Werke und ihre Entstehung aus ihren Voraussetzungen erklärt und demnach ist den Anregungen durch Kulturzustände, gleichzeitige Ereignisse, Vorbilder in der französischen, provenzalischen und vor allem in der lateinischen Literatur des Altertums und des Mittelalters ein breiter Raum geboten; ich verweise hier beispielsweise auf Ovid als Vorbild für die höfische Lyrik, z. B. bei Morungen und Walther. Der Gewissenhaftigkeit des Verfassers entspricht es auch, daß mit aller Phantastik und Romantik, die noch immer manche Darstellung der Literatur des Mittelalters entstellt, hier gründlich aufgeräumt ist, so bezüglich der Heimat Walthers, des in seinen Sprüchen wiederholt erwähnten Klausners, der Liedertheorie im Nibelungenlied, in „Gudrun" und anderwärts.

Ein weiterer Vorzug des Werkes ist die Klarheit der Darstellung und lichtvolle Anordnung des Stoffes. Dieser Klarheit dienen vor allem die ausgezeichneten Charakteristiken von Zeiträumen, Persönlichkeiten und Werken. Wir haben hiefür schon Beispiele angeführt; es sei noch auf das Waltherlied Ekkehards, auf den „Ruodlieb", auf Hroswitha und ihre Dichtungen verwiesen. Das gleiche Lob verdienen die Inhaltsangaben der besprochenen Werke und die weise Ökonomie, die der Verfasser im Verhältnisse zu Wert und Bedeutung derselben anwendet. Auf die planmäßige Gruppierung verwandter Richtungen, die scharf auseinanderhaltende Charakteristik z. B. der einzelnen landschaftlichen Gruppen und Persönlichkeiten unter den Minnesängern, ist schon hingewiesen worden.

Salzers Literaturgeschichte will ein populäres Werk zur Einführung der gebildeten Kreise in die deutsche Literatur sein. Dieser Zweck der Gemeinverständlichkeit erscheint mir vollkommen erreicht. Ihm dient vor allem die leicht verständliche, einfache und dabei doch, wo es am Platze ist, der Wärme und des Schwunges nicht entbehrende Sprache. Ihm aber auch das Bemühen des Verfassers, neu auftretende Dinge sofort dem Verständnisse nahe zu bringen, z. B. Sequenz, Leich, Modus, apokryphe Evangelien u. a. m. Liegt einmal das Werk vollständig mit dem versprochenen Wort- und Sachregister vor, dann wird man erst ermessen, ein wie reiches Gebiet von Begriffen, die mit der Literatur in engerem oder weiterem Zusammenhange stehen, hier erschöpfend behandelt ist. Aus demselben Gesichtspunkte ist es mit Freude zu begrüßen, daß einschlägige Erscheinungen am richtigen Orte auch eingehend erörtert werden, so z. B. bei Hartmann von Aue die Entstehung und Weiterbildung der Artussage, bei Wolfram die Gralsage und ihre wichtigsten Bearbeitungen in Frankreich, bei den Minnesängern die provenzalische Lyrik; aber auch, daß das Fortleben von Sagen und Stoffen bis in unsere Tage und auch bei andern europäischen Völkern verfolgt wird, so die späteren Parzivaldichtungen, die Tristansage, die Nibelungensage bis zu Richard Wagner, der Einfluß der deutschen Dichtung auf Böhmen u. s. w.

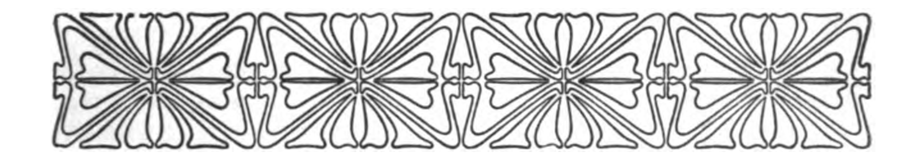
Ein wahrhaft populäres Werk darf weder bei einer Altersstufe, die für eine derartige Darbietung überhaupt schon geistig genug reif ist, noch bei sittsamen Frauen und Mädchen Anstoß erregen. Diese Klippe hat der Verfasser mit Takt und Geschick vermieden. Es war dies um so schwieriger, als die Menschen des Mittelalters über sexuelle Dinge und über das Unanständige ganz anders dachten als unsere Zeit, die Bürgers

„Leonore“, Goethes „Fischer“ und „Hans Sachsens poetische Sendung“ aus Sittlichkeitsgründen selbst in Lesebüchern für 17 bis 18jährige Jünglinge nicht duldet. Fern von aller Zimperlichkeit und Tuschelei hat der Verfasser für das sittlich Anstößige ohne nähere Ausführung das richtige Wort gefunden und in einem allgemeinen wertschätzenden Urteil das Rohe und Gemeine gebrandmarkt; ich verweise für ersteres beispielsweise auf die Inhaltsangabe der Tristandichtungen, für das letztere auf die Behandlung der Schwankliteratur des 15. Jahrhunderts. Andererseits durchweht die Darstellung hoher sittlicher Ernst; man lese, was der Verfasser über die Verherrlichung der ehelichen Treue bei Wolfram und Walther sagt.

Mit aufrichtiger Freude stellen wir fest, daß der Anteil unseres Vaterlandes Österreich — wir haben hier die Gesamtheit des habsburgischen Landbesitzes im Auge — an der deutschen Literatur des Mittelalters die volle ihm gebührende Berücksichtigung findet und daß den vaterländischen Werken die nötige Wärme der Darstellung gewidmet ist.

Wir würden aber eines wesentlichen Vorzuges dieses Werkes vergessen, wenn wir nicht schließlich die Anschaulichkeit, den Bilderschmuck und die Handschriftenproben als eine Hauptzierde des Buches erwähnten und hervorhöben. 22 vielfarbige Beilagen vom codex argenteus bis zur berühmten Wenzelsbibel, darunter auch sechs gute Porträts in Farbendruck, 14 zweifarbige und 74 einfarbige Beilagen, hauptsächlich Handschriftenproben von den Hrabanischen Glossen angefangen bis zum „Theuerdank“, Porträts, Briefe von Dichtern und Schriftstellern, der zahlreichen, auf die einzelnen Seiten verteilten Bilder nicht zu gedenken, schmücken nicht nur den Text, sondern dienen ebenso wie das erläuternde Wort der Veranschaulichung und dem Verständnisse. Die ganze Auswahl ist durchwegs planvoll und originell, die technische Ausführung vorzüglich. Bis auf die Initialen der einzelnen Kapitel erstreckt sich die sorgsame Wahl; sie sind meist der besprochenen Zeit entlehnt und dienen geradeso wie die Handschriftenproben der Einführung in die Paläographie des deutschen Mittelalters. Da die handschriftlichen Proben in der Regel mit einem erklärenden Abdruck versehen, manchmal auch ins geläufige Mittelhochdeutsch der Ausgaben transkribiert, von Anmerkungen begleitet oder übersetzt sind, so können sie auch für das Sprachstudium verwendet werden; sie veranschaulichen ebenso wie die Schriftproben die Entwicklung und die Wandlungen des Mittels ihrer Festhaltung, den Werdegang der deutschen Sprache von ihren Anfängen bis in unsere Tage.

Und so sei denn P. Anselm Salzers Geschichte der deutschen Literatur allen, die an der deutschen Dichtung Freude haben und ihre Ausgestaltung vom Anfange bis in unsere Tage nachgenießend an ihrem Geiste wollen vorüberziehen lassen, als ein ebenso verläßlicher wie angenehmer Führer bestens empfohlen. Wir beglückwünschen den Verfasser zu seinem Unternehmen und wünschen ihm von Herzen die Kraft, Ausdauer und Muße, um das so schön begonnene Werk ebenso glücklich zu Ende zu führen; wir beglückwünschen aber auch den Verlag, der dieses inhaltlich so gediegene Werk nach jeder Richtung so trefflich ausgestattet hat.



Umschau.

Über „Das kausale Denken in deutschen Quellen zur Geschichte und Literatur des 10., 11. und 12. Jahrhunderts“ hat ein Schüler Lamprechts, Hermann Schneider, in den von K. Lamprecht herausgegebenen „Geschichtlichen Untersuchungen“ (II. Band, 4. Heft. — Gotha, F. A. Perthes, 1905. 8°, 115 S., M. 2.40) eine eingehende Studie veröffentlicht. Unter „kausalem Denken“ faßt der Autor dieser Abhandlung die Denkoperationen zusammen, welche durch das Bedürfnis ausgelöst werden, für Ereignisse die Ursachen auszufinden und sie aus diesen zu verstehen. Der Verfasser wünscht die Entwicklung dieses kausalen Denkens im Mittelalter zu studieren und zu diesem Behufe wählt er eine Anzahl deutscher Historiker aus der Zeit vom 10. bis zum anbrechenden 13. Jahrhundert aus und analysiert ihre Berichte auf die Erklärungen hin, welche für das Eintreten historischer Vorgänge gegeben werden. Es ist ein bißchen mühsam, den Gang der Untersuchung darzulegen, weil der Verfasser darauf verzichtet, selbst eine Übersicht des Inhaltes zu geben, und es sich auch (mit einer Ausnahme S. 65, Anm.) versagt, seine Arbeit durch die Anführung irgend welcher Literatur mit der vorausgehenden Forschung in Bezug zu setzen. Ich nehme an, daß durch diese Abkehr von der bisherigen Technik einmal die ganze Richtung, welcher der Verfasser angehört, als eine neue Sonderwissenschaft der Geschichte gekennzeichnet werden, dann aber die volle Unabhängigkeit dieser Studien erhärtet werden soll. Dabei muß der Leser freilich manche Unbequemlichkeit mit in Kauf nehmen, z. B. daß bei der Besprechung der einzelnen historischen Schriften sogar ihre Stelle in den Scriptores der Monumenta Germaniae nicht angegeben wird oder in den ‚Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit‘, wofern der Verfasser dieses Werk zugrunde gelegt haben sollte.

Nach einer Einleitung, welche die Aufgabe klarzustellen sucht, beginnt der Verfasser die fünf Abschnitte des ersten und Hauptteiles seiner Schrift, S. 6—103. Im ersten Abschnitt behandelt er die Geschichtsschreiber des 10. Jahrhunderts ‚vor der Einwirkung der kluniazensischen Frömmigkeitsbewegung‘. Besprochen werden: die Fortsetzung der Chronik Reginos, Widukind von Corvey, Richer, die Biographie des Erzbischofs Bruno von Köln, Gerhards Leben des heiligen Uodalrich von Augsburg, Hrotsuitha und Liudprand von Cremona. Es ergibt sich, daß bei diesen Schriftstellern die Ereignisse zwar auf Gottes Eingriffe zurückgeführt werden, aber: ‚man muß sich erst daran gewöhnen, Gott steht noch ein bißchen draußen, — die Formel ist nicht ganz durchdacht‘. Anders bei den Geschichtsschreibern des zweiten Abschnittes, die unter direktem Einfluß der kluniazensischen Frömmigkeitsbewegung stehen: die Biographie des Abtes Johannes von Gorze, Odilos von Clugny Leben der Kaiserin Adelheid, Thietmar von Merseburg und Otlohs Visionen und Versuchungen eines Mönchs. Das Charakteristische für diese Gruppe wird dadurch ausgemacht,

daß das ‚Ich‘, der Einzelne und sein Geschick, im Mittelpunkte steht, um seinetwillen vollziehen sich historische Verschiebungen, die äußeren Vorgänge werden durch innere Erlebnisse bestimmt, deren Wichtigkeit nicht von der geschichtlichen Stellung der bezüglichen Individualität abhängt. Der dritte Abschnitt befaßt ‚die Zeit äußerlicher Reaktion auf den ersten Ansturm des kluniazensischen Enthusiasmus‘, die historischen Werke daraus sind: Thankmars Leben Bernwards von Hildesheim und die Biographie des Bischofs Godehard von Hildesheim durch Wolfher, Wipos Lebensbeschreibung Kaiser Konrad II., Hermannus Contractus von Reichenau, Adam von Bremen. Während dieser Zeit wird die ‚göttliche Kausalität für alle Dinge ein angenommener Lehrsatz‘, aber beim Durchführen werden Übertreibungen vermieden, ‚eine gewisse Nüchternheit‘ tritt ein. Diese weicht beim vierten Abschnitt der Leidenschaft des Parteikampfes, wie der Investiturstreit sie entfesselt, der Erneuerung des kluniazensischen Enthusiasmus in der Epoche der ersten Kreuzzüge. Alle Vorgänge werden durch göttliche Absicht im Interesse der Parteien hervorgerufen, das glauben Lambert von Hersfeld, Brunos Sachsenkrieg, Bernold von St. Blasien, die Vita Heinrici IV., Eckehart von Aura. Der fünfte Abschnitt läßt ‚die erste Spaltung des mittelalterlichen Denkens‘ eintreten: in der einen Gruppe, den ‚oberen sozialen Schichten‘, werden die kluniazensischen Anschauungen überwunden, ‚Gott rückt über die Welt hinauf‘, die unmittelbar bewirkte Kausalität weicht der Prädestination, die Bildung verweltlicht sich: Otto von Freising und Otto von St. Blasien, Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach; zur zweiten Gruppe gehören die Vertreter des ‚volkstümlich-kirchlichen Denkens‘, die ‚das Eindringen kluniazensischer Anschauungen in die breiten Massen‘ vermitteln, der Polytheismus des Christentums, der ‚zur Anpassung an diese Kreise nötig war‘, wird unter ‚Mitarbeit der Volksphantasie‘ vollendet: das zeigen die Biographien Bernards von Clairvaux und Norberts von Magdeburg, vor allem jedoch Caesarius von Heisterbach. — Der zweite Teil der Schrift kondensiert unter dem Titel ‚Zusammenfassung‘, S. 104—115, die Ergebnisse des ersten. Zunächst wird die Entwicklung der göttlichen Kausalität vom 10. bis zum 13. Jahrhundert dargelegt, dann gezeigt, wie das ‚System der ober- und unterirdischen Mächte‘ des Christentums sich ausgebildet hat; die psychologischen Grundlagen dieses Prozesses gewähren die Erweiterung des Gesichtsfeldes, das Entfalten des Gedächtnisses und der logischen Fähigkeiten, ferner ‚die Reinigung des Denkens vom Affekte‘ und endlich das Umsetzen der Gedanken in sinnliche Bilder, die dann für Wirklichkeit gehalten werden, was der Verfasser als ‚realistisches Denken‘ bezeichnet, wovon sich das deutsche Mittelalter allmälich befreit.

Überschaut man die Summe dieser Resultate, die aus der Betrachtung von ungefähr zwei Dutzend Schriftstellern und ihren Werken, bisweilen sehr geringen Umfanges, gewonnen worden sind, so wird man zuvörderst über ihre durchgreifende Bedeutung und über ihr Gewicht erstaunen: sieht es doch auf den ersten Blick aus, als ob die gesamte Entwicklung des deutschen Geisteslebens im Mittelalter sich auf einige Gleichungen bringen ließe, die mit aller Sicherheit und Folgerichtigkeit aus einander abzuleiten wären. Jemand, der sich durch längere Zeit daran geübt hat, historische Dinge genauer zu besehen und ihre Zusammenhänge zu beurteilen, wird gemeinhin erfahren haben, daß sie einer raschen Generalisierung sehr widerstreben, daß sie durchaus nicht restlos auf einfache Formeln sich bringen lassen, ja, daß überhaupt das Einfache in der Regel gar nicht das Richtige ist und die Wirklichkeit zumeist die theoretische Konstruktion an Mannigfaltigkeit der Bedingungen bei weitem

übertrifft. Dies alles muß gegen die flotte und fixe Art, mit welcher der Verfasser seine Ergebnisse zutage fördert und vorträgt, bedenklich stimmen, ja, zu einer sorglichen Prüfung seines Verfahrens drängen.

Zum Ausgangspunkte seiner Darlegungen nimmt der Verfasser einen gegebenen Gegensatz zwischen der hohen Kultur der Antike und zwischen der niedrigen der Germanen, die durch das Christentum zunächst nur äußerlich gefärbt wird. Allein so richtig jener Gegensatz an sich ist, an dessen Überwindung das deutsche Mittelalter in zwei Stufen, bis zur Rezeption des Aristoteles im 13. und bis zum Humanismus im 15. Jahrhundert arbeitet, so stark muß man seine Bedeutung für die fortgesetzte Pflege der Literatur beschränken. Man ist zur Zeit mit großem Erfolge daran tätig, zu zeigen, wie die während der letzten Jahrhunderte der Antike vornehmlich gepflegten und popularisierten literarischen Gattungen sich im abendländischen Christentum fortbildeten und umsetzten, auch für die Historiographie scheint mir eine anscheinend stark lückenhafte, im ganzen aber doch nie völlig unterbrochene Tradition der Technik zu gelten. Nun ist das ja dem Verfasser nicht entgangen und er untersucht mit Absicht jene mittelalterlichen Geschichtsschreiber nicht, die wie der ‚unheimliche' Einhart von dem Einflusse der Antike besonders deutlich beherrscht werden, und er hebt mit Autoren des 10. Jahrhunderts an, welche diesem Einflusse entrückt scheinen. Doch hätte er meinem Ermessen nach zuvörderst zeigen müssen, wie gerade in der Epoche des Überganges von den Geschichtsschreibern die verursachenden Prinzipien historischer Vorgänge gegen einander abgetauscht oder mit einander vermengt werden. Und es wäre dabei zu beachten, daß ja der letzte Lebensabschnitt der Antike nicht mehr eine Epoche des Aufsteigens, sondern des Absinkens bedeutet, in welcher eben die Mächte volkstümlicher Phantasie im Vergleich zu der wissenschaftlichen Auffassung der höher Gebildeten das Übergewicht erlangen, die für das Lernen des christianisierten Germanentums hauptsächlich wichtig werden.

Damit komme ich schon auf einen Mangel der Schrift zu sprechen, der mit ihrer ganzen Anlage verknüpft ist und die Sicherheit ihrer Ergebnisse entscheidend beeinträchtigt. Das Material, mit dem der Verfasser arbeitet, ist zu klein, es wird durch eine Auswahl von Geschichtsschreibern gebildet, die mit subjektiver Willkür nach Gesichtspunkten getroffen ward, die wahrscheinlich vor dem Beginn der Untersuchung bereits feststanden. Die Perioden der Merowinger und Karolinger werden ganz übergangen, bei den Ottonen und Saliern, herauf bis zu den Staufern, werden die Autoren zur Behandlung mit einer Vorsicht erlesen, die eine erhebliche Unvollständigkeit der Resultate bedingt und damit, wie ich glaube, auch bereits zum Teil ihre Unrichtigkeit. Nach S. 3 f. fühlt sich der Autor selbst bei seinem Verfahren nicht ganz behaglich.

Die Beurteilung der Historiographie des deutschen Mittelalters dreht sich bei dem Verfasser um einen Hauptpunkt: die Reform des religiösen Ordenslebens durch die Kluniazenser. Diese Weise des Betrachtens scheint mir falsch. Die kluniazensische Reform ist nicht an sich etwas Treibendes, eine auf sich gestellte Macht, sondern nur ein Faktor innerhalb einer größeren und breiteren Kulturbewegung. Der Verfasser überblickt eben nur den einen schmalen Ausschnitt der mittelalterlichen Geschichtsschreibung, er läßt zum erheblichen Schaden seiner Arbeit die gesamte Entwicklung der Theologie beiseite, die Entfaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse berührt er, was bei einem Schüler von Lamprecht sich wunderlich ausnimmt, nicht mit einem Worte; ist denn die Historiographie eine menschliche Geistestätigkeit sui et unius generis, die außer dem

Zusammenhange des übrigen menschlichen Wirkens gedeiht? Die Bestrebungen der Kluniazenser haben nicht einmal den Benediktinerorden selbst so grundstürzend und durchgreifend auf die Dauer umzugestalten vermocht, daß nicht darauf die Zisterzienser notwendig geworden wären, geschweige denn, daß sie so stark das Antlitz der Literatur und alles Geisteslebens zu ändern vermocht hätten, wie der Verfasser annimmt. Gerät er schon hier mit seinen Generalisationen in die Brüche, so ist es mir ebenso unmöglich, seiner Untersuchung der einzelnen Geschichtsschreiber besonderes Zutrauen zu schenken. Seine Methode ist freilich sehr einfach: er liest die Werke, notiert sich die Angaben der Autoren über die Ursachen historischer Ereignisse, über Wunder, Gottesgerichte, Naturphänomene, über das ‚System' u. dgl., sortiert dann seine Päckchen von Zetteln und reiht die Observationen aneinander. Lebensgang, Bildung und Persönlichkeit des Autors, Zweck und Entstehen seines Werkes, dessen Verhältnis zu den Vorlagen, alles das bleibt nahezu vollständig unbeachtet. Und so erübrigt denn von der ganzen Schrift des Verfassers am Ende nichts haltbares: ein Häuflein zufälliger Beobachtungen ohne Zusammenhang, über die Jahrhunderte hingestreut wie eine Handvoll Strohhalme über eine breite Wasserfläche, mit dem einzigen Gewinn vielleicht, daß sie im allgemeinen die Richtung des Stromes andeuten.

Und wie unzureichend ist der Verfasser auf die Erfassung großer historischer Wandlungen des Mittelalters vorbereitet! Die Entstehung des Rittertums in Deutschland und seiner Poesie hat er sich so wenig klar gemacht, daß er sich im Beurteilen von Hartmann, Gottfried und Wolfram vollkommen vergreift. Und mit Caesarius von Heisterbach hat er sich nur ganz oberflächlich eingelassen, denn seine Kritik der Weltbetrachtung dieses Zisterziensers weist erhebliche Lücken und Fehler auf.

Nun wäre es ja ungebührlich, von der Schrift eines Anfängers Reife und umsichtiges Durchdenken ihrer Probleme zu fordern. Als ein Spezimen des Sammlerfleißes, wenngleich nicht als ein specimen eruditionis, mag diese Schrift immerhin angehen; es sind schon viel schlechtere Dissertationen geschrieben und gedruckt worden. Was ich beklagenswert finde, ist das Typische dieses Falles. Das soll historisches Studium sein, was der Verfasser dieser Schrift betrieben hat, und nach geschehener akademischer Ausbildung legt er damit eine Probe seines Könnens vor. Da scheint es mir denn eine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß durch Schriften dieser Art niemand sich für das Amt eines Geschichtsforschers oder Geschichtsschreibers legitimiert. Höchstens für die Betätigung als gebildeter Journalist; in dieser Sphäre ist ein derartiges flüchtig oberflächliches Generalisieren am rechten Platze, da wird auch das bißchen Geschichtsphilosophie, das statt wirklichen Untersuchens gelegentlich mitläuft, nicht viel schaden. Nur müßte für Zeitungen besser geschrieben werden, als der Verfasser der vorliegenden Schrift es gegenwärtig vermag; denn wer so und wie noch unrichtig gebraucht, wer irrig konstruiert, Bilder falsch verwendet, eigene Widersprüche nicht merkt, der wird auch auf dem weiteren Felde der Journalistik noch Schwierigkeiten finden. Allerdings nicht dann, wenn das Publikum sich an die Worte des Waschzettels hält, den die altehrwürdige Firma Friedrich Andreas Perthes in Gotha, heute eine Aktiengesellschaft, der Abhandlung beigibt: dort heißt diese ‚gelehrt — durchsichtig lesbar' und kurz: ‚eine in methodischer, materieller und darstellerischer Hinsicht (!) wertvolle und ergebnisreiche Arbeit'. Ich dächte, Perthes vermöchten schon noch einen gebildeteren Kommis aufzutreiben, als der war, welcher ihnen diese klägliche Anweisung für Kritiker lieferte.

Es wäre nicht nötig gewesen, diese Schrift so eingehend zu besprechen, wenn sie nicht so ungemein charakteristisch für die ganze Richtung wäre, eine Art Schulbeispiel für die furchtbare Einseitigkeit des Betrachtens und für die tolle Kühnheit des Verallgemeinerns (besonders in ihrem zweiten Teile, dessen Behauptungen sich geradezu überschlagen). Isoliert man die Standpunkte des Beobachtens mittelalterlicher Dinge dermaßen, wie es hier geschieht, dann gibt es sehr viele, unter einander mehr und minder gleichberechtigte Möglichkeiten der Erfassung des Mittelalters. Gehe ich von der einen und der anderen aus, so verschiebt sich das Bild eben völlig, gerade so wie beim Spiel des Jongleurs mit bunten Kugeln die Eindrücke sich verändern, je nachdem er mit dem weißen, dem roten oder dem schwarzen Ball sein Kunststück beginnt. Auf diesem Gebiete, das nicht mehr zu den historischen Wissenschaften im engeren Sinne gehört, sondern zur Philosophie mit historischem Material, wachsen keine Aufgaben für Anfänger. Und das dünkt mich das Schlimmste an der Sache. Denn so lange Karl Lamprecht seine Arbeiten für sich betreibt und vorlegt, behalten sie die hohe Bedeutung, welche der Energie seines Könnens und Schaffens gebührt. Sobald er es aber seinen Schülern überläßt, auf schwanken Kähnchen den Ozean geschichtsphilosophischer Spekulationen zu durchqueren, führt er seine Richtung ad absurdum. Das ist schade, denn sie sollte sich auswirken. So aber, wie hier, wo die Bedingtheit des einzelnen einfach weggeworfen, nicht kombiniert wird, damit sich flache Generalisationen und inhaltslose Formeln an die Stelle bringen lassen, so wird die lebendige Welt mit grauen Geflechten theoretischer Schemata überfangen, hinter denen alle Farben und Umrisse ins Öde und Gestaltlose verschwinden. Von der geschichtlichen Forschung bleibt dann ein selbstzufriedenes und zweckloses Spiel der Gedanken übrig.

Graz. Anton E. Schönbach.

* * *

Wenn in der Schweiz jemand das Programm aufstellte, die deutschredenden Kantone müßten zum Deutschen Reiche geschlagen werden, so würde man ihn lynchen; wenn ein anderer das Gleiche für die russischen Ostseeprovinzen forderte, so würde man ihn nach Sibirien schaffen; wenn dagegen in Österreich die Annexion von Kronländern an das Nachbarreich als „Ziel, aufs innigste zu wünschen," gefeiert wird, so läßt man das ruhig hingehen. Die Regierung scheint solches Treiben nicht als Landesverrat, sondern als Narrheit anzusehen; den österreichischen Patrioten fällt es schwer, sich dieser pathologischen Auffassung anzuschließen. Zwar nicht Narrheit, aber unpraktische Temperamentspolitik haben auch besonnenere Annexionsfreunde diese Umtriebe genannt und geltend gemacht, daß ein so vergrößertes Deutsches Reich einen Reichstag haben würde, in welchem das Zentrum die bedenklich dominierende Partei wäre. Aber dieser kalte Strahl bewirkte — wie manchmal die Wasserkur nicht kalmiert, sondern exzitiert — gerade das Gegenteil des Beabsichtigten: er machte die Narrheit zur Tollwut, welche nun in dem Programme Ausdruck fand: „Wenn das katholische Österreich ein bedenklicher Zuwachs des Deutschen Reiches ist, so muß es protestantisiert werden, also: Los von Rom!" Es hätte nichts auf sich, wenn bloß die Tollen so schrieen, aber es haben sich ihnen Bundesgenossen gesellt, deren Sinne richtig funktionieren; die alten Feinde der katholischen Kirche: die Logenbrüder, durch die Vorgänge in Frankreich galvanisiert, und eine Sorte von Protestanten, deren Protestantismus ausgehöhlt und zum Antikatholizismus zusammengeschrumpft

ist, als Schlachthaufe organisiert im „Evangelischen Bunde". Wie doch gemeinsamer Haß so grundverschiedene Elemente zusammenführen kann! Hand in Hand, in innigem Einverständnis marschieren da nebeneinander: die Urteutonen, welche sich für das Herrenvolk der Erde, ihren Stammvater Mannus für den deutschen Spezial-Adam und ihren Götzen Wodan für den Gott der Zukunft halten, die kosmopolitischen, alles Nationale als Unvollkommenheit, jede, und sei es die modernste Religion, als lächerlich erklärenden Freimaurer und die Männer des „reinen Evangeliums", welches nun endlich seinen beseligenden Rundgang durch die Welt, besonders durch Nordböhmen antreten soll! Im stillen nennt jeder der Verbündeten den Genossen einen Narren, aber es braucht bloß das rote Tuch (Rom) geschwenkt zu werden und das wechselseitige Belächeln macht der einigenden Kampfeswut Platz.

Die Bewegung hat nunmehr ihren Höhepunkt hinter sich; das katholische Österreich hat ihr standgehalten; aber Schaden und Schande hat sie gebracht: Schaden einzelnen betroffenen Diözesen, Schande den Namenskatholiken, welche die Narrheit und Verräterei durchschauten, aber nicht Ehrgefühl und Patriotismus genug hatten, sie beim rechten Namen zu nennen; Schande denjenigen österreichischen Protestanten, welche nicht so viel Selbstachtung und Dankbarkeit für das Herrscherhaus hatten, ihren Schild von solchen Schmutzflecken rein zu halten, sondern ihre Konfession zum Schürhaken politischer Leidenschaften herabwürdigen ließen. Es hat an warnenden Stimmen zwar nicht gefehlt: ein Pastor hat die Bewegung mit den Worten charakterisiert: „Weh uns, der Papst wirft sein Unkraut über die Mauer!"; der hochgeachtete Wiener Prediger Dr. Johanny hat mannhafte, christliche, patriotische Worte gesprochen; von reichsdeutschen Blättern hat die Neue preußische (Kreuz-) Zeitung unablässig den Standpunkt der Vernunft und der Ehre verteidigt, aber die Menge der Zeitungen hat der schamlosen Narrheit Gefolgschaft geleistet. Katholischerseits wurde tätige Abwehr organisiert; der Name des Benediktiners P. Alban Schachleiter leuchtete wie eine Standarte den Kämpfern für den Glauben, die Ehre und das Vaterland voran. Die vollständige Geschichte der schmachvollen Episode kann erst nach Jahrzehnten geschrieben werden, eine vorläufige Darstellung derselben gibt eine Broschüre des französischen Soziologen Georges Goyau, welche Pfarrer Schiefer dankenswert der deutschen Literatur angeeignet hat.*) Des Verfassers Standpunkt ist der katholische, aber die Schrift ist mehr historisch als apologetisch. Was ihr etwa an genauer Kenntnis der österreichischen Verhältnisse abgeht, wird durch die Lage des Standorts außerhalb des Kampfplatzes aufgewogen. Die Nachweisungen sind sorgfältig, die Fülle der Details bringt auch den Einheimischen vieles Neue. Das Schriftchen sei allen Gutgesinnten auf das wärmste empfohlen! Die Hände in den Schoß zu legen, haben wir keinen Anlaß. Es ist zwar der erste Anprall vorüber, aber der Kampf noch nicht beschlossen; es gilt, den Schaden gut zu machen, die Verirrten zurückzuführen, das verlorene Terrain wiederzugewinnen.

Salzburg. O. Willmann.

*) Georges Goyau, Das protestantische Deutschland in Österreich. Von dem berühmten französischen Sozialpolitiker Georges Goyau. Einzig genehmigte Übersetzung von Josef Schiefer, Pfarrer in Ueß (Poststation Kelberg, Rheinprovinz). Selbstverlag, 1904. 8° (56 S.) M. 1.20.

Inhalt des sechsten Jahrganges.

Aufsätze.

Belletristisches.

Gedichte.

Rundschau.



Redakteur: Dr. Franz Schnürer.

Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Die Leo-Gesellschaft im Jahre 1904

dargestellt von

Dr. Franz M. Schindler,
Generalsekretär der Leo-Gesellschaft.



Wien 1905.

Verlag der Leo-Gesellschaft.
(Wien, I. Bäckerstraße 14.)



1. Tätigkeitsbericht.

Die Macht des Schlagwortes von der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft und von der absoluten Schrankenlosigkeit der Kunst als Postulaten ihres Wesens und ihrer eigenartigen Würde ist immer noch außerordentlich groß. Noch gibt es außerordentlich viele, welchen ihre Vorurteile gegen Christentum und Kirche die Festhaltung dieser Postulate als notwendig erscheinen lassen und die sich dessen aus guten Gründen überzeugt halten, daß nur so Freiheit und Fortschritt in Wissenschaft und Kunst hinlänglich gesichert werden könnten. Und neben diesen steht die große Zahl jener, welchen jedes Schlagwort den Geist verwirrt und die sich häufig noch lauter und lärmender und damit für die breiteren Massen wirkungsvoller auch für dieses Schlagwort einsetzen, dessen Tragweite sie nicht ermessen und für welches sie eine auch nur scheinbare Begründung weder haben noch suchen. Trotzdem darf die Hoffnung nicht schwinden, daß es gelingen werde, die Macht auch dieses Schlagwortes zu brechen. Die selbständigeren, denkenden Geister werden es bei ruhiger Erwägung der Dinge mehr und mehr anerkennen und anerkennen müssen, daß der positiv gläubige Forscher deswegen nicht weniger wissenschaftlich arbeitet als sein ungläubiger Kollege, weil er den Gott anerkennt, welcher der Schöpfer und Herr beider ist, und weil er diesem seinem Gott und Herrn zutraut, daß er über sich selbst und sein Werk, den Menschen, rechten Bescheid weiß und wahren Bescheid dem Menschengeschlechte geben konnte und wollte; daß der christliche Literat und Künstler nicht minder befähigt ist, das Schöne darzustellen, weil er sich unter das Gesetz beugt, seine Feder nur der Wahrheit zu leihen und die Lüge zu verachten, Pinsel, Stift und Meißel allein in den Dienst dessen zu stellen, was echt, was menschenwürdig ist, was den Geist erhebt und wahrhaft vervollkommnet.

Bei aller Hoffnung auf die überzeugende Kraft ruhigen Erwägens der inneren Hohlheit jenes Schlagwortes darf jedoch nicht vergessen werden, daß der Tatsachenbeweis stets der stärkste und einleuchtendste bleibt; er ist übrigens in diesem Falle für uns selbst auch der fruchtbarste. Den Widerspruch

gegen die Pflege von Wissenschaft und Kunst auf christlicher Grundlage muß in wachsendem Maße die Kraft der Tatsache brechen helfen, daß positiv gläubige Forscher, Literaten und Künstler den wissenschaftlichen und künstlerischen Aufgaben der Zeit voll gerecht werden; daß es kein Gebiet geistigen Schaffens gibt, auf welchem die Freunde und Bekenner der christlichen Weltanschauung nicht ebenso preiswürdige Leistungen aufzuweisen hätten wie deren Gegner.

Und gerade hier liegt die Bedeutung einer Vereinigung, wie es die Leo-Gesellschaft ist; es gilt durch vereintes Wirken vieler den Tatsachenbeweis für die Vollwertigkeit christlicher Wissenschafts- und Kunstpflege zu verstärken und so allen aufrichtigen Wahrheitssuchern die Erkenntnis leicht zu machen, daß christliches Glauben kein Hemmschuh der wissenschaftlichen Arbeit ist und daß die christliche Sittenlehre einem glänzenden Kunstschaffen keine störende Schranke stellt; daß im Gegenteile die Wissenschaft im Glauben eine kräftige Stütze hat und daß der Kunst gerade die Hochachtung des christlichen Sittengesetzes ihre höchsten und reinsten Triumphe verbürgt. Hier liegt auch die Bedeutung der Berichte, in welchen christliche Gesellschaften für Wissenschafts- und Kunstpflege Jahr um Jahr den Erweis erbringen, daß sie sich ihrer Aufgabe bewußt geblieben sind und unermüdet in ihrem pflichtgemäßen Bestreben verharren, jenem Tatsachenbeweise immer neue Glieder anzufügen.

Dem Berichterstatter über die Tätigkeit der Österreichischen Leo-Gesellschaft im Jahre 1904 ist es denn in der Tat vergönnt, Erfreuliches auch für dieses Jahr berichten zu können, sowohl zunächst rücksichtlich ihrer äußeren Entfaltung, wie insbesonders bezüglich der Leistungen auf den verschiedenen Gebieten ihrer Tätigkeit.

Rücksichtlich ihrer äußeren Entfaltung ist die Leo-Gesellschaft für das Jahr 1904 neben der unermüdlichen Werbetätigkeit einzelner Mitglieder, denen wie gewöhnlich kais. Rat Dr. Hans M. Truxa die Palme abgewinnt, besonders der energischen und geschickten Führung des Rechnungswesens und der gesamten Geschäftsgebarung durch ihren Schatzmeister, Inspektor Ludwig Gall, zu größtem Dank verpflichtet. Wie der folgende Rechnungsabschluß für Jahr 1904 beweist, ist die Wiederergänzung des Stammfondes ohne Beeinträchtigung der wesentlichen Aufgaben der Gesellschaft zu einem bedeutenden Teile bereits in diesem Jahre durchgeführt worden und weitere Verbesserungen der Aktiva in der Bilanz sind mit Sicherheit zu erwarten. Im abgelaufenen Berichtsjahre verwendete die Leo-Gesellschaft für ihre Zwecke 16.206 Kronen 66 Heller, seit ihrem Bestande 331.502 Kronen 70 Heller. Unter den Einnahmen der Leo-Gesellschaft ist mit geziemendem Dank in erster Linie die Spende von 3000 Kronen zur Durchführung der

Weihnachtsausstellung seitens des gewesenen Ministerpräsidenten Exzellenz Dr. Ernest v. Körber zu nennen. Gleichen Dank schuldet die Gesellschaft dem k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht für die abermalige Zuwendung von 1400 Kronen zur Herausgabe des Allgemeinen Literaturblattes und der Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kulturgeschichte Österreichs und seiner Völker; Sr. Durchlaucht dem Fürsten Johann von und zu Liechtenstein für die alljährliche Spende von 80 Kronen, mehreren Mitarbeitern der Kultur für die der Gesellschaftskasse zugewiesenen Autorenhonorare; Sr. Erlaucht Grafen Franz von Kuefstein, Sektionsrat Dr. Karl Scheimpflug und Dr. Franz Schindler für die Widmung von 260 Kronen beziehungsweise 100 Kronen und 160 Kronen zum Ankaufe einer Schreib- und Vervielfältigungsmaschine. Aus der Ausgabenliste des Berichtjahres mögen neben den Kosten der Weihnachtsausstellung die Zuwendung von 617 Kronen zur Einstellung einer Schreib- und Vervielfältigungsmaschine, von 200 Kronen als Beitrag für Nachgrabungen auf dem Leopoldsberge zur Feststellung der Reste der alten Herzogsburg, zu denen auch das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht 1000 Kronen als dankenswerte Subvention widmete, von 1000 Kronen als zweite Rate zur Herausgabe der Acta Salzburgo-Aquilejensia von Dr. A. Lang hervorgehoben sein. Eine Reihe außerordentlicher Unterstützungsbeiträge für größere literarische Unternehmungen wurden für die folgenden Jahre bereits bewilligt und sie werden nach dem Maße der Durchführung der letzteren zur Ausgabe gelangen. Der Bibliothek der Leo-Gesellschaft gingen mehrfach Widmungen von Autoren und sonstigen Spendern zu, denen hier nochmals herzlich Dank erstattet wird.

Die Mitglieder- und Teilnehmerzahl der Leo-Gesellschaft beträgt mit Schluß des Jahres 1904 2384. Neu aufgenommen wurden 10 lebenslängliche Mitglieder und 186 Mitglieder mit Jahresbeiträgeu. Leider stehen dem neuen Zuwachs an Mitgliedern auch Verluste teilweise durch Austritt aus der Gesellschaft, besonders zahlreiche aber durch den Tod gegenüber. Wir verzeichnen trauernd den Heimgang u. a. des Theologieprofessors Ägydius Kopřiwa in Klosterneuburg, des Domprälaten Josef Seifert in Leitmeritz, des Stadtpfarrers Prälaten Dr. Joh. Kometer in Innsbruck, des Prälaten Karl Dörfler in Wien, des Weihbischofs in Wien Dr. Joh. Schneider. Diesen und allen, welche in ihrem irdischen Leben der Leo-Gesellschaft ihre Arbeit und Hilfe zugewendet haben, möge der Herr alles Lebens und Schaffens ein reicher Vergelter sein! Wie immer wurde gelegentlich der Generalversammlung das hl. Meßopfer für die verstorbenen Mitglieder und Gönner der Gesellschaft dargebracht.

Die satzungsmäßige Betätigung der Leogesellschaft in Wissenschaft, Literatur und Kunst hat ihren Mittelpunkt im Direktorium, ihre Organe in den Sektionen; in die größere Öffentlichkeit tritt sie durch ihre regelmäßigen Wochenversammlungen in Wien und durch ihre Jahresversammlung.

Das Direktorium der Gesellschaft pflog in vier Sitzungen mit durchaus zahlreichem Besuche (15. Jänner, 4. Mai, 13. Juni und 3. Oktober) der mannigfaltigen Leitungsgeschäfte unserer Vereinigung. Einen besonderen Verlust beklagt dasselbe in dem Scheiden zweier verdienstvoller Mitglieder aus Wien: des Universitätsprofessors Dr. Bernhard Schäfer und des Professors der Technik W. O. Noltsch. Beide Herren nahmen an den Arbeiten der Gesellschaft stets regen Anteil. Insbesondere war Professor W. O. Noltsch, Mitglied des Direktoriums seit Beginn der Gesellschaft, mit R. v. Kralik an der Durchführung der Kralikschen Weihnachtsspiele und der Inszenierung Calderonscher Dramen aufopfernd tätig, ein treuer Mitarbeiter an allen Veranstaltungen der Gesellschaft, die seiner Hilfe bedurften, ein fleißiger und immer freudig begrüßter Teilnehmer an unseren Versammlungen in und außer Wien, von denen er gar manche durch seine gemüt- und humorvollen Poesien und Erinnerungen zierte und beglückte. Professor Schäfers Verdienste werden noch an anderer Stelle zu würdigen sein. Beiden rufen wir nebst innigem Danke die herzlichsten Wünsche für langen und friedlichen Genuß des bestens verdienten Ruhestandes in die Ferne zu.

Aus den Beschlüssen und Maßnahmen des Direktoriums seien hier nur jene erwähnt, die sich auf größere, nach außenhin in die Erscheinung tretende Unternehmungen oder auf dasjenige beziehen, dessen nicht ohnehin in den Sektionsberichten oder sonstwie Meldung geschieht: Der Beschluß, die Herausgabe der Grazer Nuntiaturberichte in vier Bänden seitens eines Grazers Historikers durch eine Unterstützung von 4000 Kronen zu ermöglichen; die Herausgabe einer Zeitschrift für Völkerkunde und vergleichende Sprachwissenschaft unter Heranziehung der katholischen Missionäre der ganzen Welt durch einen hervorragenden Fachmann zu fördern und eventuell unter Mitwirkung anderer katholischer Vereinigungen in die Hand zu nehmen. Für die zweite Auflage des illustrierten Prachtwerkes: Rom, das Oberhaupt, die Einrichtung und Leitung der Gesamtkirche, von P. M. Baumgarten, trat die Leo-Gesellschaft als Herausgeberin ein; das Grab des katholischen Dichters Zacharias Werner in Maria-Enzersdorf wurde instand zu setzen beschlossen; für die Druckvollendung der Acta Salzburgo-Aquilejensia wurde nach der Erkrankung ihres Herausgebers Dr. A. Lang Vorsorge getroffen. An 17 katholische Vereine und Anstalten wurden Bücherspenden aus den Vorräten der Gesellschaft abgegeben. Die Bibliothek der Leo-Gesellschaft wurde in der Hauptsache neu aufgestellt und der Zettelkatalog vollendet.

Von den periodischen Publikationen der Leo-Gesellschaft wurde im Verlage C. Fromme das „Allgemeine Literaturblatt", im Verlage der Leo-Gesellschaft „Die Kultur", jenes im 13., diese im 5. Jahrgange und mit vierteljährigem Erscheinen fortgeführt. Beide Zeitschriften leitete als Redakteur mit dem alten hingebenden Fleiße und der altgewohnten Umsicht Dr. Franz Schnürer, der treuerprobte Arbeitskämpe unserer Gesellschaft. Die „Vorträge und Abhandlungen der Leo-Gesellschaft" wurden um ein Heft vermehrt durch Dr. Josef Mantuanis Schrift: P. Hartmanns Oratorium „St. Franziskus", 8⁰, S. 16. Unter der Ägide der Leo-Gesellschaft als Herausgeberin schreitet die illustrierte Kirchengeschichte von Dr. K. Kirsch und Dr. V. Luksch, im Verlage der Münchener Allgemeinen Verlagsgesellschaft, ihrem Abschlusse zu. Der Jahresbericht der Leo-Gesellschaft vom Jahre 1903 kam in die Hände aller Mitglieder. Den Teilnehmern der Leo-Gesellschaft wurde als Gratisgabe nebst diesem Berichte der 2. Band des v. Kralikschen Götter- und Heldenbuches zugewendet.

Von den Sektionen hat die philosophisch-theologische in dem Scheiden des Universitätsprofessors Dr. Bernhard Schäfer von Wien den Verlust ihres Obmannstellvertreters und anregungsreichen Mitarbeiters zu beklagen, der so oft die Sektionsversammlungen durch seine gehaltvollen biblistischen Vorträge erfreute und in dem von ihm ausgegangenen und auch fernerhin zu leitenden Kommentar der Leo-Gesellschaft zu den Büchern der hl. Schrift sich ein immerwährendes Andenken in unserer Gesellschaft gesichert hat. Die Fortsetzung des Kommentars, im Verlage Mayer & Ko. in Wien, ist vollständig gesichert; im Berichtjahre erschien der erste Band des von Dr. Bernhard Schäfer im Vereine mit W. Nagl geleiteten Kommentars zum Neuen Testamente „Die Apostelgeschichte" von Dr. Belser, der sich den bereits erschienenen Bänden zur Erläuterung der Bücher des Alten Testamentes würdig anreiht. Im gleichen Verlage schreiten die von den Professoren Dr. Albert Ehrhard und Dr. F. M. Schindler geleiteten „Theologischen Studien der Leo-Gesellschaft" rüstig voran. Es wurden im Jahre 1904 veröffentlicht: 9. Heft: „Geographische und ethnographische Studien zum III. und IV. Buche der Könige", von Dr. Johannes Döller, Studiendirektor am k. u. k. höheren Weltpriester-Bildungs-Institute zu St. Augustin in Wien. (Gekrönte Preisschrift.) 8⁰. XL und 356 S. Mit einer Karte. — 10. Heft: „Theodor von Cyrus als Apologet". Ein Beitrag zur Geschichte der Apologetik von Dr. theol. Josef Schulte, Repetent am bischöflichen Priesterseminar in Paderborn. 8⁰. VIII und 167 S. — 11. Heft: „Die ‚Lohnsucht' der christlichen Moral." Ein Beitrag zur Apologie der christlichen Sittenlehre von Dr. Philipp Kneib, Professor der Theologie in Mainz. 8⁰. 66 S. — 12. Heft: „Die Gegenwart

Christi in der heiligen Eucharistie nach den schriftlichen Quellen der vornizänischen Zeit." Eine dogmengeschichtliche Untersuchung von Dr. theol. Adolf Struckmann, Priester der Diözese Paderborn. 8⁰. XXII und 332 S. Die Sektion hielt eine Sitzung ab, in welcher der Reichsratsabgeordnete Prof. Dr. Graf Dzieduszycki eine Studie über das Gefühl zum Vortrag brachte.

Die historische Sektion beschäftigte sich in ihren Verhandlungen mit Begutachtung eingelaufener Arbeiten, die der L.-G. behufs Publikation vorgelegt wurden, und traf die nötigen Arrangements zur Förderung der in Rom begonnenen Forschungs- und Publikationsunternehmung aus den päpstlichen Kameralien, womit Herr Dr. Florian Watzl aus dem Stifte Heiligenkreuz beschäftigt ist. Herr Universitätsdozent Dr. August Haffner hielt einen Vortrag über Mohammeds Lehre und Leben.

Die pädagogische Sektion überschritt im Jahre 1905 in ihrer Mitgliederzahl die Zahl 100; er Vorstand bestand aus dem ersten Vorsitzenden Hofrat Dr. Karl Ferdinand Kummer—Wien, dessen beiden Stellvertretern Schulrat Andreas Weiß—Wien, Professor Josef Plöchl—Wr. Neustadt, aus den zwei Schriftführern Präfekt Karl Roth—St. Pölten und Hauptlehrer Georg Zeitlberger—Wien. Die Sektion hielt an jedem zweiten Samstag der Monate Jänner, Februar, März, April, Mai, Oktober, November und Dezember um 6 Uhr abends im Vereinslokale der Leo-Gesellschaft Sitzungen ab, die von 24—34 Mitgliedern besucht waren.

Die Jännersitzung war der Erinnerung an die hundertste Wiederkehr von Herders Todestag (18. Dezember 1803) gewidmet und wurde durch einen Vortrag des Professors Java Pawal—St. Pölten über Herder als Pädagog eröffnet. Daran schloß sich ein Referat des Professors Josef Plöchl—Wr. Neustadt über die bereits im abgelaufenen Jahre angeregte Herausgabe einer Sammlung pädagogischer Lehrbücher für Lehrer der Volksschule im weitesten Sinne des Wortes (Volks- und Bürgerschulen, Lehrerbildungsanstalten, Anstalten für nicht vollsinnige Kinder, Fortbildungskurse). Auf Grund des in dieser Sitzung entwickelten Programms konnte der Referent in der Februarsitzung bereits eine Liste von Mitarbeitern ins Auge fassen und in der Aprilsitzung die Namen einer Reihe von Fachmännern mitteilen, die sich bereit erklärt hatten, die Einzeldarstellungen zu übernehmen. Mit der Gesamtredaktion wurden Hofrat Dr. Kummer und Prof. Plöchl betraut.

An einen Vortrag des Schulrates Andreas Weiß in der Februarsitzung Aus der Schule für die Schule, der namentlich den Lehrer als Erzieher charakterisierte, schloß sich eine von Direktor Robert Perkmann ausgehende Anregung zur Organisation von Elternabenden durch die pädagogische

Sektion, bezw. durch die Leo-Gesellschaft, eine Anregung, die lebhaft erörtert und freudig begrüßt wurde. Dank der eingehenden Erörterungen Perkmanns in den März-, Mai- und Oktobersitzungen kam es zur Aufstellung eines ins einzelne ausgearbeiteten Programms, das allerdings noch der Durchführung harrt. Der Hauptgrund hiefür liegt darin, daß vom März angefangen eine andere zunächst wichtiger erscheinende Angelegenheit die nach außen gerichtete Tätigkeit der Sektion und ihre arbeitslustigen Mitglieder vollauf in Anspruch nahm. Es war dies die Veranstaltung eines pädagogisch-katechetischen Kurses in Wien nach dem Muster des gleichen Kurses v. J. 1903 in Salzburg. Den Anstoß gab ein darauf zielendes Ansuchen des Wiener Katecheten-Vereines an die Sektion in der Märzsitzung. Sofort wurde ein Komitee mit dem Berichte über diesen Antrag betraut, in dessen Namen Universitätsprofessor Dr. Seydl in der Aprilsitzung den Antrag stellte, die pädagogische Sektion bezw. die Leo-Gesellschaft möge einen derartigen, für die Katecheten aller Schulkategorien bestimmten Kurs veranstalten. Die nähere Ausführung wurde einem Arbeitskomitee übertragen, das aus dem Referenten Pfarrer Pichler, Seminardirektor Dr. Hornich bestand und sich durch Einladung anderer Persönlichkeiten, insbesondere von Vertretern gesinnungsverwandter Lehrervereinigungen, verstärken sollte. In der Maisitzung war Prof. Dr. Seydl bereits in der Lage zu berichten, daß sich dieses Arbeitskomitee konstituiert, Univ.-Prof. Dr. Swoboda zu seinem Obmann gewählt und im Hinblicke auf Hofrat Willmanns Teilnahme am Kurse den Februar 1905 für dessen Abhaltung ins Auge gefaßt habe. Die weitere Ausgestaltung und die glänzende Durchführung der Idee gehört ausschließlich dem Arbeitskomitee an.

Die Aprilsitzung brachte einen sehr anregenden Vortrag des k. k. Übungsschullehrers Karl Gloning über das Berufsideal in Hut und Pflege alter Schulmeister, in dem ein lebendiges Bild des Schulwesens in Oberösterreich aus der Zeit vor dem Reichsvolksschulgesetze entworfen wurde, die Oktobersitzung einen auf umfassendem Fachwissen beruhenden Vortrag des Seminardirektors Dr. Franz Rimmer über die gegenwärtige Lage des biologischen Unterrichtes. In der Novembersitzung referierte Univ.-Prof. Dr. Seydl über Willmanns Buch „Aus Hörsaal und Schulstube" und Direktor Perkmann über sein Lehrmittel „Einteilung des katholischen Kirchenjahres", in der Dezembersitzung Professor Dr. Dworak über die Verwendung des Skioptikons im katholischen Religionsunterricht, sowie Lehrer Bösbauer über den Ersten internationalen Kongreß für Kinderforschung und Heilpädagogik in Frankfurt zu Pfingsten 1905.

Bei der Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Hall in Tirol im September 1904 wurde die Gründung einer pädagogischen Sektion innerhalb des Tiroler Zweigvereines angeregt und von den Tiroler Vereinsgenossen, namentlich aus Universitäts- und Mittelschulkreisen, entgegenkommend begrüßt. Die Schriftleitung des „Allgemeinen Literaturblattes der Leo-Gesellschaft“ stellte wiederholt pädagogische Neuheiten zur Verfügung, die unter die Mitglieder der Sektion behufs Besprechung in diesem Blatte verteilt wurden. Zur Verbreitung von Nachrichten über die Tätigkeit der Sektion in weitere Kreise trug das Anerbieten der Pädagogischen Korrespondenz Bergmann, die Sitzungsprogramme und Berichte den Zeitungen zu vermitteln, wesentlich bei. Zu besonderem Danke ist aber die Sektion dem Herausgeber der „Christlich-pädagogischen Blätter“ verpflichtet, der ausführliche Berichte über die Sektionssitzungen und die daselbst gehaltenen Vorträge bringt, die wieder in anderen Zeitungen Aufnahme finden und die Ergebnisse der Sektionsarbeiten weiteren nicht unmittelbar beteiligten Kreisen zugänglich machen.

Die naturwissenschaftliche Sektion hielt ihre konstituierende Versammlung am 28. November 1903. Unter dem Vorsitze des Präsidenten der Leo-Gesellschaft, Exzellenz Baron Helfert, und in Anwesenheit des Vizepräsidenten Sr. Exzellenz Feldbischof Belopotoczky, des Generalsekretärs Hofrat Prälat Dr. Schindler hatten sich über 30 Herren dazu eingefunden. Es war am Vorabend der Hundert-Jahrfeier der Geburt Christian Dopplers; dieser Tag war mit Vorbedacht für die Geburt der naturwissenschaftlichen Sektion gewählt und deshalb vor allem der Vortrag des Herrn Kommissärs Ingenieur R. Pozděna über Doppler, welcher dann in der Kultur erschienen ist, auf die Tagesordnung gesetzt worden.

Nach einer warmen Ansprache Sr. Exzellenz des Präsidenten, in welcher er seiner besonderen Freude Ausdruck verlieh über die endlich zustande gekommene, von ihm seit dem Bestande der Leo-Gesellschaft immer wieder urgierte Gründung der naturwissenschaftlichen Sektion, wurde zur Wahl des Vorstandes geschritten. Es wurden gewählt: Obmann Hofrat Professor Dr. Joh. Pernter, Obmannstellvertreter Regierungsrat Dr. W. Marek, Schriftführer Kommissär Ingenieur R. Pozděna und Adjunkt Dr. J. Pircher. Versammlungen wurden gehalten am 19. Dezember 1903, 30. Jänner 1904, 27. Februar 1904, 26. März 1904, 29. April 1904, 28. Mai 1904, 29. Oktober 1904, 26. November 1904. Außerdem fand bei der Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Hall am 14. September eine Sitzung der Sektion statt.

Die in diesen Sitzungen zum Vortrage und Erörterung gelangten Vorträge sind folgende: Hochw. Hugo Obermaier: Über die Chronologie des Diluvialmenschen. Privatdozent Dr. Al. Pilcz: Die normalen Denkgesetze im Wahnsinn. Professor Hartwig: Über monokulares und binokulares Sehen. Professor Hartwig: Über den Sternkomparator (als Fortsetzung des vorigen Vortrages). Kommissär Ing. Pozděna: Über eine Idee zur Verwertung des Prinzipes des Sternkomparators. P. Kreuchgauer C. V. D.: Über das Klima der geologischen Perioden. Prof. Malfatti: Über die Chemie des Lebens. Prof. Julius Gremblich O. S. Fr.: Pflanzengeographisches von Tirol. Die Sitzungen waren meist gut besucht und die Diskussion über die vorgetragenen Themata lebhaft.

Schließlich sei darauf hingewiesen, daß der Beschluß der Sektion, die Zeitschrift „Natur und Offenbarung“ als Organ der Sektion zugewiesen, durch das Entgegenkommen des Redakteurs derselben, Herrn Dr. Forch in Darmstadt, insoweit zur Wirklichkeit geworden ist, daß die Protokolle der Sitzungen der Sektion in „Natur und Offenbarung“ nun regelmäßig erscheinen und die Spalten derselben für Artikel, die von der Sektion stammen, offen stehen.

In der sozialen Sektion wurden unter Vorsitz des Sektionsobmanns Sektionsrat Dr. K. Scheimpflug, folgende Vorträge gehalten: Magistratssekretär Dr. Wolfgang Madjera: Der Entwurf einer Wiener Bauordnung. Mitglied des Herrenhauses Franz Graf Kuefstein: Die Entschuldung des Bauernstandes. Stadtrat Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Wesselsky: Bodenwerte in Wien.

Die Sektion für bildende Kunst hat im vierten Jahre ihres Bestehens eine rege Tätigkeit entfaltet und ist mit einem bedeutenden Unternehmen, der „II. Ausstellung der Österreichischen Leo-Gesellschaft“ vor die Öffentlichkeit getreten.

Die Vorarbeiten begannen Ende Februar, wurden in fünf Sitzungen der Sektion und ebensovielen einer engeren Kommission soweit geführt, daß der Vorsitzende am 24. Juni eine beträchtliche Anzahl namhafter, zur Teilnahme an der Ausstellung geneigter Künstler begrüßen konnte. Hingegen betrog die Hoffnung, auch weitere Kreise unter den Gewerbetreibenden, insbesondere zur Ausführung und zum Verlag künstlerischer Objekte zu gewinnen und wurde nach zwei ergebnislosen Sitzungen fallen gelassen.

Mitte Oktober wurden die Arbeiten wieder aufgenommen und am 31. d. M. war durch die Bereitwilligkeit der Künstler eine ausreichende Beteiligung, durch die Gastfreundschaft der Genossenschaft bildender Künstler der Ausstellungsraum gesichert. Nach wochenlanger anstrengender Tätigkeit

der Hänge- und Katalogskommission konnte am 3. Dezember die Ausstellung im „Deutschen Saal" des Künstlerhauses eröffnet werden. Ihre Exzellenzen der päpstliche Nuntius Principe di Belmonte, der Unterrichtsminister Dr. v. Hartel, der Präsident der Leo-Gesellschaft Baron Helfert, Vizepräsident Feldbischof Dr. Belopotoczky, Erzbischof Graf Pettenegg und zahlreiche Vertreter der kunstliebenden Gesellschaft hatten sich dazu eingefunden. Zur besonderen Auszeichnung gereichte es, daß die Ausstellung den Besuch Sr. Majestät des Kaisers erhielt. Die für den 26. Dezember vorgesehene Schließung wurde in Anbetracht des regen Besuches auf den 1. Jänner verschoben.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß diese Veranstaltung in Wien die erste Ausstellung für religiöse Kunst war und somit schon mit dieser Tatsache ein besonderes Verdienst unserer Gesellschaft bedeutet. Sie zeigte aber auch, welch hervorragende Talente bei uns bereit sind, sich der heiligen Kunst zu widmen, sie ließ jedoch leider auch erkennen, wie viel mehr diese Kräfte Gelegenheit zu wahrhaft künstlerischer Betätigung erhalten sollten, während erfahrungsmäßig ein Großteil der kirchlichen Bestellungen für minderwertige Fabriksmasse erfolgt. Die Ausstellung war von 4 Architekten, 16 Bildhauern, 3 Bildhauerinnen, 14 Malern und 2 Wiener Firmen beschickt worden und umfaßte 112 einzelne Objekte in 92 Katalogsnummern. Die Raumgestaltung und Verteilung der Werke wurden von Herrn Architekten, k. k. Baurat August Kirstein und Herrn Architekten Josef Plečnik in glücklichster Weise gelöst; als Schmuck des Kataloges wurden die von Herrn Maler Johann W. Krämer freundlich zur Verfügung gestellten Studienblätter verwertet; im Vereine mit demselben leiteten Herr Bildhauer und Medailleur, k. k. Prof. Stephan Schwartz und Herr Maler Josef Reich die Ausstattung des Kataloges.

Obwohl die Ausstellung unausgesetztes Zusammenarbeiten aller Beteiligten nötig machte, behielt doch die Sektion für bildende Kunst auch andere wichtige Aufgaben stets im Auge, so die Wiener Kirchenbaufrage, welche in einem Referate des Herrn kaiserlichen Rates Dr. Truxa erörtert wurde, und die Erforschung des Leopoldsberges, welcher die Sektion kräftige Förderung zu leihen sucht und für die sie vorerst die Beschaffung der materiellen Mittel zu den geplanten Ausgrabungen besorgte.

Es wurden im Jahre 1904 insgesamt 19 Sitzungen der Sektion für bildende Kunst und 9 Beratungen engerer, zu bestimmten Arbeiten gewählter Kommissionen abgehalten. Die letzten Sitzungen beschäftigten sich mit der Verwertung der mit der Ausstellung gemachten Erfahrungen für die Zukunft.

An den Montagsabenden der Leo-Gesellschaft, unter Vorsitz des Sektionsrates Dr. Karl Scheimpflug, fanden folgende Vorträge statt: K. k. Universitäts-Professor Dr. Theodor Ritter von Dantscher-Kollesberg: Die Verfassungswidrigkeit der ungarischen Forderungen betreffs der österreichischen Armee. Musikreferent der Hofbibliothek Dr. Josef Mantuani: P. Hartmanns von an der Lan-Hochbrunn C. Fr. M. Oratorium „Petrus" (mit Begleitung). Gymnasial-Professor Dr. Franz Stumpf—Mödling: Der österreichische Mathematiker Georg Freiherr von Vega. Ehrendoktor der Wiener Universität Monsignore Johann Graus—Graz: Über kirchliche Kunst und Stil in Steiermark. Professor Hartwich—Wr.-Neustadt: Moderne Stereoskope. Universitätsdozent Dr. J. Nagl: Volksepos und volkstümliches Epos im Donaulande. Universitätsdozent Dr. Alexander Pilcz: Über die Grenze von Genie und Wahnsinn. Landesschulrat Entlicher: Das hundertjährige Jubiläum der Landes-Blindenanstalt Purkersdorf. Stadtrat Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Anton Wesselsky: Hundert Jahre Kaisertum Österreich. Kirchendirektor Stauracz: Das Jubiläum der Sekularisation. Dr. Wolfgang Madjera: Vortrag eines Bruchstückes aus dem Schauspiele „Märtyrer der Krone" (3. Aufzug, Bericht von der Schlacht bei Mühldorf) sowie anderer eigener Dichtungen. Domprediger Michele: Kirchenmusikreform. Professor Schwalm: Der Nürnberger schulhygienische Kongreß. Landesarchivar Dr. Anton Mayer: Der Kremser Schmidt. Architekt Biberhofer: Demonstration eines Projekts für die Ruhmeshalle am Leopoldsberg. Prälat J. C. Heidenreich: Die Geschichte der Salvatorkapelle im alten Rathause in Wien. Hofkapellmeister Böhm: Der Ambrosianische Kongreß in Rom. Dr. Adam Trabert: Grohmanns Stöffel Fadinger. Kunstreferent der Universitätsbibliothek Dr. Alfred Schnerich: Johann Cyriak Hackhofer, ein Künstlerbild des 18. Jahrhunderts. Schriftsteller J. Glinkiewicz: Geschichte des polnischen Gottesdienstes und der polnischen Kirche in Wien. Dr. Josef Mantuani: Römische Musik in Wien. Hofrat Universitätsprofessor Dr. Hirn: Bericht über die Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Hall in Tirol. Universitätsdozent Dr. Wallentin: Wissenschaftliche Ballonfahrten. Universitätsdozent Dr. Turba: Ausgewählte Partien aus der Geschichte des ungarischen Staatsrechts. Hausprälat Sr. Heiligkeit J. C. Heidenreich: Stift Ossiach in Kärnten. Professor Karl Schwalm: Zur Beleuchtung moderner Lehrgelüste. Übungslehrer Daniel Siebert: Der schlesische Liederkomponist Eduard Engelsberg (weiland Sektionschef des k. k. Finanzministeriums Eduard Schön) unter Mitwirkung des Neubauer Männergesangsvereines. Honorius Kett O. F. M.: Duns Scotus und die Immakulata. Dr. Wolfgang Madjera und Frau Sidonie Madjera: Vortrag von Dichtungen Wolfgang Madjeras.

Unsere diesjährige Generalversammlung fand in der altehrwürdigen Salinenstadt Hall bei Innsbruck in der Zeit vom 13. bis 15. September statt. Das schöne Bild, welches die herrliche landschaftliche Lage Halls und der reiche Schmuck an kunsthistorisch wichtigen Baudenkmalen darbietet, wurde noch durch den reichen Flaggenschmuck verschönt, den die Stadtverwaltung und und eine munifizente Bürgerschaft den Gästen zu Ehren der Stadt anlegen ließ. Bei dem am ersten Tage stattfindenden „Begrüßungsabende" begrüßte Herr Dr. Luchner als Obmann des Lokalkomitees in Vertretung des abwesenden Landeshauptmannes das Direktorium und die übrigen Festgäste, während Herr Notar Dr. Gasser dieselben im Namen der Stadt auf das herzlichste bewillkommte. Der zweite Vizepräsident Universitätsprofessor Hofrat Dr. Hirn dankte nach Verlesung der Begrüßungstelegramme, darunter solche von Em. Kardinal Katschthaler, Landeshauptmann Kathrein, Erlaucht Graf Kuefstein, Prälat Spielmann, Hofrat Lammasch im Namen des Direktoriums für den liebevollen Empfang. Er feierte Halls Bürgerschaft, welche den Idealen der Leo-Gesellschaft volles Verständnis entgegenbringe. Die Bestrebungen derselben hätten auch bereits literarisch zu solchen Zielen geführt, daß es der Österreicher nunmehr auf manchem Gebiete nicht mehr nötig habe, durch ausländische Schriften das Urteil über sein eigenes Vaterland beeinflussen zu lassen. Mit einem Hoch auf den Generalsekretär Dr. Schindler, den derzeitigen Rektor der Wiener Universität, und mit Glückwünschen zu dieser akad. Würde klang die längere Rede aus. Die Dankesworte des letzteren fanden in einer Würdigung der Verdienste des gewesenen Landeshauptmannes und derzeitigen Vorstandes des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg Erz. Grafen Brandis ihren Abschluß.

Die Veranstaltungen des 14. Septembers wurden programmgemäß mit der Zelebrierung eines Hochamtes eingeleitet. Diesem folgte der Vortrag des Universitätsprofessors Dr. Wackernell über „Hermann von Gilm" den Haller-Poeten, nach den geistvollen Ausführungen des Vortragenden einen der bedeutendsten Lyriker nicht nur Tirols und Österreichs, sondern der deutschen Lande überhaupt. Aber, meinte derselbe, „das deutsche Publikum bekümmert sich wohl um die Tiroler Berge, nicht aber um seine Poeten." Nach einer anziehenden Darstellung der Lebensschicksale wie der Schriften des Dichters wurde auf die Notwendigkeit einer Neuausgabe der Gedichte, die nur unvollständig und vielfach auch arg verstümmelt vorlägen, betont. Hierbei richtete Professor Wackernell an die Anwesenden den Appell, ihn, der sich seit geraumer Zeit mit einschlägigen Studien beschäftige und wertvolles Materiale zu einer Monographie über den Dichter gesammelt habe, durch biographisch-literarische Beiträge zu unterstützen.

Nach einer kurzen Pause hielt dann der „Zweigverein der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg“ seine Generalversammlung unter dem Vorsitze des Präsidenten Grafen Brandis ab. Anlaß zu längerer Debatte gab Punkt 1: „Statutenänderung“. Um den geänderten Verhältnissen Rechnung zu tragen, solle § 4 dahin abgeändert werden, daß auch Frauen Mitglieder werden. Nach längerer Wechselrede, an der Reichsratsabgeordneter Schöpfer, Landesschulinspektor Hausotter, der Vorsitzende, Landeskulturrat Baron Riccabona, Landeshauptmann Rhomberg, Hofrat Hirn und Universitätsprofessor Mayer teilnahmen, wurde der Paragraph nach dem Vorschlage des Ausschußreferenten Professor Dr. Wackernell angenommen. Beim zweiten Punkt: „Neuwahlen“ gab Herr Universitätsprofessor Dr. Wackernell einen Überblick über die Veränderungen im Ausschusse und hielt dem verstorbenen Professor Dr. Plazidus Genelin einen tiefempfundenen ehrenden Nachruf. Er gedachte dessen, was der leider zu früh Dahingeschiedene als Mensch, als Gelehrter und Lehrer geleistet — die Arbeiterhäuser in Innsbruck seien ihm ein steinernes Denkmal — und appellierte an die Versammlung, dem Geiste des Verstorbenen den würdigen Tribut dadurch zu zollen, daß seine edlen Ideen fortgepflegt werden mögen. (Beifall.) Es wurden dann die Neuwahlen vorgenommen. Der alte Ausschuß wurde mit der Abänderung wiedergewählt, daß an Stelle Dr. Genelins Oberlandesgerichtspräsident Call und für Herrn Landesschulinspektor Hausotter, der in die „Ersatzreserve“ übertrat, Landeshauptmann Dr. Kathrein in den Ausschuß berufen wurden. Nach ungefähr einstündiger Dauer schloß der Vorsitzende mit Dankesworten die Versammlung. Der Besuch war bei beiden Versammlungen ein recht guter.

Die im Programme vorgesehene Besichtigung der Kunst- und historischen Denkwürdigkeiten Halls fand trotz strömenden Regens bei zahlreicher Beteiligung der Mitglieder und Gäste statt. Als Führer diente hiebei der Franziskanerpater Professor Max Straganz. Zuerst wurde dem Rathause ein Besuch abgestattet, das im Jahre 1406 von Herzog Leopold IV. der Stadt geschenkt wurde. Hier konnte man den altertümlichen Gemeinderatssitzungssaal bewundern. Recht interessante Sachen birgt das Stadtarchiv. Weiter ging's in die alte, jetzt als Landsturmmagazin dienende Damenstiftskirche, deren wundervolle Stukkaturarbeiten gerechte Bewunderung erregten. Darunter befinden sich die Gräber der verstorbenen Stiftsdamen. Das Kloster wurde 1784 von Josef II. aufgehoben. In der alten Jesuitenkirche besah man das Grabmal der Erzherzogin Magdalena. Nachdem noch ihr Oratorium besichtigt worden und der schöne Renaissancesaal, in dem die Stiftsdamen der Unterhaltung und Beratungen pflegten, hatte der sehr interessante Rundgang sein Ende.

Nach 4 Uhr folgte im Gymnasialgebäude ein Vortrag des Archivars Dr. Karl Klaar über den gegenwärtigen Stand der Forschungen über die Heimat Walters von der Vogelweide. Dr. Klaar trat neuerdings für Tirol (Bozen) als Heimat Walters ein und stützte seine Auffassung vorzüglich durch den Nachweis, daß im XIII. Jahrhunderte der Vogelweiderhof bei Bozen Besitz eines Ministerialen war und sonach der Beiname Walters seine vollste Erklärung findet, wenn dieser Hof als Stammsitz Walters angenommen wird. Im Anschlusse an diesen Vortrag dankte der Vorsitzende Hofrat Dr. Hirn dem Redner und erörterte in kurzen Worten die Bedeutung dieser Frage. Im Verlaufe seiner Rede skizzierte Hofrat Hirn kurz die Wirksamkeit der historischen Sektion der Leo-Gesellschaft, wies auf das Übereinkommen mit der Görresgesellschaft hin, um die päpstlichen Kameralien systematisch zu erforschen und konnte die Mitteilung machen, daß Dank der hervorragenden Tätigkeit des Herrn Dr. Watzl in Rom der erste Band wohl in Bälde fertiggestellt werde.

Der Abend vereinigte die Mitglieder der Generalversammlung sowie zahlreiche Gäste aus der Bürgerschaft Halls im neuen Stadtsaale zur Festversammlung und zum Kommers der katholischen Studentenschaft. Der Festversammlung wohnten u. a. bei: Oberlandesgerichtspräsident Baron Call, Statthaltereirat Graf Huyn in Vertretung des Statthalters, Hofrat Pastor, Universitätsbibliotheks-Direktor Dr. Hittmayr, Direktor der Landeshypothekenanstalt Dr. Duxneuner und dessen Bruder, Missionär in Borneo. Vom Präsidenten der Leo-Gesellschaft Freiherrn von Helfert war ein Begrüßungstelegramm eingelaufen. Der Vorsitzende Hofrat Dr. Hirn begrüßte die Versammlung aufs wärmste. Er feierte die gastliche Stadt Hall, die einer wissenschaftlichen Gesellschaft viele Anknüpfungspunkte biete wegen ihrer Vergangenheit, wegen der Saline ꝛc. Er erinnerte an den großen Naturforscher Guarinoni und versprach, daß der Gast sich bestreben werde, seinem Gastgeber durch wissenschaftliche Darbietungen zu danken. Hierauf erstattete Generalsekretär Rektor und Hofrat Schindler den Tätigkeitsbericht der Leo-Gesellschaft. Anschließend daran erstattete Graf Brandis den Tätigkeitsbericht des Tiroler und Vorarlberger Zweigvereines. Der Glanzpunkt des Abends war die Rede Dr. von Kraliks „über die Aufgaben katholischer Wissenschaft und Kunst den modernen Problemen gegenüber." Die Rede gipfelte in der Aufforderung an die katholischen Vertreter der Wissenschaft, Literatur und Kunst, durch engen Zusammenschluß und rastlose Arbeit der Welt die ganze Fülle der Wahrheit, Güte und Schönheit des Katholizismus zu zeigen, nach der sie sich bewußt und unbewußt sehnt. In seinem Schlußwort wies der Vorsitzende noch einmal auf die eminente Bedeutung der Leo-Gesellschaft hin

und ersuchte um zahlreichen Beitritt, damit die Gesellschaft immer mehr in der Lage sei, ihre hehren Prinzipien zu verwirklichen. Kurz darauf begann der Festkommers und bildete den würdigen Abschluß des schönen Tages. Mit schwungvollen Worten begrüßte der Senior „Vindelicias“ phil. Hans Schlögl die illustre Korona. Vertreten waren: „Austria“-Innsbruck, „Norica“, „Leopoldina“ und „Tirolia“ und „Akademischer Sängerbund“. Der Festredner Dr. Wolf feierte die katholischen Studentenverbindungen in ihrer Bedeutung als Hochburgen der katholischen Weltanschauung auf den Universitäten. Universitätsprofessor Dr. Mayr hielt eine glänzende Rede auf Kaiser und Papst. Nicht aus Byzantinismus feiern die katholischen Studenten die höchsten Autoritäten, sondern, weil in einer zügellosen, die Autorität verachtenden Zeit gerade umso mehr die Achtung vor den Autoritäten gepflegt werden muß. Diese Reden weckten stürmische Begeisterung und der Musikchor der Kaiserjäger erhöhte die Feststimmung während des ganzen Abends.

Strömender Regen eröffnete den Morgen des 15. Septembers, an welchem nach der Requiemmesse für die verstorbenen Mitglieder der Leo-Gesellschaft die naturwissenschaftliche Sektion im Gymnasialgebäude tagte und den Vorträgen des Universitätsprofessors Dr. Hans Malfatti über die „Chemie des Lebens“ und des Professors Julius Gremblich über „Vergleichende Tier- und Pflanzengeographie“ mit Interesse lauschte. Die geschlossene Generalversammlung der Leo-Gesellschaft beschloß unter anderem, die nächstjährige Hauptversammlung womöglich in einer Stadt der Sudetenländer zu veranstalten. Beim folgenden Bankett kam die Befriedigung über die Haller Tagung in gemütlichen Toasten zum Ausdruck.

Hofrat Hirn führte aus: Viel ist uns geboten worden während der Generalversammlung. Der Literarhistoriker machte uns bekannt mit einem der größten Tiroler Dichter, der Lokalhistoriker führte uns die Kunstschätze Halls vor Augen, der gewissenhafte und gelehrte Archivforscher beleuchtete den Widerstreit der Meinungen über die Heimat des größten Minnesängers, der Naturhistoriker zeigte uns die wunderbare Wechselwirkung zwischen Mensch und Natur, der spezielle Fachmann machte uns bekannt mit der Fauna und Flora unserer engeren heimatlichen Gebirge. Die heurigen Sektionsvorträge dürften sich den besten würdig anreihen, die je gehalten worden, und er danke aufs wärmste jenen, die den Teilnehmern so hohen Genuß geboten. Wenn er nun der Männer der Wissenschaft gedacht, müsse er als Vorsitzender der Österreichischen Leo-Gesellschaft jener Faktoren gedenken, die immer als Schirmer der wissenschaftlichen Bestrebungen sich gezeigt und auf die auch der Name der Gesellschaft hinweise, als österreichische und Leo-Gesellschaft. Wie die beiden Wahlsprüche Omnia

restaurare in Christo und Viribus unitis sich so schön vereinigen lassen, so bringe er ein Hoch auf die höchsten Autoritäten aus. Begeistert stimmte die Versammlung ein. Dr. Luchner sprach im Namen des Haller Lokalkomitees. Die schönen Stunden hohen geistigen Genusses seien nun bald dahin. Er danke herzlich für das Gebotene. Die Haller hätten mit Freude teilgenommen und er wünsche, Gottes Segen möge die Arbeiten der Leo-Gesellschaft begleiten. Er hoffe, daß es den Gästen gut gefallen und daß die Leo-Gesellschaft bald wiederkehren möge, eines herzlichen Empfanges könne sie versichert sein. Graf Brandis dankte sowohl im Namen des Stammvereines wie insbesondere des Zweigvereines der Stadt, namentlich dem Lokalkomitee. Er brachte ein Hoch auf Halls Bürgerschaft aus. Notar Gasser dankte im Namen des Gemeinderates für die freundlichen Worte und bat um Entschuldigung, wenn Hall nicht mehr geboten. Hall habe einst bessere Tage gesehen und unter Siegmund dem Münzreichen sei das Sprüchlein gegangen: „Wenn einer vom Himmel falle, müsse er in Hall auffallen!" Heute sei es anders. Mühsam müssen wir schauen, unsere Existenz weiter zu fristen. Aber was geschehen sei, sei gern geschehen. Auch er erhoffe baldiges Wiedersehen. Hofrat Kummer gedachte des ehrwürdigen Präsidenten der Leo-Gesellschaft, Freiherrn v. Helfert, dem es leider die Beschwerden des Alters nicht mehr gestatten, persönlich an den Versammlungen teilzunehmen. In jüngeren Jahren sei es ihm beschieden gewesen, seine Arme an die Speichen der Räder des Staatswagens zu legen und relativ jung zog er sich zurück, nicht um auszuruhen, sondern um in stiller Muße der Wissenschaft sich zu widmen. Staunen müsse man über die geistige Frische, die sich in seinen „Erlebnissen und Erinnerungen" offenbare. Die 84 Jahre hätten seinen sprühenden Geist nicht zu trüben vermocht. Redner gedachte ferner des ersten Vizepräsidenten, Feldbischofes Belopotoczky, sowie des zweiten Vizepräsidenten, Hofrat Dr. Hirn, der die Verhandlungen mit Meisterschaft gelenkt und die Gesellschaft nach außen aufs würdigste vertreten. Er brachte ein stürmisch aufgenommenes Hoch auf die drei Genannten aus. Hofrat Schindler sagte in seinem Toaste auf den Grafen Brandis: Wir stehen vor der Scheidestunde eines Mannes, der durch lange Jahre eine hervorragende öffentliche Tätigkeit entwickelt und auf den meisten Versammlungen der Leo-Gesellschaft eine liebe Erscheinung gewesen. Seine (Redners) Aufgabe sei es, nicht seine politischen Verdienste zu feiern, sondern was er als Präsident und eifriges Mitglied des Zweigvereines geleistet. Er lege die Würde als Präsident nieder, aber völlig scheide er nicht aus. Wir können hoffen, daß er im Paradiese zu Lana auch ein eifriges Mitglied der Leo-Gesellschaft bleiben werde. Inspektor Gall brachte sein Glas dem Festredner des Vortages,

Herrn Dr. v. Kralik, Professor Langnacher feierte in längerer Rede Herrn Universitätsprofessor Dr. Wackernell und Universitätsprofessor Dr. Swoboda schloß den Reigen der Toaste mit einem Aufruf an die Jungmannschaft. Die Haller Tagung, welche allen Teilnehmern in schöner Erinnerung bleiben wird, hatte mit diesem Bankette, bei dem manch erhebendes Gefühl seinen herzerfreuenden Ausdruck fand, seinen Abschluß gefunden. Der geplante Ausflug nach Absam mußte des anhaltend schlimmen Wetters wegen leider unterbleiben.

Das 13. Lebens- und Arbeitsjahr der Leo-Gesellschaft hat sich beim Niederschreiben der vorliegenden Blätter in unserem Erinnern aufgefrischt mit all den wechselnden Erscheinungen, die es uns von Woche zu Woche und von Monat zu Monat gebracht. Hinter dem schlichten Berichte verbirgt sich eine unabschätzbare Summe von Mühen und Leistungen vieler einzelner, die ihr Interesse den großen Zielen unserer Gesellschaft in Treue zugewendet halten und nicht ermüden, ihr nun seit Jahren in beharrlicher Hingebung zu dienen; verbirgt sich die warme Begeisterung für unsere Gesellschaft, welche neuerdings eine jüngere Generation nach dem Zeugnis so vieler Kundgebungen an unserem Werke mitratend und mithelfend betätigt; verbergen sich die Opfer, welche hunderte unserer Mitglieder bringen müssen und freudig bringen, um eine Sache zu unterstützen, die nach unser aller innersten Überzeugung von der größten Wichtigkeit für Volk und Kirche in unserem Vaterlande ist. In denkwürdiger Weise hat jüngst eine angesehene Körperschaft „die hohe Bedeutung der Leo-Gesellschaft für die Pflege der christlichen Wissenschaft und Kunst und für das Kulturleben überhaupt“ anerkannt. Möge Gottes Schutz, dessen die Leo-Gesellschaft bisher in aller Zeit sich so reich erfreuen konnte, sie auch fernerhin geleiten, daß sie durch die treu begeisterte Arbeit und die Opfer ihrer Mitglieder und Gönner in immer größerem Maße das werde, dessen sie in diesen Worten berühmt wird: ein starker und einflußreicher Faktor für das Kulturleben des katholischen Österreichs!



2. Rechnungsabschluß

für die Zeit vom 1. Jänner bis 31. Dezember 1904.

Gewinn- und Verlust-Konto.

Soll	K	h	Haben	K	h
An Konti für die Veröffentlichungen u. zw. »Literaturblatt«, »Die Kultur« und »diverse Publikationen« . .	10434	71	Pr. Beitrags-Konto für im Jahre 1904 von den Mitgliedern einbezahlte Beiträge	19205	87
An Konto für Stipendien und Unterstützungen für im Laufe dieses Jahres gewährte Stipendien und Unterstützungen	1080	—	Pr. Zinsen-Konto für die per Saldo verbleibenden Zinseneingänge	1530	24
An Inventar-Konto für 10% Abschreibung vom Bilanzwerte des Inventars	38	85			
An Regie-Konto für die pr. Saldo verbleibenden Kosten für Miete, Beheizung, Beleuchtung, Druckkosten, Honorare und diverse Spesen	4483	60			
An Effekten-Konto für Kursverluste bei dem Effektenbesitze auf Grund der Notiz des Geldkurses am 31. Dezember 1904 . . .	169	50			
An Kapital-Konto für zu Gunsten dieses Kontos durchgeführten pr. Saldo sich ergebenden Gewinst aus der Gebarung 1904	4529	45			
	20736	11		20736	11

Bilanz per 31. Dezember 1904.

Aktiva	K	h	Passiva	K	h
Kassen-Konto für den Barbestand	48	59	Kapital-Konto Stand des Vermögens mit 31. Dezember 1904	58500	87
K. k. Postsparkassenamt Unser Guthaben bei demselben . .	2050	65			
Inventar-Konto Wert des Inventars	349	63			
K. k. priv. Kreditanstalt f. H. u. G. Unser Guthaben i. laufend. Rechnung	476	—			
Effekten-Konto Besitz in Wertpapieren: K 27.000 — 4% konvert. steuerfreie, einheitliche Kronen-Rente (Mai-Nov.) à 100·20 — K 27.054·— K 10.000 — 4% konvert. steuerfreie, einheitliche Kronen-Rente (Jän.-Juli) à 100·20 — K 10.020·— K 15.000 — 4% österr. Rente in Kronenwhrg. (März-Sept.) à 100,30 K 15.045·— nom. fl 100 — 1/5 1860-Staatslos (Mai-Nov.) à K 187·— K 4000 — 3% Dux-Bodenbacher Priorität. (Jänner-Juli) à 81·75 K 3270·—	55576	—			
	58500	87		58500	87

Der Schatzmeister
C. Gall, m. p.

Die Revisoren
Dr. Siegmund Hagenauer, m. p. Dr. Karl Herrdegen, m. p.

3. Das Direktorium der Leo-Gesellschaft

besteht aus den p. t. Herren:

Präsident: Se. Exzellenz Dr. Josef A. Freiherr v. Helfert, k. u. k. Geheimer Rat, Mitglied des Herrenhauses rc., Wien.

1. **Vizepräsident:** Se. bischöfl. Gnaden Dr. Kolomann Belopotoczky, Exzellenz, Tit.-Bischof von Tricala, Apostolischer Feldvikar, k. u. k. Geh. Rat rc., Wien.

2. **Vizepräsident:** Dr. Josef Hirn, k. k. Hofrat, Universitätsprof., Wien.

Generalsekretär: Dr. Franz M. Schindler, päpstlicher Hausprälat, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Wien.

Schatzmeister: Ludwig Gall, Inspektor der k. k. priv. Nordbahn, Wien.

Se. f.-b. Gnaden Dr. Josef Altenweisel, Fürstbischof, Brixen.

Dr. Wilhelm Freiherr v. Berger, Mitglied des Herrenhauses, Wien.

Se. Exzellenz Dr. Friedrich Freiherr v. Call, k. k. Ober-Landesgerichts-präsident, Innsbruck.

Dr. Albert Ehrhard, päpstl. Hausprälat, Universitätsprofessor, Straßburg.

Dr. Franz Gutjahr, k. k. Universitätsprofessor, Graz.

Dr. Viktor Kienböck, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.

Dr. Maurus Kinter O. S. B., Archivar, Raigern.

Dr. Richard v. Kralik, Wien.

Erlaucht Graf Franz v. Kuefstein, Viehofen.

Dr. Ferdinand Karl Kummer, k. k. Hofrat und Landes-Schulinspektor, Wien.

Dr. Heinrich Lammasch, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Mitglied des Herrenhauses, Wien.

Dr. Gustav Müller, päpstlicher Hausprälat, Domkapitular und Seminar-Direktor, Wien.

Dr. Wilhelm Neumann, k. k. Universitätsprofessor, Wien.

Dr. Ludwig Pastor, k. k. Hofrat und Direktor des Istituto austriaco in Rom.

Dr. Josef M. Pernter, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor und Direktor der k. k. meteorolog. Zentral-Anstalt, Wien.

Dr. Josef Porzer, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.

Dr. Karl Scheimpflug, k. k. Sektionsrat, Wien.

Dr. Franz Schnürer, Skriptor an der k. u. k. Fam.-Fid.-Kom.-Bibliothek, Wien.

Dr. Stanislaus Smolka, k. k. Hofrat und Universitätsprof. i. R., Krakau.

Dr. Heinrich Swoboda, k. k. Universitätsprofessor, Wien.
Dr. Hans Maria Truxa, k. Rat, Wien.
Dr. J. E. Wackernell, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.
Dr. Otto Willmann, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor i. R., Salzburg.
Dr. Hermann Zschokke, Domprälat, k. k. Hofrat, Wien.

4. Der Vorstand des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg

besteht aus den p. t. Herren:

Obmann: Se. Exzellenz Dr. Friedrich Freiherr v. Call, k. k. Ober-Landesgerichtspräsident, Innsbruck.

Obmannstellvertreter: Dr. J. E. Wackernell, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.

Schriftführer: Anton Müller (Bruder Willram), Religionsprofessor, und Dr. Alois Lanner, Professor an der Realschule, Innsbruck.

Kassier: Silvio v. Eghen, k. k. Finanzrat, Innsbruck.

Anton Graf Brandis, Exzellenz, Lana.
Dr. Hans Malfatti, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.
Dr. Michael Mayr, k. k. Universitätsprofessor und Archivdirektor, Innsbruck.
Monsignore Dr. Alois Spielmann, Gymnasialdirektor, Brixen.
Dr. Theod. Kathrein, Landeshauptmann, Tirol.
Adolf Rhomberg, Landeshauptmann, Feldkirch.

Ersatzmänner: Dr. Hans Hausotter, k. k. Landesschulinspektor, Innsbruck.

Dr. Ludwig Pastor, k. k. Hofrat und Direktor des Istituto austriaco, Rom.

Dr. Josef Hutter, f.-bisch. Generalvikar, Trient.
Ferdinand Wotschitzky, k. k. Direktor des Pädagogiums in Bozen.



5. Gedenktage der Leo-Gesellschaft 1891—1903.

1891: 9. Juni: Behördliche Bescheinigung der Statuten der Leo-Gesellschaft.

1892: 28. Januar: Konstituierende Versammlung der Leo-Gesellschaft in Wien: Wahl des Direktoriums für das Triennum 1892 bis 1895.
9. Juni: Konstituierende Versammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg.
7. und 8. August: 1. Generalversammlung in Linz.

1893: 21. Februar: Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. widmet der Leo-Gesellschaft den Förderebeitrag von K 2000.
24. bis 26. Juli: 2. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft und des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Innsbruck.

1894: 14. und 15. Mai: Generalversammlung des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg in Bregenz.
30. und 31. Juli und 1. August: 3. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Salzburg.

1895: 15. und 16. April: Generalversammlung des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg in Brixen.
20. April: Breve Sr. Heiligkeit Leo XIII. an die Leo-Gesellschaft.
29. bis 31. Juli: 4. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Graz. — Änderung einiger Statuten. — Wahl des Direktoriums für das Sexennium 1895—1901.

1896: 14. bis 16. September: 5. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.

1897: 26. bis 29. Juli: 6. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Klagenfurt.
27. und 28. Dezember: Generalversammlung des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg in Innsbruck.

1898: 27. bis 29. November: 7. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.
— Ersatzwahlen für das Direktorium nach § 12 der Statuten.

1899: 18. und 19. September: 8. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft und des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Meran.

1900: 23. und 24. Juli: 9. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Marburg.
10. und 11. September: Generalversammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Feldkirch.

1901: 9. und 10. Juli: 10. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien. Feier des 10jährigen Bestandes der Leo-Gesellschaft. —

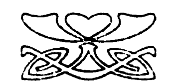
Statutenänderungen; Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1901—1907.

3. Oktober: Generalversammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Brixen. Neuwahl des Vorstandes für 1901 bis 1907.

1902: 25. und 26. September: 11. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft und des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Bregenz.

1903: 22. Juni: 12. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.
20. Juli: Tod des Papstes Leo XIII., nach dessen Namen die Leo-Gesellschaft sich nennt.

1904: 13. bis 15. September: 13. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft, zugleich Generalversammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Hall bei Innsbruck.



Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Namens-Verzeichnis

der

Förderer, Mitglieder und Teilnehmer

der

Leo-Gesellschaft

1905.



Wien, 1905.

Verlag der Leo-Gesellschaft.
(Wien, I., Bäckerstraße 14.)
Buchdruckerei A. Opitz Nachf., Wien.



P. T. B. B. Ehrenmitglieder.

Dr. Ono Klopp, Hofrat, Wien.
Dr. Michael Napotnik, Fürstbischof von Lavant, Marburg.
Dr. Hermann Zschokke, Prälat, Hofrat, Wien.

P. T. B. B. Förderer.

	K
Se. kaiserl. und königl. apostol. Majestät Kaiser Franz Josef I.	2000.—
Se. kais. und königl. Hoheit Erzherzog Ludwig Viktor . . .	600.—
† Se. kaiserl. und königl. Hoheit Erzherzog Albrecht	7000.—
Se. kaiserl. und königl. Hoheit Erzherzog Friedrich	600.—
Se. kaiserl. und königl. Hoheit Erzherzog Eugen, Hoch- und Deutschmeister	600.—
* * *	14000.—
Bauer, Dr. Frz, Fürsterzbischof, Olmütz	400.—
Belopotoczky, Exz., Dr. Kolom., k. u. k. Geh. Rat, Bischof, apost. Feldvikar, Wien . . .	400.—
Biegeleben Rüdiger, Freiherr v., k. u. k. Geh. Rat, Gesandter a. D., Schloß Siegmundsluft bei Schwaz in Tirol . . .	400.—
Clary v. Aldringen, Fürst Carlos, Teplitz	400.—
Collalto e San Salvatore, Fürst Emanuel, Wien	400.—
Čtvrtečka, Dr. Bruno, Landesprälat und Abt von Břevnov und Braunau, O. S. B. . .	400.—
† Czibulka, Dr. Ferd., Prälat, Abt, Domherr, Wien . . .	400.—
Desenffans d'Avernas, Graf Alf., Neuschloss, Steiermark . . .	400.—
Dumba, Exzellenz Frau Marie, Geh.-R.-Witwe, Wien . . .	400.—
Erdödy, Gräfin Louise, Exz. Novimarof (Kroatien) . . .	400.—
Esterházy, Graf Georg, Oszlop	400.—
Frind, Dr. Wzl., Weihbischof, Domkapitular, Prag . . .	1200.—
Frühwirth Andreas, Dominikaner-Ordenspriester, Rom . . .	400.—
Gruscha, Dr. Anton Josef, Kardinal-Fürsterzbischof, Wien .	400.—
† Hais, Dr. Jos., Bischof, Königgrätz	500.—
Hagenauer, Dr. Simon, Wien .	400.—
† Hauswirth, Dr. Ernst, Abt des Stiftes Schotten, Wien . .	400.—
Helfert, Dr. Josef Freiherr v., Exzellenz, k. u. k. Geheimer Rat, Wien	600.—
Holzinger v. Weidich, Fräulein Emerike, Übungslehrerin, Görz	400.—
Hornig Karl, Freih. v., Bischof, Kanzler des Königs v. Ungarn, Veszprim	400.—
Kahn, Dr. Josef, Fürstbischof, Klagenfurt	400.—
Kalous Ferdinand, Weihbischof von Prag und Propst, Altbunzlau	400.—
Karl Alexander, Abt, Melk . .	400.—
Klosterneuburg, Augustiner-Chorherrenstift	400.—
Kohn, Dr. Theodor, Fürsterzbischof, Ebensee	1000.—
Kuefstein, Se. Erlaucht Exzellenz Karl Graf, k. u. k. Geheimer Rat, Wien	400.—
Kuefstein, Graf Ferdinand, Viehofen, N.-Ö.	400.—
Liechtenstein Johann, Fürst von und zu, Wien	500.—
† Lobkowic, Fürst Moritz, k. u. k. Geh. Rat, Prag	600.—
Majláth, Graf, Dr. Gustav Karl, Bischof, Karlsburg	400.—
Mayer Ludwig (Mayer u. Ko., Buchhandlung), Wien . . .	400.—
† Missia, Dr. Jakob, Kardinal, Fürsterzbischof, Görz . . .	400.—
† Moser Ferd., Propst, St. Florian	400.—
Nagl, Dr. Franz, Bischof, Triest	400.—
Napotnik, Dr. Michael, Fürstbischof, Exz., Marburg . .	400.—

	K
† Neipperg Rosa, Gräfin, geb. Prinz. Lobkowitz, St.-K.-O.-D., Wien	400.—
Ottenfels Moritz, Freiherr von, Horwaczka	400.—
Pallavicini, Erz. Markgraf Alex., k. u. k. Geh. Rat, NB.-VR.-Präs.	400.—
† Pergen, Graf Ant., Erz., Aspang	400.—
Predigerordenskonvent St. Maria Rot., Wien	400.—
† Řehák, Dr. Johann, Domdechant Leitmeritz	400.—
Richtarič Math., k. u. k. Militär-Pfarrer, Agram	400.—
Říha Dr. Martin, Bischof, Budweis	400.—
Rost Leopold, Abt des Stiftes zu den Schotten, Wien	400.—
Schindler, Dr. Franz, Universitäts-Professor, Wien	400.—
† Schneider, Dr. Johannes, Weihbischof, Wien	400.—
Schöbel, Dr. Emanuel Johann, k. u. k. Geh. Rat, Bischof, Leitmeritz	400.—
† Schönborn, Graf, Dr. Franz Kardinal-Fürsterzbischof, Prag	600.—
Schwarzenberg, zu, Erbprinz Johann, Wien	400.—
Spiegel-Diesenburg, Graf Ferd. August, Wischenau	400.—
Seng Therese, Med. Dr. Witwe, Wien	400.—
Styria, Verlags-Buchhandlung, Graz	400.—
Tepl, Prämonstratenserstift	400.—
Thun, Graf Franz, k. k. Geh. Rat, Erz., Prag	400.—
Thurn und Taxis, Herzog Albert, Regensburg	600.—
Truxa, Dr. Hans Maria, k. Rat, R. d. F. J.-O., Wien	400.—
Vaszary Klaudius, Kardinal-Fürstprimas, Gran	400.—
Windischgrätz, Fürstin Elisabeth Marie, geb. Erzherzogin von Österreich, k. u. k. Hoheit, Prag	400.—
Windischgrätz, Fürst Alfred, Wien	500.—
† Windischgrätz, Fürst Hugo, Wien	400.—
Windischgrätz, Fürstin Hugo, Wien	400.—
† Zorn, Dr. Alois, Fürsterzbischof, Görz	400.—
† Zwerger, Dr. Johann, Fürstbischof, Graz	500.—

P. T. H. H. lebenslängliche Mitglieder.

	K
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este	200.—
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Ferdinand Karl, Prag	200.—
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Otto	200.—
Ihre k. u. k. Hoheit Erzherzogin Maria Josefa	200.—
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Franz Salvator	200.—
Ihre k. u. k. Hoh. durchlauchtigste Frau Maria Theresia, Herzogin von Württemberg	200.—
Ihre k. u. k. Hoheit Erzherzogin Maria Valerie	200.—
Ihre k. u. k. Hoheit Erzherzogin Maria Theresia	200.—
Ihre k. u. k. Hoheit Erzherzogin Maria Annunziata	200.—
Ihre k. u k. Hoheit Erzherzogin Adelgunde v. Modena	200 —
† Ihre k. u. k Hoheit Erzherzogin Elisabeth Maria	200.—
Se. k. u. k. Hoh. Erzherzog Rainer	200.—
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Leopold Salvator	200.—
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Ferdinand IV., Großherzog von Toscana	200.—
Se. kgl Hoheit Herzog Robert von Parma, Schwarzau	200.—
Ihre kgl. Hoheit Gräfin Lonyay Stefanie	200. —
Abgaro Soltan Zachariasirwicz Anton, Gutsbesitzer, Antonio	200.—
Aichner, Dr. Simon, k. u. k. Geh. Rat, Erzbischof, Neustift, Tirol	200.—
Anonymus	200.—
Baechlé, Dr. Josef v., Kom. d. p. G.-O. m. d. Sterne	200.—
Baernreither Franziska C., Frl., Gutsbesitzerin, Linz	200 —
Barnabiten-Kollegium, Wien	200.—
Bellegarde, Graf Franz, Erz., Wien	200.—
Berchtold, Graf Leopold, Wien	200.—
Bernbacher, Frl. Marie, Hausbesitzerin, Wien	200.—
Beschorner Alex. M., Fabriksbesitzer, Wien	200.—
Billot Ferdinand, Freiherr von, Wien	200.—
Blome, Graf Gustav, Erz., k. u. k. Geh. Rat, Wien	200.—
Buquoy, Graf Karl, Großgrundbesitzer, Gratzen	200.—

	K
Campofranco, Fürstin Maria Raineria, Bozen	200.—
Chotek, Gräfin Henriette, Wien	200.—
Czernin, Dr. Frz., Graf, k. k. Hofrat	200.—
Czernin, Graf Jaromir, Wien	200.—
Czernin Rudolf, Graf	200.—
Czernin, Gräfin Josefine, geb. Gräfin Paar, Wien	200.—
Dercsenyi, Freiherr von Bela, Unter-Počernitz	200.—
Dessewffy Josef v., Bischof von Csanad-Temesvár	200.—
Dessewffy, Gräfin Julie, Preßburg	200.—
Deutscher Ritterorden, Wien	200.—
Dobner von Dobenau Fritz, k. u. k. Truchseß, R. d. Eis. Krone, Kunstrat und Gutsbesitzer	200.—
Doppelbauer, Dr. Franz Maria, Bischof, Linz	200.—
† Dumba Nikolaus, Herrenhausmitglied, Exz., Wien	200.—
Dungel Adalbert, Generalabt, O. S. B., Göttweig	200.—
Effenberger Klemens, k. k. Staatsbeamter i. R.	200.—
Franz, Dr. Adolf, Prälat, apost. Protonotar, München	200.—
Franziskaner-Konvent, Wien	200.—
Geitler Anna, geb. Hofeneder, Frau, Wien	200.—
Goßleth Ritter von Werkstätten, Franz Friedrich, Hrastnigg	200.—
Grasböck Theobald, Abt, O. Cist., Wilhering	200.—
Griwnacki Ernst, Professor der Theologie, Brünn	200.—
Gudenus Gordian, Reichsfrh. v., Schloß Tannhausen, Steiermark	200.—
Gudenus, Heinrich Freiherr v., Herrenhausmitglied, Wien	200.—
Gudenus, Josef Freiherr v., Exz., Wien	200.—
† Haller, Dr. Johann Ev., Kardinal-Fürsterzbischof und Primas, Salzburg	200.—
Hanel Karl, Gutsbesitzer, München	200.—
† Hanel, Dr. Josef, Prälat, Domkapitular, Olmütz	200.—
Hardegg Franz, Graf zu Stetteldorf, k. u. k. Kämmerer, erbl. Mitglied des Herrenhauses, Stetteldorf	200.—
Hardegg zu Glatz, Exzellenz, Graf Rudolf Max, k. u. k. Gesandter u. bev. Minister des souv. Johanniter-O., Wien	200.—

	K
Harrach, Graf Franz, Aschach a. d. Donau	200.—
Harrach, Graf Johann, Wien	200.—
Herder Hermann, Verlagsbuchhändler, Freiburg i. B.	200.—
Hermann Franz, Sekretär der Österr. Sparkassa, Wien	100.—
Hönigl Dominik, Abt, O. S. B., Seitenstetten	200.—
Hoffmann Lydia, Freifrau von Meran, Obermais	200.—
Hohenlohe Karl Prinz, Propst Kremsier	200.—
Kinsky, Gräfin Maria, geborene Gräfin Wilczek, Wien	200.—
Klinger, Dr. Franz, k. k. Univ.-Professor, Graz	200.—
Kolowrat-Krakowsky Klotilde, Gräfin, Schloß Hroby	200.—
Kopp, Dr. Georg, k. u. k. Geh. Rat, Kardinal, Fürstbischof, Breslau	200.—
Korčian Benedikt, Abt O. S. B., Raigern	200.—
Krizsan Michael, Vizerektor im Zentral-Seminar, Budapest	200.—
Krus Franz S. J., Wien	200.—
Kuefstein, Graf Franz, Viehofen	200.—
Lanckoronski, Gf. Karl, Exz., Wien	200.—
Langer Edm., Archivar, Tetschen	200.—
† Ledebur-Wicheln, Graf Johann, Exz., Wien	200.—
† Lenz, Dr. Anton, Propst und Prälat am Vyschehrad	200.—
Leyser Selma, Wien	200.—
Leyser Sofie, Wien	200.—
Liebig Ludwig, Ritter von, Großindustrieller, Wien	200.—
Liechtenstein, Prinz Alfred, Wien	200.—
Liechtenstein Franz, Prinz von u. zu, k. u. k. Botschafter a D., Wien	200.—
Liechtenstein Heinrich, Prinz von u. zu, k. u. k. Oberlieutenant i. R.	200.—
Linde Rudolf, Freih. v., Domkapitular, Olmütz	200.—
Lobkowitz Ferdinand, Prinz, Unter-Berkowitz, Böhmen	200.—
Lobkowic, Fürst Zdenko, Bilin	100.—
Löwenthal, Baronin Anka, geb. Freiin Maroičič del Monte, Elisabethordensdame, Bes. des E.-K. pro eccl. et pont., Wien	200.—
Ludwigs, Dr. F. G., Domkapitular, Regensburg	200.—
Marienberg, Benediktiner-Stift	200.—

	K
† Marinič Joh., Ev., inf. Propst, Eberndorf, Kärnten . . .	200.—
Marschall, Dr. Godfr., Weihbischof, Wien	200.—
† Mathoy, Dr. Robert, k. k. Notar Wien	200.—
Mattoni Heinrich, Edler von, Gutsbesitzer, Wien	200.—
Mehrerau, Zisterzienserstift . .	200.—
Michelitsch, Dr. Anton, k. k. Univ.-Prof., Graz	200.—
Minoriten-Konvent, Wien . .	200.—
Mlakar, Dr. Joh., Domherr, Marburg	200.—
Mocenigo, Gräfin Olga, geb. Fürstin Windischgrätz, Wien	200.—
† Morawski, Dr. Severin, R. v., Erzbischof, Lemberg	200.—
Neustift, August.-Chorherrenstift	200.—
Nostitz, Gräfin Albert, Hlinai bei Aussig	200.—
Nugent-Pallavicini, Graf Joh. Ant., G. K. Sr. Heil., Schloß Hausampacher	200.—
† Di Pauli Josef, Freiherr von, Exzellenz, Wien	200.—
Pammer Bruno, inf. Abt und Prälat, Hohenfurth	200.—
Pollander Ludwig, Koop., Groß-Schweinbarth	100.—
† Prix Anna, Mauer bei Wien	100.—
Rességuier-Kinsky, Gräfin Marie, Nisko	200 —
Redemptoristen-Kolleg., Mautern	100.—
Rett Franz Honorius, Wien . .	200.—
Reyer Franz, Freih. v., Graz	200.—
Rhomberg Adolf, Landeshauptmann, Dornbirn	200.—
† Rieger Otto, k. k. Hof-Orgelfabrikant, Jägerndorf . . .	200.—
Rombald, Edler von Hochinfels, Marian, Gutsbesitzer, Komtur des St. Greg.-Ord., Schloß Wodlochowitz	200.—
Rösler Stef., Abt O. Cist., Zwettl	200.—
Sabran-Ponteves Adelheid, Herzogin v., St.K.O.-D., Wien	200.—
Schaffgotsch, Gräfin Oktavie, Wien	200.—
Schelhammer Karl, Banquier, Wien	200.—
Schenk Ferdinand, Verlagsbuchhandlung, Wien	200.—
Schlägl, Prämonstratenserstift .	200 —
Schneedorfer, Dr Leo, O. Cist., Univ.-Prof., Hofrat, Prag .	200.—
Schreiner Jakob	200.—
Schuster Franz, Herrschaftsbesitzer, Wien	200.—
Schuster, Dr. Leopold, Fürstbischof, Graz	200.—
Seilern, Graf Karl Max, Wien	200.—
Serwatowski Theodor, R. v., Gutsbesitzer, Bucniow, Galizien	200.—
Serviten, Tiroler Ordensprovinz	200.—
Stadion, Gräfin Ludowiga, geb. Fürstin Lobkowitz, Wien . .	300.—
Stams, Zisterzienserstift . . .	200.—
Stanonik, Dr. Franz, k. k. Univ.-Prof., Graz	200.—
Stettner, Dr. Franz, Aldein bei Branzoll, Arzt	200.—
Sylva-Tarouca, Gf. Ernst, Wien	200.—
Szechenyi, Graf Dr. Nikolaus, Bischof, Raab	200.—
† Thun, Gräfin Leopoldine, Prag	200.—
Tinti Hermann, Reichsfreih. v., Schloß Innerstein	200.—
Tomek Franz, Realitätenbesitzer, Wien	200.—
Walliczek Wilhelm, Spiritual, Teschen	200.—
Walterskirchen Barbara, Freiin v., geb. Gräfin Wenkheim, Wolfstal	200.—
† Westfalen, Gräfin Elisabeth v., Kulm	200.—
Wilten, Prämonstratenserstift .	200.—
Wiesner, Dr. August, Hof- und Gerichts-Advokat, Wien . .	200.—
Zhánĕl, Dr. Rudolf, k. u. k. Professor, Eisenstadt . . .	200.—
Zhánĕl Ignaz, Konservator, Strutz, Mähren	200.—
Zimmermann Karl von, Gutsbesitzer, Althabendorf . . .	200.—
Zschokke, Dr. Hermann, Domprälat, k. k. Hofrat, Wien .	200.—

P. T. H. H. Mitglieder (K 10, Akademiker K 3).

Aachen (Rheinland).

Fey Ignaz, Ingenieur.

Abbazia (Istrien).

Zingher, Dr. Karl Maria, prakt. Arzt.

Absam (Tirol).

Hosp Jos., Pfarrer.

Admont (Steiermark).

Schmid Anselm, Dechant.
Schouppé Blasius, Edler v., Hofmeister, Stiftsbibliothekar und Pfarrer.

Agram (Kroatien).

Gugler Paul, Bischof.
Jambrekovic, Dr. Ladislaus, Theol.-Prof.
Michalovich, Dr. Hugo, von.
Suk, Dr. Felix, Direktor des Priesterseminars.

Aigen (N.-Öst.).

Breitschopf, Dr. Robert, Pfarrverweser.

Algund (Tirol).

Brünster Josef, Pfarrer.

Allentsteig (N.-Öst.).

Edinger Josef, Pfarrer.
Pereira, Baronin Maria.

Allersberg (Bayern).

Bauer Ludwig, Kooperator.

Alt-Brünn (Mähren).

Janetschek Klemens, Stiftsarchivar.
Schwetz Ernst, Prior des Augustinerstiftes.

Altdorf (Rheinland).

Freisleben Waldemar, Vikar.

Altenstadt (Vorarlberg).

Rudhard Fidelis, akadem. Bildhauer.

Amsterdam.

Ippen Th. A., öst.-ung. Generalkonsul.

Amstetten (N.-Öst.).

Bauhofer Wilhelm.

Andersdorf bei Bärn (Mähren).

Lorenczick Heinrich.

Andrian (Tirol).

Harm Alois, Kurat.

Angern (N.-Öst.).

Lamberg, Gräfin Eleonore.

Arad (Ungarn).

Allersdorfer Julian, k. u. k. Mil.-Kaplan.

Aschbach (N.-Öst.).

Riesenhuber, P. Martin, O. S. B., Koop.

Aspang (N.-Öst.)

Riegler Joh., Dechant.
Wimmer R., Kooperator.

Au (Vorarlberg).

Giesinger Jakob, Pfarrer.

Auer (Tirol).

Steck Peter, Pfarrer.

Augsburg (Bayern).

Rost, Dr. Hans, Leiter der Wohnungsenquete.

Aussig (Böhmen).

Lendecke Kamillo, k. k. Bezirkshauptmann.

Baden (N.-Öst.).

Badstuber, Dr. Hubert, Professor.
Filkuka, Dr. Lambert, Gymnas.-Professor.
Rainz, Joh., Gymnasial-Prof.
Landes-Real- und Obergymnasium.
Sperl v. Raabthal, Friedrich.
Straniak Karl, Kooperator.
Yby Johann, Dechant.
Zorn Josef, Gymnasial-Professor.

Bamberg (Bayern).

Eck Johann, Kuratus.
Halbig, Domvikar.
Maurer Johann, Generalvikar.

Bardenberg (Rheinland).

Bergrath Robert.

Bartolomäberg (Vorarlberg).

Gabl Karl, Pfarrer.

Baumkirchen bei Hall (Tirol).

Galen Paul, Graf.

Berlin.

Bürenstein Georg, Kommerzienrat, Druckereibesitzer.
Schumacher Philipp, Maler.

Bern (Schweiz).

Montgelas, Graf Eduard, königl. bayer. Gesandter.

Bersenbrück (Hannover).

Gröninger Heinrich.

Beuron (Hohenzollern).

Pöllmann, P. Ansgar, O. S. B.
Schäfer, Dr. B., Univ.-Prof. i. R.

Bischofshofen (Salzburg).

Perkmann Christ., Pfarrer.

Bitburg (Trier).

Büngarten Franz, Kaplan.

Blickweiler (Franken).

Frank Richard, Kaplan.

Bludenz (Vorarlberg).

Pfurtscheller, Dr. med., k. k. Bezirks-Arzt.

Blumau (N.-Öst.).

Purcner Johann, k. u. k. Militärkurat.

Bocholt (Westphalen).

Haag, Dr. von, Oberlehrer.

Böhm.-Kamnitz (Böhmen).

Lehnert Karl, Kaplan.

Böhmisch-Leipa (Böhmen).

Köcher Wenzel, k. k. Professor.

Bonn (Rheinland).

Schroers, Dr. Heinrich, Univ.-Professor.

Bozen (Tirol).

Biegeleben Paul, Freiherr v., k. k. Kreisgerichtspräsident.
Cassan Joh., Lehrer an der öffentlichen Handelsschule.
Demetz Karl, Kaufmann.
Felderer Jos., Hochw., Redakteur.
Fleischmann Alois, Kanonikus.
Franziskaner-Kloster.
Forni Paul, Graf.
Huber Josef, Buchhalter.
Huber, Dr Rud., k. k. Gerichtssekretär.
Huyn, Graf Rudolf, Statth.-Vize-Präs. i. P.
Kluibenschedl Joh., k. k. Realschul-Prof.
Lintner Alois, Chorkaplan, Religions-Professor am Pädagogium.
Mayrhausen Guido, v., Kanonikus.
Mutter Anton, Kaufmann.
Noltsch W. O., k. k. Professor i. R.
Ober-Gymnasium der PP. Franziskaner.
Oberkofler Anton. Kanonikus.
Oberrauch Alois, Katechet.
Oettl Leo, Chorkaplan.
Paulin J., Buchhandlungs-Geschäftsleiter.
Paur Anton, von, Privatier.
Pircher Ludwig, Kaufmann.
Rabanser Alois, Direktor des f.-b. Knabenseminars „Johanneum".
Resch Peter, Direktor der öffentlichen Handelsschule.
Rief Josef, O. S. Fr., Gymn.-Professor.
Rösler Agnes, Ministerialrats-Witwe.
Sajovits Robert, J. U. C.
Schmid, Dr. G., gräfl. Sarnthein'scher Gutsverwalter.
Steger Peter, Kaufmann.
Thaler Peter, Stadtpfarr-Kooperator.
Told Alois, Kaufmann.
Trenkwalder Josef, Propst u. Landt.-Abg.
Verdroß Josef, Stadtpfarr-Kooperator.
Wotschitzky Ferdinand, Direktor des k. k. Pädagogiums.
Zallinger-Stillendorf Franz v., Groß-Gutsbesitzer.
Zingerle, Dr Reinhold v., Gerichts-Adjunkt.

Brannenburg (Bayern).

Kummerloher Sebastian, Kooperator.

Braunau (Böhmen).

Stonjek Stephan, O. S. B.

Braunau a. J. (O.-Öst.).

Beulwitz-Löhna, Leo Freiherr v.

Bregenz (Vorarlberg).

Alt Johann, k. k. Staatsbahnadjunkt.
Baldauf Gebhard, k. k. Landesschulinspektor.
Benzer Michael, k. k. Gerichtsadjunkt.
Bodeck-Ellgau Marie, Baronin von, geb. Hallberg-Broich.
Böckle August, k. k. Finanzwach-Oberkommissär.
Butzerin Jakob, Hochw., Redakteur.
Ebner Anton, k. k. Postassistent.
Fessler Theodor, Kaufmann.
Findler, Witwe Friederike, geb. Tautsch.
Gmeiner, Dr. Josef, Arzt.
Hörburger Josef, k. k. Postassistent.
Hundertpfund Karl, k. k. Postoffizial.
Hundertpfund Stef., Witwe, geb. Bendenz.
Jörg, Dr. Karl, Gymnasialprofessor.
Kleiner Viktor, Landesarchivar.
Kloster der Dominikanerinnen.
König Josef, Dr., Gymnasial-Professor.
Krapf Philipp, k. k. Baurat und Rheinbau-Leiter.
Krüse Ferdinand, Kaufmann.
Mätzler Jodok, Dr., Professor und k. k. Bezirksschulinspektor.
Mittermayr Jul., k. k. Notar.
Niedermeier Hugo, Kaufmann.

Oelz Albert, Kaufmann.
Pawlik Theodor, k. k. Ober-Ingenieur.
Prutscher Georg, Dekan und geistl. Rat.
Redler Richard, Kaufmann.
Röbelen Wilhelm, Kaufmann.
Schaffgotsch Levin, Graf, k. u. k. Kämmerer und Statthaltereirat.
Schertler Fidel, Kaufmann.
Schimper, Dr. Wilh., k. k. Gerichtsadjunkt.
Schmadl, Dr. Ludwig, Advokat.
Schöch, Dr. Klemens, Advokat.
Schwärzler Karl, Kaufmann.
Sisti Dr. Anton, Gymnasial-Professor.
Steurer Peter, Religions-Professor.
Strasser Josef, Katechet.
Vonach Friederike, Witwe, Private.
Zardetti Eugen, Kunstmaler.

Breitenfurth (N.-Öst.).

Dorfinger Johann, Pfarrer.

Breitstetten (N.-Öst.)

Burtscher Karl, Pfarrer.

Breslau (Schlesien).

Tessen-Wisierski Franz, von, Privatdozent.

Brest (Mähren).

Velicek J., Kooperator.

Brixen (Tirol).

Alberti Eligius, Reg.-Chorherr, Gymn.-Professor.
Altenweisel, Dr. Josef, Fürstbischof.
Aman Hartmann, Reg.-Chorherr, Gymn.-Professor.
Eberhard, Dr. Alois, Domherr, Theol.-Professor.
Egger Blasius, Kanonikus.
Egger, Dr. Franz, Kanonikus und Regens.
Egger Dr. Josef, Redakteur
Falbesoner Hartmann, Gymnas.-Professor.
Forni Peter, Graf, k. k. Lieutenant i. R.
Freiseisen, Dr. Johann, Theol.-Professor.
Friedle Theodor, General-Vikar.
Guggenberg, Dr. Otto v., prakt. Arzt und Bürgermeister.
Hagen Theodor, Gymn.-Professor.
Hueber, Landesgerichtsrat und Bezirksgerichtsvorsteher.
Kofler Johann, Gymnasial-Professor.
Kralinger Rudolf, Präfekt am fürst-bisch. Kassianeum.
Lesekasino d. theolog. Seminars.
Mairhofer Jakob, Dekan.
Mischi Josef, Gymnasial-Professor und Bezirksschulinspektor
Neßler Dr. Nikolaus, Gymn.-Professor.
Piristi Hermann, Gymnasial-Professor.
Riccabona Alfons, Frh. v., Relig.-Prof.
Riescher Ludwig, Gymnasial-Professor.
Schaber Josef, Oberpräfekt im fbsch. Vinzentinum.
Scharf Georg, Gymnasial-Professor.
Schmid, Dr. Franz, Domscholastikus.
Schöpfer, Dr. Amilian, Theol.-Prof. Reichsrats- und Landtagsabgeordneter.
Schuchter Josef, Gymnasial-Professor.
Schwingshakl Peter, f.-b. Hofkaplan.
Spielmann, Dr. Alois, Monsignore, Direktor d. f.-b. Vinzentinum.
Spielmann, Dr. Ferd., Monsign., Gymn.-Professor.
Unterweger Albert, Gymnasial-Professor.
Waitz, Dr. Sigmund, Theologie-Professor, päpstlicher Geheimkämmerer.
Wolf Andreas, Gymnasial-Professor.
Wolf Johann Franz, Kanonikus.

Bruck a. d. Leitha (N.-Öst.).

Bauer Jakob, Dechant u. Stadtpfarrer

Bruck a. M. (Steiermark).

Schmid, Dr. theol. Matthias, Kaplan.

Brüx (Böhmen).

Ullrich Emil, Bürgerschullehrer.

Brünn (Mähren).

Adamec Anton, Spiritual.
Ehrmann, Dr. Franz, bischöfl. Sekretär.
Gutmensch, Dr. Gustav.
Huyn, Dr. Paul, Graf, Bischof, K 20.
Kapusta J., Kanonikus.
Krška, Dr. Karl, k. k. Staatsanwalt.
Landesarchiv für Mähren.
Mussil Othmar, Theolog.-Professor.
Schuderla Robert, Domkapitular.
Schuster Johann, Religions-Professor.
Seminar-Bibliothek, Theolog.

Budapest (Ungarn).

Beck Jg. L., k. u. k. Ob.-Leutnant, Lehrer a. d. Inf.-Kad.-Schule.
Gießwein, Dr. Alexander, Domkapitular.
Várady, Dr. Leop. Arpad, Titularbischof.
Zichy, Graf Ferdinand, k. u. k. f.-e. Rat.

Budweis (Böhmen).

Plaček Franz, k. k. Professor.
Schmidmayer Rudolf, k. k. Gymn.-Prof.

Burgstall (Tirol).

Kirchlechner Josef, O. T. Expositus.

Cadram (Steiermark).

Bezenšek Georg, Pfarrer.

Chartagena O. (Amerika Un.-St.).

Jussel Gregor O. PP. S., Professor am St. Charles-Seminar.
Müller Rev. Ulrich Fr., O. PP. S., Professor am St. Charles-Seminar.

Cerna hora (Mähren).

Fries, Graf August, Reichsratsabgeord.

Čech (Mähren).

Klamt Ernst, stud. phil.

Cilli (Steiermark).

Ogradi Franz, inful. Abt und Stadtpfarrer.

Cles (Tirol).

Sternbach, Dr. Pius Freiherr von, k. k. Statthalterei-Konzipist.

Czernowitz (Bukowina).

Halban, Dr. Alfred, k. k. Univ.-Prof.
Kaindl, Dr. Raimund, k. k. Universitäts-Professor.
Niedermann Josef, k. u. k. Milit.-Kaplan.

Dachau (Bayern).

Riegger Engelbert, Malzmeister.

Dalaas (Vorarlberg).

Naegele Josef, Pfarrer.

Deining (Oberpfalz).

Donaubauer Stanislaus, Kooperator.

Deutsch-Kralup (Böhmen).

Kunz Anton, Dechant.

Diakovar (Slavonien).

Ritig, Dr. Svetozor, Prof. d. Theologie.

Dillingen a./d. Saar (Rheinland).

Ehl Konrad, Koadjutor.

Dimbach (O.-Öst.

Plazer Josef, Kooperator.

Dittmannsdorf (Schlesien).

Skukina Joh., Pfarrer.

Dobritschan (Böhmen).

Zeßner Heinrich, Freiherr v.

Dornbirn (Vorarlberg).

Drexl, Dr. Karl, Landtagsabgeordneter und k. k. Religionsprofessor.
Heinzle Roman, Schulbenefiziat.
Hirn, Dr. Ferd., k. k. wirkl. Lehrer an der Realschule.
Lumper, Dr. Jos., k. k. Gerichtsadjunkt.
Redemptoristen-Kollegium.
Reich Alois, Bildhauer.

Duppau (Böhmen).

Dietl, Dr. Hroznata, Professor.

Dürnholz (Mähren).

Lux Rudolf, Pfarrer.

Düsseldorf (Rheinpf.).

Müller, Dr. Alois.

Dux (Böhmen).

Friedland Josef, bisch. Notar und Dechant.
Krisa Wendelin J., Kaplan.

Dziewictnik, P. Wypranoswka (Galizien).

Szeptický, Dr. Graf Kasimir.

Ebelsberg (O.-Öst.).

Rupertsberger Mathias, Pfarrer.

Ebelsberg, Schloß (O.-Öst.).

Kast Michael, Exzellenz Freiherr von, k. u. k. Geheimer Rat.

Ebenau (Salzburg).

Fiorioli Alois, Pfarrer.

Ebensee (O.-Öst.).

Bruckmüller Josef, Benefiziat.
Stronski Karl, Kooperator.

Ebergassing (N.-Öst.).

Schloißnigg, Baronin Sophie.

Edelbach (N.-Öst.).

Burger Ambros, Pfarrer.

Efferding (O.-Öst.).

Starhemberg Gräfin Fanni, geb. Gräfin Larisch.

Eger (Böhmen).

Basel Richard, k. k. Gymnasial-Professor.
Heinrich, Dr. Alfons, Supplent.

Eggenburg (N.-Öst.).

Kohlgruber Karl, Stadtpfarrer.

Eichstätt (Bayern).

Lochner Oskar, Freih. v. Hüttenbach, Lycealprofessor.
Schmalzl, Dr. Peter, Lyzeal-Professor.

Eisenerz (Steiermark).

Winkler Josef, Kooperator.

Engelstein bei Gr.-Schönau (N.-Öst.).

Geusau Karl, Freiherr v.

Enns (O.-Öst.).

Ploner, P. Innozenz, O. F. M.

Erla bei St. Valentin (N.-Öst.).

Coudenhove, Graf Karl.
Coudenhove, Gräfin Paula.

Esztergom (Ungarn).

Csárszky, Dr. Steph., Notar des erzbischöfl. Konsistoriums.

Exaeten (Holland).

Duhr Bernhard, S. J.

Feldkirch (Vorarlberg).

Brunner Joh., k. k. Gymnasial-Professor.
Ender Anton, k. k. Bezirksschulinspektor.
Gaßner-Geßner Rich., Fabrikant.
Hensler Anna, Schriftstellerin.
Kahl Fr. Gerhard, Direktor des Privat-Lehrerseminars.
Kelz Karl, k. k. Kreisgerichts-Sekretär.
Müller, Dr. Johann, Stadtpfarrer.
Mutter, Fräulein Marie.
Neuner, Dr. Jos., k. k. L.-G.-R.
Schneider Franz, k. k. Gymn.-Professor.
Schönach Hugo, k. k. Gymn.-Professor.
Stella matutina, Pensionat der Ges. Jesu.
Zobl, Dr. Johann, Weihbischof.

Feldkirchen (Steiermark).

Joharl Franz, Pfarrer.

Feldkirchen (Kärnten).

Richter Ant., f.-b. geistl. Rat, Dechant.

Feldsberg (N.-Öst.).

Biber Karl, k. k. Gerichts-Adjunkt.

Floridsdorf (N.-Öst.).

Basler Raimund, Kooperator.
Frodl Engelbert, Kooperator.

Fluh (Vorarlberg).

Greissing Liberat, Pfarrer.

Frangart bei Eppan (Tirol).

Told Ignaz, Expositus.

Frankenhammer (Böhmen).

Jurica Emanuel, Pfarrer.

Frankfurt a. M. (Preußen).

Dies academicus.

Freiburg im Breisgau.

Braig, Dr. Karl, Universitäts-Professor.

Freiburg (Schweiz).

Kirsch, Dr. Joh. Peter, Univ.-Prof.
Schnürer, Dr. Gustav, Univ.-Prof.
Universitäts-Bibliothek.

Freising (Bayern).

Lex, Dr. Peter, Seminarpräfekt.

Freybühel (Steiermark).

des Enffans d'Avernas, Graf.

Friedberg (Böhmen).

Kinzinger Florian, Kooperator.

Friesach (Kärnten).

Pleschutznig Johann, Propst.
Veith, Conte Anton.

Frohsdorf (N.-Öst.).

Curé Amadée, Ehrenkämmerer S. H., Ehrenkanonikus.

Fuegen (Tirol).

Mark David, Dekan.

Gamlitz (Steiermark).

Hechtl Ferdinand, Kaplan.

Gainfahrn (N.-Öst.).

Bratke Julius, Pfarrer.

Gárdony (Ungarn).

Majláth, Graf Geza.

Gars (N.-Öst.).

Lux, Dr. Franz, Ehrendomherr und Dechant.
Preßler Anton, pens. Pfarrer.

Gaschurn (Vorarlberg).

Hartmann Josef, Pfarrer.

Gaubitsch (N.-Öst.).

Trost Leopold, Dechant.

Georgswalde (Böhmen).

Kasper Jakob, Dechant und Ehrenkanonikus.

Gmunden (O.-Öst.).

Mayr Georg, Msgr., Stadtpfarrer.
Stadler Franz, Kooperator

Goražda (Bosnien).

Kemény Eduard, k u. k. Feldkurat.

Görz (Küstenland).

Gaßner Josef, k. k. Realschul-Direktor.
Loitlesberger Karl, Gymnasial-Professor.
Sedej, Dr. Franz, Domkapitular.

Göttweig (N.-Öst.).

Strohsacker, Dr. Hartmann.

Götzis (Vorarlberg).

Längle Albert, cand. med.

Goldwörth (O.-Öst.)

Windner Franz, Chorherr, Pfarrvikar.

Grafendorf (Kärnten).

Francisci Franz, Dechant.

Graz (Steiermark).

Carolina, k. Studentenverbindung.
Konvent der Barmherzigen Brüder.
Dominikaner-Konvent.
Frühwirth Josef, Kanzler.
Grießl Anton, Domkustos.
Gutjahr, Dr. Franz, k. k. Univ.-Professor.
Haller Ignaz.
Haring Johann, k. k. Univ.-Professor.
Hartenthal, v., k. u. k. Oberst.
Hirtl Anton, f.-b. geistl. Rat, Spiritual, Knabenseminar.
Köck, Dr. Joh., Univ.-Professor
Kraus Florian, Alumnatspriester.
Korb-Weidenheim Anna, Baronin.
Kuhn Otto, Missar.
Lang, Dr. Alois, Professor.
Leseverein der Theologen.
Ljubša Math., Seelsorger der k. k. Strafanstalt.
Mayerhofer, Dr. K., f.-b. Hofkaplan.
Meran, Graf Johann, Exzellenz.
Oer, Dr. Franz Freih. v., Domkapitular.
Pauli, Dr. Joh., Kooperator.
Ranftl, Dr. Johann, Professor.
Reich Josef, Domkustos.
Sattler, Dr. Anton, Professor.
Stradner Josef, Kanonikus, Direktor des f.-b. Knabenseminars.
Vötsch Anton, Domherr.
Weiß, Dr. Anton, k. k. Univ.-Professor.
Weiß, Dr. Johann, k. k. Univ.-Professor.
Weiß, Dr. Karl, k. k. Univ.-Professor.

Gries bei Bozen (Tirol.)

Hohenegger Anselm, O. S. B., Professor der Theologie.
Hruby, Baronin Johanna.
Koellensperger, Dr. Karl prakt. Arzt.
Marzani Albert, Graf von.

Grodzisko (Galizien).

Bánhidy Kasimira Marie, Frau v.

Groß-Gerungs (N.-Öst.)

Binder Johann, Dechant.

Groß-Pöchlarn (N.-Öst.).

Aichinger Josef, Benefiziat.

Groß-Poppen (N.-Öst.).

Plesser Alois, Pfarrer.

Grottkau (O.-S.).

Schmid, Dr. J., Kaplan.

Grundlsee (Steiermark).

Meran, Albrecht Graf.

Grünberg (O.-Öst.).

Hermentin Franz, Kooperator.

Gurnitz (Kärnten).

Wieser Joh., Propst.

Gyergyö-Alfalu (Ungarn)

Mikes Graf Johann.

Hagenberg, Schloß (O.-Öst.).

Dürkheim, Gräfin Franziska.

Hainburg a. d. D. (N.-Öst.).

Aberham Leopold, Realitätenbesitzer.
Jekabek Joh., k. u. k. Professor.

Hall (Tirol).

Auer Johann, Villenbesitzer.
Engel Josef, Monsignore, päpstl. G.-K.
Gasser, Dr. Vinzenz, k. k. Notar.
Handel-Mazetti, Erz. Fredina, Freiin, Feldzeugmeisterswitwe.
Knöpfler Matthäus, Dekan u. Stadtpfarrer.
Kühlwein, städt. Lehrer.
Lanznaster, P. Franz Ant., O. F. M., Gymnasialprofessor.
Lener Justinian, O. S. F., Gymnas.-Dir.
Luchner, Dr. Josef, Advokaturs-Konz.
Obergymnasium, k. k. (P. P. Franziskaner).
Recheis Nikolaus, Kaplan an der Landes-Irrenanstalt.
Riccabona-Reichenfels, Dr. Rud. v., k. k. Gerichtsadjunkt.
Stadl, Peter von, Architekt.
„Vindelicia“, Studentenverein.
Vogl Adolf, Kunstanstaltsbesitzer.
Wassermann, Dr. J. M., Arzt an der Landes-Irrenanstalt.
Wolf, Dr. Josef.

Hard (Vorarlberg).

Ulmer Franz, Pfarrer.

Haselbach (N.-Öst.).

Skoupil Stephan, Pfarrer.

Haßbach (N.-Öst.).

Rußwurm Johann, Pfarrer.

Hauenstein (Böhmen).

Buquoi, Ferdinand Graf.

Haugschlag (N.-Öst.)

Prisching Josef, Pfarrer.

Hayd (Böhmen).

Löwenstein Karl, Fürst zu . K 20.—

Heiligenkreuz (N.-Öst.).

Cistercienserstift . . . . . K 20.—
Dědič Malachias, Prior und Dechant.
Edelbauer, P. Alfred, Theologie-Professor.
Nader Franz, Stiftskapitular.
Nagl, Dr. Erasmus, Theologie-Professor.
Pöck, Dr. Georg, Abt.
Schlögl, Dr. Nivard, Theologie-Professor und Novizenmeister.
Urban, Dr. Johann, Theologie-Professor.
Watzl, Dr Florian, Stiftskapitular.

Herrnbaumgarten (N.-Öst.).

Puhlovsky Gottfried, Kooperator.

Herzogenaurach (Bayern).

Göller Georg, Pfarrer.

Herzogenburg (N.-Öst.).

Schmolk Frigdian, Propst.

Hochwolkersdorf (N.-Öst.).

Gebauer Vincenz, Pfarrer.

Höflein a. d. D. (N.-Öst.).

Hönigschmied Philipp, Kooperator.

Hörbranz (Vorarlberg).

Düringer J. Peter, Pfarrer.

Hohenbrugg bei Fehring (Steiermark).

Morsey, Franz Freih. v., Gutsbesitzer.

Hohenems (Vorarlberg).

Amann Alois, Fabrikant.

Hohenfurth (Böhmen).

Bibliothek des Stiftes.
Ladenbauer, Dr. Willibald, Stiftsprior.
Putschlögl, Dr. P. Emil, Stiftskapitular.

Hohenzell (O.-Öst.).

Hanimair Josef, Pfarrer.

Holtschitz bei Brüx (Böhmen).

Hahnel Karl, Dechant.

Horka a. d. Iser (Böhmen).

Nostitz, Graf Karl Erwin, Exz.

Horn (N.-Öst.).

Heissenberger R., Bez.-Schulinspektor.
Kreschnička Jos., Religions-Professor.

Iglau (Mähren).

Kobza Raimund M., Religions-Professor.

Imst (Tirol).

Prieth Ignaz, Dekan.
Vilas, Dr. Robert, von, Advokat.

Innichen (Tirol).

Schwingshackl Josef, Kanonikus.
Walter, Dr. Josef, Propst.
Widemair Leonhard, Kanonikus k. k. Religions-Professor i. R.

Innsbruck (Tirol).

Aschaber Georg, Buchhalter der Landes-Hypothekenbank.
Austria, akad. Studentenverbindung.
Bergmeister, Dr. Rudolf, Professor a. d. Handelsschule.
Bitschnau Jos., k. k. Finanzsekretär.
Bleyer Alfred, k. k. Gymnasial- u. Oberrealschul-Professor.
Call, Dr. Friedrich, Freiherr v., k. k. Oberlandes-Gerichts-Präsident, Exz.
Collegium der Gesellschaft Jesu . 20 K.
Deixler Moritz, k. k. Rechnungsrat.
Dengl, Dr. phil. Ign., Phil.
Dunin Borkowska, Gräfin Kasimira.
Duxneuner, Dr. Hermann, Direktor der Landes-Hypotheken-Anstalt.
Egger Franz, Professor am k. k. Pädagogium, Bezirksschulinspektor.
Eghen Silvio v., k. k. Finanzrat.
Ettel Karl, Stadtpfarrkooperator.
Falkner Eugen, k. k. Oberrealschul-Prof.
Falser Josef, R. v., k. k Statthalterei-Rat.
Flunger Josef, Hotelier.
Frankenstein Julie, Freiin von.
Gerok Karl, kais. deutscher Konsul.
Gostner Karl, Kaufmann.
Grienberger, Jul. R. v., k. k. Professor a. d. Staatsgewerbeschule.
Gschließer Heinrich, Ober-Magistratsrat.
Hammerle H., geistl. Lehramtskandidat
Handl Johann, Kaufmann.
Hasenöhrl, P. Pirmin, O. Fr. min., Redakteur des „St. Franziskus-Glöckleins".
Hauser Eduard, Konzipist der Tiroler Landes-Hypothekenanstalt.
Hauser Josef, Privatier.
Hausotter, Dr. Johann, k. k. Landesschulinspektor.
Heinzle Emil, Adjunkt der k. k. St.-B.
Hellweger, Dr. Ludwig, Landessekretär.
Hittmair, Dr. phil. Anton, Direktor der k. k. Univ.-Bibliothek.
Hoflacher Engelbert, Pfarrer.
Hundegger, Dr. Josef, k. k. Bibliotheksbeamter.
Hutter Theodor, Kaplan.
Jehly, Dr. G., Red. d. „N. Tiroler Stimmen".
Kapferer, Dr. Max, Adv. u. Landtagsabg.
Kathrein, Dr. Theodor, Landeshauptmann.
Kautsky, Fr. Odilo, O. S. B.
Kerle, Dr. Josef, Msgr. Spiritual.
Klar, Dr. Alois, k. k. Statth.-Archivar.
Knoflach, Dr. Karl, prakt. Arzt.
Kripp Sigmund v., Sekretär des Landeskulturrates.
Kropf Phil., k. k. Baurat.
Lanner, Dr. Alois, Realschulprofessor.
Leoverein, akademischer.
Lieber, Dr. Aug., prakt. Arzt, Schriftsteller.
Maas Ed., Prof. a. d. k. k. Lehrerbildungs-Anstalt.
Malfatti, Dr. Hans, k. k. Univ.-Prof. und Landtagsabgeordneter.
Malfatti Josef, mag. pharm.
Mayr Franz, Baumeister.
Mayr, Dr. Michael, k. k. Univ.-Prof., Archivs-Direktor der k. k. Statthalterei.
Metz Ferd., landsch. Rechnungsrevident.
Müller Anton (Bruder Willram), k. k. Religions-Professor.
Neuhauser Karl, Fabrikant.
Neuner Alois, k. k. Religionsprofessor.
Neuner Josef, Kaplan, Mädchen-Waisenhaus.
Neupaur zu Brandhausen, Ferd. R. v., Landesgerichtsrat.
Nitsche Dr. J., Landesschulinspektor.
Orieux, Frl., Lehr. a. d. k. k. Lehrerinnenbildungs-Anstalt.
Pastor, Dr. Ludwig, Hofrat, Vorstand des Istituto austriaco in Rom.
Perkmann, Dr. Peter, k. k. Gymnasial-Professor i. R.
Petter August, f. b. Konsiliarius.

Petzer Joh., R. v., k. k. Oberfinanzrat.
Plattner Alois, k. k. Finanzrat.
Poelt, Dr. Gust., k. k. Oberfinanzrat.
Pusch, Dr. Karl, Adv. und Landtagsabg.
Rainalter Rinaldo, Regens im v. Sieberschen Waisenhause.
Rampold, Dr. Franz, k. k. Staatsanwalt-Substitut.
Ramponji, Dr. Roman v., k. k. Postrat.
Rauch Joh. Chr., Propst u. Stadtpfarrer.
Redemptoristen-Kollegium.
Resch Hans, Dr., Advok.-Konzipist.
Riccabona, Dr. Ernst v., k. k. Ober-Landesgerichtsrat i. R.
Riccabona, Dr. Julius, Freiherr v.
Riccabona, Dr. Othmar v., k. k. Notar.
Röck, Direktor der k. k. Lehrerbild.-Anstalt.
Schier Wilhelm O. S. B.
Schipp Berthold O. Praem.
Schmuck Heinrich von, k. k. Professor, Geistl. Rat.
Schneller Christian, k. k. Hofrat.
Schönach Ludwig, Professor an der k. k. Realschule.
Schorn, Dr. Joh., Landesausschuß.
Schwager Remigius, Landes-Hauptkassier.
Slaby, Dr. Josef, k. u. k. Militärpfarrer.
Spoerr Johann, Stadtpfarr-Kooperator.
Tendering Karl, Assessor.
Thurn und Taxis, Graf Ferdinand, k. k. Kämmerer, Statthaltereirat i. R.
Thurner Alois, Sekretär der Tiroler Landes-Hypothekenbank.
Tiroler Glasmalerei-Anstalt.
Tirolia, akadem. Studentenverbindung.
Tonelli Albin, k. k. Evidenzhaltungs-Inspektor.
Trabert, Dr. Wilhelm, k. k. Univ.-Professor.
Trapp, Graf Gotthard, Reichsr.-Abg.
„Unitas", akad. Verein.
Universitätsbibliothek, k. k.
Unterkircher Karl, k. k. Univ.-Bibliotheks-Kustos.
Ursulinenkloster.
Vinatzer Joh., Chorherr, Stadtpfarrer.
Wackernell, Dr. Josef, Advokat und Landtagsabgeordneter.
Wackernell, Dr. J. E., k. k. Univ.-Prof.
Waibl, Dr. Alois, k. k. Statthalterei-Archivar.
Waldegger Peter, k. k. Religions-Professor.
Weichs-Glon F., Dr. Freiherr von, Ober-Inspektor der k. k. Staatsbahnen.
Winkler Ludwig, Mag. Pharm.
Wörndle Heinrich v., Buchhändler.
Wopfner, Dr. Herm., Statth.-Archivars-Konzipist.
Zingerle Dr. Anton, k. k. Univ.-Prof.

Ischl (O.-Öst.).

Weinmayer Frz., Dechant u. Stadtpfarrer.

Jägerndorf (Schlesien).

Engel Friedrich, k. u. k. Lieutnant.
Rieger Otto, k. u. k. Hof-Orgelfabrik.

Jerusalem.

Fellinger, Dr. Franz, Rektor des österr.-ung. Pilgerhauses.

Jungferndorf (Schlesien).

Schumann Wzl., Msgr., Schloßbenefiziat.
Skal Adele, Baronin v.

Jungholz (Allgäu).

Gamper Johann, Pfarrer.

Kaaden (Böhmen).

Zenker Anton, k. k. Professor.

Kahlsberg (Salzburg).

Walterskirchen-Hunyady, Baronin.

Kallham (O.-Öst.).

Schindlauer Josef, Kooperator.

Kalksburg (N.-Öst.).

Rektorat des Kollegiums S. J.

Kaltern (Tirol).

Biegeleben Ludwig, Freiherr v.
Graml, P. Virgilius O. Fr. M., Lektor der Theologie.
Rapp, Dr. Johann.
Stenitzer, Dr. Gottfr. v., k. k. Bezirksrichter

Kammern (Steiermark.)

Koßler, P. Kornel.

Karlowitz (Slavonien).

Maschirevits Franz, Religions-Professor.

Karlsbad (Böhmen).

Lenk Augustin, Kreuzherrnordenspriester.
Strunz, Dr Wzl., prakt. Arzt, Med.-Rat.

Kaschau (Ungarn).

Fischer-Colbrie, Dr. Augustin, Bischof und Koadjutor.

Kastelruth (Tirol).

Pfitscher Al., Kooperator.

Kematen (Tirol).

Lonyay, Elisabeth von, k. k. Ehren-Stifts-dame, Großgrundbesitzerin.
Strobl Christian, Pfarrer.

Kirchberg am Wechsel (N.-Öst.).

Wüsinger Josef, Pfarrer.

Kirchdorf (O.-Öst.).

Zeller, P. Florian, Kooperator.

Kirchschlag (Böhmen).

Dolzer Petrus, Kaplan.

Kirrweiler (Rheinpfalz).

Sauer Eugen, Kaplan.

Klagenfurt (Kärnten).

Angerer Heinrich, Dechant und Stadtpfarrer.
Bittner Guido, Domkapitular.
Cigoi, Dr. Alois, O. S. B., Professor der Theologie.
Einspieler Lambert, Domscholaster, inf. Propst.
Elsler Karl, Domherr, fürst-erzb. Kanzler.
Geßler Johann, k. u. k. Professor.
Größer Matthäus, Domkapitular.
Hutter Johann, Realschulprofessor.
Klimsch, Dr. Robert, Redakteur.
Lebinger Norbert, k. k. Professor.
Mayrhofer-Grünbühel Franz A. v.
Podgorc Valentin, Kanonikus.
Priester-Seminar, Rektorat.
Quitt Johann, Präfekt, Marianum.
Spinetti, Dr. Albin, Freiherr v.
Unterluggauer Johann, Stadtpfarrkaplan.
Veiter August, akademischer Maler.
Wappis Ferd., Direktor des Marianum.

Klausen a. E. (Tirol).

Thaler Valentin, Dekan u. Stadtpfarrer.

Klaus (O.-Öst.).

Haydvogel, P. Konrad.

Klosterneuburg (N.-Öst.).

Alberdingk, Herr v.
Alberdingk, Frau v.
Bischoff, Dr. Ernst, Privatdozent.
Černik Berth. Otto, Chorherr.
Czernohorsky Alexander, Stiftsdechant.
Dimi Willibald, Stiftskellermeister.
Domanig, Dr. Karl, Kustos am k. u. k. Hofmuseum in Wien. Reg. R.
Domanig Irmgard, Frau.
Großbieß Josef, k. k. Rechnungsrat des Obersten Gerichts-Hofes.
Kehrer Ernst, Theol.-Professor.
Landes-Gymnasium, N.-ö.
Legler Anton, Kooperator.
Ludwig Vincenz Oskar, Theol.-Professor
Müller Friedrich, Regenschori.
Pasler Ildephons, Theol.-Professor.
Peitl Bernhard, Stiftspropst.
Peterlin Adalbert, Theol.-Professor.
Pitsch, Dr. Wilhelm, Arzt.
Pozděna Rudolf F., Kommissär der k. k. Normal-Aichungskommission.
Prochaska Ant., Oberrevident der k. k. Staats-Bahnen.
Šoštarić, Dr. Max, Professor am n.-ö. Landes-Realgymnasium.
Schmid Bruno, Kleriker.
Schnürer, Dr. Franz, k. u. k. Skriptor, Redakteur.
Schnürer Gabriele, Frau.
Süß Norbert, Theol.-Professor.
Tummler Ant., Prof. a. n.-ö. Landes-Realg.
Wache Paul, Professor.

Knittelfeld (Steiermark).

Luttenberger Alois, Kaplan.

Komotau (Böhmen).

Salzer, Dr. Klemens, O. Cist., Gymn.-Direktor.
Seyfried Josef, Kaplan.

Köln (Preußen).

Cardauns, Dr. Hermann, Chefredakteur.
Pieck B., Kaplan.
Stollwerck Ludwig, Fabrikant.
Vogels Heinrich, Kaplan.

Königgrätz (Böhmen).

Domabyl, Dr. Gustav, Theol.-Professor.
Hampl Franz, Prälat, Domkapitular.

Königswiesen (O.-Öst.).

Azgersdorfer Johann, Kooperator.

Kraig (Kärnten).

Joas Johann, Propst.

Krakau (Galizien).

Chotkowski, Dr. Ladislaus, Prälat, k. k. Univ.-Professor.
Estreicher-Rozbierski, Dr. Karl, Direktor der Univ.-Bibliothek.
Górski, Dr. Ant. v., k. k. Univ.-Professor.

Janczewski, Dr. E. v., Universitäts-Professor.
Krassowski, Johann R. v., k. u. k. Militär-Kaplan.
Kreutz, Dr. Felix, Univ.-Professor.
Morawsky, Dr. Kasim., k. k. Univ.-Prof.
Pawlicki, Dr. Stefan, k. k. Univ.-Prof.
Smolka, Dr. Stanisl., Univ.-Prof., Hofrat.
Straszewski, Dr. Moritz R., v., Univ.-Professor.
Tarnowski, Dr. Stanisl., Graf, Univ.-Professor, k. u. k. G. R.
Voneš Anton, k. u. k. Feldsuperior des I. Korps.
Wondolny, Dr. Ceslav, Prof. a. d. k. k. Lehrerinnenbildungs-Anstalt.
Zdziechowski, Dr. Marian, Univ.-Prof.
Zoll, Dr. Friedrich, Hofrat, Univ.-Prof.

Krems (N.-Öst.).

Holzer Valentin, Professor.
Kerschbaumer, Dr. Anton, Prälat.
Landes-Oberrealschule, N.-ö.
Wichner. Dr Josef, k. k. Gymnasial-Professor.

Kremsier (Mähren).

Jaksche, Dr. Franz, Gymn.-Professor.
Richter Alois, Studienpräfekt am f.-erzb. Seminar.

Kremsmünster (O.-Öst.).

Fanschek, P. Ernst, Gymnasial-Professor, Präfekt.
Hauer Julian, Gymn.-Professor.
Huemer Adalbert, Gymn.-Professor.
Klettenhofer, P. Eduard, Katechet.
Landerl, Dr. Philibert, Gymn.-Professor.
Schwab Franz, Direktor der Sternwarte und Professor.
Schwarz Thiemo, Stiftskapitular.
Waldl, P. Greg., Gymnasial-Professor.
Werner, P. Dr. Konst., Gymn.-Professor.

Kritzendorf (N.-Öst.).

Köhler Leander, Pfarrer.

Krumnußbaum (N.-Öst.).

Montjoye, Graf Karl, k. k. Kämmerer.

Kuens bei Meran (Tirol).

Lindner Math., Pfarrer.

Kufstein (Tirol).

Mayr Georg, Pfarrer.

Kwassitz (Mähren).

Thun, Dr. Jaroslav, Graf.

Laas (Tirol).

Astfäller Josef, Pfarrer.

Laer (Bez. Osnabrück).

Meyer Karl, Kaplan.

Laibach (Krain).

Jeglič, Dr. Anton, Fürstbischof.
Kulavic, Dr. Johann, Domprälat.
Professoren-Kollegium, theolog.
Susteršic, Dr. Ivan, Advokat, Reichsratsabgeordneter.

Lambach (O.-Öst.).

Benediktiner-Abtei.

Lana (Tirol).

Brandis, Exzellenz Graf, k. k. Geh. Rat.
Eder, Dr. Joh., k. k. Gerichts-Adjunkt.
Koellensperger Dr. Jakob, Advokat.
Tribus Calasanz, Prior des Deutschen-Ordens-Konvent.
Wibmer, Dr. univ. med. Andreas.

Landeck (Tirol).

Greil Johann, Pfarrer, geistl. Rat.

Landskron (Böhmen).

Brix Adolf, k. k. Religions-Professor.

Langen (Vorarlberg).

Amann Josef Anton, Pfarrer.

Langesthei-Paznann (Tirol).

Larcher Alois, Pfarrer.

Lanzenkirchen (N.-Öst.).

Hinner H., Kooperator.

Lech (Vorarlberg).

Hämmerle Jak., Pfarrprovisor.

Léng-Fehár Magyar (Ungarn).

Zichy, Gräfin Marie, geb. Gräfin Redern.

Leitmeritz (Böhmen).

Emanuela, kath.-literarischer Damenklub.
Fuchs Raimund, Domkapitular.
Herkloß, Dr. Franz, Theol.-Professor.
Mattauch Gustav, Domkapitular.
Neumann J. L., k. k. Landesgerichtsrat.
Pohl, Dr. Wenzel, Prof. der Theologie.
Sitte Wenzel, Domkapitular.
Sterba Josef, Domkapitular.

Lemberg (Galizien).

Bilczewski, Dr. Jos. Exzellenz, Erzbischof rit. lat.
Dominikanerkloster.
Dzieduszycki, Exzellenz Graf, Dr. Alb., k. k. Univ.-Prof., Reichrats-Abg.
Gryziecki Ladislaus, k. u. k. Militär-Pfarrer.
Olejniczak, P. Thadd.
Pressen Johann, Edl. v., k. u. k. Mil.-Kur.
Pilat, Dr. Thaddäus, k. u. k. Hofrat, Universitäts-Professor.
Prochaska Anton, Adjunkt des Landesarchives.
Szeptice-Szepticki, Dr. Andreas Graf von und zu, Exzellenz, Erzbischof rit. graec.
Teodorowicz Jos., Erzbischof, rit. arm.
Thullie Max, R. v., Professor a. d. technischen Hochschule.

Lengstein (Tirol).

Egger Josef, Kurat.

Lenkau (Öst.-Schlesien).

Jauša Josef, Pfarrer.

Leoben (Steiermark).

Kobold, Dr. Engelbert, k. k. ordentl. Professor.
Prikryl, P. Dr.
Prenner, Dr. Jos., Kaplan.
Stradner Alois, Dechant und Pfarrer.

Leonding (O.-Öst.).

Ecker Johann B., Pfarrer.

Leonfelden (O.-Öst.).

Zach Bruno, Pfarrvikar.

Leschna, Schloß (Mähren).

Wiesbaur J., Kustos.

Libochowitz (Böhmen).

Herberstein, Graf Josef.

Liegnitz (Pr.-Schlesien).

Hoffmann Hermann, Kaplan.

Lienz (Tirol).

Franziskaner, PP.

Liesing (N.-Öst.).

Scholz, Dr. Franz, städt. Verwalter.

Lilienfeld (N.-Öst.).

Panschab Justin, O. Cist., Abt.
Lobner Paul, Subprior und Kämmerer.

Lingenau (Vorarlberg).

Fink Josef, Pfarrer.

Linz (O.-Öst.).

Bermanschläger Ludwig, Domprediger.
Kollegium S. J.
Denk, Dr. Karl, Augenarzt.
Dullinger Leopold, Kanonikus.
Ebenhoch, Dr. Alfred, Landtags-Abg., Landeshauptmann.
Esser, Dr., Advokat.
Fruhstorfer, Dr. Karl, Theol.-Professor.
Grasl, Dr. Karl, Landesrat.
Grosam Wenzel, bischöfl. Sekretär.
Hartl, Dr. Alois, Gymnasial-Professor.
Hauser Joh., Mitglied des ober-österr. Landesausschusses.
Hinterecker Michael, Theologie-Professor.
Hittmair, Dr. Rudolf, Theol.-Professor.
Kerbler Viktor, o.-ö. Oberlandesrat.
Marckhgott Hans, k. k. Finanz-Rechnungs-Assistent.
Mayböck, Dr. Johannes, Domkapitular, Seminar-Regens.
Pramberger, Fr. Richard, O. S. F.
Prammer Josef, Präfekt am Salesianum.
Rixner Alexander, Buchbinder, k. u. k. Kammerlieferant.
Schmuckenschläger Adolf, Theologie-Professor.
Schwarz Josef, Kanonikus.
Walderdorff, Graf Josef, k. k. Statthalterei-Sekretär.
Wild, Dr. Ignaz, Theologie-Professor.
Zibermayer, Dr. Ignaz, Landesarchivar.

Loosdorf (N.-Öst.).

Kopsch Klemens, Pfarrer.

Lösch (Mähren).

Belcredi, Graf Ludwig.

Lomnitz (Mähren).

Sereny, Graf Otto.

Luzern (Schweiz).

Dunin-Borkowska, Gräfin Kasimira.

Mähr.-Neustadt (Mähren).

Fischer Josef, Gymnasial-Professor.
Serulka Wenzel, Dechant.

Mähr.-Weißkirchen (Mähren).

Gardik de Karda Willibald, k. u. k. Prof.

Maihingen (Bayern).

Grupp, Dr. G F., Bibliothekar.

Mainz (Hessen).

Raich, Dr. Joh. Mich., Domkapitular.
Selbst, Dr. Josef, Domkapitular.

Mais (Tirol).

Noggler, P. Gottfried, O. Cist. Pfarrer.

Mals (Tirol).

Hochenegger Josef, Dekan und Pfarrer.

Marbach (Schweiz.)

Koch Alois, Kaplan.

Marburg (Steiermark).

Feuš, Dr. Franz, Theologie-Professor.
Kovačič, Dr. Franz, Theologie-Professor.
Matek, Dr. Martin, Theologie-Professor.
Medved, Dr. Anton, Religions-Professor.
Simonič Franz, Dom- und Stadtpfarr-vikar.
Tájek Jakob, k. u. k. geistl. Professor.
Voh Barthol., Domkapitular.

Maria-Enzersdorf (N.-Öst.).

Peyfuß Karl J., akadem. Maler.
Wimmer Franz, Beamter.

Maria-Kulm (Böhmen).

Kohl Rudolf, Kreuzherren-Ordenspriester.

Maria-Ratschitz.

Klameth, P. Odilo E., O. Cist.

Mariaschein (Böhmen).

Kollegium S. J.

Maria-Schutz (N.-Öst.).

Schnetzinger Stefan, Pfarrer.

Marienbad (Böhmen).

Pöller Adolf, O. Praem., Kaplan.

Marienberg (Tirol).

Fill, Frater Herm., O. S. B.

Martinsdorf (N.-Öst.).

Vidmar, Dr. Konstantin, k. k. Prof. a. D.

Mattsee (Salzburg).

Ziegler Anton, Kanonikus und Pfarrer.

Mauer (N.-Öst.).

Schramm Joh. Ev., Pfarrer.

Mauer-Öhling (N.-Öst.).

Autengruber, Dr. Math., Arzt an der niederösterreichischen Landes-Heil- nnd Pflege-Ansialt
Schöpfer, Dr. Al.

Melk (N.-Öst.).

Bleiminger, Laurenz, O. S. B., Religionslehrer.
Haselberger Georg, O. S. B., Dechant.
Janak, P. Dr. Emaran, O. S. B.
Katschthaler Ed., O. S. B., Gymnasial-Lehrer.
Kozell Gabriel, O. S. B., Stiftskapitular
Piringer Leo, O. S. B., Kooperator.
Ressavar Kolumban, O. S B., Kapitular.
Schachinger, Dr. Rudolf, O. S. B., Prof. und Stiftsbibliothekar.
Stranz, P. Dr. Paul, O. S. B.
Ulbrich, P. Hermann, bischöfl. Konsistorialrat, k. k. Schulrat, Gymnasialdirektor.

Meran (Tirol).

Christanell Josef, Schuldirektor i. R.
Egen Karl v., Benefiziat.
Egger Georg, k. k. Haupt-Steuereinnehmer.
Egger Karl.
Glatz Sebastian, Kanonikus, Dekan und Landtagsabgeordneter.
Gschwari Joh., Direktor des Johanneums.
Gufler Andr., Präfekt d. f.-b. Johanneums.
Hafner Josef, Gymn.-Professor.
Hilpold Hans, Staetkämmerer.
Innerhofer, Dr. Franz, Arzt.
Liensberger Peter, k. k. Oberpostverwalter.
Mages, Baronin Katon geb. Mutter.
Menghin Alois, Schuldirektor.
Korresp. d. Z. K. f. N. u. hist. D.
Moll, Dr. Josef, k. k Gerichtsadjunkt.
Putz, Dr. Max, Advokat.
Rediff'sches Konvikt (Studenten-Kongr.)
Schatz, Dr. Adelgott, O. S. B., Gymnasial-Professor.
Schreyögg Josef, Kaufmann.
Spöttl, Dr. Franz, prakt. Arzt.
Wöll, Dr. Al., k. k. Bezirksrichter i. P.
Zeller Franz, Bezirks-Schulinspektor.

Mies (Böhmen).

Bühl Joh.., Professor

Mils (Tirol).

Plaseller Anton, Direktor am Landes-Taubstummeninstitute.

Mistelbach (N.-Öst.).

Barnabiten-Kollegium.

Mitterarnsdorf (N.-Öst.).

Peroutka Aug., Pfarrer.

Mitterau (N.-Öst.).

Montecuccoli, Graf Max, Herrenhausmitglied.

Mödling (N.-Öst.).

Brzobohaty, Dr. Josef, emer. Hof- und Gerichtsadvokat.
Hermann Ferdinand, Pfarrer.
Jovanowicz, Dr. Viktor.
List Louis, k. k. Reg.-Rat.
Missionshaus St. Gabriel.
N.-ö. Landes-Real- und Obergymnasium.
Pantz Ferdinand, R. v., Bezirkskommissär.
Pfarrei.
Seeber Josef, Professor.
Stumpf, Dr. Franz, Professor.
Wawra, Dr. Heinrich, k. k. Oberbezirksarzt.

Mockowitz (Mähren).

Strachwitz, Graf Friedrich.

Mondsee (O.-Öst.).

Schreiberhuber Josef, Kooperator.

Morter (Vintschgau, Tirol).

Schrott Josef, Expositus.

Mühlbach bei Eger (Böhmen).

Müller Nikolaus, Pfarrer.

München (Bayern).

Busch Georg, Bildhauer.
Grauert, Dr., Univ.-Professor.
Koeniger Alb. Michael.
Krottenthaler Stephan, Kurat.
K. bayr. Hof- u. Staatsbibliothek.
Öttingen-Spielberg, Fürstin zu.
Öttingen-Wallerstein, Fürst Moritz.
Scharnagl A., Stadtkaplan.
Schermann, Dr. Theodor, Privatdozent.

Münster (Westfalen).

Hanen W.

Murau (Steiermark).

Schmid Florian, Kaplan.

Muttergottesberg bei Grulich (Böhmen).

Redemptoristen-Kollegium.

Mürzzuschlag (Steiermark).

Prangl Karl, Pfarrer.
Zollner Franz, Kaplan.

Nagy-Lévárd (Ungarn).

Wenkheim, Graf Stephan.

Naturns (Vintschgau).

Hueber Gottlieb, Pfarrer.

Neunkirchen (N.-Öst.).

Kasper Anton, k. k. Bezirksschulinspektor.

Neuhaus (Böhmen).

Buxbaum Franz, k. u. k. Hauptmann, Inf.-Reg. Nr. 75.
Czernin Eugen, Graf, k. u. k. Kämmerer 20 K.

Neukirchen (O.-Öst.).

Wöckinger Johann, Pfarrer.

Neumarkt (Tirol).

Tumler Martin, f.-b. geistl. Rat, Dekan.

Niederdorf (Tirol).

Stemberger Gottfried, Pfarrer.

Niederwölz (Steiermark).

Titzegger Jakob, Pfarrer.

Niedergeorgenthal bei Brüx (Böhmen).

Linsmaier Alois, Pfarrer.

Niesnig (Pr.-Schlesien).

Fibig Paul, katholischer Pfarrer.

Niepolomice (Galizien).

Korczak-Hubička, Celine de, k. u. k. Rittmeisters-Gattin.

Nikolsburg (Mähren).

Kisling Johann, Kanonikus.
Landsteiner Karl, Propst.
Raab Mathias, Kanonikus.

Nürschan (Böhmen).

Jatsch, Dr. J., Pfarrexpositus.

Obergänserndorf (O.-Öst.).

Rabl Ignaz, Pfarrer.

Oberglogau (Ob.-Schlesien).

Oppersdorf, Reichsgraf von, Mitglied des preußischen Herrenhauses.

Oberhollabrunn (N.-Öst.).

Berger, Dr. Franz, Seminardirektor.
Leitner Jos., f.-e. Seminarpräfekt.
Lutz, Dr. Andreas, k. k. Professor.
Reuckl Franz, Msg., Religions-Professor.
Winder, Dr. Adam, Assistenzarzt.

Obermarkersdorf (N.-Öst.).

Riederer Franz, Pfarrer.

Ober-Thern (O.-Öst.).

Atteneder Josef, Pfarrer.

Oetz (Tirol).

Plattner Alois, Kooperator.

Ödenburg (Ungarn).

Krepler Gustav, k. u. k. Feldkurat.

Olmütz (Mähren).

Blažek Wilhelm, Domkapitular.
Haas Ignaz, Domkapitular.
Kachnik, Dr. Josef, Professor an der k. k. theolog. Fakultät.
Nešvera Josef, Domkapellmeister.
Tittel, Dr. J., k. k. Professor der Theologie.
Wache, Dr. Johann, Prälat, Kanonikus.
Weinlich Johann, Weihbischof.

Osseg (Böhmen).

Siegl Meinrad, O. Cist., Abt K. 20.—

Ossowa, Schloß (Mähren).

Haugwitz-Baworowska, Gräfin.

Palfau (Steiermark).

Miklavc, Dr. P. Raimund.

Parenzo (Küstenland).

Flapp, Dr. Johann, Bischof.

Paris.

Mayer, Dr. Charles, Missionspriester.
Obermaier, Dr. Hugo.

Paskau (Mähren).

Stollberg Günther, Graf zu K. 20.—

Patsch (Tirol).

Payr Markus v., Pfarrer.

Pelplin (Westpreußen).

Schulte Dr. A., Theol.-Professor.

Petersburg (Böhmen).

Czernin Jaromir, Graf.
Czernin Josefine, Gräfin.

Pettau (Steiermark).

Fleck Josef, Propst. 20 K.

Pettnen (Tirol).

Haider Sylv., Pfarrer.

Pettenbach (O.-Öst.).

Dannerbauer Wolfgang, Dechant und Pfarrer.

Pfunders (Tirol).

Feldner Peter, Pfarrer.

Pichlern (Kärnten).

Edlmann Franz, R. v.

Pillichsdorf (N.-Öst.).

Hüttner Ludwig, Dechant und Pfarrer.

Pilsen (Böhmen).

Graßl Basil., O. Pr., k. k. Gymn.-Prof.
Juritsch, Dr. G., Direktor der deutschen Staats-Oberrealschule.
Mannl Oswald, O. Pr., k. k. Gymnasial-Direktor.

Plan (Böhmen).

Nostitz, Gräfin Marie.

Pleszow bei Krakau.

Rychlak, Dr. Josef, Pfarrer.

Podiebrad (Böhmen).

Zavodny Jos., Propst.

Pola (Istrien).

Totz Richard, k. u. k. Maschinenbau- und Betriebs-Ingenieur.

Poln.-Ostrau (Öst.-Schlesien).

Bystřičan Josef, Kaplan.

Pörtschach (Kärnten).

Hoyos Herberstein, Exzellenz Gräfin.

Prag (Böhmen).

Benediktinerabtei Emaus.
Clam-Martinic, Gräfin Margarete, k. u. k. Stiftsdame.
Englische Fräulein, Institut.
„Ferdinandea", kath.-akadem. Studentenverbindung.
Franz, Dr. Anton, Religionsprofessor.
Goller Alfred, k. k. Professor.
Hilgenreiner, Dr. Karl, k. k. Univ.-Prof.
Hlasivec J., f.-e. Notar.
Klein, Dr. Wilhelm, k. k Univ.-Prof.
Popel Ludwig, Hausbesitzer.
Popel, Dr. W., Landesadvokat.
Rich Rud., Gymnasialsupplent.
Rieber, Dr. Jos., k. k. Univ.-Professor.
Rotzinger Anselm, Präsid. d. wendischen Seminars.
Schindler, Dr. Jos., inf. Prälat, Hofrat, Univ.-Prof.
Schönborn, Graf Adalbert.
Sedlaček, Dr. Jaroslav, k. k. Universitäts-Professor.
Universitäts-Bibliothek.
Weiß Anton, k. k. Professor.
Zaus, Dr. Jos., k. k. Univ.-Professor.

Preßbaum (N.-Öst.).

Mekinsky Josef, Kooperator.

Preßburg (Ungarn).

Baroß, Dr. Nikolaus v., k. u. k. geistl. Professor.
Batka Joh., N., Honorar-Vize-Stadthauptmann, Archivar.
Schwarzenberg-Löwenstein, Prinz. Anna.

Raab (Ungarn).

Paar, Dr. Stefan, Präfekt.

Raasdorf (N.-Öst.).

Wolf Peter, Provisor.

Radautz (Bukowina).

Hora Ernst, k. k. Professor.

Radstadt (Salzburg).

Kostenzer Johann, Stadtpfarrer.
Schintelmaisser Peter, Oberlehrer.

Ragusa (Dalmatien).

Danko Franz, k. u. k. Militär-Kurat.
Marcelič, Dr. Josef, Bischof.

Raitenbach (Bayern).

Donaubauer Stanislaus, Kooperator.

Raigern (Mähren).

Kinter, Dr. Maurus, O. S. B., Archivar.

Randegg (N.-Öst.).

Raschbacher Alois, Pfarrprovisor.

Rankweil (Vorarlberg).

Paregger, Dr. Max, prakt. Arzt.

Regensburg (Bayern).

Sachs, Dr. Josef, Professor d. Theologie.
Walderdorff, Graf Hugo, k. u. k. Kämmerer.

Reichenau a. d. Knežna (Böhmen).

Kouřil Thomas, Phil. Dr., bischöfl. Notar, k. k. Gymn.-Professor.

Reichenberg (Böhmen).

Hirschmann Anton, Katechet i. R.
Klinger Karl, Bürgerschulkatechet.
Schlenz, Dr. Johann, k. k. Professor.
Spaček Franz, k. u. k. Milit.-Kurat.

Reichenthal (O.-Öst.)

Engeljähringer Georg, Kooperator.

Reinprechtspölla (N.-Öst.).

Kluger, Dr. Josef, Pfarrer.

Reutte (Tirol).

Bruder, Dr. Karl, k. k. Bezirks-Hauptmann.
Peer Dr. Karl, k. k. Statthalt.-Konzipist.

Ridnaun (Tirol).

Mayr Johann, Pfarrer.

Riefensberg (Vorarlberg).

Hämmerle Jakob, Kaplan.

Rohrbach (O.-Öst.).

Schiedmayr Georg, Apotheker. 20 K.
Stögmüller Bernhard, Kooperator.

Rollsdorf (Steiermark).

Buchgraber Anton, Schulleiter.

Rom.

Baumgarten, Prälat, Dr. Paul M.
Biederlack, Dr. P. Josef, S. J., Rektor d. Coll. germ.-hung.
Ehses, Dr. Stephan, Prälat, Direktor des histor. Institutes der Görres-Gesellschaft.
Jeżewicz Wladislav C. R., Superior.
Istituto dell' Anima.
Lohninger, Dr. Josef, Prälat, Rektor bei S. Maria dell' Anima.

Röschitz (N.-Öst.).

Weber Franz, Kooperator.
Pogatscher, Dr. Heinrich, Sekretär des Inst. austr.
Schmitz, Dr., Rektor des St. Bonifaz-Kollegs.

Schloß Rotenhaus bei Görkau (Böhmen).

Hohenlohe-Langenburg, Fürstin.

Rotholz bei Jenbach (Tirol).

Pali Johann, Kaplan.
Tollinger, Dr. Joh., Direktor der landwirtschaftl. Landeslehranstalt, R.-R.-A.

Roveredo (Tirol).

Schneller Friedrich, Dr., k. k. Realschul-Professor.

Rudnawielka (Galizien).

Trzeciak, Dr. Stanislaw, Weltpriester.

Rudolfswert (Krain).

Elbert, Dr. Sebastian, inf. Propst.

Saaz (Böhmen).

Merten Josef, k. k. Gymnasial-Professor.
Schindler Joh., k. k. Gymnasial-Professor.
Toischer, Dr., W., Direktor des k. k. Gymnasiums.

Salzburg.

Abfalter, Dr. Melch., k. k. Theol.-Professor.
Auer, Dr. Ant., k. k. Theol.-Professor.
Bethlen, Graf Emil.
Bogdan Blasius v., großherz. Geheimer Sekretär.
Borromaeum, f.-e. Gymnasium.
Buchner Johann, Benefiziat.
Danner Sebastian, Domkapitular.
Eberharter, Dr. Andr., k. k. Theol.-Prof.
Ebmer Karl, Gymn.-Direktor.
Esterházy, Graf Dr. Daniel.
Gampp, Dr. Karl, Primararzt am St. Johann-Spital.
Geppert Paul, Architekt.
Greinz Christian, Domchorvikar.
Haidacher, Dr. Sebastian, k. k. Theolog.-Professor.
Hammerle Alois Jos., em. k. k. Studienbibliothekar.
Hauthaler Willibald, O. S. B., Abt des Benediktiner-Stiftes St. Peter.
Huber Johann, Präfekt im Kollegium Rupertinum.
Katschthaler, Dr. Johannes, Kardinal-Fürsterzbischof.
Keil Anton, Domkapitular.
Keil Eleonora, Private.
Luber, Dr. Alois, k. k. Landesschul-Inspektor.
Mayr Georg, Domdechant.
Mudrich, Dr. Andreas, k. k. Archivbeamt.
Prey, Dr. Alfred, Domkapitular.
Raffl, P. Friedrich, O. S. Fr.
Revertera, Gräfin Mathilde.
Rieder, Dr. Ignaz, k. k. Theol.-Professor
Rieser Anton, Religionslehrer an der Lehrerbildungs-Anstalt.
Rottensteiner, Dr. Alois, Advokat.
Stein Franz, Domscholaster.
Stöckl Andreas, Domkustos.
Widauer, Dr. Simon, k. k. Theol.-Prof.
Willmann, Hofrat Dr. Otto.

St. Andrä (Kärnten).

Kollegium S. J.

St. Benedek (Ungarn).

Haiczl, Dr. Koloman, Pfarrer.

St. Florian (O.-Öst.).

Asenstorfer Franz, Theologie-Professor.
Brunbauer Georg, Stiftskooperator.
Deubler Bernhard, Theol.-Professor.
Feichtner, Dr. Stephan, Theol.-Professor.
Moisl, Dr. Josef, Theol.-Professor.
Polz Amandus, O. S B., Professor.

St. Franzis Wisc. (Nordamerika).

Lebl, Dr. Simon, Professor.
Rainer Josef, Seminar-Regens.

St. Gallen (Steiermark).

Kurtz Kamillo, Kaufmann.

St. Gallenkirch (Vorarlberg).

Schennach, Dr. Wilhelm, prakt. Arzt.

St. Georgen a. d. Stiefing (Steiermark).

Dessenfans d'Avernas, Graf Alf., Pfarrer.
Kölbl Franz, Kaplan.

St. Johann (Tirol).

Grander Joh., Dekan.

St. Kathrein am Offeneck (Steiermark).

Fahnler Josef, Kaplan.

St. Lambrecht (Steiermark).

Kalcher Severin, Abt.

St. Leonhard (Tirol, Passeyer).

Pernter Gottfried, Dekan.

St. Lorenzen bei Bruneck (Tirol).

Graf, Dr. Friedr. R. v.

St. Louis (Mo. U. S. Amerika).

Puffer Leonard, Rev.

St. Margarethen unter Pettau (Steiermark).

Suta Alois, Pfarrer.

St. Martin (O.-Öst.).

Lang Franz, Pfarrer.

St. Oswald (O.-Öst.).

Schmidt Vinzenz, Kooperator.

St. Pankraz in Ulten (Tirol).

Haas Christian, Pfarrer.

St. Paul (Kärnten).

Achatz Anselm, O. S. B., Stiftshofmeister.
Benediktiner-Abtei.
Greilach Severin, O. S. B.
Katz Eberhard, O. S. B., Gymn.-Direktor.
Rožmann Wilhelm, O. S. B., Religionslehrer.
Schluder Benedikt, O. S B., Professor.

St. Peter in der Au (N.-Öst.).

Hübl Anton, k. u. k. Major d. R.

St. Peter bei Freiburg (Baden).

Gihr, Dr. Nikolaus, Subregens im Priesterseminar.
Mutz, Dr. Franz, Regens im Priesterseminar.

St. Peter am Windberg (O.-Öst.).

Weißhäupl Hugo, Pfarrer.

St. Pölten (N.-Öst.).

Castiglione, M. Jos., Obervorsteherin der Institute der Englischen Fräulein.
Fohringer C., Religions-Professor.
Frick Alfons, Prof. am n.-ö. Landeslehrerseminar.
Fuchs Josef, Weltpriester.
Gruber, Dr. Josef, Domprälat.
Halbmayr Stefan, bisch. Notar.
Hornich, Dr. Rudolf, Direktor des n.-ö. Landes-Lehrerseminars.
Landes-Lehrerseminar.
Landes-Real- und Obergymnasium.
Macho, Dr. Jos., Professor d. Theologie.
Müllauer Joh., Msgr., b. Kanzler
Müllner, Dr. Michael, k. k. Kreisgerichts-Präsident, Hofrat.
Pavil Jro, Seminar-Professor.
Pührerfellner Fr., Religions-Professor.
Rößler, Dr. Johann, Bischof.
Rotter Ludwig, Präfekt.
Schmöger, Dr. A., Theologie-Professor.

Schnelzer Josef, Theologie-Professor.
Weilnböck, Dr. Karl, k. k. Bez.-Schulinsp.
Winkelhofer Josef, Kanonikus.

St. Stephan am Gradkorn (Steiermark).

Vidav P. Benedikt, O. Cist., Kooperator.

St. Vigil (Tirol).

Pallua Peter, Dekan.

St. Walburg (Tirol).

Knottner Johann, Kurat.

Sárospatak (Ungarn).

Gruska Ludwig, Pfarrer.

Schapen (Hannover).

Harenbrock Karl, Präzeptor.

Scheibbs (N.-Öst.).

Eder Franz, Pfarrer.

Schlackenwert (Böhmen).

Kromer Frz., Dechant.

Schlan (Böhmen).

Hermerka-Stama, August von.

Schlanders (Tirol).

Schönaffinger Jakob, Dekan, Stadtpfarrer, Landtags-Abgeordneter

Schlierbach (O.-Öst.).

Eggerer Marian, Kooperator.

Schlägl (O.-Öst.).

Pröll, Dr. Viktor, Gymn.-Direktor i. R.
Scheiblhofer Jakob, Kapitular.
Beilhaber Gottfried, Bibliothekar.
Voraberger H. J., Subprior.

Schluckenau (Böhmen).

Kofer Franz, Konsistorialrat und Schuldirektor i. R.

Schöngrabern (N.-Öst.).

Ebner Laurenz, Pfarrer.

Schönhof (Mähren).

Kapinus Johann, Erzpriester.

Schönlinde (Böhmen).

Hendrich Franz, k. k. Fachschuldirektor.
Schwertner Hugo, Katechet.

Schoppernau (Vorarlberg).

Moosbrugger Gebhard, Bildhauer.

Schottwien (N.-Öst.).

Weninger Vinzenz, Pfarrer.

Schruns (Vorarlberg).

Hefel, Dr. Ferdinand, Standesarzt.

Schwanberg (O.-Öst.).

Greistorfer Franz, Kaplan.

Schwarzach (Vorarlberg).

Kohler Johann, Landtagsabgeordneter.

Schwarzau am Steinfeld (N.-Öst.).

Ledochowski Josef, Graf.

Schwarzenberg (O.-Öst.).

Grill Paul, Kooperator.

Schwaz (Tirol).

Köpf, Dr. Karl, R. v., k. k. Bezirks-Kommissär.
Kripp Heinz, v., k. k. Notar.
Schumacher, Dr. Karl, prakt. Arzt.
Wassermann Alois, Dekan.
Wildauer Albert, Abt des Benediktinerstiftes zu St. Georgenberg und Fiecht, Landtags-Abgeordneter.

Seckau (Steiermark).

Benediktiner-Abtei.

See in Paznaun (Tirol).

Keim Ferd., Kooperator.
Schwarz Franz, Pfarrer.

Seekirchen (Salzbnrg).

Berger Melchior Ildefons, Stiftskapit.
Hutzinger Simon, Stiftskapitular.
Jeglinger Peter, Stiftskapitular.

Klausḥofer Fr., Stiftskapitular.
Mayr, Dr. Rupert, Stiftskapitular.
Schönhärl Georg, Stiftspropst u. Pfarrer.

Seis (Tirol).

Pattis Jakob, Expositus.

Seitenstetten (N.-Öst.).

Berger, Dr. Leop., Bahn- u. Stiftsarzt.
Hochwallner Rafael, O. S. B., Kapitular.
Hörmann, P. Engelbert, O. S. B.
Kroismayer Martin, Vizerektor.
Weinzierl, P., O. S. B.

Serajevo (Bosnien).

Grúsz Ladislaus, Monsignore, k. u. k. Feldsuperior.
Jall Anton, k. u. k. Militär-Pfarrer.
Palanko Josef, Theologie-Professor.

Siebeneich bei Bozen (Tirol).

Seyffertitz Gebhard, Freiherr v.

Sillian (Tirol).

Köll Joh., Kooperator.

Silz (Tirol.)

Pusch Anton, k. k. Gerichts-Adjunkt.

Sitzenthal bei Loosdorf (O.-Öst.).

Braida Eugen, Graf, Gutsbesitzer.

Smichov bei Prag (Böhmen).

Benediktinerinnen-Abtei St. Gabriel.
Endler, Dr. Franz, k. k. Univ.-Prof.

Spalato (Dalmatien).

Bulič F. G., Museal-Direktor.
Vinak, Dr. Josef, k. u. k. Regimentsarzt, Chefarzt des I. 22. Bataillons.

Stadl Paura (O.-Öst.).

Schmieder, Dr. Pius.

Stams (Tirol).

Bader, P. Meinrad, O. Cist.
Mariacher Stefan, Abt des Zisterzienser-Stiftes.

Stanislau (Galizien).

Faciewicz Basilius, Dompropst.

Stecknitz (Böhmen).

Hennet, Dr. jur. Leopold Baron.

Steinabrunn (N.-Öst.).

Fünfkirchen Otto, Graf.

Stein im Jauntale, P. St. Veit (Kärnten).

Boštjančič Joh. G., Pfarrer.

Sterzing (Tirol).

Rapp Ludwig, f.-b. geistl. Rat.

Steyr (O.-Öst.).

Missionshaus S. J.

Stilfes (Tirol)

Schmid Dr. Georg, Dekan.

Stockerau (N.-Öst.).

Deimel, Dr. Theod., Relig.-Professor.
Mutschlechner Robert, Gymnasial-Lehrer.
N.-ö. Landes-Real- und Obergymnasium.
Stadlmayer Leopold, Kooperator.

Strassen (Tirol).

Vikoler Pet., Pfarrer.

Straßburg (Elsaß).

Bäumker, Dr. Klemens, Univ.-Professor.
Erhard, Dr. Albert, Prälat, Univ.-Prof.
Müller, Dr. Eugen, Professor der Theologie.
Universitäts-Bibliothek, Kaiserl.

Strebersdorf (N.-Öst.).

Kiefer A.
Paltram, Fr. Petronius, Direktor des Lehrerseminars.

Stuhlfelden (Salzburg).

Hotter Johann, Dechant.

Stuhlweißenburg (Ungarn).

Mayer Karl, Abt, Domherr.

Suczawa (Galizien).

Stadler Rudolf, k. k. Gerichts-Adjunkt.

Sunr (Ungarn).

Piffl Friedrich, Güterinspektor.

Tanfkirchen (O.-Öst.).

Klinger Ernst, Pfarrer.

Telfes bei Sterzing (Tirol).

Meixner Frz., Pfarrer.

Telfes-Stubai (Tirol).

Riedl Johann, Pfarrer.

Tepl (Böhmen).

Konvent des Prämonstratenserstiftes.
Helmer Gilbert, Stiftsabt.
Winkler Ambros, Stadtdechant, fürst-bisch. Vikär.

Teplitz (Böhmen).

Feyerfeil, Dr. Wenzl, k. k. Professor.
Loos von Losimfeldt Max, Zivil-Architekt.
Reißmüller Anton, Katechet.
Weber, Dr. Anton, Stadtkaplan.

Terlago (Tirol).

Mamming Josef, Graf.

Ternitz (Steiermark).

Ude, Dr. Johann, Kaplan.

Teschen (Österr.-Schlesien).

Babuschek Wenzel, Stiftsvorsteher.
Dyboski, Dr. Anton, k. k. Notar.
Residenz der Gesellschaft Jesu.
Sikora Joh., Msgr. Pfarrer.
Schuscik Johannes, Relig.-Lehrer.

Tetschen (Böhmen).

Kropsbauer Anton, Msg., Erzdechant.

Thurnfeld bei Hall (Tirol).

Trenker Franz, Spiritual.

Tisens (Tirol).

Rabensteiner Nikolaus, Pfarrer.

Tisis (Vorarlberg).

Häusle, Dr. Josef, Pfarrer.

Toblach (Tirol).

Obrist Peter, Pfarrer i. R.

Tragwein (O.-Öst.).

Mühleder Franz, Kooperator.

Traiskirchen (N.-Öst.).

Augustyn Stanislaus, k. u. k. Art.-Oberlieutenant.
Lukas Leopold, Pfarrer.
Reif Franz, k. u. k Hauptmann im Geniestabe.
Rózsa Erwin de Nagy-Egéd, k. u. k. Oberlieutenant

Tramin (Tirol).

Schrott Christ., Pfarrer, Reichsratsabg.

Trautenau (Böhmen).

Hofmann Josef, Erzdechant.

Trebinje (Bosnien).

Pallay Nikolaus, k. u. k. Feldkurat.

Trient (Tirol).

Demetz, Dr. Engelbert, Professor und Seminarpräfekt.
Endrici Celestino, Fürstbischof.
Hutter, Dr. Jos., Archidiakon u. Provikar.
Morandell Peter v., Msgr., Domkapitular.
Niglutsch, Dr. Jos., Theol.-Prof.
Pugneth Johann, Domherr.
Thaler Bernhard, Theologie-Professor.
Toggenburg Friedr., Graf, Bez.-Hauptm.
Zieger Franz, k. k. Religions-Professor.
Zorzi Angelus, deutscher Kaplan.

Triest.

Alber August, Freih. v. Glanstätten, Präsident der k. k. Seebehörde.
Bergmeister, Dr. Rudolf, k. k. Professor an der Handels- und nautischen Akademie.
Urbas Ernst, Edler v., Statthalterei-Konzeptspraktikant.
Winter Karl, Gymnasial-Professor.

Troppau (Schlesien).

Fink Maximilian, Deutschordens-Prior.
Hoppe, Dr. A., k. k. Gymn.-Professor.
Janeczek Franz, Erzieher.
Morawetz, Dr. Karl, Weltpriester.
Razumovsky, Graf Kamillo.
Seipel Gustav, Religionslehrer.
Zach Konrad, Handelskammerbeamter.

Tuschkau (Böhmen).

Klemm Xaver, O. Praem., Kaplan.

Tyrnau (Ungarn).

Gaudnik Julius, k. u. k. Milit.-Kurat.

Übelbach (Steiermark).

Amreich, P. Eugenius O. Cist., Pfarrer.

Übersee (Bayern).

Stadler Franz X., Koadjutor.

Ulrichsberg (O.-Öst.).

Aigner Franz, Kooperator.

Ung.-Brod (Mähren).

Weber, Dr. Friedrich, Advokat.

Ung.-Hradisch (Mähren).

Nevěřil, Dr. Joh., k. k. Religionsprofessor.

Unter-Gänserndorf (N.-Öst.).

Schlosser, P. Anton, Pfarrer.

Unterinn (Tirol).

Chiochetti Eberhard, O. F., Pfarrer.

Untervintl (Tirol).

Pircher Jos., Pfarrer.

Urfahr bei Linz (O.-Öst.).

Bauernberger Hermann, Professor am Koll. Petrinum.
Osternacher, Dr. Johann, Gymn.-Prof. am Koll. Petrinum.
Schiffmann, Dr. Konrad, Weltpriester.
Zöchbauer Johann, Gymnasial-Professor am Koll. Petrinum.

Vág-Ujhely (Ungarn).

Pongrácz, Graf Adolf, Propst.

Valduna (Vorarlberg).

Pfausler, Dr. Peter, Direktor der Landes-Irrenanstalt.

Victring (Kärnten).

Amschl, Dr. Johann, Pfarrer.

Vierschach (Tirol).

Dasser Josef, Pfarrer.

Villa Lagarina (Tirol).

Moll Franz, Freiherr v., k. k. Kämmerer.

Vigaun bei Hallein (Salzburg).

Gruber Johann, Pfarrer.

Villach (Kärnten).

Crusiz Othmar, k. u. k. Feldmarschall-Leutnant d. R.

Villanders (Tirol).

Pirhofer Alois, Pfarrer.

Vöcklamarkt (N.-Öst.).

Holly Karl, Kanonikus u. Pfarrer

Völkermarkt (Kärnten).

Kollegiatkapitel.

Völlan (Tirol).

Wieser Hermann, Kurat.

Vöran (Tirol).

Spielmann Alois, Kurat.

Volderer-Wildbad (Tirol).

König Ferd., Bade- und Gasthofbesitzer.

Volders (Tirol).

Rufinatscha Karl, Pfarrer.

Voloska (Küstenland).

Ransonnet, Freiherr v.,

Volšov (Böhmen).

Chotek-Sweerts, Gräfin Josefine.

Vorau (Steiermark).

Chorherrenstift.
Lampel Theod., Stiftsbibliothekar.

Waidhofen a. d. Ybbs (N.-Ö.).

Landes-Unterrealschule, n.-ö.

Waidhofen a. d. Thaya (N.-Öst.).

Hawiger Adolf, Kooperator.
Landes-Realgymnasium, n.-ö.
Miklas Wilhelm, Gymnasialdirektor.

Waidring (Tirol).

André, Dr. Jak., Kooperator.

Waizenkirchen (N.-Öst.).

Bauer Josef, Kooperator.

Waldhausen (O.-Öst.).

Hochhold Franz, Kooperator.

Waldbach (Steiermark).

Maurer Florid.

Waldsee, Schloß (Württemberg).

Waldburg-Wolfegg, Erbgräfin, gebor. Prinzessin Lobkowitz.

Walpersdorf (N.-Öst.).

Falkenhayn, Gräfin Marie.

Waltersdorf (Steiermark).

Schellauf, Dr. Frz, Dechant u. Haupt-Pf.

Warnsdorf (Böhmen).

Funk Josef, Dechant.
Hirschmann Josef, Katechet.
Möngler Gustav, Katechet.
Opitz Ambros, Buchdruckereibesitzer.
Richter Ed., Katechet.

Wartberg (N.-Öst.).

Seidl Georg, Pfarrer.

Weidenau (Österr.-Schlesien).

Holub J., Professor.
Priesterseminar, fürstbischöfliches.
Weese Adalbert, C. R., k. k. Professor.

Wels (O.-Öst.).

Fuchs Franz, Kaufmann.
Rechberger Leopold, Kooperator.
Salzmann, Dr. Karl A., Advokaturskonzipient.

Welsberg (Tirol).

Seeger, Dr. Leo, k. k. Notar.

Weseritz (Böhmen).

Tepler Vikariatsbibliothek.

Wien.

Ahorner Karl jun., k. k. Hoflieferant.
Alschinger Karl, Leiter der Lehrerinnen-Bildungsanstalt der Töchter des göttl. Heilandes.
Appel Karl, Obermagistratsrat.
Ärztebund, christlicher, für Österreich.
Apostolat der christlichen Töchter.
Aresin-Fatton, Frau v.
Auersperg, Dr. Eduard, Prinz v.
Avanzo Dominik, Architekt.
Bamberger, Dr. Max, Adjunkt an der technischen Hochschule.
Bankowska Marie, k. k. Ober-Vorsteherin des k. k. Zivil-Mädchenpensionates. 20 K.
Bankó Julius, Dr. phil.
Barbisch Hans, Prof. am k. k. Offiziers-töchter-Institut.
Battan Louis, Kirchenmaler.
Bauer-Barghey Franz, Freih. v., k. u. k. Geh. Rat, Exzellenz.
Baumann Karl, städt. Lehrer.
Baumgartner, Dr. Karl, Weltpriester.
Bayer Hugo, Apotheker.
Bazzanella Hannibal Alex.
Beaufort-Spontin, Graf Heinrich 20 K.
Beck v. Managetta Eugen, k. k. Ministerial-Rat.
Beck v. Managetta, Dr. Leo, k. k. Ministerialrat.
Beck v. Managetta Paul Alex., k. k. Sektions-Chef.
Berger, Dr. Wilhelm, Freih. v., Mitglied des Herrenhauses.
Beyer Josef, akad. Bildhauer.
Bickell, Dr. Gustav, k. k. Univ.-Professor.
Biehl, Dr. Karl, Arzt, Univ.-Dozent.
Bielik Emerich, Prälat, k. u. k. Feld-Kons.-Direktor.
Binder Wenzel J., Pfarrer.
Bischoffshausen, Dr. Baron Sigism., von.
Bittner Franz, Religionslehrer.
Bodmann, Baron, Oberst.

Bohatta, Dr. Hans, Amanuensis a. d. k. k. Univ.-Bibliothek.
Böhm, Dr. August, städt. Ober-Bezirksarzt
Böhm Franz, k. k. Statthaltereirat.
Bösbauer Hans, städt. Lehrer.
Braun Hans, Ober-Ingenieur.
Breith Franz, Kooperator.
Breitenberg J. v., k. k. Ministerialsekretär.
Brenner, Baronin Louise.
Brenner, Dr. Max, Domprediger.
Bukuwsky, Dr. Michael, Graf.
Burger, Dr. Michael, Amanuensis a. d. k. k. Univ.-Bibliothek.
Call Guido Freih. v., Exz., k. k. Handelsminister.
Ceschi di Santa Croce, Baronin.
Charlemont Theodor, akad. Bildhauer.
Chaudoir, Me. Gustave K. 20.—
Chimani, Dr. Ernst, k. u. k. Gen.-Stabsarzt.
Christel Franz, Schriftsteller.
Chytra Hans, akadem. Maler.
Kollegium S. J., Wien I.
Kollegium S. J., Lainz.
Commer, Dr. Ernst, Prälat, k. k. Univ.-Professor.
„Konfraternität", Kranken- u. Pensionsinstitut.
Kongregation der Brüder der christlichen Schulen.
Kongregation der frommen Arbeiter.
Coufalik Ferdinand, Prälat, k. u. k. Feld-Konf.-Direktor i. R.
Coumont, Dr. Eduard, Hof- und Gerichtsadvokat.
Czernin Schönburg, Gräfin.
Dalberg Friedr., Reichsfreiherr v.
Dalberg Sophie, Baronesse.
Dasatiel Anna.
David Gustav, Chefredakteur.
Deininger Julius, k. k. Professor.
Deininger Wunibald.
Dobner von Dobenau, Dr. Hanns, k. k. Sektionsrat.
Döller, Dr. Johann, k. u. k. Hofkaplan und Studiendirektor.
Dörfler Johann, Redakteur.
Doll F. X., Besitzer der Druckerei „Austria".
Dominikaner-Konvent.
Dominikanerinnen-Konvent (Hacking).
Drexler Anton, Msg., Spiritual im Pazmaneum.
Dworak, Dr. Julius, k. k. Gymnasial-Professor.
Edenberger Jos., k. u. k. Oberstlieutenant.
Effinger-Wildegg, Freiin Pauline.
Egger Albert, Historienmaler.
Ehrlenspiel Rudolf, Bankbeamter.
Eibl, Dr. Johann, k. k. Bez.-Schulinsp.
Eichhorn Rudolf, Pfarrer.
Eisner Angelo, Ritter v. Eisenhof, Gutsbesitzer.
Eisterer Mathias, Pfarrer.
Entlicher Friedrich, Direktor der n.-ö. Blindenanstalt i. P.
Ertl, Dr. Moritz, k. k. Sektionsrat.
Faber Gustav, k. k. Notar.
Fabrizii Karl R. v., k. k. Sektionsrat.
Fábry Ladislaus, k u. k. Militär-Kurat.
Falser Stephan R. v., k. und k. Hofrat am V. G. H.
Felsenberg, Edgar v.
Ferstel Max, Freiherr v.
Feyrer Dr. Balduin, Stiftshofmeister.
Fink Hermann, Religions-Professor.
Fischer-Colbrie Frl. Anna.
Flandorfer Ignaz, Pfarrer
Flesch v. Brünningen, Architekt.
Fliedl Johann, Msg., Relig.-Prof. i. R.
Frauenfeld Alfred, k. k. Gerichtssekretär.
Friedrich Ed., Kurpriester bei St. Stephan
Fries D'Alfred, R. v., Sektionsrat.
Froning Ferdinand, Realschul-Supplent.
Fuchs, Dr. Viktor v., Reichsrats-Abg.
Funder, Dr. F., Chefredakteur.
Fuß Josef, Kooperator.
Gaigg v. Bergheim Friedrich Arthur, Professor und Schriftsteller
Gall Konrad, Beamter der I. österreichischen Sparkassa.
Gall Ludwig, Inspektor der Kaiser Ferdinands Nordbahn.
Gampp Friedrich, k. k. Gendarmerie-Leutnant.
Gebauer Felix, Kooperator.
Geißberger Franz, Beamter der k. k. St. B.
Geldern-Egmond, Gräfin Bertha, Obervorsteherin des k. u. k. Offizierstöchter-Institutes.
Gérenyi Fedor, Inspektor der n.-ö. Wohltätigkeitsanstalten.
Geßmann, Dr. Alb., Reg.-Rat, Reichsrats-Abgeordneter.
Giannoni Hermine, k. k. Übungsschullehrerin.
Giese, P. Heinr., Direktor des katholischen Lehrerseminars.
Giovanelli, Exz. Karl, Freih. v., k. k. Ackerbauminister.
Gilles Emil, Weltpriester.
Glaesser Karol., k. k. Übungsschullehrerin.
Glinkiewicz Josef.
Gloning Karl, Professor.
Gloning Karl, Bürgerschullehrer.
Gmeiner Franz H., k. k. Gymnasial-Religionslehrer.

Gmeiner Rudolf, Kooperator.
Gold Karl, Direktor der Tiroler Glasmalerei, Filiale.
Görres Sophie, von.
Grisberger Franz, Beamter d. k. k. Staatsbahn.
Grosser Adolf, R. von, k. k. Landesgerichts-Rat.
Gruber, Dr. Alois, prakt. Arzt, Primarius.
Grünnes Rafael, Professor.
Guschel Ferdinand, Kooperator.
Gutmann Albert J., k. u. k. Hofmusikalienhändler.
Haas, Bruder Eucherius, Direktor des k. k. Waisenhauses.
Haas Karl, k. k. Hof-Gold-, Silber- und Bronzewarenfabrikant.
Habietinek, Dr. Karl, Exz., Präsident des obersten Gerichtshofes i. R.
Habrda Johann, Ritter von, k. k. Polizei-Präsident, K 25.
Hackelberg - Landau, Dr. Karl, Reichsfreiherr, Domkapitular.
Haffner, Dr. August, Privatdozent.
Hager Evernant, k. k. Professor.
Hager Rudolf, Koperator.
Haimer Josef, Pfarrer.
Halla Adolf, gräfl. Trautmannsdorffscher Generalinspektor.
Hammerschmidt Theodor, städt. Tierarzt.
Handel-Mazzetti, Baronin Enrica.
Harter Josef, Maler.
Haslbrunner Karl, Oberlehrer.
Hattingberg Josef, R. v., k. k. Regierungsrat.
Heger Albert, Kooperator.
Hegglin Johann, Msgr., k. u. k. Militär-Kaplan und Lehrer an der J.-K.-Sch.
Heidenreich Josef, Prälat.
Heiligenkreuzer Stiftshofmeisteramt.
Heilinger, Dr. Alois, Mag.-Ober-Kommissär, Reichsrats-Abgeordneter.
Heinefetter, Dr. Alfons, k. k. Sekt.-Chef i. R.
Heinz Ferdinand, Professor.
Helfert, Baronin Julie, Exzellenz.
Hellmann Therese, Frau.
Herrdegen, Dr. Karl, Bureauchef.
Hersan Michael, f.-b. geistl. Rat, Pfarrverweser.
Heumann Mathias, f.-e. Kurpriester.
Hieser Maria, Frau.
Hirn, Dr. Josef, k. k. Hofrat, Univ.-Prof.
Hirsch, Dr. Karl, Weltpriester.
Hirsch, Dr. Leopold, Beamter der n.-ö. Landeshypotheken-Anstalt.
Hlawati, Dr. Franz, Professor.
Hochmayer Franz, k. k. Postsekretär.
Hodinka, Dr. Anton, Skriptor der k. k. Famil.-Fideikommiß-Bibliothek.
Hölzl Stephan, Bürgerschuldirektor.
Hößlinger, Dr. Guido, n.-ö. Landesrat
Hofer Karl, Bürgerschullehrer.
Hof Marie, Frl., Bürgerschullehrerin.
Hoffinger Anna, Edle v.
Hofmann von Aspernburg Edmund, Bildhauer.
Hoffmeister, Dr. Karl, k. k. Ministerialsekretär und Privatdozent.
Horny, Dr. Anton, Domprälat.
Holzhausen Emerich, Katechet.
Houdek Viktor, Ministerialrat.
Hosch Jos., Oberkontrollor der Nordbahn.
Hunyady, Comtesse Ida.
Hurter von Amman, Exzellenz, k. u. k. Feldmarschall-Lieutenant a. D.
Hussareck - Heinlein, Dr. Max, R. v., k. k. Hofrat.
Hye, Dr. Franz, k. k. Ministerialrat.
Jagic, Dr. Varoslav, Hofrat, Herrenhausmitglied.
Jauner v. Schroffenegg August, Ritter, k. k. Sektionschef.
Jireczek, Dr. Jos. Konst., k. k. Universitäts-Professor.
Innitzer Theodor, Studienpräfekt im f. e. Klerikalseminar.
Inthal Kaspar, Herausgeber des „Vaterland".
Joch Richard, Kirchendirektor.
John, Dr. Julius, Hof- und Gerichtsadvokat.
Jongebloed N. H., Buchhändler.
Jordan Richard, Architekt, Baurat.
Jubele, Dr. Andreas, Assistent der k. k. Normal-Aichungs-Kommission.
Jüllig Max, k. k. Oberbaurat, k. k. Prof. a. d. techn. Hochschule.
Jungherr Anton, Pfarrer
Jureczek Joh., Skriptor d. k. k. Familien-Fideikommiß-Bibliothek.
Just Ferdinand, Pfarrer.
Kailer Anton, Kooperator.
Kamprath, Dr. Franz, f.-e. Zeremoniär.
Kapl, Dr. Alois.
Kapun Franz, öffentl. Gesellschaft Firma Kapun-Hanakamp.
Kapuziner-Konvent.
Karpf Leonhard, Msgr., Dechant.
Kašafsky Franz, Kurat im k. k. Krankenhause.
Kaserer, Dr. Aug., k. k. Oberlandesgerichts-Rat.
Katechetenverein, Wiener.
Kenner, Dr. Friedr., k. k. Hofrat.

Kienböck, Dr. Karl, Hof- und Gerichts-Advokat.
Kienböck, Dr. Viktor, Hof- und Gerichts-advokat.
Kirsch August, Herausgeber des „Neuigkeits-Welt-Blatt".
Kirsch Heinrich, Buchhändler.
Kirsch Oskar, Buchhändler.
Kirstein August, Architekt.
Kisser Dr. Johann, Professor.
Kisser Dr. Josef, k. k. Gerichts-Sekretär.
Klein, Dr. Wilhelm, k. k. Relig.-Professor.
Kleindienst Franz, Registratur-Direktor.
Klimke Gustav, Ober - Inspektor der k. k. Staatsbahnen.
Kloß Leopold, Direktionsadjunkt der „Janus".
Kloß Eduard, akademischer Bildhauer.
Knopp Adolf, k. u. k. Militärkurat.
Koblischke Joh., Kooperator.
Köllensperger, Dr. Ludw., k. k. Auskultant.
Kommenda Joh., Stiftshofmeister.
Koos Georg, k. k. Militär-Kurat.
Kosterstß, Dr. Karl, n.-ö. Landes-Rat.
Kothny Rudolf v., Privatier.
Kovatsch, Dr. J. Martin, Hochschulprofessor a. D.
Kozlik Otto, Kurat im K. F. J.-Spital.
Kral Lina, Hausbesitzerin.
Kralik, Dr. Richard v., Privatier.
Kralik Marie, Frau v.
Kralik, Fräulein Mathilde von.
Krassel, Dr. Franz, k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt.
Krasser Josef Maria, Ingenieur.
Krasser Richard, Fabriksgesellschafter.
Kratzmann Eduard, Kunstmalerei-Anst.-Inhaber.
Kraus, Dr. Eduard, Relig.-Professor.
Krebs Leopold, f.-e. Kurpriester.
Krenn, Dr. Theodor, Advokat.
Krepper Fridolin, Direktor.
Kreß Thomas, Ober-Beamter der Nordbahn.
Kubitschek, Dr. Alois, Magistrats-Ober-Kommissär.
Kühn, Dr. Josef, Realitätenbesitzer.
Kuk Marie, Lehrerin.
Kuk Wladimir, k. k. Ober-Rechnungsrat.
Kummer, Dr. Karl Ferdinand, k. k. Landesschul-Inspektor, Hofrat.
Kundi Julius, Pfarrer bei St. Elisabeth.
Kunz Adam, Kaufmann.
Kunz Jakob, Kaufmann.
Kunz Karl, Kaufmann.
Kurz Anton, Beamter der I. österr. Sparkassa.

Kuttig Wilhelm, k. u. k. Professor.
Lammasch, Dr. Heinrich, k. k. Univ.-Professor, Hofrat, Mitglied des Herrenhauses.
Lampel, Dr. Josef, k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivar.
Lang Heinr., Hauptlehrer bei St. Ursula.
Larisch Rudolf, Edler v.
Latschka Adam, Msgr., Pfarrer.
Laux Johann, Msgr. Pfarrer.
Lazarini Filumena, Baronin, k. k. Stiftsdame.
Lederer Hugo, Freih. v., k. k. Rittmeister.
Ledl, Frau Helene.
Leeb Heinrich, Professor.
Lehmann Hedwig, Frau.
Lehner, Dr. Josef, Katechet.
Leinkauf, Dr. Johann, k. k. Professor.
Leseverein, St. Vinzenz.
Lhotta Johann, k. k. Feldkonsistorial-Sekretär.
Liechtenstein Alfred, Fürst von u. zu, K 40.
Liechtenstein, Prinz Alois, Reichsrats-Abgeordneter.
Liechtenstein, Prinz Karl.
Liechtenstein, Fürstin Henriette K. 20.—
Limbeck, Dr. Karl Ritter v., k. k. Minist.-Konzipist.
Lippe, Graf Arnold zur, Domkapitular.
Liste Anna, Fräulein.
Löbenstein von Aigenhorst, Heinrich R. v., k. k. Hofrat.
Loew, Dr. Max Anton, Hof- u. Gerichts-advokat.
Loew, Dr. Wilhelm, k. k. Konzipient der F.-Prok.
Löw Alois, Besitzer der Glasmalerei C. Geylings Erben.
Löwenstein, Dr. Rudolf, k. k. Professor.
Lueger, Dr. Karl, Reichsrats- u. Landtags-Abg., Bürgermeister.
Luini Adele, Fräulein.
Luini Adolfine, Hauptmannswitwe.
Lukaseder Ernst, Prälat, Ehrendomherr und Pfarrer.
Lutterotti Otto, von, Ministerial-Sekretär.
Luze Karl, Hofkapellmeister.
Mädchenpensionat St. Ursula in Währing.
Mantuani, Dr. Josef.
Marek Wenzel, k. k. R.-Rat.
Marienbrüder, Kongregation der.
Mathes Johann, Vorstand-Stellvertreter der I. österr. Sparkasse.
Mattis, Dr. Josef, Hof- und Gerichts-Advokat.
Maurer, Dr. Ferd., k. k. Hofrat, Landes-Schul-Inspektor.
Mauß Anton, Bürgerschullehrer.

Mayer, Dr. Anton, n.-ö. Landesarchivar.
Mayer, Dr. Laurenz, Bischof und Hof-Burgpfarrer.
Mayer Franz Jos., Präsidialkanzlei-Direktor des Gemeinderates und des Magistrates der Stadt Wien.
Mayer Ludwig, Historienmaler.
Mayer Ludwig, Buchhändler.
Mayr, Dr. Robert, k. k. Auskultant.
Mayrhofer, Dr. Adolf, Zahnarzt.
Mechtler Joh., Pfarrer.
Meidler Patriz, k. k. Professor.
Meisinger Franz, Religionslehrer und Seelsorger am k. k. Blinden-Erziehungs-Institut.
Meissner Anton, Privatbeamter.
Meixner Josef, k. k. Ingenieur.
Menda, Johann, Domkapitular, Propst.
Meßmann, P. Joh., Cong. Miss.
Metternich, Fürst K 20.
Metternich-Winneburg, Prinzessin Lothar.
Metzger Leopold, k. k. Professor.
Michele Wilhelm, Präses des katholischen Gesellenvereines.
Misera, Dr. Heinrich, n.-ö. Landesamtsdirektor.
Mitzschke Ed., reg. Chorh., Koop.
Moser Josef, Bürgerschuldirektor.
Moser Max, Priester.
Müller Engelbert, Kurpriester.
Müller Josef, Präfekt an der Ther. Akad.
Müller, Dr. Gustav, Prälat und Seminarrektor.
Müllner, Dr. Laurenz, k. k. Univ.-Prof.
Münch-Bellinghausen Sinka, Freiin v.
Muth Erwin v., n.-ö. Landesbeamter.
Nagl Ferdinand, n.-ö. Landesbaurat.
Nagl, Dr. Alfred, Hof- und Gerichts-Advokat.
Nagl, Dr. Johann Willibald, Privat-Dozent.
Neindeisel Josef, f.-e. geistl. Rat, Dechant und Pfarrer.
Neuhauser, Dr. Anton, Advokaturskonzipient.
Neumann, Dr. Wilh., k. k. Univ.-Prof.
Norica, kathol. akadem. Verbindung.
Novák, Dr. Fr. X., O. SS. R.
Nowak, Dr. Anton, k. k. O.-L.-G.-R. i. P.
Nüscheler, Karl v. Neuegg, k. u. k. General-major a. D.
Oehler, Dr. Johann, k. k. Professor.
Offermann Alfred, Freih. v.
Orel Bertha, k. u. k. Oberstabsarzt-Gattin.
Orendi-Csany Ladislaus, 20 K.
Ortenburg, Msgr. Dr. Eberhard, Graf, Geheimkämmerer Sr. Heiligkeit.
Oschgan Benno, k. k. Rechnungs-Assistent.
Paar, Fürst Karl.
Pädagogium, städtisches.
Panesch Wilh., Superior, Msgr.
Panholzer Joh., Msgr., Pfarrer, Währing.
Panzer Marie.
Pascher Johann, Bürgerschullehrer.
Pascher Josef, k. k. Professor.
Pauliczek, Dr. J.
Pax Joh., f.-e.-b. geistl. Rat, Pfarrer.
Perathoner, Dr. Anton, Institutsdirektor bei St. Augustin, k. u. k. Hofkaplan.
Pereira Dora, Baronin.
Perkmann Robert, Relig.-Professor, Direkt.
Pernter, Dr. Jos. M., Hofrat, Direktor der k. k. meteorologischen Zentral-Anstalt.
Peschl Hans, Architekt.
Peters A. J., Professor.
Petritsch Felix, k. k. Bauadjunkt.
Pfeifer Ägidius, O. S. B., Novizenmeister.
Pfleger Karl, Prof. und Chordirigent.
Pfluger Josef, Dr., Domkapitular.
Piatti, Graf Ferdinand, k. u. k. Kämmerer.
Pichler, Dr. Ant., kais. Rat.
Pichler Joh. Ev., Katechet und Spitalseelsorger.
Pilcz Moritz Eugen, Schriftsteller und Privatier.
Pilcz, Dr. Alexander, Dozent, erster Assistent a. d. k. k. ersten psychiatrischen Univ.-Klinik.
Pircher Josef, Adjunkt a. d. meteorolog. Zentralanstalt.
Pirquet, Baronin.
Piwec, Dr. phil. Alois, Oberlehrer.
Plappart v. Leenheer, Baronin.
Plecznik Jos., Architekt.
Plöchl, Dr. univ. med., städt. Oberarzt.
Ploi, Dr. Friedr., Reichsratsabgeordneter, Hofrat.
Poestion J. C., Regierungsrat.
Pohl Johann, Prof. a. d. Hochschule für Bodenkultur.
Pollak Johann Ev.
Porstner Karl, Kooperator.
Porzer Josef, Dr., Hof- und Gerichts-Advokat.
Potier, Baron R., Redakt. d. „Reichswehr".
Prandtner, Don Pius, Propst u. Pfarrverweser bei St. Michael.
Prankl, Dr. phil. Hans, Haus-Assistent für den Archivs- und Bibliotheksdienst im k. k. Finanzministerium.
Pražak, Wladimir, Freiherr v.
Preiß Joh., k. k. Religions-Prof.
Pretis de Cagnodo, Antonio de, k. k. Ministerialrat.

Prönninger Franz, k. k. Prof., akademischer Bildhauer.
Provinzialamt der Barmh. Brüder. K 20.—.
Provinzialat S. J.
Prumler Raoul Eug., Redakteur und Schriftsteller.
Pruzsinszky Franz von, akad. Maler.
Radda, R. v. Boskowstein, Dr. Sigmund, k. k. Konzipist.
Redemptoristen-Kollegium Wien I.
Reich Josef, akademischer Maler.
Rendl Leonhard, Kunsistorial-Sekretär.
Renner Viktor von, Professor.
Richarts Anton, Buchhalter.
Riedmayer Otto, k. k. Landeshauptkassier i. P.
Riedl Hubert, Pfarrer.
Riedmüller Franz, Relig.-Prof.
Rieger Karl, k. k. Landesschul-Inspektor.
Rieser Michael, k. k. Professor i. R.
Rilly Karl, Revident bei der General-Direktion der Südbahn.
Rizzi, Dr. Hans, Konzeptspraktikant der k. k. stat. Zentral-Kommission.
Rohling, Dr. August, k. k. Universitäts-Professor i. R.
Roller Josef, Msgr., Kurpriester bei St. Stephan.
Rosenberger Stephan, Msgr., Pfarrer.
Roth Franz, Msgr., Pfarrer.
Rott, Dr. Ferdinand, k. u. k. Hofkaplan.
Rotter Ludwig, Volksschullehrer.
Ruber, Dr. Ignaz Edler v., k. k. Geh. Rat.
Rutte Franz, k. k. Gymnasial-Professor.
Sadil Meinrad O. S. B., Professor.
Schaefer Hans, Bildhauer und Medailleur.
Schäffer Leopoldine, Frl. v.
Schaffran Emerich, k. u. k. Leutnant.
Schaffran, Med.-Dr. Julius.
Schaurhofer August, Kooperator.
Scheiber, J. U. Dr. Alfred, Direktionsleiter der böhm. Kommerzialbahn.
Scheiber, Dr. Arthur, Assistent der k. k. Staatsbahn.
Scheimpflug, Dr. Karl, k. k. Sektionsrat i. R.
Schenkel Elisabeth, Frl.
Schenner Ferdinand, Bürgerschullehrer.
Scherer, Dr. Rudolf R. v., k. k. Hofrat, Universitäts-Professor.
Schimak, Dr. August, Hof- und Gerichts-Advokat.
Schimkowitz Othmar, akad. Bildhauer.
Schimkowitsch Thomas, Kooperator.
Schindler von Wallenstern, Beamter der k. k. priv. allg. österr. Bodenkredit-Anstalt, Schriftsteller.
Schinhan Adolf, Hausbesitzer.

Schlossarek v. Trautenwall Adolar, k. u. k. Oberlieutenant.
Schmalzhofer Josef M.
Schmid Jul., Professor a. d. Akademie der bildenden Künste.
Schmidt Viktor, k. k. Professor.
Schnerich, Dr. Alfr., Skriptor der k. k. Universitäts-Bibliothek.
Schneider-Limhofen, Dr. Rud. von, Ministerial-Sekretär.
Schollmayer Ethbin, k. k. Forstmeister.
Scholz, Dr. Rud., k. k. Polizeikonzipist.
Schönborn, Dr. Friedrich, Exzellenz Graf, k. u. k. Geheimer Rat.
Schönborn, Komtesse Elise.
Schönbrunner Franz X., Maler.
Schöpfleuthner Anton, Domkapitular.
Schottengymnasium k. k., Lehrkörper.
Schranzhofer, Dr. Leopold, k. k. Gymn.-Professor.
Schuch Franz, Privatier.
Schumacher, Dr. Franz, k. k. Hofrat.
Schuster Eduard, Kooperator.
Schwalm Karl, k. k. Professor u. B.-Sch.-J.
Schwarzenberg, Fürstin Ida.
Schwarz, Dr. Kaspar, prakt. Arzt.
Schwathe Hans, akad. Bildhauer.
Scolik Charles, k. k. Hofphotograph.
Seidl, Dr. Eduard.
Seipl, Dr. J., Religionsprofessor.
Seng Therese, med. Dr. Witwe, K 20.—.
Sennfelder, Dr. Leopold, prakt. Arzt.
Sensel, Dr. Gustav.
Servus, Dr. Alfons, k. u. k. geistlicher Professor.
Seydl, Dr. Ernst, Universitäts-Professor und Studiendirektor.
Seydl Heinrich, Bezirkskommissär.
Seywald, Dr. Josef, Domkapitular.
Siebert Daniel, Übungsschullehrer.
Sixt Friedrich, Msgr.
Sladeczek, Dr. Heinrich, Professor.
Sommer Franz, Gymn.-Supplent.
Spath Karl, Kooperator.
Späth Ernestine, Lehrerin.
Spaun Ludwig, R. v., k. k. Hofrat i. R.
Spreitzenhofer Ernst, O. S. B., Gymn.-Professor.
Staniek Franz.
Starzer, Dr. Albert, Archivsdirektor der k. k. n.-ö. Statthalterei.
Stauracz Franz, Religionsprofessor.
Steinbach, Dr. Emil, Geh. Rat, Senatspräsident d. k. k. ob. Ger.- u. Kassat.-Hofes.
Steindl Jos., Inspektor der Südbahn.
Steindl, Dr. Otto, Ministerial-Sekretär.
Stich, Dr. Ignaz, Bibl. d. Hochschule für Bodenkultur.

Stöber Joh. M., Pfarrer.
Strasser Joh., Realitätenbesitzer.
Strauch, Dr. Franz, Direktor des k. k. Elisabeth-Gymnasiums.
Strigl Hans, Professor.
Strohofer Marie, Private.
Strunz, Dr. Karl, k. k. Minist.-Konzipist.
Stumpf Kilian, Privatier.
Stütz Engelbert, Beamter der I. österr. Sparkassa.
Swoboda, Dr. Heinrich, Univ.-Professor.
Széchényi, Gräfin Melanie, k. u. k. Hofdame.
Tappeiner Karl, Professor.
Thiel, Dr. Viktor, k. k. Statth.-Archiv-Adj.
Tinter, Dr. Wilh., k. k. Ministerialrat, Professor a. d. Techn. Hochschule.
Tittrich Franz, Architekt.
Totz Karl, Beamter der I. österr. Sparkasse.
Totz Franz, k. k. Rechnungsrat i. R.
Trabert Adam, Schriftsteller.
Trautmannsdorf, Gräfin Marie, k. k. St.-K.-O.- und Palastdame.
Treml Johann, Kirchendirektor, St. Ursula.
Trethan Franz.
Trnka Ferdinand, Bau-Ob.-Koär. d. k. k. Staatsb.
Troll Walter, R. v., Landtags-Abgeordneter.
Trura Karl Maria, k. k. Hofrat.
Turba, Dr. Gustav, k. k. Prof., Univ.-Dozent.
Tunkler, Richard Edler von, Ritter des F. J.-O.
Ullmann Franz, k. k. Bezirks-Kommissär.
Ullmann, Frl. Therese.
Unterhofer Franz, Kooperator.
Valentin, Dr. Josef, Sekretär der k. k. Zentral-Anstalt für Meteorologie und Geodynamik.
Vittinghoff-Schell Max, Reichsfreiherr v., k. u. k. Kämmerer.
Waas, Dr. Moritz, Magistratsrat.
Wagner Karl, k. k. Realschul-Professor.
Wagner Koloman, O. S. B., Stiftshofmeister und Professor.
Wallentin Dr. Franz, Kooperator.
Wallner Johann, Realitätenbesitzer.
Wanka v. Lenzenheim, Freiherr Josef, k. u. k. Feldmarschall-Lieutenant.
Wanka v. Lenzheim, Baronin Sidonie.
Watzger Martin, k. k. Realschul-Prof.
Weber Anton, Architekt.
Weczerzik Edl. v. Planheim, Dr. Karl R. L.
Weidinger, Dr. Herm., Hof- und Gerichts-Advokat.
Weigert Theodor, Prälat, k. u. k. Militär-Pfarrer.
Weirich, Dr. Franz, k. k. Professor.
Weikert Angela, Lehrerin.
Weimar Anton H., Privatier.
Weirich August.
Weiser Theodor, Magistrats-Beamter.
Weiskirchner, Dr. Richard, Magistrats-Direktor, Abgeordneter.
Weiß Andreas, k. k. Professor.
Weiß von Starkenfels, Karoline, Baronin.
Weiß Josef, Bürgerschullehrer.
Wendel G., Konsulent.
Wenzel, Dr. Gallus, Professor am n.-ö. Landes-Lehrerseminar.
Wesselsky, Dr. Anton, Hof- und Gerichts-Advokat.
Wetschl Franz, k. k. Hofrat.
Widl Johann, Kooperator.
Widter Friedrich, k. k. Realschul-Professor.
Wild Josef, k. k. Hoflieferant.
Wildenauer Alois, Studienpräfekt im f.-b. Alumnat.
Wimmer, Dr. Ferdinand, Domkapitular.
Wimpffen, Graf Siegfried.
Windischgrätz, Fürst Ernst, k. u. k. General-Major.
Windischgrätz, Fürstin Valerie, geb. Gräfin Dessewffy.
Witzgott Norbert, k. k. Polizei-Kommissär.
Wittmann, Dr. Fr., k. k. Notar.
Woitsch, Dr. Leop., k. k. Adjunkt.
Wolny Jos., Religions-Professor.
Wolf Joh., Religionsprofessor.
Wottawa Emanuel, Direktor des Emeriten-Vereines des kath. Klerus.
Wunsch Helene, Volksschullehrerin.
Zacherl Hans, Fabriksbesitzer.
Zallinger, Dr. Otto v., k. k. Univ.-Professor.
Zehetbauer Franz, Kooperator.
Zeidler Jakob, k. k. Professor.
Zichy-Metternich, Gräfin Melanie, K 20.—
Zimmermann Franz, Maler.
Zivil-Mädchenpensionat, k. k.
Znider Jak., akad. Bildhauer.
Zuber, Dr. Fortunat, Hof- und Gerichts-Advokat.

Wr.-Neustadt (N.-Öst.).

Christenheit Ant., O. Cist., Stiftsprior.
Hartwig Theodor, Realschul-Professor.
Horaczek Franz, k. u. k. Militär-Pfarrer.
Landes-Lehrerseminar.
Nimmrichter Johann, Kurat.
Plöchl Josef, k. k. Professor.
Rimmer, Dr. Franz, Seminardirektor.
Schnabl, Dr. Karl, Propst.
Wenzel, P. Dr. Gallus, Professor am n.-ö. Lehrerseminar.

Wiesmath (N.-Öst.).

Watzger Karl, Pfarrer.

Wilhelmsburg (N.-Öst.).

Schedl, P. Eug., Kooperator.

Wilhering (O.-Öst.).

Kaiser, P. Benedikt.
Keplinger, P. Robert, Stiftsschaffner.
Schmid Petrus, Kapitular.

Wilten (Tirol).

Müller Laurenz, Abt.

Wolfstal (N.-Öst.).

Walterskirchen, Exzellenz Franz Freih. v., k. u. k. G.-R.

Wolfsberg (Kärnten).

Laszowski Arthur, R. v., k. k. Reg.-Konzipist.
Pietschnigg Hubert, Bürgerschulkatechet.

Würzburg (Bayern).

Emmerich Franz, Domkapitular.

Zalenze (Pr. Ober-Schlesien).

Kubis Josef, Pfarrer.

Zams (Tirol).

Nitsche Emil, Dekan.

Zara (Dalmatien).

Granic, Dr. Markus, Professor an der Oberrealschule.

Zell bei Kufstein (Tirol).

Obersteiner Joh., Pfarrer.

Znaim (Mähren).

Simeoner Andreas, k. k. Gymn.-Prof.

Zöptau (Mähren).

Boeß Josef, Pfarrer.

Zwettl (N.-Öst.).

Stiftsbibliothek.

Zwickau (Böhmen).

Horner, Med.-U. Dr. Josef, Arzt.

Teilnehmer (K 4.—).

Admont (Steiermark).

Schlammadinger Oswin, Theol.-Prof.

Altenstadt (Vorarlberg).

Diem Josef, Frühmesser.

Ansfelden (O.-Öst.).

Moser Josef, Kooperator.

Attnang.

Hirsch Siegmund, Kooperator.

Aussig (Böhmen).

Zimmler Anton, Dechant.

Bierbaum (Kärnten).

Huber Johann.

Bludenz (Tirol).

Bickell Franz Anton, geistl. Rat, Dekan und Stadtpfarrer.

Bregenz (Vorarlberg).

Baldauf Gebhard, Katechet.
Baldauf Pius, Beamter der k. k. St.-B.
Ginthör Gebhard, Bürstenmacher.
Gmeiner Franziska, Arztensgattin.
Halder Franz, X., Lehrer.
Hämmerle Luzian, Assistent der Landes-Hypothekenbank.
Hehle, Frl. Marie, Private.
Holzmann Pius, Agent.
Kinz Anton, Weinhändler.
König Josef, Amtsleiter der n.-ö. Landes-versicherungs-Anstalt.
Manhartseder Johann, k. k. Ober-Offizial.
Ratz Joh. Kaspar sen., Landtagssekretär.
Reichard Ferdinand, Privatier.
Schmadl Julie, Klavierlehrerin.
Schwärzler Kaspar.
Waibl Karl, Volksschullehrer.

Brixen (Tirol).

Kirchberger Alfred, Kaufmann.
Neusburger Karl, Gymnasial-Professor.

Brünn (Mähren).

Strunz, Dr. phil., Franz, Privatdozent.

Brünnl bei Gratzen (Böhmen).

Raab Isidor, Pfarrer.

Budin a. d. Eger (Böhmen).

Moc Josef, Dechant.

Cerna hora (Mähren).

Fries, Gräfin Therese.

Czernowitz (Bukowina).

Polek, Dr. Johann, Kustos der k. k. Universitäts-Bibliothek.

Dornbirn (Vorarlberg).

Künz Alois, Stadtpfarrer.
Rhomberg Anna, Landeshauptmannsgattin.
Thurnherr Johannes, Kaufmann.

Drohobycz (Galizien).

Kmit Polyeukt, Katechet.

Ebelsberg (O.-Öst.).

Voglhuber Franz, Kooperator.

Fehring (Steiermark).

Veith, Komtesse Walburga.

Feldkirch (Vorarlberg).

Walter, Dr. Anton, bischöflicher Generalvikariatsrat.
Wegeler Josef, Kaufmann.
Winter Nikolaus, Advokaturs-Kanzlist.

Feldkirchen (O.-Öst.).

Hannl Franz, Kooperator.

Feldsberg (N.-Öst.).

Zelenka Anastasius, Prior.

Freistadt (Österr.-Schlesien).

Werlik Johann, k. k. Bezirks-Hauptmann.

Gárdony (Ungarn).

Majláth, Gräfin Marie, geb. Gräfin Zichy.

Glurns (Tirol).

Karner Karl, Frühmesser.

Görz.

Ivanetic Franz, k. u. k. Militär-Kurat.

Gößweinstein (Oberfranken).

Oer, Frl. Anna v.

Graz (Steiermark).

Graus Joh., Monsignore, k. k. Professor.
Riedl Albert, Pfarrer.
Stuttmann Adolf, Silber- und Bronzearbeiter.

Grießkirchen (O.-Öst.).

Wagenleithner Georg, Stadtpfarrer.

Groß-Siegharts (N.-Öst.).

Gstettner Leopold, Pfarrer.

Grünbach bei Freistadt (O.-Öst.).

Peitl Florian, Pfarrer.
Schmutzhart Johann, Kooperator.

Hall (Tirol).

Eisath, Dr. med. Georg, Assistent an der Landes-Irrenanstalt.
Oberweis Alfons, k. k. Gerichtsadjunkt.
Waitz, Dr. Ernst, Salinen- u. Gemeinde-Arzt.

Haslach (O.-Öst.).

Schartner Gilbert, Pfarrer.

Haus (Steiermark).

Schwarz Leopold, Dechant und Hauptpfarrer.

Höchst (Vorarlberg).

Hiller Josef, Pfarrer.

Hofkirchen (O.-Öst.).

Hofmanninger Josef, Chorherr, Pfarrer.

Hohenberg (N.-Öst.).

Haan Karl, Freiherr von, k. u. k. Rittmeister a. D.

Hohenems (Vorarlberg).

Berchtold Leopold, Pfarrer.

Hüttenberg (Kärnten).

Ogertschnigg Stefan, Pfarrer.

Innsbruck (Tirol).

Angermaier Franz, Kaufmann.
Egger Josef, Fabrikant.
Egger Hans, Kaufmann.
Felsburg Albrecht, von, akad. Maler.
Foerg Heinrich, Reichsratsabgeordneter.
Habtmann Othmar, Südbahn-Ober-Offizial.
Henninger Anton, Sattlermeister.
Hoppichler Johann, Landes-Ober-Offizial.
Knoflach Stephan, em. Pfarrer.
Kogler Dr. F., Statth.-Archivs-Beamter, Privatdozent.
Maurer Emil, k. k. Fin.-Rechn.-Rev.
Moesl Roman, Buchbinder.
Oberhammer Karl, Fabriksbesitzer.
Ortner Anton.
Ratschiller Leop., k. k. Ober-Finanzrat.
Schumacher, Dr. Hermann, prakt. Arzt.
Schumacher Paul, k. k. Relig.-Professor.
Streiter Lambert, Stadtpfarr-Chordirektor.

Ischl (O.-Öst.)

Starhemberg, Fürstin Sophie.

Karwin (Österr.-Schlesien).

Olszak Marie, geb. Krus.

Klosterneuburg (N.-Öst.).

Beck Josef, Weltpriester.
Schnürer Martha, Frl.

Košiř bei Prag (Böhmen).

Vrba Rudolf, Weltpriester.

Korneuburg (N.-Öst.).

Krticzka v. Jaden, k. k. Ger.-Adjunkt.

Kremsmünster (O.-Öst.).

Dorn Theophilus, Gymn.-Professor.
Haasbauer Adolf, Gymn.-Professor.
Huemer Robert, Gymn.-Professor.
Lehner Tassilo, Gymnasial-Professor.
Mayer Friedrich, Professor.
Proschko Paulus, Gymn.-Direktor.
Stingeder Raphael, Novizenmeister.

Kronsdorf (Schlesien).

Abendroth Johann, Pfarrer.

Krumbach (Vorarlberg).

Kohler, Dr. Kaspar, Arzt.

Kurtatsch (Tirol).

Frank Anton, Pfarrer.
Klar, Dr. Karl, k. k. Statth.-Archivar.
Rauch Johann, Stadtpfarrkooperator.

Laas (Tirol).

Malpaga Nikolaus, Pfarrer.

Landeck (Tirol).

Kerber Wilh., Koop.

Lauterach (Vorarlberg).

Berger Franz, Stations-Vorstand.

Leitmeritz (Böhmen).

Kowak Josef, Msgr., Domherr.
Malý A.

Lindenau (Böhmen).

Vater Anton, Pfarrer.

Linz (O.-Öst.).

Marckhgott, cand. jur. Heinrich.
Pinzger Anton, Dompropst.

Maria-Saal (Kärnten).

Schaschl M., Stiftsdechant.

Mattighofen (O.-Öst.).

Lechner Georg, Propst.

Meran (Tirol).

Amplatz Al., Katechet.
Holzner Paul, Stadtpfarrkooperator.
Thaler Josef, Hochw., Redakteur.

Nassereith (Tirol).

Wallnöfer Josef, Pfarrer.

Neuhofen (O.-Öst.).

Achleitner Markus, Kooperator.

Nieder-Bludowitz (Schlesien).

Czyz Josef, Pfarrer.

Partschins (Tirol).

Gstrein Josef, Frühmesser.

Pöls bei Judenburg (Steiermark).

Sowadina Johann, Pfarrer.

Prag (Böhmen).

Cába, Dr. Wenzel, k. u. k. Militär-Pfarrer.
Skrda, Dr. Ludwig, Minoriten-Ordens-priester.

Pruchna (Schlesien).

Schubert Ferdinand, Pfarrer.

Pschoblik (Böhmen).

Brückner Jos., Dechant i. P.

Puntigam (Steiermark).

Joherl Jg., Pfarrer.

Rehkogel bei Bruck a. d. Mur (Steiermark).

Schafzahl Johann, Pfarrer.

Reutte (Tirol).

Knittl Josef, k. k. Bez.-Sch.-Insp.

Rieden (Vorarlberg).

Loser Franz, Reichsrats- und Landtags-Abgeordneter.

Rittersfeld, Schloß bei Traismauer (N.-Öst.).

Ledóchowska, Gräfin Isabella.
Ledóchowska, Gräfin Gabriele.

Rongstock bei Aussig (Böhmen).

Krenn Hermann, Pfarrer.

Rosawitz (Böhmen).

Gröschl Karl, Dechant.

Salurn (Tirol).

Mutter Alois, Benefiziat.

Salzburg.

Blattl Ant., Privatier.
Henikstein, Baronin Pauline.
Ledóchowska, Gräfin Maria Theresia, k. u. k. Stiftsdame.
Obweger J., Domprediger.
Ramspacher Anna, Offizialsgattin.

St. Florian (O.-Öst.).

Ackerl, Dr. Johann, Theologie-Professor.
Hartl Vinzenz, Stiftskapitular.
Langthaler Johann, Stiftshofmeister.
Pachinger A., Theol.-Prof.

St. Lorenzen (Mürztal, Steiermark).

Fellner Johann, Dechant.

St. Lorenzen am Wechsel (Steierm.).

Tomaser Ubald, Chorherr und Pfarrvikar.

St. Marienkirchen bei Wels.

Obermüller Alois, Pfarrer.
Piberhofer J. E., Kooperator.

St. Martin (Tirol, Passeyer).

Margesin Norbert, O. S. B., Kooperator.

St. Michael (Lungau, Salzburg).

Wagner M., Pfarrer.

St. Pölten (N.-Öst.).

Atzler Wilhelm, Übungsschullehrer.
Erdinger Anton, Dompropst.
Grabo Rudolf, Übungsschullehrer.

Schreiblingkirchen (N.-Öst.).

Vogl Gebhard, Pfarrverweser.

Schlägl (O.-Öst.).

Lichtenauer Adrian.
Wipplinger Norb., Sakristei-Direktor.

Schluckenau (Böhmen).

Grosse Franz, Dechant i. R.

Schluderns (Tirol).

Pali Karl, Pfarrer.

Seitenstetten (N.-Öst.).

Puschl, P. Karl, Professor.
Salzer, Dr. Anselm, O. S. B. Professor

Silz (Tirol).

Wörtz Josef, R. v., Kooperator.

Sistrans (Tirol).

Mößl Chrysostomus, O. Pr., Pfarrer.

Sonntagsberg (N.-Öst.).

Straßer Pius, O. S. B.

Stams (Tirol).

Höfler Joh., O. Cist., Stiftsökonom.

Strebersdorf (N.-Öst.).

Fischer, Fr. Franz, Professor a. Seminar

Stum (Tirol).

Brötz Franz, Pfarrer.

Teschen (Österr.-Schlesien).

Bielek, Dr. Andreas, Relig.-Lehrer.
Witrzens, Dr. Joh., Gymn.-Professor.

Tichlowitz (Böhmen).

Hackl Josef, Pfarrer.

Trient (Tirol).

Egger Alois, Aktuar a. f.-b. Ordin.
Gentilini Alfons, Archivar am f.-b. Ord.
Orion Alois, f.-b. Sekretär.

Türmitz (Böhmen).

Bertig Josef, Vikariatssekretär.

Vöcklabruck (O.-Öst.).

Atzlesberger Petrus, Kooperator.

Vöcklamarkt (O.-Öst.).

Rainer Ludwig, Kooperator.

Vorau (Steiermark).

Kern Bened., Chorherr und Novizenmeister.

Vorkloster (Vorarlbeeg).

Floßmann Benedikt, Handelsgärtner.

Walding bei Ottersheim (O.-Öst.).

Gruber Franz, Kooperator.

Wallachisch-Meseritsch (Mähren).

Domlouvil E., Gymnasial-Professor.

Walfurt (Vorarlberg).

Nachbauer Adolf, Pfarrer.

Weyer (Ob.-Öst.).

Pfaffenhuber Anton, Kooperator.

Wien.

Buckland, Miß Luzie.
Commer, Frl. Klara.
Deutner Leonhard, k. k. Gymnasial-Professor.
Dostal Anna, Frl., Lehrerin.
Gratzy, Dr. O. v., k. k. Professor.
Hein Hermann, Hauptlehrer.
Hirn, Frau Professorsgattin.
Janauschek Josef.
Kaučič Fridolin, k. u. k. Hauptmann.
Leb Josef, k. u. k. Lieutenant.
Loster Ant., k. u. k. Oberlieutnant.
Netoliczka Franz, Ober-Kommissär der k. k. Postsparkassa.
Protsch Adolf, k. u. k. Hauptmann.
Schmidt Johann, Professor.
Schwarz Oskar, Edler v., Beamter der Nordbahn.
Seefeld Karl, Schriftsteller.
Sichra Karl, k. k. Beamter.
Sigl Ubiscale, Stiftshofmeister.
Strunz, Dr. Karl, Ministerial-Konzipist.
Szivó, Frl. Klothilde.
Treml Joh., Kirchendirektor.

Windisch-Feistritz (Steiermark).

Hajsek Anton, Dechant.

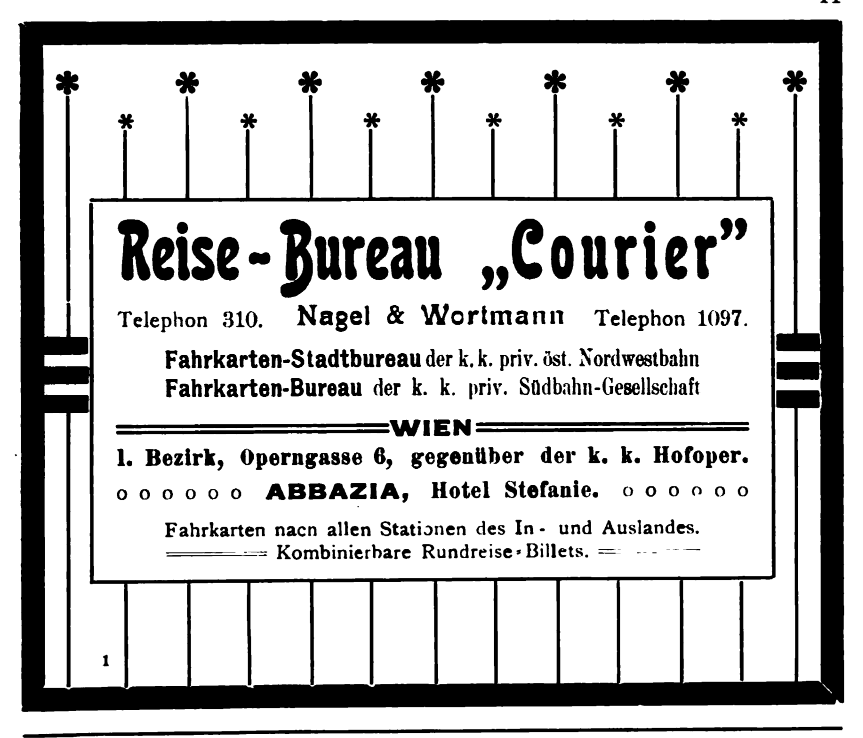
Wr.-Neustadt (N.-Öst.).

Burger Jos. A., Professor.
Wittmann Karl, k. k. Professor.

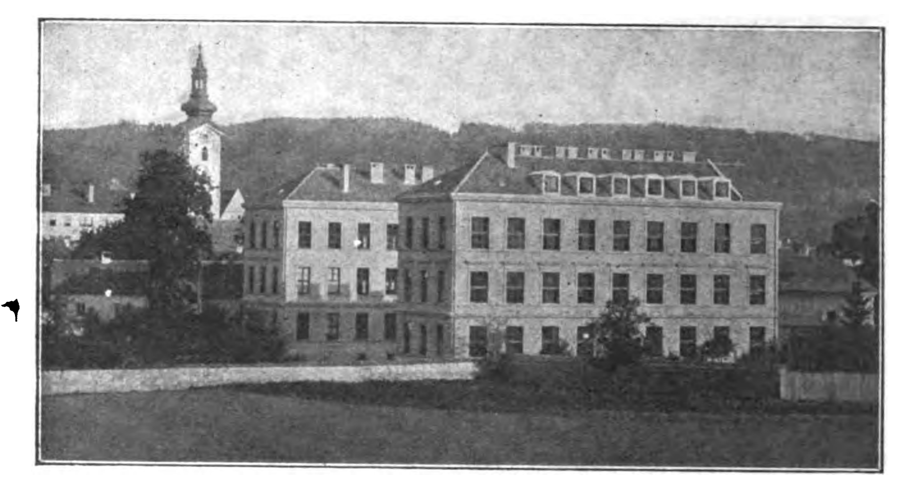
Zuckmantel (Österr.-Schlesien).

Kunz Gregor, Pfarrer und Erzpriester.





Reise-Bureau „Courier"
Telephon 310. Nagel & Wortmann Telephon 1097.
Fahrkarten-Stadtbureau der k. k. priv. öst. Nordwestbahn
Fahrkarten-Bureau der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft
WIEN
I. Bezirk, Operngasse 6, gegenüber der k. k. Hofoper.
ABBAZIA, Hotel Stefanie.
Fahrkarten nach allen Stationen des In- und Auslandes.
Kombinierbare Rundreise-Billets.



Bildungsanstalt der Marienbrüder in Freistadt, Ober-Öst.

Daselbst werden brave, talentierte Knaben, welche sich dem Lehrfache in der Kongregation widmen wollen, aufgenommen und herangebildet. Prospekte und Aufnahmsbedingungen versendet die Direktion der Marienbrüder in Freistadt, Oberösterreich. Die Marienbrüder haben auch in Wien, XVIII/2, Seidlstraße 2—6, eine mit dem Öffentlichkeitsrechte versehene **Volks-** und **Bürgerschule** für Knaben (Pensionat und Halbpensionat) und eine **Realschule** in Graz, Graben, Kirchengasse 1. 24

Bienenwachskerzen und Wachsstöcke

in allen gewünschten Größen und Formen

offeriert einem hochwürdigen Klerus zu nachstehenden Preisen

***Hochprima** (chemisch rein) per Kilo à K 4.80
Prima (rein echt) „ „ „ „ 4.—
Sekunda (Komposition) „ „ „ „ 2.60

bei mindestens 5 Kilogramm Abnahme franko jeder Post uud **Bahnstation** Österreich-Ungarns und franko Emballage die

Wachskerzen-Fabrik und Wachsbleiche

von Jos Altmann jun.

23

k. und k. Hoflieferant in Wien

(Firma-Inhaber **Georg Lenneis** und **Anton Bittner.**)

Comptoir: Wien, I. Sonnenfelsgasse 15.

*NB. Für Reinheit der Ware garantiert das Renommee der alten Firma.

Echte Perser und Smyrna-

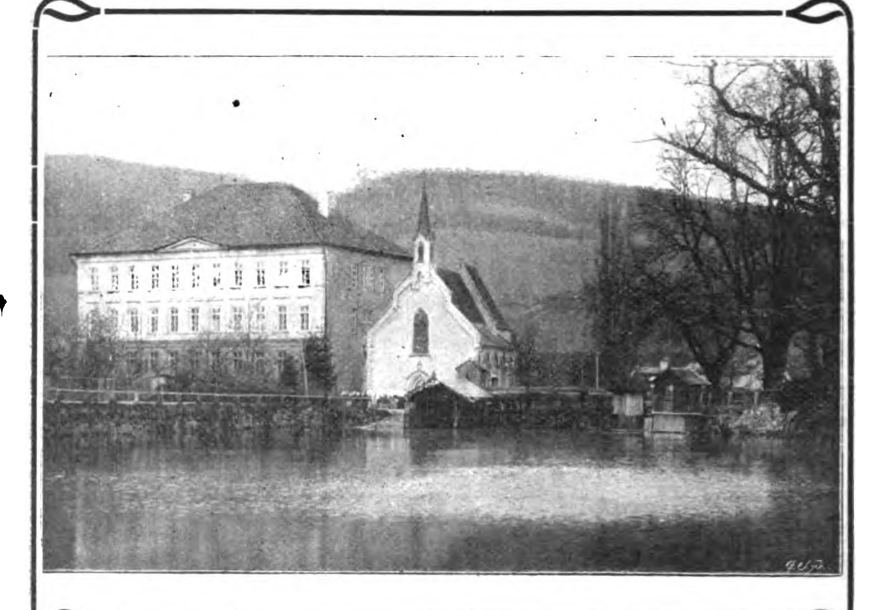
Teppiche

Eduard Janeczka Sadig früher Poppowits

Wien, I. Bezirk, Schulerstraße Nr. 1 und 8

Reichhaltiges Lager von 22

echten orient. Stickereien, Waffen, Büstungen, Wand- u. Zimmerdekorationen, Gemälden, Bronzen, oriental. Möbeln u. anderen oriental. Luxusspezialitäten.







Erstes, grösstes Steinbau-Etablissement Mährens

Eigene Amphibol-Syenit-Steinbrüche.

Spezialist in Ausführungen von Amphibol-Syenit-Figuren in mattgrauer Farbe. **Aparte** Salon- und Gartenfiguren in Licht und Grau. Kompositionen für Kapellen- und Kirchenbauten, für Altäre und Taufbecken. Säulen bis zu 10 Meter Länge aus Diorit. Balkone und Portale von poliertem Syenit o o o o o o o o o o o o verfertigt. o o o o o o o o o o o o

Prämiiert:

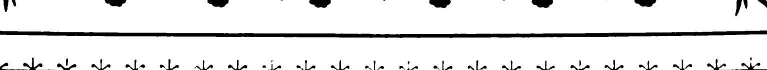
London, Paris und Rom, Austellung. — Olmütz, Ausstellung. — Mähren etc.

Ausgeführte große Kirchenbauten: Galizien, Ungarn u. a. m.

J. L. Urban

staatl. geprüfter Bau-Steinmetzmeister und Bildhauer

15 **Olmütz,** Mähren.



„Janus" Wechselseitige Lebensversicherungs-Anstalt

Gegründet 1839. in **WIEN, I., Janushof.** Gegründet 1839.

Aelteste wechselseitige Lebensversicherungs-Anstalt Oesterreich-Ungarns.

Versicherungsstand **111,000.000 Kronen.**

An fälligen Versicherungssummen wurden bisher ausbezahlt:

56,000.000 Kronen.

Oberkurator: Se. Exzellenz **Johann Freiherr von Chlumecký,** Geh. Rat, Minister a. D., lebsl. Mitglied des Herrenhauses etc. etc.

Oberkurator-Stellvertr.: Se. Hochwürden **Alexander Karl,** inf. Abt des Stiftes Melk, kais Rat, f.-e. Konsistorial-Rat zu Wien und Agram, lebsl. Mitglied des Herrenhauses etc. etc.

Obmann des Aufsichtsrates: Se. bischöfliche Gnaden **Dr. Godfried Marschall,** Bischof von Ortasia, Weihbischof und General-Vikar von Wien etc. etc.

Ehrenräte u. a.: Se. Eminenz **Dr. Anton Josef Gruscha,** Fürsterzbischof von Wien etc. etc.
Se. bischöfl. Gnaden **Dr. Franz Anton von Henle,** Bischof von Passau etc.
Se. Hochwürden **Dr. Johann Kometer,** Dechant u. Stadtpfarrer in Innsbruck.
Se. Hochwürden **Dr. Laurenz Müller,** f.-e. geistl. Rat, o. ö. Univers.-Prof.

Zentral-Bureau der Anstalt: **Wien, I., Wipplingerstraße 30, „Janushof".**

Filialen in **Brünn, Budapest, Czernowitz, Graz, Innsbruk, Lemberg, Linz, Magdeburg, München, Prag, Triest.** 14



